Indische Fahrten

von

Jos. Dahlmann S. J.

EX LIBRIS

F. D. Kenkel

Obituary.—The death is announced of the Rev. Joseph Dahlmann, S. J., who passed away peacefully at Tokyo (Japan) on June 23rd, after a prolonged illness. The deceased was born at Coblenz, on the Rhine in 1861. After brilliant studies he entered the Society of Jesus in 1878. Subsequently he studied Sanskrit and Indiology at the Universities of Vienna and Berlin. At this period several works on Indian philosophy came from his pen. After a trip to India for the purpose of studying Indian art and culture, he published his "Indische Fahrten" in two volumes, a second edition of which appeared early in 1929 and met with general favour. His interest in Far-Eastern art, especially architecture, brought him to China, where he stayed two years, travelling and studying. In October 1903 he came on a first short visit to Japan, and this probably led to his being entrusted a few years later with the task of taking the first steps towards the establishment of a Catholic Institution for higher learning in Tokyo. With this mission he landed at Yokohama on October 18th, 1908. He was never to leave Japan again. For a period of ten years he taught German literature and Greek at the Imperial University. Both these chairs he had to resign in 1924, owing to his advanced age. From the very beginning he was on the teachers' staff of "Jochi University", where he occupied the chairs of German literature, Indo-European philology, and Indian philosophy. But, due to increasing weakness and unmistakable signs of disease, he had to give up teaching in the autumn of last year. He then confined his activity to writing,—having always been a prolific writer, whose flowing and eloquent style was appreciated by all the intelligentsia of German speech. In January last he fell seriously ill and has been sinking very gradually, but steadily, ever since. His illness prevented his accepting an invitation to lecture at the Tokyo Imperial University on "Buddhism and Christianity."—*R. I. P.*

Illustrierte Bibliothek

der

Länder- und Völkerkunde.

Indische Fahrten.

Erster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1908.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Eine brahmanische Opferszene in Benares.

Indiſche Fahrten

von

Joſeph Dahlmann S. J.

Erſter Band:

Von Peking nach Benares.

Mit 195 Bildern auf 52 Tafeln und einer Karte.

ALMA COLLEGE
9154
LIBRARY
Alma, California

Freiburg im Breisgau.
Herderſche Verlagshandlung.
1908.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

19342

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen S. XI—XIV.

1. Wege und Ziele.

Abfahrt von Marseille 1. Aufenthalt in Ostasien 2. Fahrten durch China und Japan, Kambodscha und Java, Siam und Birma 3. Völkergeschichtliche Probleme des Ostens. Die religiöse Frage und das neue Zeitalter 4. Die drei großen Kultursphären Ostasiens 5. Die Kaiserstädte des Ostens 6. Peking, Kioto und Dehli 7. Ausbreitung des Buddhismus 8. Der Buddhismus als religiöse Grundmacht Chinas und Japans 9. Zivilisatorische Erfolge 10. China und das römische Reich. Eine religions- und kulturgeschichtliche Parallele 11. Die Bekennerzahl des Buddhismus. Eine irrtümliche religionsstatistische Berechnung 12 13. Der Buddhismus in Japan 14. Vermittler indischer und chinesischer Zivilisation 15. Christentum und Buddhismus 16 17. Indiens religionsgeschichtliche Stellung in Ostasien 18. Aufgaben einer Studienreise durch Indien und die buddhistischen Nachbarländer 19. Das brahmanische, buddhistische und mohammedanische Indien als Reiseziel 20.

2. Von Hongkong nach Saigon.

Hongkong, das Gibraltar des Ostens. Anlage und landschaftliche Umgebung 21. Das Hafenbild. Deutschlands wirtschaftliche Erfolge in Ostasien 22. Die Küste von Kotschinchina. Kap St-Jacques 23. Einfahrt in den Mekong. Ein Unfall. Das Loblied von Camões auf den Mekong 24. Fahrt auf dem Donnai 25. Saigon, die Hauptstadt Indochinas 26. Ein Klein-Paris. Die Boulevards und Prachtbauten 27. Der Botanische Garten 28. Die Kathedrale. Ein Denkmal des Glaubens 29. Vorkämpfer der Zivilisation. Pigneau de Behaine 30. Gambettadenkmal. Admiral Courbet und Generalgouverneur Paul Bert 31. Cholon. Die Chinesenstadt 32. Wirtschaftliche Erfolge des Chinesen in Annam. Seine Überlegenheit im Binnenhandel 33. Von Saigon nach Angkor, eine Fahrt durch drei Epochen der Zivilisation im Mekongtal 34.

3. Ein Ausflug nach Kambodscha.

Mytho. Auf den Fluten des Mekong 35. Ankunft in Pnompenh, der Hauptstadt von Kambodscha. Chaturmukh und seine symbolische Bedeutung 36. Blick auf die Königsstadt. Das Chinesenviertel. Chinesische Betriebsamkeit 37. Die Neustadt. Prachtbauten. Das königliche Schloß 38. Der Buddhismus in Kambodscha. Organisation der buddhistischen Klöster 39. Die Bonzen, ihre Kleidung und Lebensweise 40. Die Pagoden und ihre Umgebung. Die Glockenpyramiden 41. Der „Baum der Erkenntnis" 42. Die königliche Hauptpagode, Anlage und innere Ausstattung 43. Rückständigkeit der kambodschanischen Architektur 45. Vergleich mit japanischer Tempel-

kunst. Der Zimmermann als Künstler. Brahmanische Vergangenheit und buddhistische Gegenwart in Kambodscha 46. Siam als Hüterin der alten Königsstädte von Kambodscha 47. Fahrt über den See Tonle Sap. Siemreap 48.

4. Angkor.

Entdeckung der Denkmäler durch Mouhot. Eine vergessene Zivilisation 50. Die Hindu als Kolonisatoren im Mekongtal. Das Reich von Champa, den Römern und Chinesen früh bekannt 51. Das Volk der Khmer. Ihre brahmanische Staats- und Gesellschaftsordnung 52. Die Khmer-Kunst. Hohe Vollendung des Stils und der Technik 53. Angkor-Wat. Das größte religiöse Bauwerk Hinterindiens 54. Anlage der Terrassen, Galerien und Pyramidentürme 55. Plastischer Schmuck, Reichtum und Eleganz 56. Die epischen Bilderzyklen. Ein treuer Ausdruck des Volkslebens 57. Angkor-Tom. Die Königsstadt 58. Bayon. Eine Stufenpyramide 59. Schönheit der Ornamente. Reichhaltigkeit der Reliefbilder 60. Bapuon 61. Pimeanacas 62. Teichanlagen 63. Preapithu 64. Phnombakheng 65. Ponteay-Preakhan 66. Künstlerische Vollendung der Khmer-Denkmäler 67. Untergang der Khmer-Zivilisation 68.

5. Singapur.

Die Insel Pulo-Kondor. Alter Durchgangshafen des indisch-chinesischen Handels 69. Hoher Seegang 70. Ein Meeresbild 71. Die Halbinsel Malakka 72. Die Gründung von Singapur als Denkmal britischer Tatkraft 73. Das Chinesenviertel 74. Lebenskraft der chinesischen Städte 75. Betriebsamkeit des Chinesen 76. Wirtschaftliche Überlegenheit 78. Indien und China 79. Innerer Zusammenhalt des chinesischen Reiches 80. Die Epochen seiner Geschichte 81. Die Grenzmarken der ostasiatischen Weltstraße 82. Eine kulturgeschichtliche Parallele 83. Chinas Empfänglichkeit für Kulturfortschritt 84.

6. Streifzüge durch Java.

An Bord der „Nganking" 86. Blick auf die Vulkanlandschaft Sumatras 87. Insulinde, die Perle des Malaiischen Archipels 88. Altindische Kolonisation der Insel 89. Die Koningin van het Oosten 90. Ankunft in Batavia 91. Weltevreden 92. Neustadt und Altstadt 93. Das alte Batavia 94. Portugiesischer und holländischer Wettbewerb 95. Macao und Batavia 96. Gegensätze einer christlichen und nichtchristlichen Kolonisationspolitik 97. Die malaiische Bevölkerung Javas 98. Buitenzorg 99. Landschaftliche Schönheit 100. Der Botanische Garten 101. Durch das Preangerland 102. Bandung 103. Djokjakarta 104. Der Kraton 105. Entdeckung einer indischen Zivilisation auf Java 106. Alter der indischen Kolonisation 107. Erste Kunde, Ptolemäus, Fa-hian, Odorico da Pordenone 108. Die Denkmäler des Diëng-Gebirges 109. Eine altbrahmanische Priesterstadt 110. Brahmanismus und Buddhismus auf Java 111.

7. Die Denkmäler der Fürstenlande.

Die „Vorstenlande", Landschaft, Bevölkerung 112. Fahrt nach Moentilan 113. Mendoet und seine Tempel 114. Zahl und Verbreitung der Denkmäler 115. Der künstlerische Charakter 116. Verwandtschaft mit Kambodscha 117. Boro-Budor 118. Landschaftliche Umgebung 119. Aufbau der Stufenpyramide 120. Der plastische Schmuck der Galerien 121. Die Bilderzyklen 122. Die Buddhalegende 123. Die Reliefreihen der Vorgeburtsgeschichten 124. Künstlerische Vollendung der Reliefs 125. Der Bilderkreis der dritten und vierten Galerie 126 127. Der Reliquienschrein

als Abschluß des Bauwerkes 128. Prambanam 129. Kleinere Heiligtümer, Kali Bening 130. Terrassenpyramiden 131. Tjandi Schiwa 132. Der Bilderzyklus des Rāmāyana 133. Tjandi Sewoe, das „Heiligtum der Tausend Tempel" 134. Tjandi Plaosan 135. Vermischung von Brahmanismus und Buddhismus 136. Das religiöse Leben des indischen Kolonialreiches 137. Licht- und Schattenseiten der brahmanisch-buddhistischen Kolonisation Javas 138.

8. Bangkok.

Auf der Fahrt nach Siam 140. Über die Barre des Menam 141. Das Pagodenfest von Paknam 142. Buddhistisches Leben auf dem Strome 143. Die Königsstadt 144. Auf der „Elektrischen" durch „New Road" 145. Chinesisches Geschäftsleben 146. Die Bevölkerung Siams 146. Heimat der siamesischen Herren des Menamtales 147. Indische Zivilisation des heutigen Siam 148. Ayuthya 149. Das Ruinenfeld der alten Hauptstadt 150. Die „Stadt der Oliven" 151. Ein „Venedig des Ostens" 152. Blick vom goldenen Hügel 153. Ausflug nach dem Sommerpalais des Königs 154. Die buddhistischen Oktoberfeste 155. Siamesische Kunst 156. Anlage und Schmuck der Pagoden 157—159. Wat Suthat 160. Wat Pho 161. Strombilder, die schwimmenden Häuser 162. Wat Cheng 163. Die letzten Reste der alten Brahmanengeschlechter in Siam 164. Der Königspalast 165. Wat Prakeo 166. Wat Maha Theat 167. Der weiße Elefant 168. Die Pagode der heiligen Bücher 169. Das Palais 170. Eine chinesische Christengemeinde in Bangkok 171.

9. Rangun.

Die Riesenglocke der Pagode als Wahrzeichen Birmas 173. Indische Kolonisation. Eindringen und Aufblühen des Buddhismus 174. Buddhistische Straßenbilder von Rangun. Das Land der Pagoden 175. Die birmanischen Klöster. Weihe der Pagoden 176. Berühmte Wallfahrtsorte, ihre Geschichte 177. Die Schwai Dagun-Pagode, der besuchteste Wallfahrtsort 178. Anlage und Schmuck der Pagode 179. Verdienstliche Werke. Vergoldung des Glockenmantels 180. Votivgeschenke. Buddhistische Frömmigkeit 181. Glocken als Weihegeschenke 182. Ein birmanisches Pagodenfest 183. Bilder aus dem religiösen Leben 184. Das Bonzentum als die religiöse und soziale Macht Birmas. Die Bonzenschulen. Weihe des Knaben an die Bonzen 185. Einfluß des Klosters auf die Bevölkerung 186 187.

10. Mandale.

Fahrt nach Oberbirma 188. Bergpagoden. Gefahrvolle Pilgerfahrten 189. Der Mandalehügel 190. Eine Klosterstadt, malerische Lage. Pagodenbilder 191. Die „Pagode der Königin". Charakter der birmanischen Skulptur, Reichtum des Schmuckes 192. König Thibaw's „Kloster" 193. Die „Pagode des königlichen Verdienstes". König Menduns Pagodenbauten 194. Das Ceylonische Kloster. Die Schwai Sandaw-Pagode 195. Die Arakan-Pagode 196. Kultus des weißen Elefanten. Hofstaat, Einkünfte 197. Das birmanische Bonzentum, seine Organisation 198. Lebensweise der Bonzen, Tagesordnung 199—201. Totenkultus 202 203. Leichenverbrennung 204. Eine Fahrt auf der Irawadi 205. Die Ruinen von Pagan. Die Ananda-Pagode. Buddhastatuen 206.

11. Kalkutta.

Der Hugli 208. Fort William. Prinsep's Ghat 209. Die Hauptstadt Indiens. Ursprung und Wachstum Kalkuttas. Der Maidan und seine Denkmäler 210. Die

Schöpfer des anglo-indischen Kaiserreichs. Größe des Erfolges 211. Die Volkszählung vom 1. März 1901, ein Markstein in der Geschichte Indiens 212. Die Asiatic Society of Bengal, ihre Aufgaben und Leistungen für die Erforschung Indiens 213. Die katholische Mission. Erzbischof Goethals 214. Die Goethals Library, ein Mittelpunkt wissenschaftlicher Missionsarbeit. Bedeutung für Indien 215. Jahrestag der Asiatischen Gesellschaft, eine Rede Lord Curzons 216. Das indische Kaiserreich, Größe, Bevölkerungszahl 217. Die Rassengruppen 218. Die Kultusgruppen 219. Die Sprachgruppen 220. Die Kasten 221 222. Ein literarischer „Indienführer" 223. Die wissenschaftliche Erschließung des Ostens 224. Deutschlands Teilnahme daran 225.

12. Benares.

Das Strombild des Ganges 227. Das indische „Rom" 228. Der Begründer der Mission von Benares 229. Alter und Ansehen der Stadt 230. Mittelpunkt der religiösen Welt des Ostens 231. Ein Spaziergang durch die Straßen der „heiligen" Stadt 232. Religiöse Bilder. Die Pilger 233. Der „heilige" Stier 234. Tempelprozessionen 235. Tempelarchitektur, Phantastik des Bilderschmuckes 236. Der Affentempel Durga-Khond 237. Kultus der blutgierigen Göttin Durga 238. Ein Opferzug, genannt „Ameisenmarsch" 239. Tempeldienst, Schiwas Tagesordnung 240. Der Tempel des Trilochana 241. Der Bischeschwar-Tempel 242. Der Brunnen der heiligen Erkenntnis, genannt Jnanakup, Tempelleben 243. Der Hinduismus als religiöse Macht, der Hindu als Sklave seines Kultus 244.

13. Auf den Fluten des Ganges.

Der Ganges als Kulturstrom 245. Das Ufergelände. Die Ghats, monumentaler Charakter der Bauten 246. Alte und neue Zeiten. Die Stromfahrt eines deutschen Bischofs 247. Gefährliche Lage 248. Eine Nacht am Gangesufer 249. Der Narains-Ghat 250. Die Hyänen der „heiligen" Stadt 251 252. Kühne Entschlossenheit 253. Rettung 254. Die Prachtbauten der Ghats 255. Morgenandacht im Strom 256. Die Brahmanen als des Stromes Hüter 257. Vernachlässigung und Verwüstung der Bauwerke 258. Ashi-Ghat, Tulsi-Ghat, Chiwala-Ghat 259. Religiöse und soziale Gegensätze. Brahmane und Fakir 260. Der Verbrennungsghat 261. Das Sanctum Sanctorum von Benares. Die Verbrennung 262. Aurangezebs Moschee als Triumph des Islam über den Hinduismus 263. Der „heilige" Strom im Volksbewußtsein 264. Sein Lauf. Wanderung des indischen Arya. Umwandlungsprozeß vom Arya zum Hindu 265. Der Zusammenfluß von Ganges und Jamuna bei Allahabad, heiligster Ort am Gangesufer. Eine geheimnisvolle Verbindung der heiligen Ströme mit Sarasvati 266. Grundcharakter des Hinduismus, Zusammenfluß der abstoßendsten Gegensätze 267.

14. Unter den Samnyasi.

Brahmanische Typen, betende und büßende Samnyasi 268. Die Fakire als Büßer und Zauberer der Fluch Indiens. Ein Besuch bei dem Yogin Swami Saraswati 269. Formen des Büßertums 270. Orgien der Selbstpeinigung 271. Die Urdhva-Bahu genannte Tortur 272. Das Seitenstück dazu, die Urdhva-Mukhi genannte Buße 273. Das Stachelbett 274. Ursprung des Bußgedankens 275. Die brahmanische Erlösungslehre 276. Christliche und heidnische Aszese 277. Der Fanatismus der indischen Büßer, eng verbunden mit frivoler Wollust 278. Tierkultus, Vergötterung des Tieres und Vertierung des Göttlichen 279. Idealismus

und Materialismus auf brahmanischem Boden 280. Kampf des Hinduismus mit Buddhismus und Mohammedanismus, unverwüstliche Lebenskraft und unbeugsamer Widerstand der brahmanischen Überlieferung 281.

15. Buddhagaja.

Patna, die alte Hauptstadt Pâtaliputra des Königreiches Magadha 283. In der Heimat des Buddhismus 284. Buddhagaja 285. Ein brahmanischer Wallfahrtsort 286. Der „Baum der Erkenntnis" 287. Buddhas Erlösungsprozeß 288. Grundlehren der neuen Schule 289. Ihre Ausbreitung 290. Asoka, der buddhistische Konstantin, als Förderer der Mönchsgemeinde 291. Die Felseninschriften und Säulenedikte 292. Entwicklung des buddhistischen Kultus 293. Heilige Orte des ältesten Buddhismus. Nepal, Buddhas Geburtsland. Pilgerfahrten 294. Kapilavastu. Der Lumbinipark 295. Reliquienfunde 296. Überreste Buddhas 297. Verbreitung des Reliquienkultus 298. Die großen Reliquienheiligtümer des Buddhismus 299. Der Stûpa von Bhattiprolu 300. Die Reliquienheiligtümer des Fünfströmelandes. Der Stûpa von Manikyâla 301. Die großen Reliquienfunde von Ventura und Court 302. Der Stûpa von Bimaran. Ein kostbares Reliquiar 303. Einfluß des Reliquienkultus auf Ostasien. Indische Reliquiare in China und Japan 304. Mumifizierte Bonzen in China. Wanderung und Wandlung des altbuddhistischen Kultus 305.

16. An der Schwelle Tibets.

Der erste Blick auf den Himalaja 307. Eine Bergfahrt. Kurseong. St Mary's Seminary 308. Darjschiling 309 310. Das Gletscherpanorama. Der Kantschindschinga 311. Ausflug nach dem Tale des Randschit 312. Sikkim, ein angloindischer Schutzstaat 313. Tibetanische Umgebung. Lepcha und Lama 314. Die Hochburg des Lamaismus. Erinnerung an Dschehol 315. Ursprung des Lamaismus 316. Eine Lamapagode 317. Bilderschmuck 318. Dämonischer Charakter 319. Verwandtschaft des brahmanischen und lamaistischen Kultus 320. Schutzgottheiten 321. Die Macht des Lamakultus, Ausbreitung in Ostasien 322. Peking und sein „lebender" Buddha 323. Älteste Kunde von den lamaistischen Klosterburgen 324. Die Pioniere der katholischen Mission in Tibet 325. Frohe Hoffnungen 326. Rückkehr nach Kalkutta 327.

17. Gwalior.

Mittelindien. Staat und Stadt Gwalior 328. Fahrt durch die Neustadt Laschkar 329. Das Fort, der Stolz Gwaliors. Alter der Burg 330. Die Felsenhöhlen und Skulpturen der Jaina. Ursprung der Jainareligion 331. Das Schloß, Schönheit der Bauwerke 332. Ausblick auf die Umgebung 333. Die Tempel Sâsbâhu und Teli-ka-Mandir 334. Die Sindhiafürsten 335. Begegnung mit dem regierenden Sindhia 336. Erinnerungen an des Fürsten Reise nach China 337. Vergleichende Volksforschung. Der Hindu und der Chinese 338. Der brahmanische und der konfuzianische Gelehrte 339. Einfluß des literarischen Lebens auf das politische in Indien und China. Religiöse und soziale Gegensätze 340. Kongfutse und die literarischen Staatsprüfungen 341. Nationaler und politischer Zusammenhalt in China. Soziale und politische Zerrissenheit in Indien 342. Lebenskraft des chinesischen Volkstums 343. Palastarchitektur in Mittelindien 344. Fürstliche Bautätigkeit in Bundelkhand, Urcha, Chatrapur und Panna 345. Abschied von Gwalior. Die katholische Gemeinde. Bischof Hartmann O. C. 346. Sonagir, ein Bergheiligtum und Wallfahrtsort der Jaina 347.

18. Santschi.

Durch das Windhjagebirge 348. Bhilsa. Die Feste Lohangir 349. Chaityagira, der „Berg der Heiligtümer“ 350. Das Heiligtum von Santschi, Ursprung, Alter 351. Weiheinschrift Asokas. Schenkungen an Mönche. Religiöse Begeisterung des Volkes 352. Aufbau der Grabkuppel 353. Die Torbogen, plastischer Schmuck 354. Künstlerischer Wert der zahlreichen Reliefs 355. Beschreibung der Bildergruppen 356. Mythische Tiergestalten, Garuda, Nāga 357. Das Volksleben 358. Verherrlichung der Person Buddhas 359. Die Bekehrung des Kāçyapa. Das Wandeln über dem Wasser 360. Grundsätzlicher Widerstand gegen die plastische Darstellung Buddhas 361. Der Stūpa von Barhut, Bilderschmuck, Szenen aus dem Leben Buddhas 362. Brahmanische und buddhistische Erlösungslehre 363. Buddha ursprünglich weder Gott noch Erlöser, als Lehrer der Erlösung verehrt 364. Die Vorgänger Gotamas in der Buddhawürde. Das Reliquienheiligtum als Symbol des Nirwāna 365. Denkmäler in der Umgebung von Bhilsa 366. Sonāri, Saddhāra, Bhojpur. Reliquienfunde 367. Aufschwung der buddhistischen Kunst in Ostasien 368. Höhepunkt in Japan, Licht- und Schattenseiten der künstlerischen Entwicklung 369. Buddhistische und christliche Erlösungsbotschaft 370.

19. Bombay.

Das Franz Xaver-Kolleg 371. Reorganisation des Unterrichtswesens 372. Teilnahme der Katholiken am Aufschwung des Unterrichts 373. Berufung der deutschen Jesuiten nach Bombay 374. Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts im Osten 375. Auf den Pfaden des Apostels von Indien und Japan, ein Missionsprogramm 376. Erste Entwicklung des Kollegs, schnelles Emporwachsen zur Universität 377. Wissenschaftliche und moralische Erfolge, Anerkennung und Unterstützung seitens der anglo-indischen Regierung 378. Hochschätzung der alten Schüler, Hindu, Parsi, Mohammedaner 379. Ein Denkmal der Hingebung und Tatkraft 380. Wanderungen durch Bombay, die Esplanade, das Fort, Pracht der Bauwerke, die urbs prima Indiarum im künstlerischen Gewande der Mediceerstadt 381. Straßenbilder. Bombay, das Eldorado der Parsi 382. Malabar Hill. Die Türme des Schweigens 383. Mountstuart Elphinstone, der Begründer des Educational Conquest of India 384. Ausdehnung des Unterrichts in den höheren und niederen Schulen 385. Stellung des Christentums. Schäden der religionslosen Staatsschule 386. Die religiöse Politik der Ostindischen Gesellschaft 387. Unwürdige Lage des Christentums unter ihrer Herrschaft, Bevorzugung der Hindu und Mohammedaner 388. Urteil des Sir Alfred Lyall über das religiöse Kolonisationsprogramm in Indien 389. Gegensatz der alten und neuen Kolonisationspolitik 390.

20. Bassein.

Bandora 391. Eine portugiesische Kolonialgründung. Blick auf die Ruinen der Kirchen und Klöster 392. Unternehmungsgeist Portugals. Vasco da Gama. Entdeckung des Seewegs nach Ostindien 393. Macao, Goa, Bassein als Pflanzstätten christlicher Zivilisation 394. Franz Xaver, der Organisator der Ostasiatischen Mission. Urteil Crawfords 395. Der Apostel von Indien und Japan, sein Unternehmungsgeist, seine Fahrten, Erfolge, Charakterbild 396—400. Grab in Goa 401. Die Goanesen 402. Christliche Kolonialpolitik 403.

Verzeichnis der Abbildungen.

Erklärung der bei Angabe der Quelle angewandten Abkürzungen:

A. M. I: Ancient Monuments of India, London.
A. S. I.: Archaeological Survey of India, London.
B. & Sh.: Phot. Bourne & Shepherd, Bombay.
F. A.: Fournereau, Les Ruines d'Angkor, Paris.
F. S.: Fournereau, Le Siam ancien, Paris.
I. M.: Phot. des India Museum, Kalkutta-Simla.
I. O.: Phot. des India Office, London (W. Griggs & Sons).
J.: Phot. Johannes & Co., Mandale.
K.: Phot. Kephas, Djokjakarta.
M.: Album „Ein Tagebuch in Bildern" von Mumm v. Schwarzenstein.
S. P. S.: Phot. der Siam Photo Supply Co., Bangkok.

Titelbild: Eine brahmanische Opferszene in Benares.

Seite

Tafel 1 8

Bild 1. Peking. Ansicht.
„ 2. Chinesischer Buddha.
„ 3. Chinesischer Buddha.
„ 4. Göttin Koan-yin.
„ 5. Göttin Koan-yin mit Kind.
(Bild 2—4 Porzellanfiguren aus der Sammlung des † Bischofs Favier zu Peking.)

Tafel 2 16

Bild 6. Buddha aus Bronze in Hiogo.
„ 7. Buddhas aus Bronze in Tokyo.
„ 8. Japanische Bonzen im Ornat.
„ 9. Bettelnde buddhistische Pilger in Japan.

Tafel 3 24

Bild 10. Saigon (Chinesenviertel).
„ 11. Saigon. Palast des Generalgouverneurs von Indochina.
„ 12. Cholon. Straße und chinesische Läden.

Tafel 4 30

Bild 13. Saigon. Denkmal des Bischofs Pigneau de Behaine.
„ 14. Text der Leichenrede des Kaisers Gia Long für Bischof Pigneau de Behaine. Seidenhandschrift.

Tafel 5 40

Bild 15. Pnompenh. Königlicher Palast.
„ 16. Pnompenh. Oberbonze (Préas Sänghréach) von Kambodscha.
„ 17. Pnompenh. Königliche Pagode.

Seite

Tafel 6 50

Bild 18. Siemreap. Rollbrücke.
„ 19. Hütten der Eingebornen auf dem Wege nach Angkor.
„ 20. Angkor-Wat. Grundriß der Bauanlage. Rekonstruktion.
(Bild 18—20: F. A.)

Tafel 7 52

Bild 21. Angkor-Wat. Eine Galerie. Außenansicht.
„ 22. Angkor-Wat. Hauptbau. Rekonstruierter Querschnitt.
(Bild 21—22: F. A.)

Tafel 8 56

Bild 23. Angkor-Wat. Pfeiler-Kapitell.
„ 24. Angkor-Wat. Pilasterdekoration.
„ 25. Angkor-Wat. Holzdecke.
„ 26. Angkor-Wat. Relief: Königliche Barke.
„ 27. Angkor-Wat. Reliefszene aus dem Rämäyana. Angriff Hanumans auf Ravana.
„ 28. Angkor-Wat. Reliefszene: Fürst in seinem Palast (Aus dem Paradies).
(Bild 23—28: F. A.)

Tafel 9 60

Bild 29. Angkor-Wat. Türgewändrelief.
„ 30. Bayon. Turmpyramiden (3. Stockwerk).
„ 31. Bapuon. Bauanlage. Rekonstruktion.
(Bild 29—31: F. A.)

Seite

Tafel 10 64
Bild 32. Bapuon. Mittelturm des 2. Stockwerkes. Rekonstruktion.
„ 33. Pimeanacas. Relief mit Elefanten.
„ 34. Ponteay-Preakhan. Säulenbau.
(Bild 32—34: F. A.)

Tafel 11 66
Bild 35. Loley. Blendtor.
„ 36. Bakong. Turm mit Blendtor.
„ 37. Thammanan. Baudetail.
(Bild 35—37: F. A.)

Tafel 12 72
Bild 38. Singapur. Malaiisches Pfahldorf.
„ 39. Singapur. Hafen. (Phot. Lambert & Co., Singapur.)

Tafel 13 80
Bild 40. Kongfutse-Altar.
„ 41. Chinesischer Buddha-Altar.
„ 42. Chinesische christliche Familie.

Tafel 14 96
Bild 43. Vornehmer Javaner mit Familie.
„ 44. Brahmanische Priester auf Java, Nachkommen der alten Hindu-Kolonisatoren.
„ 45. Javanischer Prinz von Djokjakarta.
„ 46. Javanischer Edelmann der Fürstenlande.
(Bild 43—46 nach Rouffaer und Juijnboll, Indische Batikkunst.)

Tafel 15 112
Bild 47. Auf dem Dieng-Plateau.
„ 48. Arjuna-Tempel auf dem Dieng-Plateau.
„ 49. Tjandi Mendoet. Relief der Stufenanlage.
„ 50. Tjandi Mendoet. Relief der Südseite.
(Bild 47—50: K.)

Tafel 16 120
Bild 51. Tjandi-Mendoet. Buddhastatue.
„ 52. Boro-Budor. Nische mit Buddhastatue.
„ 53. Boro-Budor. Gesamtanlage.
(Bild 51—53: K.)

Tafel 17 124
Bild 54. Boro-Budor. Zweite Galerie.
„ 55. Boro-Budor. Relief der dritten Galerie.
„ 56. Boro-Budor. Buddharelief.
(Bild 54—56: K.)

Tafel 18 128
Bild 57. Tjandi Kali Bening.
„ 58. Prambanam. Mauerschmuck des Tjandi Schiwa.
„ 59. Prambanam. Tjandi Schiwa, Brahma und Wischnu.
(Bild 57—59: K.)

Seite

Tafel 19 130
Bild 60. Prambanam. Tjandi Schiwa.
„ 61. Prambanam. Mauerschmuck von Tjandi Schiwa.
„ 62. Prambanam. Relief aus dem Rāmāyana-Zyklus.
(Bild 60—62: K.)

Tafel 20 132
Bild 63 u. 64. Prambanam. Reliefs aus dem Rāmāyana-Zyklus.
„ 65. Schiwa.
„ 66. Durga.
„ 67. Ganeça.
„ 68. Nandi.
Bild 65—68: Prambanam. Götterstatuen. (K.)

Tafel 21 134
Bild 69. Prambanam. Wandschmuck von Tjandi Schiwa.
„ 70. Prambanam. Tjandi Sewoe.
„ 71. Tjandi Sewoe. Zwerg als Torhüter.
„ 72. Tjandi Plaosan. Buddhastatue.
(Bild 69—72: K.)

Tafel 22 144
Bild 73. Bangkok mit Blick auf Wat Cheng.
„ 74. Bangkok. New Road.
„ 75. Ayutthya. Tempelruinen.
„ 76. Bangkok. Königliche Mausoleen.
(Bild 73—76: S. P. S.)

Tafel 23 152
Bild 77. Siamesische Bonzengruppe.
„ 78. Alter Wat am Kanal.
„ 79. Siamesische Sanskritinschrift.
„ 80. Buddhapada.
„ 81. Bangkok. Eingang zum Wat Pho.
(Bild 77, 78 u. 81: S. P. S.; Bild 79 u. 80: F. S.)

Tafel 24 160
Bild 82. Bangkok. Wat Pho.
„ 83. Bangkok. Buddha-Galerie des Wat Pho.
„ 84. Wat Suthat. Tempelinneres mit Buddha und Bonzenstatuen.
„ 85. Bangkok. Wat Cheng.
(Bild 82, 83 u. 85: S. P. S.; Bild 84: F. S.)

Tafel 25 164
Bild 86. Bangkok. Königlicher Palast.
„ 87. Bangkok. Hof des königlichen Palastes.
„ 88. Bangkok. Wat Prakeo.
„ 89. Bangkok. Terrassen von Wat Prakeo.
(Bild 87—89: S. P. S.)

Tafel 26 168
Bild 90. Bangkok. Glockentürmchen.
„ 91. Bangkok. Vom Wat Prakeo.
„ 92. Bonzenschule.
„ 93. Tänzerinnen.
(Bild 90, 91 u. 93: S. P. S.; Bild 92: J.)

Seite

Tafel 27 176
Bild 94. Rangun. Schwai-Dagun-Pagode.
„ 95. Rangun. Die fünfhundert Heiligen des Buddhismus.
„ 96. Rangun. Eingang zur Schwai-Dagun-Pagode.
„ 97. Rangun. Kapellenkranz der Schwai-Dagun-Pagode.
(Bild 94—97: J.)

Tafel 28 184
Bild 98. Rangun. Buddhastatue.
„ 99. Ein dem Bonzenkloster geweihter Knabe.
„ 100. Birmanische Familie.
„ 101. Rangun. Inneres einer Pagode mit diensttuenden Bonzen.
(Bild 98—101: J.)

Tafel 29 190
Bild 102. Amarapura. Pagoden.
„ 103. Mandale. Königspalast.
„ 104. Sagain. Glocke des Königs Mendun.
„ 105. Junge Bonzen und Novizen.
(Bild 102—105: J.)

Tafel 30 192
Bild 106. Mandale. Pagode der Königin.
„ 107. Mandale. Kloster des Königs Thibaw.
(Bild 106 u. 107: J.)

Tafel 31 196
Bild 108. Mandale. Pagode des „königlichen Verdienstes".
„ 109. Mandale. Portal der Pagode des „königlichen Verdienstes".
„ 110. Mandale. Die „unvergleichliche Pagode".
(Bild 108—110: J.)

Tafel 32 200
Bild 111. Bonze als Einsiedler.
„ 112. Ein Sadaw, Mitglied des obersten Rates der Bonzen.
„ 113. Bonzen und Bonzinnen.
„ 114. Bonzen auf dem Bettelgang.
(Bild 111—112 nach Ferrars, Burma; Bild 113—114: J.)

Tafel 33 204
Bild 115. Einbalsamierter Bonze.
„ 116. Pagan. Ananda-Pagode.
„ 117. Katafalk als Tempelpyramide.
„ 118. Pagan. Königspagode.
(Bild 115—118: J.)

Tafel 34 210
Bild 119. Kalkutta. Jaina-Tempel.
„ 120. Kalkutta. Gartenanlagen eines Jaina-Tempels.
(Bild 119—120 aus Boeck, Durch Indien. Leipzig, Hirt & Sohn.)

Seite

Tafel 35 218
Bild 121. Indier aus niederer Kaste.
„ 122. Indier aus höherer Kaste (Geldwechsler).
„ 123. Mitglieder einer indischen Kaufmannszunft.
„ 124. Indische Schauspielertruppe.

Tafel 36 230
Bild 125. Benares. Ghats.
„ 126. Brahmanische Weihe von Pilgern und ihren Kindern.
„ 127. Sarnath. Buddhistisches Reliquienheiligtum.
„ 128. Benares. Moderne Pagode.
(Bild 125—128: B. & Sh.)

Tafel 37 240
Bild 129. Brahmanisches Tempelpersonal: Priester mit ihrem Oberhaupt, Musikanten und Tempelbajaderen.
„ 130. Benares. Blick auf Stadt und Strom.
(Bild 130: B. & Sh.)

Tafel 38 260
Bild 131. Benares. Verbrennungsghat.
„ 132. Benares mit der Moschee Aurangezebs.
(Bild 131—132: B. & Sh.)

Tafel 39 270
Bild 133. Lehrender Samnyasi.
„ 134. Büßender Samnyasi.
„ 135. Der Büßer Swami Sarasvati vor seiner Zelle.
(Bild 135 aus Boeck, Durch Indien. Leipzig, Hirt & Sohn.)

Tafel 40 288
Bild 136. Buddhagaja. Buddhatempel. Rekonstruktion.
„ 137. Der heilige Baum.
„ 138. Älteste Tempelhalle Asokas.
Bild 137—138: Reliefs aus Barhut.
„ 139. Von Asokas Felsenedikt zu Dauli in Brahmi-Schrift.
„ 140. Asokas Felsenedikt von Shahbâzgarhi in Karoschti-Schrift.
„ 141. Buddhagaja. Säule mit Weiheinschrift von Asoka an Buddhas Geburtsstätte.
(Bild 136—140: A. S. I.; Bild 141 nach V. Smith, Early History of India.)

Tafel 41 294
Bild 142. Patan. Palast und Tempel.
„ 143. Patan. Buddhatempel.
„ 144. Bhatgaon. Hindutempel.
(Bild 142—144: B. & Sh.)

Seite

Tafel 42 298

Bild 145. Reliquiengefäße von Piprâwâ.
„ 146. Kristallgefäße mit Reliquien von Bhattiprolu.
„ 147. Metallplättchen von Bhattiprolu.
„ 148. Reliquiengefäß von Bhattiprolu.
„ 149. Kristallzylinder von Bhattiprolu.
„ 150. Kupfergefäß von Manikyala mit Widmung in Gandhâra-Schrift.
„ 151. Fundstücke aus Manikyala.
„ 152. Silbernes Reliquiengefäß von Manikyala.
„ 153. Goldenes Reliquiengefäß von Manikyala.
„ 154—158. Kleine Fundstücke von Manikyala.
„ 159. Goldenes Reliquiengefäß von Manikyala.
„ 160. Kaiser Shotoku Taishi, Reliquien verehrend. Holzfigur aus Nara (7. Jahrh.)
„ 161. Japanisches Reliquiarium in Bronze aus Nara.
„ 162. Verehrung des Reliquienschreins. Relief aus Barhut.
„ 163. Inschrift Kanischkas aus dem Pandschab.
(Bild 145—149 u. 162: A. S. I.; Bild 150 bis 159 nach Prinsep; Bild 160—161: Anderson, The Pictorial Arts of Japan; Bild 163 nach Burgess, Ancient Monuments of India.)

Tafel 43 312

Bild 164. Der Kantschindschinga von Dardschilling aus.
„ 165. Lepschas im Winterkleid.
„ 166. Lama-Bonzen im Ornat.
(Bild 164: Originalzeichnung Compton; Bild 165: B. & Sh.; Bild 166: M.)

Tafel 44 316

Bild 167. Klosterbau Putala in Dschehol. Gesamtansicht.
„ 168. Klosterbau Putala in Dschehol. Hauptbau.
„ 169 u. 170. Lama-Bonzen im Ornat.
(Bild 167—168: M.; Bild 169—170: B. & Sh.)

Tafel 45 330

Bild 171. Gwalior. Aufstieg zur Felsenburg.
„ 172. Gwalior. Sâs-bâhu-Tempel mit Reitelefanten im Vordergrund.
„ 173. Gwalior. Palast des Sindhja.
(Bild 171: I. O.)

Seite

Tafel 46 336

Bild 174. Gwalior. Inneres des Jaina-Tempels Teli-ka-Mandir.
„ 175. Sonagir. Tempelstadt der Jaina.
(Bild 174: B. & Sh.; Bild 175: I. O.)

Tafel 47 350

Bild 176. Santschi. Der große Stûpa.
„ 177. Santschi. Westtor der großen Stûpa.
(Bild 176 u. 177: A. M. I.)

Tafel 48 358

Bild 178. Santschi. Architrav des Osttors des großen Stûpa.
„ 179—180. Santschi. Pfeiler vom Nordtor des großen Stûpa mit Reliefs.
„ 181. Medaillon aus Barhut.
„ 182. Vom Steinzaun zu Barhut.
„ 183. Relief mit Jetawana-Szene aus Barhut.
„ 184. Relief mit Bodhibaum aus Barhut.
(Bild 178 nach Grünwedel; Bild 179—180: A. M. I.; Bild 181, 183 u. 184: I. O.; Bild 182: A. S. I.)

Tafel 49 376

Bild 185. Bombay. St Franz Xaver-Kolleg.
„ 186. Bombay. Graduierte des St Franz Xaver-Kollegs mit ihren Lehrern.
„ 187. Bombay. Elphinstone- und St Franz Xaver-Kolleg.
„ 188. Bombay. Universität.
(Bild 187—188: B. & Sh.)

Tafel 50 392

Bild 189. Bassein. Tor der Zitadelle.
„ 190. Ansicht von Macao.
„ 191. Macao. Fassade der ehemaligen Jesuitenkirche.

Tafel 51 398

Bild 192. Bassein. Fassade der Jesuitenkirche.
„ 193. Goa. Schrein des hl. Franz Xaver.
„ 194. Goanesen. Marianische Kongregation von Nachkommen der alten Bekehrten.

Karte: Hinterindien und Malaiischer Archipel am Schluß.

1. Wege und Ziele.

Am Abend des 19. Juni 1905 näherten wir uns, von Port Said kommend, der Küste Italiens. Und mit dem ersten Morgenstrahl des folgenden Tages sandte Europa dem Wanderer seinen Willkommgruß von den Höhen des stolzen Ätna und Aspromonte zu. Nahezu drei Jahre waren verflossen, seitdem ich zwischen den Ufern der schönen, einem blauen Strome gleichenden Meerenge von Messina zum erstenmal hindurchgefahren war, um nach dem Osten zu ziehen. Es war ein sonniger Morgen gewesen wie heute. Die langen Reihen der weißen Dörfer und Städtchen, die links und rechts, von malerischen Hochgebirgsketten überragt, auftauchten, winkten damals ein letztes Lebewohl dem Scheidenden zu. Wird ihm eine glückliche Heimkehr aus den fernen, fremden Ländern des Ostens beschieden sein? China und Japan, Indien und die indischen Nachbarländer, Kambodscha und Java lagen vor den Augen des Ostasienfahrers ausgebreitet. Und es war zu natürlich, daß es ihm in dem Augenblick, wo die letzten Linien des Festlandes am Horizont schwanden, etwas schwer ums Herz wurde. Die Ziele, die ihm vorschwebten, die Wege, die er einzuschlagen gedachte, schienen sich mit einem Male in dunkle Fernen zu verlieren. Aber eine gütige Vorsehung begleitete den Wanderer in den Osten und führte ihn nach einer in jeder Beziehung glücklichen Fahrt von zwei Jahren und neun Monaten der deutschen Heimat wiederum entgegen.

Ich hatte die Fahrt nach China und Japan am 21. September 1902 von Marseille aus angetreten. Lebhaft steht das Bild der Ausfahrt in diesem Augenblick vor dem Auge, während wir uns wiederum in denselben Gewässern bewegen, durch die mich damals der schöne französische Dampfer „Annam" nach dem Osten trug. Und alle die neuen und fremdartigen Eindrücke erwachen wieder, welche gerade die ersten Tage einer weiten, zum erstenmal unternommenen Seereise hervorrufen. Ich glaube noch den großen Dampfer „Annam" vor mir zu sehen, wie er im Begriffe steht, uns aus dem Hafen hinauszutragen. Alle Vorbereitungen sind getroffen. Die Pontonbrücke auf der linken Seite ist ausgefahren. Jetzt werden die letzten Trossen gelöst, die uns mit dem Festlande verbinden. Ein Kommando tönt hinab in die Tiefe des Schiffsraumes, und die Schraube beginnt rollend und stampfend

ihre Drehungen. Langsam gleitet das Schiff durch den inneren Hafen unter den lebhaften Abschiedsrufen der Menge. Das Wetter ist prachtvoll. Die sachte ansteigende Stadt bietet sich dem scheidenden Blick in einem wundervollen Bilde. Der herrliche Dom hebt sich in seiner ganzen Schönheit von dem Hafenbilde ab, während die Sonne mit ihrem goldenen Lichte die Kuppeln verklärt. An der Landspitze, in die der mächtige Wellenbrecher des Hafens ausläuft, ruft eine dicht gedrängte Menge dem „Annam" ein brausendes Lebewohl zu, daß es an dem gegenüberliegenden Felsen laut widerhallt. Auf dem malerischen Felsenvorsprung zur Linken kommt die Basilika von Notre-Dame-de-la-Garde in ihrer ganzen Schönheit zur Geltung. Als schützende Königin des Meeres leuchtet auf der Kuppel das goldene Riesenbild der Gottesmutter im hellsten Lichte, die Stella Maris, ein strahlendes Wahrzeichen für das Schiff, das in die weite Ferne zieht. Während die gewaltigen Forts, welche die Felseninseln außerhalb des Hafens bekrönen, längst dem Blicke entschwunden sind, taucht der goldene Strahl von Notre-Dame-de-la-Garde immer von neuem hinter dem Felsen hervor. Es ist, als folge „Unsere Liebe Frau vom Schutz" mit ihrem Blick dem scheidenden Schiffe in die Ferne.

Am 22. Oktober 1902 erreichte ich Schanghai und fand im Mittelpunkt der großen Mission von Kiangnan unter meinen Mitbrüdern in Zikawei die gastlichste Aufnahme. Das herrliche Zentrum apostolischer und wissenschaftlicher Arbeit wurde der Ausgangspunkt meiner Fahrten und Forschungen in China.

Das Reich der Mitte und seine uralte Kultur, Land und Volk in unmittelbarem Verkehr kennen zu lernen, war die Hauptaufgabe, die meiner Reise gestellt war. Und so begann ich denn den Ufern des Jangtsekiang entlang meine Streifzüge zunächst bis nach Nganhwei. Da seit dem Frühjahr 1903 der Ausbruch eines Krieges immer mehr in den Bereich der Wahrscheinlichkeit trat, so zog ich es vor, bereits im September desselben Jahres die erst für einen späteren Zeitpunkt in Aussicht genommene mehrmonatige Fahrt nach Japan zu unternehmen, um nicht später durch plötzliche Ereignisse zurückgehalten zu werden. Auf diese Weise war es mir vergönnt, noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten eine Wanderfahrt durch Japan anzutreten und mich aller der Schönheiten zu erfreuen, die das Inselreich in seinem landschaftlichen und künstlerischen Bilde bietet. Zu Anfang des Jahres 1904 befand ich mich wieder auf chinesischem Boden. Bis Juli weilte ich dann im Innern des Landes in der Hauptstadt der Provinz Nganhwei und unternahm von dort Ausflüge in die Umgebung. Peking und den Norden hatte ich bereits im Jahre zuvor besucht. Am 11. August 1904 trat ich die Reise nach Indien an. Der Weg führte über Kambodscha und Java, Siam und Birma, so daß mir die wichtigsten Punkte

des einst von Indien aus kolonisierten Hinterindien und des Malaiischen Archipels aus eigener Anschauung bekannt wurden. Von Birma aus erreichte ich Indien selbst am 25. November 1904. Meine Reisen auf der Gangeshalbinsel dehnten sich bis zum 16. Mai 1905 aus. Am 17. Mai landete ich auf der Insel Ceylon. Von dort trat ich am 5. Juni die Heimreise nach Europa an. Unter Gottes gnädigem Schutze hatte ich 28000 Meilen zur See und 13000 Kilometer auf der Bahn zurückgelegt, ohne auch nur einen Tag durch Krankheit oder durch andere störende Hindernisse in der glücklichen Ausnützung einer hochherzig von meinen Oberen dargebotenen Gelegenheit zum Studium des fernen Ostens gehemmt zu werden. Darum erfüllte den Heimkehrenden ein frohes und dankbares Empfinden, als ihn der „Roon" in der Morgenfrühe des 20. Juni 1905 wiederum durch die Meerenge von Messina zurücktrug. Aber zu dem Gefühle dankbarer Freude und froher Hoffnung mischte sich gleichwohl die Wehmut des Abschiedes aus einem Kreise, mit dem sich für mich die kostbarsten Erinnerungen verbinden. Je näher der Augenblick rückte, wo ich wiederum europäischen Boden betrat, um so lebhafter drängten sich die tausend Bilder des buntfarbigen Völkerlebens vor, das hinter mir lag. An den mannigfachsten Eindrücken landschaftlicher und künstlerischer Schönheit hat es dieser Ostasienfahrt nicht gefehlt. Aber der ferne Osten birgt noch etwas Größeres.

Wanderungen durch die ostasiatische Kulturwelt besitzen zwar nichts mehr von dem Zauber jener Fahrten, die durch das Dunkel einer unbekannten Welt, durch die Wüsten und Steppen Zentralasiens, über neuentdeckte Bergpässe und eisige Schneefelder führen, um dem Herzen Asiens seine tiefsten, verborgensten Geheimnisse von Land und Leuten abzulauschen. Die Tore dieser Kulturwelt haben sich bereits so weit geöffnet, daß das geographische und ethnologische, das literarische und künstlerische Bild klar und bestimmt in seinen Grundzügen vor uns steht. Und doch rollt dieses Bild gerade im gegenwärtigen Augenblick ein großes Problem auf. Von allen Problems of the Far East ist es das größte und bedeutendste, aber auch das dunkelste und folgenschwerste.

Ein neues Zeitalter steigt über den Ländern Ostasiens empor; bis in die innersten Tiefen beginnt ein Zug nach Neuerung und Erneuerung die ostasiatische Völkerwelt aufzurütteln. Die Bewegung mag hier langsamer, dort schneller voranschreiten. Aber keine Macht wird sie mehr aufzuhalten vermögen. Der sich vorbereitende Wandel wird zur wirtschaftlichen Erneuerung des Ostens führen. Wird ihr auch eine geistige Wiedergeburt der uralten Kulturvölker folgen? Wer könnte dieser Welt bei ihrem geistigen Erwachen ein besserer Führer, ein sicherer Leitstern sein als jene Kulturmacht, in deren Idealen uns Völkern des Westens die unversiegbare Quelle des erhabensten Fortschrittes gegeben ist, das Christentum, das vermittelnd zwischen Ost und

West träte, um die ostasiatische Welt mit denselben religiösen und sittlichen Idealen zu durchdringen! In den geistigen Gütern des Christentums allein ist den Völkern des Ostens das Unterpfand einer das innerste Wesen umgestaltenden Wiedergeburt gegeben. Aber je lebhafter sich die Völker des fernen Ostens rühren, um im staatlichen und wirtschaftlichen Leben sich dem Westen zu nähern, um so eifriger scheinen sie gleichzeitig darauf bedacht, die religiösen und sittlichen Überlieferungen, die der von ihnen abgeworfenen und zu Grabe getragenen älteren Zivilisation entstammen, festzuhalten, als erfreuten sie sich an ihnen eines so kostbaren Besitzes, daß sie auf die religiösen und sittlichen Güter des Christentums wohl verzichten dürfen. Worauf gründet das innerste Wesen dieser Überlieferung? Was gibt ihr im Herzen der ostasiatischen Völkerwelt den zähen Bestand, die unüberwindliche Widerstandsfähigkeit? Diese Frage findet ihre Beantwortung in der Erforschung der religiösen Grundkräfte des ostasiatischen Kulturlebens.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als umfasse dieses gewaltige Völkergebiet religiöse Überlieferungen der allerverschiedensten Art, Elemente, so ungleichartig, ja entgegengesetzt, daß von einem inneren Zusammenhang der diese Völker beherrschenden Religion und Kunst nicht die Rede sein kann.

Soweit der Islam auf den fernen Osten Einfluß gewonnen hat, trifft dies allerdings zu. Der Mohammedanismus bildet hier eine religiöse Welt für sich. Anders ist es mit der aus dem heimischen Boden Ostasiens selbst herausgewachsenen Religion und Kunst. Der erste, der auf einen engeren religiösen Zusammenhang der Kultursphären des östlichen Asiens hingewiesen hat, ist kein geringerer als der hl. Franz Xaver, der heroische Vorkämpfer christlicher Zivilisation im Osten. Ja, es war gerade die Vorstellung einer engeren geistigen Verbindung von Indien, China und Japan gewesen, die ihn aus der Heimat Buddhas zuerst nach Japan und dann vor die Tore Chinas führte.

So dunkel und unbestimmt die Nachrichten über China und Japan waren, die er vor seiner Abreise dahin erhalten, so war es doch seinem Beobachtungsblick nicht entgangen, daß die beiden räumlich auseinanderliegenden Länder eine einzige Sphäre des Kultuslebens zu bilden schienen. Aus den lückenhaften Mitteilungen schloß die Kombinationsgabe des Apostels auf einen geistigen Mittelpunkt, von dem die religiösen Ideen ausgingen, welche China und Japan einheitlich beherrschten. Wo lag die Quelle, aus der die beiden Reiche gemeinsam geschöpft hatten? Wenn es gelang, zu dem bewegenden Zentrum des ostasiatischen Religionslebens vorzudringen, dann schien es dem Apostel leicht, von dort aus die Bekehrung Chinas und Japans zu unternehmen. Über China und Japan hinweg war der kühne Geist bereits auf der Suche nach diesem Zentrum vor der Abreise nach

Japan. Am 20. Januar 1549 schreibt Franz von Goa aus an Simon Rodriguez:

„Möge es Gott gefallen, daß später zahlreiche Arbeiter der Gesellschaft nach China und von China aus nach den großen Schulen ziehen, die Chynguinquo heißen und jenseits der Grenze von China und der Tatarei liegen. Nach den Mitteilungen, die mir Paul vom heiligen Glauben gemacht hat, folgen China, Japan und die Tatarei einem gemeinsamen religiösen Gesetz, das man in Chynguinquo lehrt. Paul selbst kennt die Sprache nicht, in der dieses religiöse Gesetz abgefaßt ist; es sei, so sagt er, eine Sprache, die wie das Lateinische nur für die heiligen Bücher diene. Unser Gewährsmann konnte uns noch keinen Aufschluß über den Inhalt der gedruckten Bücher geben, die von jenem Gesetze handeln. Sobald ich, wenn es Gott gefällt, nach Japan komme, werde ich Euch in allen Einzelheiten mitteilen, was in diesen Büchern steht, von denen die Japaner behaupten, sie seien ihnen von den Göttern geschenkt worden."

In diesem Schreiben stellt Xaverius zum erstenmal die religionsgeschichtlich und missionsgeschichtlich gleich wichtige Tatsache fest, daß das ostasiatische Kultusleben auf dem Boden eines einzigen, alle jene Völker beherrschenden religiösen Gesetzes beruht. Das religiöse Gesetz, dem nach des Apostels Mitteilung China, Japan und die Tatarei folgen, ist das Gesetz Buddhas. Wenngleich neben dem Buddhismus in China der Taoismus, in Japan der Schintoismus besteht, so ist es doch der buddhistische Vorstellungskreis, in welchem sich das religiöse Denken so vorwiegend bewegt, daß man in Bezug auf religiöse Gebräuche von einer einzigen, China und Japan beherrschenden Religion reden darf. Die heiligen Bücher, von denen Xaverius spricht, sind die zu der großen Sammlung vereinigten Bücher des nördlichen Buddhismus. Und die Sprache, in der die Bücher nach Art des Latein überliefert werden, ist die heilige Sprache Indiens.

Der organisatorische Genius des Apostels richtete sich sofort auf das Zentrum dieses religiösen Lebens. Mit dem Zentrum will er Fühlung gewinnen. Diesem Mittelpunkt glaubt er in dem mysteriösen Chynguinquo nahegekommen zu sein. Und er stellt sich die Hochburg des ganz Ostasien beherrschenden Gesetzes im Bilde einer Vereinigung von Kirchen und Klöstern, so etwa wie ein buddhistisches Rom vor.

Eine solche Einheit, wie sie der Apostel Indiens und Japans sich dachte, besteht nun zwar nicht. Aber immerhin bleibt es von hohem Interesse, bereits so frühe festgestellt zu sehen, daß eine einzige religiöse Überlieferung gewissermaßen die Seele des ostasiatischen Völkerlebens ist.

Drei Sphären eines mächtig entwickelten Staats- und Gesellschaftslebens umfaßt das östliche Asien: die *indische*, die *chinesische* und die *japanische*. Drei durch hohe Vorzüge des Geistes ausgezeichnete Völker

haben im Laufe der Jahrtausende die Kraft und Fülle der ihnen angebornen Fähigkeiten in durchaus eigenartiger Weise hier entfaltet. Ein anderes Antlitz zeigt Indien, ein anderes China, und wieder verschieden ist Japan. Am deutlichsten prägt sich die Eigenart des staatlichen Lebens in den drei großen Kaiserstädten des Ostens aus, Dehli, Peking, Kioto. Eine jede ist in ihrem Charakter grundverschieden: Dehli, die Kaiserstadt Indiens, das asiatische Rom, das durch den Zauber seiner Pracht und Macht jahrhundertelang die Völker der Gangeshalbinsel beherrschte; Peking, die Kaiserstadt des himmlischen Reiches, dieses große, befestigte Lager der Steppe, das mit seiner chinesischen und mongolischen Stadt das doppelköpfige Symbol der Herrschaft des Sohnes des Himmels über zwei die Hälfte eines Kontinentes bevölkernde Rassen darstellt; Kioto, unter dem Namen Mijako einst die Kaiserstadt des Mikado, Japans ehrwürdigste Stätte, von der während eines Jahrtausends die Pulsschläge des nationalen Lebens ausgingen. Jede trägt auf ihrer Stirne das Gepräge ihres geschichtlichen Berufes. In ihrer Physiognomie spiegelt sich der Einfluß wider, den sie auf das ostasiatische Völkerleben ausübten. Und doch, wer etwa von der Höhe des Meishan aus den Blick über die glitzernde Pagodenpracht Pekings schweifen läßt oder auf dem Tempelberg Kiomitsu sich der Schönheit erfreut, mit welcher Religion und Kunst die durch uralte Traditionen geweihte Wohnstätte des Mikado umwoben haben, der wird sofort die engen Beziehungen erkennen, welche die Kaiserstädte Chinas und Japans mit Indien verbinden.

Peking (Bild 1) ist im wahren Sinne eine Pagodenstadt. Käme es auf die Anzahl der Tempel und Pagoden an, dann wäre Chinas Reichshauptstadt wohl die frömmste Stadt des Reiches der Mitte, eine wahre „Stadt der Gottesfurcht und frommen Sitte“. Es ist von langjährigen Kennern Pekings behauptet worden, es gäbe daselbst gegen 5000 Pagoden, natürlich große und kleine zusammengenommen. Vielleicht ist die Zahl zu hoch gegriffen; unwahrscheinlich indessen klingt sie nicht. Denn es ist wirklich erstaunlich, wie sich an allen Ecken und Winkeln der Straßen und Plätze Pekings der Buddhismus in kleinen Pagoden eingenistet hat. Das eigentliche religiöse Gepräge erhält das Panorama Pekings durch jene reich ausgestatteten Pagoden, die mit ihren grotesken Türmen weit über die niedrigen Häusermassen hinausragen. In ihnen verkörpert sich Chinas einziges religiöses Ideal, der Buddhismus. Wenn es in China ein religiöses Element gibt, so ist es weder der Konfuzianismus noch der Taoismus, weder das ethische System des Kongfutse noch das mystische System des Laotse, sondern die Religion des Buddha, der Buddhismus. Mögen die philosophischen Werke der Schüler des Kongfutse oder Laotse noch so sehr die Gelehrtenwelt Chinas beschäftigen, soweit es sich um religiöses Denken und Empfinden handelt,

ist es in erster Linie der Buddhismus, der diesem Empfinden den Ausdruck in seinen Formeln und Gebräuchen gegeben hat. Dafür hat die Sprache der Blume der Mitte, die nie verlegen um den Ausdruck ist, eine allerliebste Formel gefunden. Sie lautet: san kiao i kiao („Die drei Lehren bilden eine Lehre"). Und diese eine Lehre ist der Buddhismus. Die Lehre Buddhas aber hat ihren Ursprung an den Ufern des Ganges. Und so ist es Indien, das der Kaiserstadt Chinas das religiöse Gepräge gibt.

Nicht anders steht es mit der Kaiserstadt Japans. Über den kleinen, niedrigen Dächern ihres Häusermeeres ragen allenthalben die Pagodentürme empor und verkünden dem Fremden, daß er sich in der Metropole des japanischen Buddhismus befindet. Man hat Kioto das buddhistische Rom genannt, nicht ganz mit Unrecht. Denn die Stadt zählt nahezu tausend buddhistische Tempel. Alle die großen Sekten und Schulen des Buddhismus, die Tentai, Monto, Yodo, und wie sie sonst heißen mögen, haben in Kioto ihr Zentralheiligtum, so daß in des Wortes eigentlichstem Sinne alle Farben des Buddhismus hier vertreten sind. Wiederum ist es Indien, das in dem Glanz, den diese Tempel entfalten, dem alten nationalen Zentrum Japans die religiöse Physiognomie aufdrückt.

So verschieden, ja gegensätzlich die Eigenart des indischen, chinesischen und japanischen Kulturlebens erscheinen mag, so sind doch alle drei durch den von Indien ausgehenden religiösen Einfluß aufs engste verbunden. Das indische Kulturleben ist in des Wortes eigentlichstem Sinne die Quelle geworden, aus der seit zweitausend Jahren die gesamte ostasiatische Kulturwelt ihr religiöses und sittliches Gepräge erhält. Darin liegt Indiens Stellung im Gesamtkreis des ostasiatischen Völkerlebens begründet. Wer daher die Kulturwelt des Ostens in ihrer zäh beharrenden, allen Einfluß des Christentums abstoßenden Grundmacht kennen lernen will, muß sie von Indien aus kennen zu lernen suchen. Und darum begrüßte ich mit Freude die mir dargebotene Gelegenheit, die ostasiatische Kulturwelt von Indien bis nach Japan zu durchwandern. Indem diese Wanderungen den Spuren des Einflusses folgten, den Indien auf China und Japan, Kambodscha und Java, Siam und Birma ausgeübt hat, führten sie in der lebendigen Berührung mit dem Buddhismus Indien als die religiöse Grundmacht des Ostens vor Augen. Der buddhistische Kultus stand im Vordergrund, aber nicht dieser allein und für sich genommen, sondern im engen Zusammenhang mit dem staatlichen und gesellschaftlichen, literarischen und künstlerischen Leben der Völker, in deren Mitte er sich entfaltet hat. Nur auf diese Weise wird es möglich, ein klares und umfassendes Bild von dem Einfluß zu gewinnen, durch den jener merkwürdige Kultus gestaltend und fördernd auf die Zivilisation des Ostens eingewirkt hat. Ganz anders waren die Bedingungen, unter denen er sich in Birma und Siam, in Kambodscha und Java entwickelte, ganz

anders die Verhältnisse, unter denen er in China und Japan emporblühte. Dort hatte er es mit einer noch auf niedriger Kulturstufe stehenden Bevölkerung zu tun, in China hingegen mit einem bereits hochzivilisierten Volk. Hier stellte sich dem vordringenden Einfluß des Buddhismus eine Staats- und Gesellschaftsordnung entgegen, die in ihrem Aufbau derjenigen Indiens überlegen war. Er begegnete einer literarischen Tätigkeit, die hinter derjenigen Indiens nicht zurückstand, und fand ein wirtschaftliches Leben vor, das zwar nicht über das Geld und die kostbaren Steine Indiens verfügte, statt dessen aber mit um so größerem Erfolge die Fruchtbarkeit von Grund und Boden ausnützte.

Wer daher diesen Kultus in der allseitigen Entfaltung des besten, was er besitzt, kennen lernen will, muß ihn nicht in Siam oder Birma, in Java oder Kambodscha aufsuchen, sondern auf dem Boden Chinas und Japans, im Herzen der großen Kulturvölker erforschen. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend trat ich meine Studienreise nach China und Japan an. Und die zwei Jahre, während deren es mir vergönnt war, Land und Leute aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, gaben dem Wanderer die Möglichkeit, den Einfluß des Buddhismus auf die chinesisch-japanische Zivilisation in den vornehmsten Erscheinungen kennen zu lernen. Dabei leitete ihn aber noch eine besondere Rücksicht.

Man hat sich in den letzten Jahrzehnten gar mancherlei Mühe gegeben, Buddhismus und Christentum in der vergleichenden Gegenüberstellung bestimmter Lehren und Gebräuche einander näher zu rücken. Solche Vergleiche sind an und für sich gewiß von anziehendem und lehrreichem Interesse. Aber alle Bemühungen, verwandtschaftliche Beziehungen, innere und äußere Zusammenhänge aufzudecken, sind von einem sehr zweifelhaften Erfolge begleitet gewesen. Der Willkür und Einbildungskraft war hier Tür und Tor geöffnet. Und so haben wir es denn erlebt, daß dem Buddhismus in einer geradezu abenteuerlichen Weise Einwirkungen auf das Christentum eingeräumt worden sind. Es gilt dies in erster Linie von den angeblichen Übereinstimmungen zwischen dem Leben Christi und demjenigen Buddhas. Eine besonnene Forschung wird diese Abhängigkeit des Evangeliums und der Urkirche vom Buddhismus ins Reich der Phantastik verweisen. Es hieße den Parallelen zuviel wissenschaftliche Ehre antun, wollte man sich länger dabei aufhalten. Aber es gibt eine Parallele anderer Art, eine vergleichende Gegenüberstellung von außerordentlicher Tragweite und Bedeutung. Sie bietet sich in dem Einfluß, den der Buddhismus auf das *Geistesleben* der großen Kulturländer China und Japan ausgeübt hat.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß um dieselbe Zeit, als das Christentum in dem römischen Weltreich sich ausbreitete, der Buddhismus in dem größten Reiche des Ostens Eingang fand. Und als das

Bild 1. Peking. Ansicht. (S. 6.)

Bild 2. **Chinesischer Buddha.** (S. 7.)

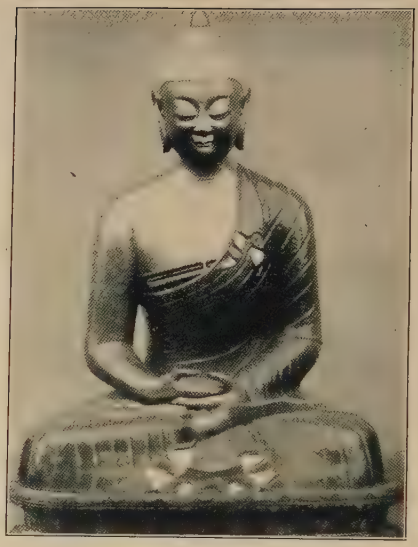

Bild 3. **Chinesischer Buddha.** (S. 7.)

Bild 4. **Göttin Koan-yin.** (S. 10.)

Bild 5. **Göttin Koan-yin mit Kind.** (S. 10.)

Evangelium sich das Reich der Cäsaren erobert hatte, da war auch die Lehre Buddhas im Reiche des „Sohnes des Himmels" überall eingebürgert. Da drängt sich von selbst der Vergleich auf: Was hat das Christentum innerhalb dieses Zeitraumes im römischen Weltreich, was der Buddhismus im chinesischen Weltreich zu stande gebracht? Niemand wird bestreiten können, daß der Buddhismus in seiner ganz China umspannenden Ausbreitung, rein äußerlich betrachtet, etwas Bedeutendes geleistet hat. Und wenn lediglich der Umfang des geistig eroberten Gebietes in Betracht gezogen wird, dann hat der Buddhismus über ein kaum kleineres Länder- und Völkergebiet Einfluß gewonnen als das Christentum in dem gleichen Zeitraume. Ist der äußere Umfang annähernd der gleiche, so entsprechen sich auch die Verhältnisse des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, unter denen hier wie dort die Ausbreitung stattfand, insofern das chinesische Reich nicht weniger wie das römische Reich damals ein hochentwickelter Kulturstaat war. In ihrer Zivilisation sogar um ein Jahrtausend älter als das römische Volk, ruhte die chinesische Nation auf einer festgefügten staatlichen Grundlage, und die Verwaltung vollzog sich im Organismus eines streng gegliederten Beamtenkörpers. Recht und Sitte waren nach uralter Überlieferung geregelt. Es ist bezeichnend, daß gerade die ältesten römisch-griechischen Berichte über China in besonderer Weise die geordnete Pflege der Justiz im Lande der Serer, d. h. der Chinesen, hervorheben. Die geistige Entwicklung des Volkes spiegelt sich am glänzendsten in dem literarischen Leben wider. Schulen aller Art blühten, angefangen von den untersten, dem Elementarunterricht gewidmeten Lehranstalten bis hinauf zu den kaiserlichen Akademien, wo die höchsten literarischen Grade verliehen wurden. Das Gelehrtenstudium war im gewissen Sinne die größte geistige Macht im chinesischen Volke, die Gelehrtenaristokratie der einzige Adel, der im Reiche entscheidenden Einfluß hatte.

Wie hat sich der Buddhismus unter diesen außerordentlich günstigen Verhältnissen entwickelt? Was hat er aus dem chinesischen Volke gemacht? Das sind die Fragen, auf die es in erster Linie ankommt, wenn es sich um einen Vergleich zwischen Christentum und Buddhismus handelt. Der buddhistischen Mönchsgemeinde war von vornherein der weiteste Spielraum gegeben, um die ganze Kraft des von ihr gepflegten Kultus zu entwickeln. Keine Schranke stand ihrem Einfluß entgegen. Es war ihr möglich, alles, was im innersten Wesen der Lehre Buddhas an fördernden Elementen verborgen war, zur Entfaltung zu bringen und dadurch die Bevölkerung zu sich herüberzuziehen. Was hat der Buddhismus erreicht?

Unter einem Gesichtspunkt zeigte sich bei ihrem Zusammentreffen die indische Kultur der chinesischen überlegen. Durch den Buddhismus ergänzte Indien auf religiösem Gebiete, was China nur in einer sehr niederen Form

besaß. So glänzend sich das chinesische Kulturleben in allen andern Zweigen entfaltet hatte, so tief stand es im Kultusleben hinter Indien zurück. Mit dem Buddhismus kam ein dem religiösen Leben Chinas überlegener Kultus nach dem Reiche der Mitte. Und das Reich der Mitte öffnete sich bereitwillig den Trägern des Kultus. Drei Jahrhunderte genügten, um den Buddhismus in ganz China auszubreiten. Seit dieser Zeit ist der Buddhismus die Religion Chinas geblieben. Und er ist es bis zur Stunde in einem solchen Umfang, daß man sagen darf: „Wenn ein Chinese religiös gesinnt ist, so ist er Buddhist." Während vieler Jahrhunderte verband ein lebhafter geistiger Verkehr Indien und China. Inder kamen nach China, um die heiligen Schriften des Buddhismus zu erklären, Chinesen gingen nach Indien, um in der Heimat des Buddhismus die Lehre besser kennen zu lernen. Der chinesische Mönch eignete sich die heilige Sprache Indiens, der indische Mönch die klassische Sprache Chinas an, um in gemeinsamer Arbeit den ganzen Schatz der buddhistischen Literatur in die chinesische Sprache zu übertragen. Das, was diese Übersetzer geleistet, ist ein Riesenwerk, dem wohl in der Geschichte der Übersetzungen nichts an die Seite gestellt werden kann. Und so gelang es denn auch dem Buddhismus, sich so eng mit dem chinesischen Kulturleben zu verbinden, daß dessen Kultus und Kunst ein durch und durch indisches Gepräge erhielten.

Wenn es also lediglich auf die Zahl der Pagoden und Bonzenklöster ankommt, dann hat der Buddhismus im wahren Sinne China erobert. Wer danach den religiösen Charakter Chinas bemessen will, muß einräumen, daß das ganze Land Buddha huldigt. Buddhistische Klöster, große und kleine, sind über ganz China zerstreut. So viele Städte es in China gibt, so viele Zentren buddhistischen Lebens finden sich. Jede größere oder kleinere Stadt verfügt über eine entsprechende Anzahl buddhistischer Klöster. Diese Pagoden der buddhistischen Bonzen sind es, zu denen die chinesische Bevölkerung vornehmlich pilgert. Und wie es in den Städten gehalten wird, so wird es auf dem Lande gepflegt. Jedes Dorf und Dörfchen besitzt sein buddhistisches Klösterchen, zum wenigsten eine Niederlassung von zwei oder drei Bonzen, welche jederzeit zur Abhaltung buddhistischer Kultushandlungen bereit sind. Und nun gar die buddhistischen Wallfahrtsorte. China hat deren so viele, daß es darin mit jedem andern Lande, selbst mit Indien, wetteifern kann. Alle diese Heiligtümer werden besucht, eifrig besucht, nicht bloß zu gewissen Zeiten, wenn die Jahresfeste wiederkehren; während des ganzen Jahres findet man Andächtige darin. Ist darum die chinesische Bevölkerung buddhistisch? Wenn „buddhistisch sein" nichts anderes bedeutet als ab und zu einen buddhistischen Tempel besuchen, dann muß man schlankweg einräumen, daß so ziemlich jeder Chinese Buddhist ist. Es gibt wohl kaum einen Chinesen, der nicht ab und zu vor Buddhas Bild ein paar

Räucherstäbchen anzündet oder in einem Tempel ein paar Gebetsformeln zu dessen Ehre murmelt. Das Omitofu namo (Ehre dem Amitabha) kennen wohl die meisten Chinesen. Keiner von ihnen wird es, wenn er überhaupt noch etwas auf religiöse Gebräuche gibt, unterlassen, ein oder das andere buddhistische Gebet oder Bild an einer Stelle des Hauses aufzukleben. Und vor allem kommt der Buddhismus bei den Toten zu seinem Rechte. Die Toten sind so eigentlich Buddhas Domäne. Der chinesische Totenritus ist namentlich in seiner volkstümlichen Form ganz erfüllt mit buddhistischen Elementen. Wer es nur immer leisten kann, bestellt für seine Toten einige Bonzen zum Leichendienst. Aber derselbe Chinese, der die buddhistische Pagode besucht und zu Buddha betet, derselbe Chinese, der seine buddhistischen Gebete und Bilder besitzt und für sein verstorbenes Weib buddhistische Bonzen zum Totendienst heranzieht, tut ein gleiches gegenüber dem Kultus der Taoisten.

Neben den buddhistischen Bonzen bestehen taoistische Bonzen. Ihr Kultus richtet sich vorzüglich auf Laotse. Sind die Jünger des Laotse zwar nicht so zahlreich wie die Jünger Buddhas, so besitzen sie doch immerhin eine nicht unbedeutende Zahl von Niederlassungen und Pagoden. Wo sich diese finden, da zieht der taoistische Kultus auch die Söhne des himmlischen Reiches an. Derselbe Chinese, der sich heute des buddhistischen Bonzen bedient, geht morgen zum taoistischen. Er besucht das einemal einen Tempel des Buddha, das anderemal einen Tempel des Laotse. Einen Unterschied des Bekenntnisses gibt es für den Chinesen nicht. Und darin liegt der große Gegensatz gegenüber unserer Vorstellung von Religion. Uns erscheint es ein Unding, daß einer zwei oder gar drei religiösen Bekenntnissen zu gleicher Zeit angehört. Der Katholik ist nicht Protestant, der Protestant nicht Katholik. Aber eine derartige Unterscheidung nach Bekenntnissen ist in China ausgeschlossen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es überhaupt keine Zugehörigkeit zu irgend einem bestimmten Bekenntnisse gibt. Man besucht buddhistische und taoistische Pagoden, je nachdem man sich in einem bestimmten Falle von der Verehrung des Buddha oder des Laotse mehr Erfolg verspricht. Beide Kulte wohnen so einträchtig bei ihm nebeneinander, daß der Chinese selbst nicht wüßte, ob er sich als Taoist oder Buddhist ausgeben sollte, wenn er darüber gefragt würde.

Doch Buddhismus und Taoismus genügen dem Chinesen noch nicht. Im Mittelpunkt der religiös-ethischen Überlieferung Chinas steht Kongfutse als Inbegriff der gesamten Staats- und Gesellschaftsordnung. Was dieser merkwürdige Mann gelehrt hat, oder besser gesagt, das was unter seinem Namen als überlieferte Lehre sich fortpflanzt, ist so durch und durch Gemeingut des chinesischen Volkes geworden, daß ganz China, soweit es nicht christlich oder mohammedanisch ist, sich zu Kongfutse bekennt. So besitzt

der Chinese in Wirklichkeit drei Religionen. Die älteste ist die Lehre des Kongfutse, die zweite die des Laotse, die dritte diejenige Buddhas. Alle drei haben die gleiche Berechtigung für ihn.

Es ist darum unzulässig, auf China eine Religionsstatistik anzuwenden, welche die Bevölkerung nach Bekenntnissen scheidet, und von so und so viel Konfuzianern und so und soviel Buddhisten zu reden. Jeder Chinese ist Konfuzianer, jeder Konfuzianer Buddhist, jeder Buddhist bei Gelegenheit auch Taoist. Diese Tatsache rückt uns den Einfluß, den der Buddhismus auf das innere Leben der Chinesen ausgeübt hat, in grelle Beleuchtung. Es ist ihm nicht gelungen, eine geschlossene, in sich selbst bestehende religiöse Gemeinschaft zu begründen, d. h. eine Gemeinde von Gläubigen, die durch das gemeinsame Band eines einzigen Glaubens, eines einzigen Sittengesetzes, eines einzigen Kultus zu einer Körperschaft vereinigt ist. So etwas wie eine christliche Gemeinde ist niemals im Bereiche des chinesischen Buddhismus möglich gewesen. Die Menschen, welche heute einen buddhistischen Wallfahrtsort besuchen, pilgern ein anderes Mal zu einem Heiligtum des Kongfutse. Man ist das eine oder das andere ganz nach dem augenblicklichen Bedürfnis und nach den Umständen der Zeit und des Ortes. Darin zeigt sich die innere Kraftlosigkeit des Buddhismus, seine religiöse und sittliche Inferiorität. Zwischen Buddhismus und Christentum besteht eine unüberbrückbare Kluft.

Die buddhistische Pagode bildet mit ihren Bildern und Bonzen nur einen ganz äußerlichen Mittelpunkt des religiösen Lebens. Außerhalb desselben gehen die Massen ihre eigenen Wege. Mag der buddhistische Kultus noch so vielen Beifall in seinen Gebräuchen finden, mag das Land auch mit buddhistischen Pagoden ganz erfüllt werden, so hat der Tempel des Kongfutse doch nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Um der neuen Religion willen hat der Chinese auch nicht einen einzigen seiner alten Götter geopfert. Obschon sich der Buddhismus unter der Sonne kaiserlicher Gnade über das Reich ausbreitete, so blieb China doch ganz und gar das alte, das konfuzianische China, und die Überlieferungen, die sich an den Namen des Kongfutse knüpfen, wurzeln heute noch so tief im Bewußtsein der Nation, betätigen sich so mächtig im staatlichen und gesellschaftlichen Leben, als wäre der Buddhismus niemals ins Land gezogen. In allem muß sich die buddhistische Gemeinde vor der Macht der konfuzianischen Überlieferung beugen. Nur unter der Voraussetzung dieser sklavischen Unterwürfigkeit hat sie sich im chinesischen Reiche Heimatsrechte erwerben können und diese zu behaupten vermocht. — Wie ganz anders trat die christliche Gemeinde auf! Von dem chinesischen Weltreich wendet sich der Blick dem römischen Weltreich zu, in dessen Boden um dieselbe Zeit, wo die buddhistische Erlösungslehre sich in China auszubreiten beginnt, der

Same des Evangeliums eingesenkt wird. Vom ersten Augenblick an scheut sich das Christentum nicht, an dem Thron der alten Götter zu rütteln. Todesmutig tritt es der heidnischen Welt entgegen, um den Glauben, den es verkündet, den Kultus, den es übt, in ungetrübter Reinheit zu bewahren. Indem die christliche Gemeinde allen Gliedern dieselbe Richtung, das gleiche Ziel, die nämliche Grundlage gibt, bewährt sie sich von vornherein an allen Orten als eine das ganze Leben durchdringende, umgestaltende, beherrschende Macht des religiösen Lebens. Ein einziger Glaube, eine einzige frohbeglückende Überzeugung ist es, die hoch und niedrig beseelt und verbindet. Und indem dieser Glaube mit seiner beseligenden Wahrheit immer tiefer in die Gemüter der Menschen eindringt, schafft er im stillen einen neuen Kerngehalt des Daseins. Die morsche Schale des heidnischen Lebens zerbricht. Alles, was dem christlichen Sittengesetz widerstreitet, wird abgestreift. Die Gläubigen bringen ihr eigenes Wesen mit den Forderungen des christlichen Gesetzes in Einklang. Dadurch verwachsen sie untereinander zu einer lebendigen Gemeinschaft. Und die Kunst, die sich in dem christlichen Gotteshause entfaltet, beginnt wie ein Widerschein des inneren Lebens, wie ein Abglanz der höchsten und reinsten religiösen Empfindung zu leuchten, welche die Seele dieser Gemeinschaft bildet. Der neue Geist bemächtigt sich des antiken Kunstschatzes und fängt an, sich aus dessen Bestand eine neue, selbständige Kunst aufzubauen. Die alten Formen werden umgeschaffen, die alten Tempel umgewandelt. Aus den Prachtbauten der heidnischen Zeit ist die alte Götterwelt geschwunden, und die mächtigen Säulenreihen der Basilika führen zum Opferaltar, über dem die feierlichen Gestalten Christi und seiner Apostel groß und würdevoll dem Eintretenden entgegenleuchten. Im Christusbilde kommt ein sieghafter, weltbeherrschender Zug zur Geltung. Und die Scharen der Seligen umweht ein wunderbarer Hauch von göttlichem Frieden. Man fühlt bereits in den ersten Schöpfungen der christlichen Epoche den Odem einer wirklich neuen Zeit. Alles ist so schlicht und einfach und natürlich. Aber zugleich ruht auf den Gestalten der verklärende Abglanz des Göttlichen. Die schwungvolle religiöse Empfindung gibt auch den schlichtesten Werken einen idealen, hoheitsvollen Zug. Die holdselige Lieblichkeit der Engel, die stille Seligkeit der Heiligen, der Ernst der Apostel, die gottergebene Demut der Märtyrer, die milde Klarheit des lehrenden und die feierliche Würde des richtenden Heilandes erheben den Beschauenden über die irdische Sphäre. Der Tempel wird für den Christen in einem ganz andern Sinne das Haus Gottes. Er wird seine Heimat. In diesem Hause wohnte das Herz des Volkes. Hier war der Gläubige in die Gemeinschaft Christi aufgenommen worden. Alles, was ihm lieb und teuer war, trug das Volk darum in dieses Gotteshaus hinein, und in der tiefsinnigen Liturgie, die den Gottesdienst verherrlichte, vernahm es eine Sprache, die seinem innersten religiösen Empfinden

Ausdruck gab. So wirkte das Christentum auf die römisch-griechische Welt ein. Drei Jahrhunderte hatten genügt, um diesen Wandel hervorzubringen. Aus dem heidnischen Weltreich war ein christliches Weltreich geworden.

Der Vergleich zwischen christlichem und buddhistischem Einfluß auf das Kulturleben ist für Japan insofern noch lehrreicher, als die von den buddhistischen Niederlassungen ausgehende Bewegung in Japan sich zeitlich nahe mit dem Eindringen des Christentums in Deutschland berührt. Hier wie dort bezeichnet die Zeit zwischen dem 6. und 9. Jahrhundert den Beginn eines mächtigen Umschwungs inmitten der jugendlich frischen, unverbrauchten Volkskräfte, dort unter der leitenden Hand des Christentums, hier unter dem Einfluß des Buddhismus. So legt sich wie von selbst in vergleichender Gegenüberstellung eine Parallele nahe, um die Erfolge zu beleuchten, welche im Westen das Christentum, im Osten der Buddhismus im Schoße eines mit edeln und reichen Kräften ausgestatteten Volkes erzielt hat.

Der Buddhismus, wie er sich in China entwickelt hatte, war der Kanal geworden, durch den die chinesische Zivilisation nach Japan hinüberströmte (Bild 6—7). Buddhistische Mönche waren es, die Japan für die um Säkularweiten vorausgeeilte Kultur des chinesischen Reiches eroberten. Wie Japan sich heute der abendländischen Zivilisation zuwendet, so warf es sich damals mit ebenso frischer Begeisterung auf die chinesische Zivilisation. Der ganze Strom der chinesischen Kultur ergoß sich nach dem Reiche der aufgehenden Sonne und trug eine höhere Gesittung in die noch recht primitiven Zustände der japanischen Gesellschaft. Chinesische Staatseinrichtung und Rechtspflege, chinesische Schrift und Literatur, chinesische Ethik und Heilkunde gelangten seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. nach Japan. Gelehrig nahm der Japaner den ganzen Schatz, den Chinas ältere und vorgeschrittene Kultur ihm darbot, in sich auf. China wurde auf allen Gebieten für Japan das mustergültige Vorbild. Und der Japaner wußte sich seinem Vorbild mit so wunderbarer Schmiegsamkeit anzupassen, wußte es so schnell und so vollkommen in sich auszuprägen, daß er ganz Chinese geworden zu sein schien. Und so wiederholt sich heute nur auf anderer Grundlage ein Schauspiel, das uns in denselben charakteristischen Merkmalen bereits vor 1400 Jahren entgegentritt. Am Tage, wo Japan zum erstenmal mit einer höheren Zivilisation in Berührung kam, bewies es, welch außerordentliches Talent ihm innewohnt, fremde Kulturen in sich aufzunehmen und nachzubilden. Wir stoßen da bereits auf denselben gelehrigen und empfänglichen Schüler, den wir in unsern Tagen zu den Füßen seines abendländischen Lehrmeisters bewundern lernten.

Während in diesem Zivilisierungsprozeß China durch die Macht seines Staats- und Gesellschaftslebens gestaltenden Einfluß auf die junge Zivilisation Japans gewann, machte Indien seine religiöse Einwirkung durch

den Kultus und die Kunst des Buddhismus in einem Umfang geltend, daß der Schatz der religiösen und sittlichen, der wissenschaftlichen und künstlerischen Ideale des Buddhismus ein wesentlicher Bestandteil der japanischen Zivilisation, ein Stück des eigensten Wesens des Japaners wurde. Indien und China ergänzten und durchdrangen sich auf dem Boden Japans und wirkten zusammen, um dem Japaner jene religiösen und sittlichen Güter zu geben, in deren Pflege sich das Leben des Volkes so eigenartig entwickelt hat. Als abschließendes Glied jener Entwicklung, die von Indien ausgehend sich in den Wanderungen und Wandlungen des Buddhismus über das östliche Asien ausbreitete, faßt darum Japan alles zusammen, was das religiöse Ideal des Buddhismus, das ethische des Konfuzianismus an innerer Lebenskraft besaß. Niemals ist dem indischen und dem chinesischen Lehrmeister ein gleich genialer und lernbegieriger Schüler zugeführt worden als der Japaner. In dem bewundernswerten Vermögen des Japaners, alles, was er lernt, mit feinem Verständnis in sich aufzunehmen und mit hoher Vollendung nachzubilden, war dem indischen und konfuzianischen Ideal der Religion und Sitte der denkbar günstigste Boden gegeben. Wenn irgendwo, so konnte sich hier deren geistiger Gehalt in der ganzen Tiefe und Weite ihres veredelnden Einflusses bewähren. Die Geschichte des japanischen Geisteslebens ist die Geschichte des Einflusses, den Indien durch den Buddhismus, China durch den Konfuzianismus auf die geistige Entwicklung des Japaners ausgeübt haben. Die Verschmelzung des indischen und des chinesischen Elementes, welche in der Zivilisation des alten Japan zur Erscheinung kommt, bildet den Endpunkt und Höhepunkt jener Entwicklung, welche die so viele Länder und so verschiedenartige Völker umfassende Kulturwelt des Ostens in eine einzige, vom Buddhismus durchdrungene Kultuswelt verwandelt hat. An keinem Punkte seiner Wanderungen durch Ostasien war dem Buddhismus so reichlich Gelegenheit geboten, seine besten Kräfte zu entfalten, seine schönsten Triumphe zu feiern wie in China und in Japan.

Die äußere Ähnlichkeit mit dem Eindringen des Christentums in Deutschland springt in die Augen. Im Westen wie im Osten erscheint der neue Kultus als Träger einer alten Kultur. Auf dem Boden Germaniens sind es die Schätze der griechisch-römischen Kultur, auf dem Boden Japans die Schätze der ebenso alten chinesischen Kultur, aus denen sich die Völker bereichern sollen. Dort dringt aus dem Schoße der hinwelkenden Herrlichkeit der antiken Welt, hier aus dem Schoße der fortblühenden Kultur des chinesischen Altertums ein ganz neues, alle Kräfte entfesselndes Leben unter dem vermittelnden Einfluß der Religion in die gärende Bewegung eines noch halb barbarischen Volkes ein. Es ist auch hier ein seltsames Zusammentreffen, daß sich annähernd innerhalb desselben Zeitraumes dieser äußerlich so ähn-

liche Entwicklungsprozeß zwischen Rhein und Donau im Herzen Europas und in dem äußersten Inselreich des Ostens vollzieht. Der hervorstechendste Zug in dieser vergleichenden Parallele ist der Umstand, daß es im fernen Westen wie im fernen Osten klösterliche Ansiedlungen waren, von denen der Hauch eines neuen Lebens ausging.

Die Kirche war in der Epoche der großen Völkerbewegung der Hort aller Geistesschätze, die aus der absterbenden antiken Welt herübergerettet worden, Trägerin einer Bildung, die für immer das herrlichste Besitztum der Menschheit werden sollte. Mit dem weltbewegenden Gedanken des Glaubens verbreitete sie durch ihre klösterlichen Ansiedlungen Gesittung und geistiges Leben überallhin. Diese waren in jener Zeit wilder Gärung und roher Kämpfe ein Asyl für jede höhere Kultur. Von ihnen aus drangen allmählich Kunst und Wissenschaft in das germanische Völkerleben. Ein mächtiges Ringen, Werden, Entwickeln, ein unausgesetztes Streben und Gegenstreben der Kräfte, ein Gemisch rauher Tapferkeit und schwärmerischer Weichheit, Grausamkeit und Milde, Trotz und Demut, kühnen Aufbrausens und schlichten Entsagens, ein Chaos von schroffen Gegensätzen erfüllt diese Epoche. Groß und erhaben steht inmitten dieser aufbrausenden Wogen die Kirche als Herrin und Lehrerin. Indem die Völker unter dem Einfluß des Christentums sich der Reste der antiken Kultur bemächtigten und sie mit ihrem eigenen Wesen verschmolzen, entwickelte sich die unendlich reiche Mannigfaltigkeit des germanischen Völkerlebens. Ihren höchsten Ausdruck hat diese Mannigfaltigkeit in der Herrlichkeit des künstlerischen Schaffens gefunden.

Vermag der Buddhismus in seinem Einfluß auf das geistige Leben Japans ein auch nur entfernt ähnliches Bild jener Blüte des christlich-germanischen Völkerlebens an die Seite zu stellen? Die Frage fesselte mich um so lebhafter, je glänzender auf japanischem Boden buddhistisches Wesen in sprechenden Bildern vor Augen trat.

Wie in China, so ist es in Japan. Hier stehen sich Buddhismus und Schintoismus gegenüber. Der Schintoismus ist die ursprüngliche Religion des ältesten Japan. Aber der Buddhismus ist so tief in das Volksleben eingedrungen, daß der gemeine Mann ebensogut Buddhist wie Schintoist ist; heute geht er in einen Tempel des Butsu, morgen in einen Kami-Tempel, je nachdem seine Andacht ihm das eine oder das andere näher legt. Es gibt wohl Schinto-Priester und Buddha-Bonzen, aber keine ausschließlichen Schinto-Gläubigen und Buddha-Gläubigen. Jeder Japaner pflegt einmal oder mehreremal im Leben sowohl die Hauptheiligtümer des Buddhismus wie die des Schintoismus zu besuchen. Eine Trennung der Bevölkerung nach Konfessionen gibt es nicht, kann es nicht geben. Darum wissen die ausgezeichneten amtlichen Statistiken der Japaner auch nichts von

Bild 6. Buddha aus Bronze in Hiogo. (S. 14.)

Bild 7. Buddhas aus Bronze in Tokyo. (S. 14.)

Bild 8. Japanische Bonzen im Ornat. (S. 16.)

Bild 9. Bettelnde buddhistische Pilger in Japan. (S. 17.)

einem Unterschied der japanischen Bevölkerung nach Religionen. Wir erfahren wohl, wie viele buddhistische, wie viele schintoistische Bonzen es gibt, wie viele Schulen sie unterhalten, wie viele Schüler von ihnen unterrichtet werden. Aber umsonst suchen wir nach einer Religionsstatistik, welche die japanische Bevölkerung nach Schintoismus und Buddhismus scheidet. Man huldigt eben beiden Formen des Kultus. Darin liegt der tiefe Gegensatz zwischen Christentum und Buddhismus. Das Christentum schafft eine wirkliche Gemeinschaft, eine Vereinigung von Gläubigen, die weiß, was sie glauben soll, und übt, was sie glaubt: Ein Gott, ein Christus, eine Taufe. Die Menschen aber, welche heute diesen, morgen jenen Kultus praktizieren, sind durch keine innerliche Gesinnung zu einer Gemeinschaft verbunden. Und darum bedeutet eine kleine christliche Gemeinde in einem verborgenen Winkel Chinas eine größere Eroberung als alle Eroberungen, welche jener Schwarm von Buddhisten erreicht hat, der sich in einem nahezu zweitausendjährigen Eroberungszuge über China ausgebreitet. Die christliche Gemeinde ist eine von dem Glauben innerlich durchdrungene Gemeinschaft. Das Christentum ist im wahren Sinne die Seele dieser Gemeinschaft. Und die Betätigung des Kultuslebens ist die natürliche Äußerung, der Ausfluß jenes inneren Lebens, das alle Glieder umfaßt. Im Buddhismus hingegen beschränkt sich die ganze Gemeinschaft auf die äußere Teilnahme an gewissen Kultusgebräuchen, zu der die Pagoden einladen. Diesmal gefällt eine buddhistische, ein andermal eine konfuzianische Pagode. Wenn es bloß auf eine möglichst große Masse von Tempeln und Klöstern, von Bildern und Zeremonien ankäme, um auf das innere Leben eines Volkes umbildend, läuternd, erhebend einwirken zu können, dann hätte der Buddhismus während seines vierzehnhundertjährigen Aufenthaltes auf dem Boden Japans das Volksleben längst so gründlich umwandeln können, daß Land und Leute heute ein ganz anderes Bild böten wie in den Tagen, wo die ersten buddhistischen Mönche am Kaiserhofe von Nara erschienen. Aber gerade die Tatsache, daß es dem Buddhismus trotz des höchsten Aufgebotes äußerer Kultusmittel nicht gelungen ist, in das innere Leben des japanischen Reiches einzudringen, läßt uns erkennen, daß dem Buddhismus das fehlt, was das Christentum besitzt, die göttliche Gnade, das göttliche Leben, das sich läuternd und heiligend durch die Formen des Kultus mitteilt. Dieses innere Leben ist es, das in dem Wandel, den es hervorbringt, erst der äußeren Kultusform ihren übernatürlichen Wert gibt. Wenn Buddhismus und Christentum sich im Gebrauche einzelner Kultusmittel begegnen, so bezeugt dies noch lange nicht eine innere Verwandtschaft. Es beweist lediglich, daß das Christentum ebensogut wie der Buddhismus einem allgemein menschlichen Zuge in der Pflege gewisser natürlichen Formen des Kultus folgte, die sich einer äußeren Betätigung des religiösen Lebens überall ganz ungezwungen nahe-

legen. Der Buddhismus entfaltete einen außerordentlichen Kultus der Bilder und der Reliquien. Bilderkultus und Reliquienkultus wurden die beiden Hauptfaktoren der Propaganda in China. Davon legt jedes Blatt der älteren Geschichte des chinesischen Buddhismus Zeugnis ab. Aber nur die oberflächliche Betrachtung kann darin eine Verwandtschaft mit dem Christentum entdecken, die etwas mehr zu sein beansprucht als ein rein äußerliches Zusammentreffen im Gebrauche allgemein menschlicher Formen des Kultus. Daß es mit der bloßen Verwertung solcher Formen nicht genug ist, beweist die Entwicklung, die der Buddhismus in China genommen hat. Darum wandte sich meine Fahrt in erster Linie nach China, dann nach Japan, um inmitten ihres staatlich und gesellschaftlich glänzend entwickelten Volkstums den Einfluß zu beobachten, den Indien durch den Buddhismus auf die Kulturwelt des Ostens ausgeübt hat.

Meine Wanderungen durch die ostasiatische Kulturwelt zerlegen sich in drei Abschnitte. Der erste Abschnitt umfaßt den Aufenthalt in China und Japan, der zweite die Ausflüge nach Java, Siam und Birma, der dritte die Wanderungen durch die Gangeshalbinsel und Ceylon.

Während der erste Abschnitt dieser Fahrten sich einzig und allein mit der chinesischen Kultursphäre befaßt, gehören der zweite und dritte Abschnitt der indischen Kultursphäre an. Die hinterindischen Länder Kambodscha, Siam, Birma auf der nördlichen, die Insel Java auf der südlichen Hälfte des Äquators bilden in ihren Denkmälern der Religion und Kunst mit Indien ein geschlossenes Ganzes. Die Gangeshalbinsel und ihre südöstlichen Nachbarländer stellen die indische Kulturwelt im Gegensatz zur chinesischen dar. Hier ist es das von den Ufern des Ganges ausgehende indische Geistesleben, das Land und Leuten das Gepräge aufdrückt. Von Nordwesten her war einst der uns stammverwandte arische Inder in das Gangestal eingedrungen. An den Fluten des heiligen Stromes hatte er sich zum Hindu und Kolonisator entwickelt. Nachdem der Hindu das südliche Indien erobert, trug er seine Zivilisation in das ferne Hinterindien und nach der Inselwelt des Malaiischen Archipels. An den Ufern des Mekong und auf den fruchtbaren Gefilden Javas erblühen indische Kolonialreiche, in denen sich der Glanz der brahmanischen Religion und Kunst zu außerordentlicher Pracht steigert. Den Brahmanen folgen die Buddhisten und bauen auf der brahmanischen Grundlage weiter. Von Ceylon bringt der Buddhismus in Siam und Birma ein und verbreitet indische Zivilisation in den Tälern des Menam und der Irawadi. Was diese Länder an staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen besitzen, leitet sich durch die Vermittlung des Buddhismus aus dem alten Indien her. Durch ihn sind Java und Kambodscha, Ceylon, Siam, Birma aufs engste mit jener Zivilisation verbunden, die ihren religiösen Mittelpunkt in Benares hat. Es

war mir darum überaus wertvoll, im Laufe des zweiten Abschnittes meiner Studienreise diese Länder besuchen zu können. Indem die landschaftlichen und künstlerischen Szenerien, welche die Wanderungen durch Ceylon, Kambodscha, Java, Siam, Birma boten, das Bild der Gangeshalbinsel ergänzen, schaffen sie eine wirksame Staffage, aus der die unterscheidende Eigenart des Konfuzianismus gegenüber dem Hinduismus um so eindrucksvoller hervortreten wird.

Es konnte nun keineswegs in der Absicht des Verfassers liegen, die Einzelfahrten in der Ordnung, in der sie zeitlich unternommen wurden, sich in der Darstellung folgen zu lassen. Diese Ordnung hätte das Bild auseinandergerissen, dessen Schilderung sich der Verfasser zur Aufgabe gesetzt hat. Indien bildete den Abschluß dieser Wanderungen durch die ostasiatische Kulturwelt. Ich stelle es an die Spitze, und zwar als Einleitung zu den Fahrten und Forschungen, in denen ich das religionsgeschichtliche Bild von China und Japan vorzuführen gedenke. Wer sich die Aufgabe setzt, China und Japan in ihrer religiösen Entwicklung darzustellen, muß von der indischen Kulturwelt ausgehen.

So lade ich denn den freundlichen Leser ein, mich zunächst durch die indische Kulturwelt zu begleiten. Von Hongkong aus trat ich am 24. August meine Wanderungen durch Kambodscha, Java, Siam, Birma an, um von diesen unter dem Einfluß des Buddhismus stehenden Ländern aus am 24. November 1904 die Heimat des Buddhismus selbst, das brahmanische Indien zu erreichen. Diese Heimat ist eine dreifache.

Die älteste Heimat des Buddhismus liegt in dem unteren Tale des Ganges. Eine zweites Heimatland wurde für seinen Kultus das Kabultal hoch im Nordwesten Indiens. Die dritte Heimat verbirgt sich in den tibetanischen Hochtälern des Himalaja. Nicht in ihrer ältesten und ursprünglichsten Gestalt hat sich die buddhistische Erlösungslehre über China und Japan ausgebreitet. Hoch oben an der Nordwestgrenze Indiens, dort, wo heute die wilden Afridi hausen, wandelte sich der Buddhismus in seinem Kultus so vollständig um, daß er ein ganz neues Aussehen gewann. So wurde diese Gegend eine zweite Heimat, ein zweites heiliges Land des Buddhismus. Magadha heißt die erste, Gandhâra die zweite Heimat. Von Gandhâra aus begann sich der Kultus nach China zu ergießen. Aber auf diese Wandlungen blieb der Buddhismus nicht beschränkt. Er machte einen dritten, umgestaltenden Prozeß in der geheimnisvollen Gebirgswelt des Himalaja durch. Aus diesem Prozeß ging jene lamaistische Form des buddhistischen Kultus hervor, die sich später die mongolischen Grenzvölker Chinas eroberte. Tibet wurde die dritte Heimat des Buddhismus. Wenn man daher dem Lauf des Riesenstromes nachgehen will, der mit seinem religiösen Gehalt die ostasiatische Welt durchflutet, so muß man ihn in sein Quellgebiet bis tief

in das brahmanische Indien hinein zurückverfolgen. Denn das buddhistische Indien, d. h. der Buddhismus, wie er heute in Siam, Birma, Kambodscha, Ceylon leibt und lebt, ist vom Boden der Gangeshalbinsel verschwunden. Nur in Ruinen pflanzt sich die Erinnerung daran fort. Was aber in unverwüstlicher Lebenskraft sich erhalten hat, ist jenes Indien, aus dem die buddhistische Ideenwelt hervorgegangen ist, das brahmanische Indien, die Kultus- und Kunstwelt, die wir in dem einen Worte Hinduismus zusammenzufassen pflegen.

Es war mir vergönnt, die Gangeshalbinsel von Peschawar hoch im Norden bis nach Tuticorin tief im Süden, von Kalkutta am östlichen Gestade bis nach Bombay an den westlichen Ghats zu durchstreifen. Was der Hindu zu leisten vermochte, das ist dem Wanderer auf seinen Fahrten in der Pracht der Denkmäler des Kultus und der Kunst greifbar entgegengetreten. Er hat das Beste und Schönste, dessen dieses Volk fähig ist, in den Schöpfungen kennen gelernt, welche die Ufer des Ganges und der Jamuna und die Bergeshöhen von Gudscherat und Radschputana schmücken. Überall trat ihm ein mächtiges Ringen und Streben im Kampfe um die höchsten Ideale des Lebens entgegen. Aber kein Bild hat ihm einen so deutlichen Blick in die geheimnisvollen Triebkräfte des Hinduismus eröffnet als der gewaltige Ringkampf, in dem sich einst der Brahminismus zuerst mit dem Buddhismus und dann mit dem Mohammedanismus gemessen hat, um seine Vorherrschaft über Indien zu behaupten. Die Geschichte des gigantischen Ringens ist im Steine geschrieben, in den Denkmälern, welche Kultus und Kunst des Brahminismus auf der einen, der Buddhismus und Mohammedanismus auf der andern Seite mit dem Aufgebot aller ihnen zur Verfügung stehenden Kräfte geschaffen haben.

2. Von Hongkong nach Saigon.

24. August 1904.

Es mochte 4 Uhr sein, als unser Dampfer die Taue löste. Langsam glitt der stolze Koloß, der uns nach der Hauptstadt Indochinas tragen sollte, aus dem Hafen von Hongkong heraus. Während wir uns mehr und mehr vom Ufer entfernten, trat um so glänzender das Bild der Stadt hervor, die mit dem Felsen, aus dem sie herausgewachsen, amphitheatralisch emporsteigt. So hatte sich dem Blicke Hongkong dargeboten, als vor zwei Jahren zum erstenmal die Bergspitzen sichtbar wurden, die dem Bilde von Hongkong ein so großartiges, monumentales Gepräge geben. Reizend leuchteten die prächtigen Bauten aus dem Dunkel der subtropischen Pflanzungen hervor, die menschlicher Fleiß auf diesen öden Felsgestaden angelegt hat. Wer ein Bild gewinnen will von der gewaltigen kolonisatorischen Kraft Englands, der braucht nur seinen Blick auf Hongkong hinzulenken. Als die Insel 1841 nach dem sog. Opiumkriege von China an England abgetreten wurde, war es ein elender, nackter Felsen. Aber der damalige englische Gesandte, Sir Henry Pottinger, erkannte, daß die Insel, mit dem Festlande und den sie umgebenden Inseln zusammen, einen der besten Häfen Ostasiens bilden würde. Heute ist Hongkong der größte Seehafen Ostasiens. Die Umgebung der Stadt aber hat sich in einen prachtvollen Park umgewandelt. Mit unendlicher Mühe sind dem spröden Boden Spazierwege, Pflanzungen, Parkanlagen abgerungen worden. Eine vollständige Feenlandschaft — so darf man wohl mit Recht sagen — ist hier durch Anlage herrlicher Gärten und Villen hervorgezaubert worden. Die Insel und hauptsächlich der untere Teil des Berges ist künstlich mit Laub- und Nadelhölzern beforstet worden. Als Zierpflanzen dienen Palmen und Bananenbäume. Man kann es sich in der Tat kaum vorstellen, daß diese Oase mit ihrem üppigen Baumwuchs, der uns so angenehm beschattet, noch vor 40 Jahren ein unfruchtbarer, sandiger und felsiger Fleck Erde war.

Es war ein großartiges Bild, das sich an jenem schönen Oktobertage vor dem Auge aufrollte, als wir, um das vorspringende Berggelände biegend, den weiten Hafen mit seinen zahllosen Dampfern und Segelschiffen und im Hintergrunde die den Felsen hinansteigende Stadt im hellen Lichte der subtropischen Sonne vor uns sahen. Ein schöneres Bild hatte ich noch

nie gesehen. Einen mächtigen Eindruck hatte auf mich das Seepanorama Marseilles von dem Felskegel der Notre-Dame-de-la-Garde aus gemacht. Aber an wuchtiger Größe und Majestät übertrifft der Hafen Hongkongs, umkränzt von unvergleichlichem Bergschmuck, die liebenswürdige Schönheit, die sich über das Seebild von Marseille ausgießt. Und diese Größe und Majestät verkörpert Englands gewaltige Seemacht in einem wundervollen, von der Natur verklärten Gesamtbild. Nimmt man noch dazu die großen modernen Festungsbauten, die rings herum, meistens im Grünen unschuldig versteckt, errichtet sind, dann darf man mit Recht Hongkong das Gibraltar des Ostens nennen. Was mich jedoch inmitten dieser englischen Herrlichkeit mit stolzer Freude erfüllte, das war der Anblick so vieler Handelsschiffe, welche die heimatliche Flagge des Deutschen Reiches führten. Nicht weniger als 16 prächtige Dampfer wiesen mit ihren Farben sofort auf die ferne Heimat, auf Deutschland und unsere Freien Städte Hamburg und Bremen hin. Einem Schiff mit heimatlicher Flagge in dem fernen Osten auf einsamer Fahrt begegnen zu können, macht immer Freude. Hier aber leuchteten links und rechts die deutschen Farben im Umkreis der vielen Schiffe, die im Hafen lagen. Es war mir in der Tat von höchstem Interesse, beobachten zu können, wie die deutsche Flagge — nicht etwa auf Kriegsschiffen, sondern auf den Handelsschiffen — immer zahlreicher hervortrat, je mehr wir uns von Colombo aus dem fernen Osten zuwendeten, und diese Beobachtung wurde auch von den Reisenden der vielerlei Länder gemacht, die auf unserem Schiffe vertreten waren. Deutlich gab sich auch für den Fernstehenden zu erkennen, daß sich der deutsche Handel im fernen Osten sein wirtschaftliches „Ostindien" erobert hat. Davon gibt auch in diesem Augenblick die stattliche, im Hafen von Hongkong vertretene Handelsflotte, die die deutsche Flagge führte, ein sprechendes Bild.

Kaum haben wir den engeren Hafen verlassen, da tauchen auch schon links und rechts die zahlreichen Inseln und Felskegel auf, die sich wie eine Brücke bis Macao und Hongkong hinziehen und die öde Fläche des Chinesischen Meeres durch die reichen Fels- und Bergbildungen, die zum Teil mit Buschwerk überwachsen sind, angenehm beleben. Auf einer dieser Inseln hat der Apostel Indiens und Japans, Franz Xaver, seine große Seele ausgehaucht, als er im Begriffe stand, die Pforten des dritten und größten Reiches im fernsten Osten dem Evangelium zu erschließen. Die gigantische Aufgabe, die der auf einsamem Felsen Sterbende seinen Mitbrüdern hinterließ, haben letztere durch mehr denn drei Jahrhunderte zu verwirklichen gesucht.

Lebewohl, schönes China, so reich an erhebenden Eindrücken und wertvollen Erinnerungen. Wann werde ich dich wiedersehen?

27. August 1904.

Wir nähern uns dem Küstensaum von Kotschinchina. Saigon, die Hauptstadt des großen französischen Kolonialreiches, ist das nächste Ziel. Von dort sollen mich die Fluten des Mekong in den nächsten Tagen nach Kambodscha tragen. Nicht weit vom großen See Tonle Sap winken aus dem Dunkel des tropischen Urwaldes die großen indischen Ruinenfelder einladend zum Besuch. Das Meer zeigt bei hellem Sonnenschein und kühler Brise sein Antlitz von der liebenswürdigsten Seite.

Eine sagenumwobene Küste ist es, von der Camões begeistert singt:

> Hier laß den Küstenstrich Champas dir nennen,
> Wo duftiges Holz gedeiht in Tal und Schlucht,
> Und Kotschinchinas Land, das wenige kennen,
> Sowie Annams noch unentdeckte Bucht. (Lus. X, 129.)

Indien und China haben nacheinander um den beherrschenden Einfluß über das Gebiet gerungen, das heute unter dem Namen Indochina das herrliche französische Kolonialreich Hinterindiens darstellt. Ein treffenderer Name hätte dem Reiche nicht gegeben werden können. Denn Indiens und Chinas Kultur haben sich auf diesem Boden im Laufe zweier Jahrtausende abgelöst. Das weite Küstengebiet erzählt noch heute bis tief in die Wälder Kambodschas von den sproßartigen Schöpfungen der indischen Kultur und Kunst, mit denen Champa und Kambodscha ganz übersät waren. Aber dem vordringenden Einfluß Chinas hielt Indien nicht stand. Der Realismus des Chinesen bewährte seine Überlegenheit im sozialen und wirtschaftlichen Leben. Wie weit jedoch Indien durch sein künstlerisches Schaffen China überragt, davon geben die gigantischen Trümmerhaufen der zusammengebrochenen brahmanischen Herrlichkeit, welche erst vor wenigen Jahrzehnten entdeckt wurden, das sprechendste Bild.

Gegen 3 Uhr morgens, während noch tiefe Dunkelheit herrschte, zeigt uns der in die Meeresnacht hineinblitzende Leuchtturm von Kap St-Jacques an, daß wir dem Mündungsgebiet des Mekong nahe sind. Ein kühn geformter Felsenkörper hebt sich drohend im Dunkel der Nacht von dem hellen Sternhimmel ab, fest gebannt wie ein treuer Wächter, der den Eingang zu Indochinas Hauptstadt mit scharfem Auge hütet. Viele Meilen über die See hin leuchtet sein Blick. Das Boot des Lotsen nähert sich. Mit Hilfe des kundigen Führers hoffen wir bald alle Fährlichkeiten des für Schiffe mit so großem Tiefgang wie unser Koloß nicht gerade immer leicht passierbaren Flusses Donnai überwunden zu haben. Heute ergeht es unserem Dampfer bei der Einfahrt in den Deltaarm besser als vor zwei Jahren der armen „Annam", als sie denselben Weg nahm. Es war in der Frühe des 15. Oktober 1902. Wir hatten Kap St-Jacques im Rücken und steuerten frohgemut gegen Saigon. Es lief auch alles glatt ab bis

gegen 5 Uhr morgens. Auf einmal war unser Schiff dicht am Ufer, kaum 10 m von letzterem entfernt, auf dem Sande festgefahren, und der mächtige Dampfer war nicht von der Stelle zu bringen. So schlimm war ja zwar unser Mißgeschick nicht wie das des großen Camões, der in demselben Mündungsgebiet an einsamer Stätte Schiffbruch gelitten. Der unglückliche Dichter, lange Jahre nach Macao verbannt, konnte endlich aus seinem chinesischen Exil nach Indien zurückkehren. Als kostbarstes Andenken an die Verbannung trug er den Liederkranz bei sich, der ihn unsterblich machen sollte als Dichter der Lusiaden. Da ereilt ihn in der Nähe des Mekong das verhängnisvolle Mißgeschick. Schwimmend mit der einen Hand sucht er sein Leben zu retten, während er mit der andern die kostbare Handschrift in die Höhe hält, bis ihn der rettende Mekong aufnimmt. In sinnigen Versen hat der dankbare Dichter den mitleidigen Strom verherrlicht:

Sieh, durch Kambodscha ziehn des Mekong Wellen,
Des Wasserherrn — so wird der Nam' erklärt,
Er pflegt im Lenz von fremder Flut zu schwellen,
So daß die Landschaft Ungemach erfährt;
Man darf ihn drum dem kalten Nil gesellen;
Das tör'ge Volk, das jener Strand ernährt,
Glaubt ohne Wank, fortleben werd' in Himmel
Und Hölle rings umher das Tiergewimmel.

Der Strom empfängt leutselig und gelinde
Im Schoß dereinst das flutbenetzte Lied,
Das tückischem Geriff, empörtem Winde
Und grausem Schiffbruch mühevoll entflieht
In Hunger, Gram und Elend, wenn das blinde
Urteil an jenem ausgeführt man sieht,
Dem seiner Leier klangbegabte Saiten
Mehr Ruhm fürwahr als Erdenglück bereiten. (Lus. X, 127 128.)

Harmloser war unser „Scheitern" im Mekongdelta als das des unglücklichen Dichters. Aber so gefahrlos es auch an und für sich war — sobald die Flut kam, wurden wir ja wieder frei —, so verdrießlich war es für den Kapitän, welcher den neuen Generalgouverneur von Indochina, Mr. Beau, an Bord hatte. Von Kap St-Jacques war die Ankunft des „Vizekönigs" in Saigon für 7 Uhr signalisiert worden. Man wußte, daß bereits seit früher Morgenstunde die französischen und einheimischen Regimenter zum Empfang bereit standen. Ein schlimmer Anfang für den Regierungsantritt des Generalgouverneurs, daß das Schiff, das ihn mitsamt seinem neuen Programm eben auf dem stolzen Strome seines Reiches zu der festlich geschmückten Hauptstadt trug, auf dem Sande festfuhr.

Während die schweren Anker niedergingen, fuhr ein Boot zur nächsten Signalstation, um von dem Mißgeschick, das unsern Dampfer getroffen, in

Bild 10. Saigon (Chinesenviertel). (S. 27.)

Bild 11. Saigon. Palast des Generalgouverneurs von Indochina. (S. 29.)

Bild 12. Cholon. Straße und chinesische Läden. (S. 32.)

Saigon Nachricht zu geben. Der Generalgouverneur hatte Befehl gegeben, ihm ein Regierungsboot so schnell wie möglich entgegenzusenden, damit der Einzug in die Stadt noch vor Beginn der heißen Tagesstunden stattfinden könnte. Wir waren noch etwa 18 Seemeilen von Saigon entfernt. Gegen 8 Uhr vormittags kam der kleine Regierungsdampfer „Laos" heran. Der Kapitän erstattete Bericht. Es dauerte nicht lange, da erschien der Generalgouverneur, und ohne irgend welchen Abschied zu nehmen, betrat er sichtlich verärgert mit seinem engeren Gefolge die Dampfschaluppe, die ihn gegen 10 Uhr nach Saigon brachte. So waren wir um das interessante Schauspiel des festlichen Empfanges gebracht, den Saigon dem neuen Generalgouverneur bereitete. Auf jeden Fall hatte das Mißgeschick im Delta des Mekong für den Generalgouverneur das eine Gute, daß es ihm erspart blieb, an der Spitze zweier an Bord befindlichen Artistentrupps seinen Einzug in die Hauptstadt zu halten. Es würde Wasser auf die Mühle jener gewesen sein, die behaupten, Saigon sei mehr Vergnügungs- als Handelsstadt. Wir trösteten uns mit der angenehmen Aussicht, erst am Nachmittag in Saigon einzulaufen. Doch die Fluten waren uns so gnädig wie einst dem Dichter, der auf ihren Wogen seine unsterbliche Dichtung rettete.

Gegen alles Erwarten rauschten bereits nach 9 Uhr die ersten Wellen der Flut heran. „Wir sind frei", das war die gemeinsame Stimmung, die in diesem Augenblick alle freudig bewegte. Sofort ertönen die Kommandos, die Maschine beginnt zu arbeiten, die Anker heben sich, und binnen einer halben Stunde befinden wir uns schon auf frischer Fahrt gegen Saigon. Meisterhaft hatte uns der Kapitän aus der Sandgasse bugsiert. Die Erinnerung an dieses kleine „Erlebnis" erwachte, als wir die böse Stelle passierten. Die Ufer des Donnai sind mit dichtem Buschwerk bewachsen, aus dem die mächtigen Farnkräuter mit ihrem Federbusch wirksam hervorragen. In dem frischen Grün, das die Ufer belebt, macht das Flußbild einen sehr angenehmen Eindruck. Weit und breit nichts als eine weite grüne Fläche, durchbrochen von den zahlreichen Armen des Mekongdelta, deren Wasserspiegel von Zeit zu Zeit zwischen dem Grün silberhell aufleuchtet. Hier und da zeigen sich einzelne Hütten. In dunkler Ferne gegen Südwest ist das Flachland von einer hohen Bergkette umgrenzt. Während die weite Fläche den Ausdruck großartiger Einsamkeit trägt, ist der Strom selbst sehr belebt von Dampfern und Seglern, annamischen Barken und chinesischen Dschunken, ein rechtes Bild der neuen Welt, die sich uns in der strahlenden Lichtfülle eines wolkenlosen Tropenmorgens darbietet.

Aus dem Flußbett des Donnai gleiten wir jetzt in das Bett des Saigon über, der uns in zahlreichen Windungen der gleichnamigen Hauptstadt näher bringt. Gegen 11 Uhr werden in der Ferne die stolzen Türme der Kathedrale von Saigon sichtbar. Es war für mich ein erhebender

Anblick. Vor uns das weite, wie mit einem einzigen grünen Teppich bedeckte Flachland, einsam und verlassen. Und darüber hinweg leuchtet in großer Entfernung ein gewaltiges Denkmal christlichen Lebens. Das Bild schien uns mit einem Male in die Nähe einer unserer alten katholischen Städte zu versetzen, deren Kirchen von weitem schon dem Dampfer und den Reisenden, die er trägt, ihren Willkomm entbieten. Und ein Willkomm war es in dieser ganz von Indiens und Chinas phantastischem Kultus erfüllten Atmosphäre. Aber wohl eine Stunde noch mußten wir in vielen Krümmungen uns durch die Ebene winden, bevor der Mastenwald des Hafens von Saigon vor uns auftauchte. Auf einmal sahen wir uns inmitten zahlreicher Dampfer, die alle im Flaggenschmuck prangten, darunter mehrere deutsche, mit denen wir Grüße austauschten. Der Hafen von Saigon wird durch den Saigonfluß selbst gebildet, dessen Tiefgang hier so bedeutend ist, daß selbst große Ozeandampfer unmittelbar am Kai anlegen können.

Mit Sehnsucht war offenbar unser Schiff erwartet worden. Dichte Scharen standen trotz des glühenden Brandes der mittäglichen Tropensonne am Ufer. Und als die Brücke angelegt war, stürmte alles herauf, während die Reisenden sich nur mühsam einen Gang sichern konnten, um das Ufer zu erreichen. Wir beeilten uns, ans Land zu kommen, wo uns bereits ein Mitglied der auswärtigen Missionen erwartete. In der Jinrikscha, oder wie es hier heißt, im Puß-Puß, gelangten wir zu dem neuen, stattlichen Hospiz der Mission, wo uns die herzlichste Aufnahme bereitet wurde.

Doch es ist heiß. Wir fühlen die ganze Glut der indischen Sonne in einer Atmosphäre von drückender Schwüle. Erst nach 4 Uhr wird es erträglich. Ein heftiger Gewitterregen hat innerhalb eines halben Stündchens die glühend heiße Temperatur abgekühlt, so daß es uns möglich wird, uns Saigon ein wenig anzusehen.

Wer zum erstenmal Saigon sieht, wird aufs angenehmste überrascht von dem feinen Gepräge, das die Stadt in ihren Bauten, in ihren breiten, mit schattigen Baumreihen besetzten Straßen, in ihren weiten, mit Rasen und Baumwuchs bedeckten Plätzen und Promenaden bietet. Das ist Klein-Paris in Kotschinchina. 40 Jahre sind es her, seitdem Frankreich endgültig Besitz von dem alten annamitischen Fort Saigon ergriff. Jetzt erhebt sich dort, wo früher nur Hütte an Hütte sich drängte, eine reizende Stadt mit prächtigen Boulevards und allen Annehmlichkeiten, die europäischer Luxus zu bieten vermag. Der Franzose hat es verstanden, für die Zeit, die er in Kotschinchina verweilt, sich wohnlich einzurichten, vielleicht sogar zu schön und zu wohnlich. Denn das, was der Stadt ihr hübsches Aussehen verleiht, macht — so behaupten andere, die jahrelang den Aufschwung des Handels an Ort und Stelle beobachten konnten — auch zugleich ihre Schwäche aus. Es hat natürlich riesige Summen gekostet, um ein solches „Paris“ so-

zusagen aus dem Boden hervorzuzaubern. Wer wissen will, wie es früher dort aussah, braucht sich nur umzudrehen und aufs andere Ufer des Saigonflusses zu sehen. Da sieht er nichts als elende, niedrige, aus Flechtwerk bestehende Hütten. Der Strom scheidet den Boden in ein Ufer, das noch die alte Kultur beherbergt, und in ein Ufer, an dem die Zivilisation ihre Triumphe feiert, in den Palästen, Theatern, Regierungsgebäuden, die sie errichtet. Es sind Bauwerke, die einer Großstadt nicht unwürdig sind.

Während nun aber das Mutterland fortfuhr, mit der größten Freigebigkeit Unsummen herzugeben, um seinen Beamten, Offizieren, Soldaten den Aufenthalt für die Zeit des Kolonialdienstes so angenehm wie möglich zu machen, scheint es weniger die Kunst verstanden zu haben, Saigon als Zentrum des französischen Handels zu einem Mittelpunkt des Welthandels auszubauen, und zwar in einer Kolonie, die vielleicht die reichste aller Kolonien Frankreichs ist. Als unser Schiff im Handelshafen anlegte, an dessen Kai sich die großen Lagerräume der verschiedenen Handels- und Schiffsgesellschaften befinden, fiel es mir sofort auf, daß die deutsche und die englische Flagge auf den Dampfern am ansehnlichsten vertreten war. Tatsächlich ruht denn auch der Export von Saigon nicht in französischen, sondern in deutschen und englischen Händen, während der geriebene Chinese sich des Binnenhandels bemächtigt hat. Wie ganz anders Colombo und Hongkong! So glänzend dort der Handel anderer Länder vertreten ist, so prägt sich doch überall das Bild eines englischen Welthafens aus. Albion herrscht und Albion spannt die höchsten Kräfte an, um den Lebensadern seines Handels immer frisches Blut zuzuführen. Was es bedeutet, Beherrscherin des Welthandels zu sein, dessen wird man sich in den bewegenden Mittelpunkten des englischen Weltverkehrs bewußt. Da klingt es denn doch ein wenig naiv, wenn ein französischer Forscher sein Entzücken über Saigon in die Worte kleidet:

„Alle diese Denkmäler, Gärten, Fontänen, schattigen Promenaden machen Saigon zu einer so schönen Stadt, daß sie ihresgleichen in Ostasien sucht. Wenn man hier anlangt, nachdem Aden, Colombo, Singapore, mit einem Worte alle jene mit recht so hoch gefeierten englischen Kolonien am Auge vorübergezogen sind, dann überkommt einen ein Empfinden der Wonne, ja des Stolzes, sobald man wahrnimmt, wie sehr doch Saigon ihnen überlegen ist. Die Stadt ist vielleicht weniger Handelsstadt. Sie ist nicht so fieberhaft tätig wie ihre Rivalinnen; aber um wieviel eleganter, fröhlicher, liebenswürdiger erscheint sie! Hier merkt man nichts von jener rücksichtslosen Gier, in kürzester Zeit reich zu werden, wie bei unsern Nachbarn. Man empfindet die Freude am Leben, man verkostet die Schönheiten der Natur, die strahlende Heiterkeit eines wolkenlosen Himmels, die Klarheit

der lichterfüllten Atmosphäre, die Pracht der Pflanzen, den leuchtenden Farbenschmelz der Blumen."

Ein Idyll hat der Franzose allerdings aus seinem Saigon gemacht. Den ganzen Zauber dieses Tropenidylls hat er in dem Botanischen Garten vereinigt. Er brauchte diesen Garten zwar nicht wie der Engländer in Hongkong auf felsigem Grund anzulegen und im Kampfe mit dem unfruchtbaren Steine mühsam zu pflegen, indem er über dem Felsengrund zuerst einen für tropisches Wachstum empfänglichen Humus ausbreitete. Dafür hat die Natur reichlich in dem Alluvialboden des Mekongdelta gesorgt. Aber auch so ist die Anlage des Gartens eine prächtige Leistung. Wir schreiten über einen prachtvollen grünen Teppich. Allenthalben exotisches Laubwerk in Fülle, riesige Bäume und Sträucher. Wie wundervoll sind diese Büsche mit ihren vielfarbigen Samtblättern, prunkend im Schmucke ihrer Blumen: scharlach, rosa, blaßgelb, lilla, himmelblau. Wiederum entzücken das Auge die herrlichen Baumfarne. Der hellgrüne Kranz ihrer zarten, doppeltgefiederten breiten Blätter entfaltet sich wie ein mächtiger Kronleuchter, über den die Sonne ihre glitzernden Strahlen ausgießt. Wir bewundern die Riesengröße einzelner Palmgruppen, dieser „Fürstenfamilie", deren Mannigfaltigkeit sich in immer neuen Formen zu erkennen gibt. Der Prachtexemplare unserer Linden, Buchen, Eichen brauchen wir uns zwar nicht zu schämen im Angesichte dieser urtropischen Riesen; aber es ist doch eine ganz andere Welt voll überwältigender Größe, auf die das Auge hier stößt. Ich sitze unter einer mächtigen Mangrove und lasse den Blick über das Vegetationsbild hinwegschweifen. Es bedarf einiger Minuten, um das Auge daran zu gewöhnen und einzelnes herauszunehmen. Bald sind es Schling- und Kletterpflanzen der verschiedensten Art, ein Lianengewirr, das von einem Riesenbaum zum andern steigt, bald die mächtigen Bambusstauden, die ihre feinen, lichtgrünen, überhängenden Laubmassen anmutig im Winde bewegen. Dort erhebt sich ein Dickicht zierlicher Baumfarne zwischen den Stämmen hoher Laubbäume, die Zweige sind mit großen purpurnen Blütenkolben geschmückt, auf denen die stattlichen weißen Blüten sich glänzend abheben. Eine schöne Liane, die sich in weitem Bogen von Baum zu Baum schwingt, war mit großen violetten Blütentrauben behangen. Hier gewahre ich in meiner Nähe ein blätterloses Geäste, ganz mit kolossalen scharlachroten Blumen beladen, unten ein Knäuel schlangenartig verschlungener Wurzeln. Andere Bäume mischen sich dazu mit dem Purpur ihrer Blätter. Dort fesselt das geheimnisvolle Spiel von Licht und Schatten in einem dichten, dem Auge fast undurchdringlichen Hain von urwaldlichen Riesen, die uns ein Stück Urwaldswirklichkeit vorführen sollen.

Dazu gesellt sich nun die lebendige Pracht der tropischen Tierwelt. In allen Büschen, zwischen dem Grün versteckt, sind die interessantesten

Spezies aus dem Bereiche der Fauna angesiedelt worden. Und so verbinden sich Flora und Fauna zu einem Urbild einer tropischen Szenerie.

Vom Botanischen Garten wandte ich mich wiederum dem Innern der Stadt zu.

Die Promenadenstunde hat bereits die Boulevards und ihre vielen Cafés mit einem fröhlichen, sorgenlosen Völkchen belebt. Mehr noch als dieses tropische Phäakenleben fesseln mich die stattlichen Bauwerke. Unter den Gebäuden zeichnen sich das Palais des Generalgouverneurs und die Post durch ihren vornehmen Schmuck aus. Daß Saigon eine Garnisonstadt ist, konnten wir auf unserem Spaziergange auf Schritt und Tritt wahrnehmen. Jeden Augenblick begegneten uns Angehörige der Marine oder des Landesheeres, so daß man in der Tat meinen konnte, wir befänden uns in einer großen französischen Garnisonstadt. So ausgeprägt militärisch war das Bild, das die breiten Straßen gegen Abend boten. Wieviel Grund und Boden das Militär der Kolonialhauptstadt belegt, konnte man recht deutlich auf der neuen großen Karte von Saigon sehen. Der Privatbesitz verschwindet gegenüber den ausgedehnten Flächen, welche Militär und Marine gemeinsam mit der Zivilverwaltung bebauen.

Alle Gebäude Saigons überragt in majestätischer Hoheit die schöne, geräumige Kathedrale, ein aus Granit und rotem Ziegel stilvoll ausgeführter romanischer Bau. Der Blick auf dieses monumentale Denkmal christlichen Lebens, das mit seinen beiden 96 m hohen Türmen kühn zum Firmament hinaufstrebt, muß jeden Katholiken, mag er Franzose oder Fremder sein, mit stolzer Freude erfüllen; denn die beiden goldenen Kreuze, die hoch auf den Türmen in der Lichtglut der Sonne glänzen, künden weithin ins heidnische Land die sieghafte Macht des Glaubens: Haec est victoria quae vincit mundum, fides nostra. Sie erinnern uns in diesem Augenblick daran, daß wir auf einem Boden stehen, der mit dem Märtyrerblute von zahlreichen Glaubensboten und Tausenden von Christen getränkt und befruchtet worden ist. In der Geschichte der Missionen des 18. und 19. Jahrhunderts haben wenig Missionen so viele Blätter aufzuweisen, die mit dem Blute der Helden des christlichen Glaubens geschrieben sind, als die Mission von Annam und Tongking.

Die Erinnerung an diese herrlichen Beispiele christlichen Opfermutes ergriff mich mächtig, als ich durch das weite Tor der Kathedrale in den hohen, lichten, mit Glasgemälden, Mosaik und kostbarem Marmor ausgeschmückten Raum eintrat. Die Opfer, die seit zwei Jahrhunderten gebracht wurden, sind nicht vergebens gewesen. Das herrliche Glockengeläute der Kathedrale — sechs Glocken im Gewichte von 25 850 kg — klingt wie ein Siegesgeläute und trägt schon zu früher Stunde, wenn ringsum noch die feierliche Stille des Tropenmorgens herrscht, die frohe Kunde ins Land,

daß der Morgen eines neuen Tages auch über diesem Lande bereits angebrochen ist. Lange betrachtete ich diese majestätisch aufstrebenden Säulen und Pfeiler. In der monumentalen Pracht des Gotteshauses verkörpert sich würdig die alles überragende zivilisatorische Macht des Christentums. Was bedeuten dieser Macht gegenüber alle andern zivilisatorischen Kräfte, die im Mittelpunkt des Kolonialreiches zusammenwirken, um Indochina mit den Segnungen der abendländischen Kultur zu beglücken. Nur jenes Kreuz, vor dem es weder Griechen noch Skythen gibt, ist im stande, auch die Kluft der tiefen sozialen Gegensätze zu überbrücken, die Ost und West wie zwei fremde Welten trennen.

Vor der Kathedrale erhebt sich auf einem hohen Granitsockel, in Erz gegossen, die imposante Gestalt eines Bischofs, welche sofort die Blicke des Ankommenden auf sich zieht. Es ist Bischof Pigneau de Behaine, der von 1774 bis 1799 das apostolische Vikariat von Annam leitete. Das Denkmal, das am 10. März 1902 in Gegenwart des Generalgouverneurs von Indochina und der Generalität und Admiralität eingeweiht wurde, erinnert an die großen Verdienste, die sich der unerschrockene Bischof ebensosehr um sein Vaterland als um seine Kirche erworben hat. Auf die edlen Dienste, die er seinem Vaterlande leistete, deutet die Urkunde hin, die er hocherhoben mit der rechten Hand zeigt. Es ist der Vertrag von Versailles, der am 28. November 1787 durch des Bischofs kluge Diplomatie zwischen dem Hofe von Versailles und Kaiser Gia Long, dem damaligen Beherrscher Annams, zu stande kam und Frankreich das Protektorat über Annam sicherte. Die linke Hand fällt auf das Haupt seines fürstlichen Zöglings herab, der als annamitischer Prinz gekleidet sich zum Volke hinwendet. Der Hof von Versailles wußte die große Tragweite des durch Vermittlung des Bischofs zu stande gekommenen Vertrags nicht zu ermessen. Und erst nach 100 Jahren ist mit blutigem Schwert und unter den größten Opfern erreicht worden, was der Bischof in friedlicher Mission einst erstrebt hatte. Darauf weist ein anderes Denkmal hin, das sich nahe bei der Kathedrale vor dem Palais des Generalgouverneurs erhebt, Gambetta, in stolzer Haltung zum blutigen Kampfe begeisternd, unter ihm auf der rechten Seite die prächtige Gestalt eines zum Sturm vorschreitenden Marinesoldaten, links ein anderer tapferer Kämpfer, zu Tode getroffen. Welche Gegensätze: hier die Gestalt des Mannes, der der Kirche den Kampf auf Tod und Leben geschworen, dort die ehrwürdige Gestalt des Oberhirten, der fern von seiner Heimat für seine Kirche und sein Vaterland in entbehrungsreicher Arbeit tätig war!

Es scheint, als sollten sich die Gegensätze, die hier in den beiden Männern verkörpert werden, noch weiterhin auf dem Boden des neuen Kolonialreiches fortsetzen. Unwillkürlich wurde ich an zwei andere Namen

Bild 13. Saigon. Denkmal des Bischofs Pigneau de Behaine. (S. 30.)

Bild 14. Text der Leichenrede des Kaisers Gia Long für Bischof Pigneau de Behaine (16. Dez. 1799). Seidenhandschrift im Bischöfl. Archiv in Saigon. (S. 30.)

erinnert, an die Namen Courbet und Paul Bert. In Courbet, der Kotschinchina für Frankreich eroberte, verkörpert sich das edle Bild eines tapfern Soldaten und gläubigen Christen, in Paul Bert, dem Generalgouverneur von Kotschinchina in den ersten Jahren der Eroberung, das Bild des christentumfeindlichen Zivilisators. Dem edeln Admiral blieb es erspart zu sehen, wie diese in Paul Bert verkörperte christentumfeindliche Zivilisation Frankreich um einen großen Teil der Erfolge brachte, die das Schwert des Soldaten gewonnen hatte. Und die Hinterbliebenen handelten im Geiste des gläubigen Christen und Soldaten, als sie es ablehnten, daß der Leichnam des dahingeschiedenen Eroberers von Kotschinchina im Pantheon neben so manchem modernen Heiden bestattet wurde. Als Paul Bert ohne die Tröstungen der Kirche, der er bis zuletzt ferngeblieben war, starb, da trat an Stelle der kirchlichen Ehren, die ihm von dem so überaus milden und klugen Msgr Puginier, einem der tüchtigsten Missionsbischöfe Annams, verweigert werden mußten, ein buddhistisches Gepränge. Man sollte es kaum für möglich halten, aber der Biograph Puginiers bezeugt es auf Grund authentischer Mitteilungen in seinem ausgezeichneten Buche, daß im Leichenzuge Paul Berts die große goldene Statue Buddhas getragen und von buddhistischen Mönchen begleitet wurde, zum Jubel der christentumfeindlichen Literaten Annams. Wenn der Repräsentant der ersten katholischen Macht sozusagen als Heide begraben wird, dann kann man begreifen, mit welchen Schwierigkeiten hier unter Umständen die Kirche zu kämpfen hat, die sich eines solchen amtlichen Beschützers erfreut. Und doch sollte man meinen, es läge im eigensten Interesse Frankreichs, jene Männer in jeder Weise zu unterstützen, die mit der opferwilligsten Liebe für ihre Kirche eine ebenso hingebende Liebe für den Ruhm ihres Vaterlandes jederzeit verbunden haben. Wenn man auf dem Boden einer solchen Kolonie wie Indochina steht, dann lernt man die „Dienste" in ihrem ganzen Umfange würdigen, welche die heutigen Machthaber ihrem Vaterlande leisten, indem sie die Männer und Frauen aus dem Lande hinausjagen, die in der Ferne die mächtigsten Stützen der Ehre und Macht Frankreichs sind.

29. August 1904.

In der Frühe unternahm ich einen Ausflug nach Cholon, dem Handelsviertel von Saigon. Der Wagen führt uns durch eine weite Ebene. Wohin das Auge schaut, stößt es auf Grabdenkmäler, pompöse Mausoleen und bescheidene Erdhügel, mächtige Steintafeln und kleine, eben herausragende Pfeiler, ohne Umfriedigung, ohne Baumschmuck, öde und trostlos: das ist das Totengefilde des buddhistischen Nirwana, dem Annam huldigt.

Nur 5 km von Saigon entfernt breitet sich Cholon aus. Ein Blick genügt, um uns zu zeigen, daß wir uns in China befinden.

Überall tritt uns der Sohn der gelben Rasse entgegen. Cholon ist in Wirklichkeit eine chinesische Stadt. In den engen Straßen, die eine Gesamtausdehnung von 46 km haben, flutet fast nur ein „gelbfarbiger" Menschenstrom. Die zahlreichen Kanäle, welche sich durch die Stadt ziehen, sind von unzähligen chinesischen Barken belebt. Alles scheint in fieberhafter Tätigkeit. Und welches Schreien und Lärmen! Das Straßenbild der „gelben Stadt" von Hongkong trat mir lebhaft vor die Augen, nicht zwar der Zahl nach, denn die große chinesische Geschäftsstadt Saigons zählt nur 60000 Einwohner, wohl aber im äußeren Gepräge. Während Hongkongs gelbe Stadt sich im Häuserbau mehr dem europäischen Typus nähert, ist Cholon das Urbild einer chinesischen Handelsstadt mit allen Licht- und Schattenseiten einer nur- und urchinesischen Bevölkerung. Das Bild wirkt um so überraschender, je mehr sich das Auge bereits an die feine Eleganz von Saigon gewöhnt hat. Da ist keine Spur von der Anmut dieses „Klein-Paris": enge Straßen, rechts und links Bude an Bude, weder durch Türen noch durch Fenster verschlossen; ein Aushängeschild neben dem andern, rot, grün, gelb mit des Inhabers Namen in leuchtender Goldinschrift; auf der Gasse herrscht ein Leben, daß einem Hören und Sehen vergeht. Nur langsam kann man sich durch das dichte Gedränge Bahn brechen. Ein ameisenhaftes Gewirre von Menschen umschwärmt uns, Verkäufer, Ausrufer, Geschäftsleute, Kulis, Bettler, Kinder drängen, schieben, stoßen sich im wüsten Durcheinander. Man schreit, lacht, heult. Dazwischen tönen die dumpfen Schläge des Gong. Aus allen Ecken und Enden hallt uns ein ohrenbetäubender, sinnverwirrender Lärm entgegen. Und nun gar am Kai und an den Kanälen, wo die Reisladungen abgenommen werden: lange Reihen von Kulis folgen einander, mit Reissäcken beladen; alle Welt drängt sich an die Barken heran. Als ich vor zwei Jahren zum erstenmal Cholon sah, war der erste Eindruck nicht gerade ansprechend. Es braucht einige Zeit, um sich mit diesem anscheinend so unsaubern und schmutzigen, so wilden und ungebundenen Element, wie es die Chinesen sein sollen, zu versöhnen. Aber im Osten lernt man bald die Eindrücke des ersten Augenblickes abstreifen. Der Blick richtet sich auf das Volk als solches. Man sucht nach den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Triebkräften, die diese Massen in ununterbrochene, fieberhafte Bewegung versetzen. Da tritt der unvorteilhafte Eindruck bald hinter den mächtigen Lebenskräften zurück, die in diesem flutenden Menschenstrom unaufhaltsam wirken. Dem Chinesen ist es gelungen, das, was den Reichtum Kotschinchinas ausmacht, vollständig in seine Hand zu bekommen: Kotschinchina ist ein vorzüglicher Boden für die Reiskultur. Und da der Reis das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ist, so beruht der Wohlstand des Landes auf der Reisernte. Hier hat der Chinese eingesetzt. Die Sorglosigkeit des Annamiten nutzte er aus,

um Herr der gesamten Reisernte zu werden und den Reismarkt zu beherrschen. Die chinesischen Reismakler durchziehen das Land nach allen Richtungen. Dem annamitischen Bauer stellen sie das Geld, die Werkzeuge, das Zugvieh zur Verfügung, um die Reisfelder in guten Stand zu setzen. Zur Zeit der Aussaat ist es der Chinese, der das Saatkorn dem Annamiten liefert, der viel zu sorglos war, um einige Säcke Reis für die nächste Aussaat zurückzustellen. So wird der Annamit der Tagelöhner des Chinesen, der Eigentümer des Bodens der Sklave des fremden Händlers. Indem der Chinese die unüberwindliche Nachlässigkeit des Annamiten ausbeutet, eignet er sich ohne jede Mühe einzig mit Hilfe seiner Wucherdarlehen so ziemlich die ganze Frucht der Reisernte an. Cholon ist der Mittelpunkt des Reismarktes. Aus allen Teilen des Landes bringen die Barken zur Zeit der Ernte die Frucht hierhin. Dadurch ist der Chinese der wirtschaftliche Herr von Kotschinchina geworden. Was diese herrliche Kolonie an Reichtum erzeugt, gelangt zuerst nach Cholon. Erst durch die Hände des Chinesen muß der Reis wandern, um in europäische Hände zu kommen. Das europäische Saigon besäße weniger schöne Denkmäler, wenn das chinesische Cholon — diese schmutzige Vorstadt Saigons — weniger Säcke Reis verkaufte.

Die Chinesen Cholons sind nach bestimmten Gruppen und Korporationen geschieden. Jede Körperschaft hat ihr besonderes Haupt und ihre eigene Pagode. Diese Körperschaften setzen sich aus Mitgliedern derselben Landsmannschaft zusammen. Kanton, Fukien, Yünan, Haimen sind durch trefflich organisierte Verbände vertreten. Die körperschaftliche Gliederung hält die Auswanderer einer Gegend unter sich in engster Berührung. Das äußere Sinnbild dieses korporativen Zusammenschlusses ist die Pagode. Und die häufig wiederkehrenden Feste, die dort gefeiert werden, führen die Landsleute immer von neuem so zusammen, als fänden sie sich auf dem Boden der alten Heimat wieder. Der dem Chinesen innewohnende Zug nach korporativem Zusammenschluß wirkt hier mehr als der religiöse Zug.

Es wäre lehrreich gewesen, der Entwicklung dieses korporativen Elementes innerhalb der chinesischen Bevölkerung nachzugehen. Man braucht nur einen Schritt in chinesisches Volksleben hineinzutun, und von allen Seiten drängen sich die Probleme heran, religiöse, gesellschaftliche, wirtschaftliche. Man bekommt das Empfinden, daß man einem Volke gegenübersteht, dessen innerstes Wesen uns noch ein Geheimnis ist. Doch Cholon ist nicht der Ort, um diese Probleme zu erforschen. Noch ein Blick in die Pagode der Kantonesen mit ihren reich vergoldeten Statuen und blumengeschmückten Altären, den mächtigen Weihrauchbecken und gewaltigen Leuchtern, und zurück geht es nach Saigon, um unsern Ausflug nach Kambodscha vorzubereiten.

Die Nähe der Denkmäler von Angkor war zu verlockend, um trotz der noch etwas ungünstigen Jahreszeit nicht einen Ausflug nach dem Zentrum jener alten Kunstherrlichkeit zu unternehmen. Der Ausflug ist heute leicht durchführbar. Von Saigon trägt uns die Eisenbahn in zwei Stunden nach Mytho. Die Stadt liegt am breitesten Arme des Mekongdelta. Hier besteigt man den Dampfer der Messageries fluviales, der bereits am Tage vorher Saigon verlassen hat. Und nun geht es auf den schwellenden Fluten des Stromes nach Pnompenh, der neuen Hauptstadt von Kambodscha. Der Reisende kann seine Abfahrt von Saigon so legen, daß er bereits am Tage nach seiner Ankunft den Ausflug zu den Ruinenfeldern anzutreten vermag. Jeden Freitag Morgen nämlich verläßt ein Dampfer Pnompenh, um über den „großen See" Tonle Sap nach Battambang zu fahren. Auf der Überfahrt macht der Dampfer Halt an der Mündung eines kleinen Flusses, der seinen Namen von der dicht bei den Ruinen gelegenen Bezirksstadt Siemreap führt.

Diesen Fahrgelegenheiten entsprechend richtete ich meinen Ausflug nach den Ruinen von Angkor-Wat ein. Indem der Wanderer von Saigon nach Pnompenh und von dort nach Angkor zieht, folgt er, aus der Gegenwart immer tiefer in die Vergangenheit hinabsteigend, der Entwicklung des Landes durch die verschiedenen Phasen, die es durchlaufen hat. Saigon, Pnompenh und Angkor veranschaulichen die drei großen Phasen der Zivilisation: Saigon, die Metropole des neuen indochinesischen Reiches, von dem die jüngste Phase der Entwicklung unter dem Einfluß europäischer Zivilisation ausgeht, Pnompenh, die Hauptstadt eines durch viele Kämpfe zerrütteten, in Armut und Abhängigkeit geratenen Volkstums, das allmählich sich wieder emporarbeitet, Angkor, der Mittelpunkt eines der blühendsten Kolonialreiche, die jemals auf hinterindischem Boden bestanden haben.

3. Ein Ausflug nach Kambodscha.

31. August 1904.

Der Morgenzug führte mich von Saigon durch eine fruchtbare, mit Reisfeldern bedeckte Ebene nach Mytho. Hier erwartete ich den Dampfer der Messageries fluviales, der mich in 40 Stunden nach der Hauptstadt Kambodschas tragen sollte. Die wenigen Stunden, die ich in Mytho verbrachte, ergänzten das Bild, das Saigon in seinen prächtigen Anlagen geboten hatte. Schöne Avenuen, strahlende Gärten, schmucke Häuser haben aus einer sumpfigen, ungesunden Niederlassung ein entzückendes Plätzchen für den französischen Kolonisator gemacht. Nirgendwo verleugnet der Franzose seinen angeborenen künstlerischen Feinsinn.

1. September 1904.

Als ich in früher Morgenstunde das Deck betrat, lagerte noch tiefes Dunkel über der Landschaft. Die weite Wasserfläche glitzerte in einem schwachen Schimmer. Um so erhebender war die Sternenlandschaft über uns, dieses ernste, feierliche Bild der unzähligen flimmernden Augen, die mit wunderbarer Klarheit am dunkeln Firmamente funkelten. Es währte indes nicht lange, da begann sich's im Osten aufzuhellen. Ein kurzes Dämmerlicht folgte, und bald lag im vollen Tagesglanze eine schier unübersehbare Wasserfläche vor dem Auge ausgebreitet. Wohin ist das Land entschwunden? Sind wir auf dem Ozean? Oder trägt uns der Dampfer auf den Fluten des Mekong? Wir befinden uns in der Saison der Überschwemmungen. Der Riesenstrom ist zu einem Meer angeschwollen, und seine schlammigen, gelblichen Fluten bedecken bis in die weite Ferne das Land. Der leicht ansteigende Uferrand ist vollständig im Wasser begraben. Zerstreut liegende Dörfer tauchen mit ihren Pfahlbauten und Baumgruppen über der Wasserfläche empor. Zahlreich bewegen sich die Sampans auf den Fluten. In der Zeit der Hochflut ist der Verkehr von Ort zu Ort, von Hütte zu Hütte nur auf dem Kahne möglich. Das Bild ist neu. Während die reißende Strömung mit mächtigem Rauschen die Wogen unserem Dampfer entgegentreibt, gleitet der Blick über diese sintflutartige Überschwemmung hinweg. Der Ankömmling hat das Empfinden, in eine ihm noch ganz unbekannte Welt eingetreten zu sein. Die Fluten, die unter unsern Augen

dem Meere zuströmen, bringen Grüße aus der geheimnisvollen Gebirgswelt des Himalaja. Sie haben die noch halb verschleierten Gebiete der Laosvölker durchflossen, und nun nähern sie sich dem großen Emporium der ostasiatischen Weltstraße. Ein großes Stück Asiens, dunkle, unerforschte Länder, wenig bekannte Völker hat jede Woge durchwandert. Es gäbe ein prächtiges Tagebuch, wenn die Mekongwelle da drunten uns ihre Erlebnisse erzählen, ihre Fahrten beschreiben könnte: „Aus dem Tagebuch einer Mekongwelle." Wer weiß, ob diese Forscherin und Schriftstellerin aus fernen Landen nicht allen andern die Palme abringen würde!

Majestätisch erhob sich die Sonne aus den Fluten, als entstiege sie dem unbegrenzten Meer, und goß ihr goldenes Licht über die Wassermassen aus. Von ihrem freundlichen Strahl begleitet, eilten wir Pnompenh, der Hauptstadt Kambodschas, zu.

2. September 1904.

Es mochte 6 Uhr in der Frühe sein, als in der Ferne die schneeweiß funkelnden Spitzen einzelner Pagoden sichtbar wurden. In ihrer glockenförmigen, nadelspitz zulaufenden Gestalt verraten uns diese Bauwerke sofort, daß wir uns einem Zentrum des buddhistischen Kultus nähern. Es ist das altindische Reliquienheiligtum, das dem Wanderer durch die buddhistische Kulturwelt den ersten Gruß zuwinkt, wenn er sich der Hauptstadt des heutigen Kambodscha gegenüber findet.

Pnompenh ist eine Stadt recht jungen Ursprungs. In ihrer heutigen Gestalt leitet sich ihre Entstehung erst vom Jahre 1866 her, als König Norodom seine Residenz an diesem, schon frühe den Portugiesen als Chaturmukh (Vierarm) bekannten Zusammenfluß von vier Armen des Mekong aufschlug. Mit Chaturmukh bezeichnet die Sprache Kambodschas jene eigenartige Kreuzform, welche Religion und Kunst den großen Terrassenpyramiden geben, die noch heute das Staunen des Fremden wecken. Im Zentrum der Terrasse, dort, wo die vier das Kreuz bildenden Gänge zusammentreffen, erhob sich das Hauptheiligtum. Die Kapelle schloß nach oben in einer Pyramide ab, welche als Krönung einen Riesenkopf mit vier nach den Himmelsgegenden gerichteten Gesichtern trug, einen verdoppelten Januskopf, wenn man des Gigantenhaupt so nennen will. Die vier (chatur) Gesichter (mukha) beherrschten die vier Kreuzgänge. So kam es, daß diese nach dem vierfachen Göttergesicht (chaturmukha) benannte Kreuzform in der Vorstellung der alten Bewohner Kambodschas eine heilige, den Palästen der Götter und Könige vorbehaltene architektonische Form wurde. Und weil die vier Kreuzarme von den vier Götterbildnissen ausgingen, so wurden diese Arme nach dem vierfachen Göttergesicht schlechthin Chaturmukha genannt. In der Bedeutung „Vier Arme" wird das Wort auf den Zusammenfluß der Ströme übertragen und bezeichnet eine besonders

heilige Stätte. Eine solche Stätte, ein Chaturmukh oder Chadamuch, wie die Kambodschaner sagen, ist der Zusammenfluß der vier Flußarme, welche als besonders glückverheißender Ort zur Hauptstadt des neuen Kambodscha auserkoren wurde.

Gegen den mächtigen Anprall der hochgehenden Flut und reißenden Strömung mit der ganzen Kraft seiner Schraube ankämpfend, nähert sich unser Dampfer der Königsstadt, die sich allmählich vor uns als eine einzige langgestreckte, von niederen und niedlichen Wohnungen eingesäumte Straße aufrollt. An ihrem unteren Ende wird der Königspalast mit seinen phantastisch geschwungenen Schnäbeldächern und seinen grotesken Pyramidenhüten sichtbar.

Unsere Landung vollzog sich glatt zwischen einem Schwarm von Sampans. Zum erstenmal fand ich mich im Schatten einer hinterindischen Königsstadt, auf dem Boden eines Landes, das mir einst in märchenhafter Ferne zu liegen schien. Allerdings das, was der Ankömmling zuerst zu sehen bekommt, erinnert ihn eher an ein halb chinesisches halb europäisches Stadtviertel. Das Bild der Rue du Consulat von Schanghai wurde mit ihren zweistöckigen chinesischen Läden und verandageschmückten Wohnungen wiederum wachgerufen. Noch vor wenigen Monaten hatte ich die Straße so häufig im japanischen Wägelchen durchfahren. Betrachtet man die Häuser und ihre Bewohner, so glaubt man sich wirklich nach China versetzt. Der kluge, berechnende Chinese wußte die Lage sofort zu seinen Gunsten auszunutzen, als dem Stromkanal entlang in einer Länge von 3 km die große Straße angelegt wurde, welche die eigentliche Hauptstadt bilden sollte. Während die große Masse der einheimischen Bevölkerung außerhalb der neuen Anlage bleibend sich auf die 13 oder 14 Dörfchen verteilte, welche heute das eigentliche Eingeborenenviertel bilden, siedelten sich die Chinesen als Ladenbesitzer und Handwerker sofort in der Königsstadt an und wurden auf diese Weise Herren des schnell sich entwickelnden Handels.

Der erste Gang durch die Neustadt heimelte mich darum an, als ich meinen alten Freunden vom Jangtsekiang so zahlreich hier im Innern Kambodschas begegnete. Es bereitete mir ein ordentliches Vergnügen, diese fleißige, unternehmende Rasse ebenso erfolgreich auf dem fremden wie auf dem einheimischen Boden arbeiten zu sehen. Ich betrat einen der größeren Läden. Es war ein wahres bon marché im kleinen, ein Bazar, in dem alle möglichen europäischen Waren verlockend zum Kaufe sich anboten, französische Tuche, englische und deutsche Wollenstoffe, alle Arten von Lederwaren, Lampen, daneben Bier, Sodawasser, Kognak, kurz alles, was sich aus den „Errungenschaften" europäischer Zivilisation zum Massenverbrauch unter der einheimischen Bevölkerung eignet, hat in den geschmackvoll geordneten Warenlagern seinen Platz und findet von dort seinen Weg in die Pfahlbauten und strohbedeckten Hütten der Kambodschaner.

Die Bevölkerung der Hauptstadt ist eine recht gemischte. Kambodschaner, Siamesen, Annamiten, Chinesen, Malaien teilen sich in die 50000 Bewohner der Hauptstadt. Die Hauptmasse bilden zwar die Kambodschaner selbst, aber wirtschaftlich treten sie weit hinter dem Chinesen, dem Annamiten und Malaien zurück.

Pnompenh beginnt im schmucken Ausbau der Staatsgebäude ein zweites Saigon zu werden. Kaianlagen sind entstanden; einige monumentale Brücken wurden gebaut; die breiten Avenuen erhielten einen schattigen Baumschmuck. Nach und nach sind die ungesunden Hütten aus Bambus, die für eine Stadt eine sehr feuergefährliche Nachbarschaft bilden, zum Teil durch kleine Häuser aus Backstein ersetzt worden. Einen überraschenden Anblick gewähren dem Ankömmling die prächtigen Anlagen des Justizpalastes, des königlichen Schatzes, der Post und Telegraphie, der Douane. Es ist allen ein vornehmes europäisches Gepräge gegeben. Aber der Schmuck der buddhistischen Glockenpyramiden und der geschnäbelten Giebel führt den Blick bald wieder aus dem fernen und fremden Kunstbereich in die einheimische Kultur zurück und gemahnt uns, daß wir im Lande der Pagoden sind. Das schönste Bauwerk ist natürlich das königliche Schloß, ein eleganter Renaissancebau, der sich inmitten des reichen, tropischen Pflanzenwuchses prächtig ausnimmt. Das Palais des Königs bedeckt eine ziemlich ausgedehnte Raumfläche. Neben den nach europäischem Vorbild angelegten Wohnungen besitzt es eine große Flucht von Pavillons, die nach einheimischem Muster erbaut und von herrlichen Gärten umgeben sind. Hier lebt der König und führt im Kreise seines recht üppigen Hofstaates das Traumleben eines Herrschers und Erben der alten Khmer-Herrlichkeit unter dem schützenden Banner der Trikolore. Aus dem Lande fließen ihm reiche Einkünfte zu, und die politische Abhängigkeit von Frankreich vermag er um so leichter zu tragen, als dessen Protektorat in einer des königlichen Ansehens viel würdigeren Form die entehrende Unterwürfigkeit ablöste, welche Kambodscha an den siamesischen Erbfeind fesselte.

Doch mehr als alle jene dem europäischen Auge alltäglichen Formen der Architektur fesselten mich die wunderlichen Pagoden mit ihren Glocken und Türmen und dem Schwarm von Bonzen, der die buddhistischen Heiligtümer bevölkert. Man sieht diese gelbgekleideten, kahlgeschorenen „Buddhas" zahlreich auf der Straße, bald einzeln, bald in Gruppen. Ein wunderliches Bild! Aber es führt uns sofort die Bedeutung vor Augen, welche die Buddhagemeinde auf das Volksleben gewonnen hat. In dem Kultus, den sie verkörpert, besitzt das Volk seit einem Jahrtausend die einzige Quelle seiner religiösen und sittlichen Ideale. Der Bonze ist der Hüter seiner geistigen Güter, der Lehrer des Volkes. Mag er auch sonst ein armes Teufelchen sein, als Bonze genießt er eine große Verehrung bei hoch und

niedrig, und diese Ehrfurcht zeigt sich sehr wirksam in der reichen materiellen Unterstützung, welche den Bonzengemeinschaften zugewandt wird. Allen geht der König voran. Die Bonzenklöster des Königreichs bilden eine administrative Gemeinschaft, deren oberster Chef der König ist. In dieser Gemeinschaft pflanzt sich der sangha (die korporative Vereinigung) des altbuddhistischen Indien fort. Dieser umfaßt zwei Hauptgruppen. Sie führen die merkwürdige Bezeichnung „Gruppe der Rechten" und „Gruppe der Linken". Auf die beiden Gruppen verteilen sich alle Bonzen und Bonzenklöster des Landes. Es handelt sich bei dieser Einteilung keineswegs um eine religiöse Spaltung. Beide Gruppen bekennen sich zum selben Kultus. Die Einteilung gründet sich lediglich auf eine administrative Gruppierung, die durch den Einfluß bedingt wird, den der König auf die finanzielle Verwaltung ausübt. Als oberstes Haupt der Bonzengemeinschaft überwacht der König die Güterverwaltung durch zwei Großmandarine. Der eine heißt Sāmdach Préas Sānghréach (der gerechte, erhabene Chef der Gemeinde); die ihm unterstehenden Klöster werden Pagoden der „Rechten" genannt; der andere Vertreter des Königs verwaltet unter dem Namen Luk Préas Saukonn (erhabener Tugendduft) die Klöster der Linken. Diese beiden Häupter der Bonzen sind in Wirklichkeit Staatsbeamte, geistliche Mandarine der obersten Rangklasse. Beiden fällt innerhalb ihres Bereiches neben der Güterverwaltung auch die Gerichtsbarkeit über die Bonzen zu. Die zwei Verwaltungskreise zerfallen der Einteilung nach Provinzen entsprechend in Provinzialbezirke und diese hinwiederum in lokale Distrikte. Jedem Provinzialbezirk steht ein Ōppachchéa vor (im Worte steckt das sanskritische upādhyāya, Oberlehrer). Ihm allein fällt das Recht der Weihe der Bonzen zu. Der Chef der „Rechten" oder der „Linken" wählt ihn unter den ältesten und gelehrtesten Bonzen aus. Um Ōppachchéa (Provinzial) zu werden, muß man wenigstens 20 Jahre in einem Bonzenkloster gelebt haben. Wenngleich nun ihm die Weihe der Bonzen vorbehalten ist, so sind doch im übrigen seine Rechte sehr beschränkt. Jedes der ihm unterstehenden Bonzenklöster ist frei in der Aufnahme der Novizen und Entlassung der Bonzen. Die einzelne Pagode erhält ihr Haupt von einem der beiden höchsten Administratoren der Bonzengemeinschaft unter dem Namen Luk-kru-thom (Großer Lehrer). Diesem unterstehen unmittelbar die einzelnen Bonzen als Phikkus (Bettler). In den Händen des Vorstehers der Einzelpagode liegt die eigentlichste Leitung der Mönchsgemeinde. Er ist es, der die Beobachtung der Regel, den Lebenswandel der Bonzen, die Pflege des Kultus, die Instandhaltung der Tempel, den Schmuck der Statuen überwacht oder, besser gesagt, überwachen sollte. Durchweg finden sich Pagode und Kultus in einem recht vernachlässigten Zustand. Diese Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber dem Tempelschmuck scheint auch zu den Tugenden eines buddhistischen Bonzen zu gehören.

Seine besondere Aufmerksamkeit wendet der Fremde, der zum erstenmal ein buddhistisches Land betritt, der Erscheinung des buddhistischen Bonzentums zu. Es spielt die hervorstechendste Rolle im Straßenbilde von Pnompenh. Die charakteristische Figur des kambodschanischen Bonzen erregt um so größeres Interesse, als er von seinen chinesischen und japanischen „Confrères" in der Kleidung und Haltung scharf absticht. Weder das chinesische noch das japanische Bonzengewand hat die ursprüngliche Einfachheit des gelben Mönchkleides der altbuddhistischen Gemeinde Indiens bewahrt. Hier wie dort ist ein einheimisches Gewand an die Stelle getreten, und zwar in einer doppelten Form. Das eine Gewand wird im alltäglichen Leben getragen. Es ist einfach und in grauer und dunkelbrauner Farbe gehalten, am Halse immer geschlossen. Ein zweites Gewand wird bei den feierlichen Gebräuchen in der Pagode von dem Offizianten benutzt. Ganz anders in Kambodscha. Man wird in dem Schnitte des Gewandes, das hier den Bonzen von dem Laien unterscheidet, sofort die treue Nachbildung der alten Kleidung erkennen, in welcher Buddha und seine Jünger auf den Bildern erscheinen. Wir sehen da den „Erhabenen" immer so dargestellt, daß die rechte Schulter entblößt ist. Mit großer Treue hält man in Kambodscha an dem altbuddhistischen ticivaram, dem „dreifachen Kleidungsstück" des Bonzen fest: dem Untergewand, das mit einem Gürtel um die Lenden befestigt bis zu den Knöcheln herabhängt; dem Übergewand, das über die linke Schulter herabfällt, während die rechte entblößt bleibt; dem Mantel, mit dem sich der Mönch bedeckt, wenn er ausgeht. Jedes Jahr werden diese Gewänder zur Zeit der großen Oktoberfeste erneuert. König und Adel wetteifern alsdann in der Freigebigkeit gegen die Hüter des heiligen Gesetzes.

Die Ausrüstung eines Bonzen ist eine sehr einfache. Zu den wichtigsten Bestandteilen gehört der bat oder Almosennapf, der phkom oder „Rosenkranz", der chhat oder Sonnenschirm. Der Almosennapf, in dessen Namen man das altindische pātra gleich wiedererkennt, ist gewöhnlich aus Holz oder Ton und gleicht einer Kokosnuß. Mit ihm zieht jeden Morgen die Schar der Mönche durch die Straßen und bettelt sich das tägliche Mahl. Es ist ein köstliches Bild, das diese Morgenpromenade eines ganzen Klosters entfaltet, wenn die gelben Gestalten mit niedergeschlagenen Augen, wie es ihre Regel verlangt, durch die Königsstraße von Pnompenh ziehen und sich dann in kleineren Zügen auf die Nebenstraßen und auf die umliegenden Dörfer verteilen. Mag dieser Bettelgang auch zur bloßen Zeremonie in vielen Fällen geworden sein, so ist es doch interessant zu sehen, mit welcher Zähigkeit die buddhistische Bonzengemeinde gerade an diesem, dem alten Indien entlehnten Brauche festhält. Kaum weniger charakteristisch aber ist der Gebrauch der Gebetsschnur. Der buddhistische Rosenkranz besteht in Kambodscha aus 108 Körnern. Die Zahl 108 ist eine heilige Zahl bei den Buddhisten

Bild 15. Pnompenh. Königlicher Palast. (S. 38.)

Bild 16. Pnompenh. Oberbonze (Préas Sânghréach) von Kambodscha. (S. 39.)

Bild 17. Pnompenh. Königliche Pagode. (S. 41.)

wie bei den Brahmanen. Bei der Geburt Buddhas wurden 108 Brahmanen herbeigerufen, um die Zukunft des „Auserwählten" vorauszusagen; 108 ist die Zahl der Bände, welche die lamaistische Sammlung der heiligen Bücher unter dem Namen Kahgyur darstellt. Wer diese Bücher in roter Tinte abschreibt, verfertigt eine Kopie, die 108mal verdienstreicher ist als eine Kopie in schwarzer Tinte, eine Kopie in Silber trägt 108mal mehr Verdienst ein als eine solche in roter Tinte, und eine Kopie in Gold übertrifft die in Silber um den gleichen Wert.

Die in allen buddhistischen Ländern hochverehrte Fußsohle Buddhas wird ebenfalls in 108 Felder abgeteilt. Überall ist die heilige Zahl 108 eingedrungen. In der weißen Pagode von Peking umgeben 108 Laternen das Hauptheiligtum. Wenn ein kaiserlicher Prinz oder eine Prinzessin in Peking stirbt, liegt 108 Lamas die Sorge für die Rezitation von Totengebeten ob. Köstlich ist der Gebrauch einer buddhistischen Sekte Chinas, 108 Bambushiebe für gewisse Verbrechen zu applizieren. Es ist darum interessant, daß auch Kambodscha an dieser mystischen, aller Wahrscheinlichkeit nach dem brahmanischen Kultus entlehnten Zahl der Körner einer Gebetsschnur festhält. Die Gebetsschnur ist keine Eigentümlichkeit des Buddhismus. Eine uralte Art der Verehrung Wischnus und Schiwas besteht darin, ihre Namen in einer bestimmten Zahl zu wiederholen. Um die Wiederholung zu kontrollieren, bedient man sich einer Schnur mit Körnern. Dieser Gebrauch ging auf die buddhistische Gemeinde über. Und so begegnet man denn in allen buddhistischen Ländern der Körnerschnur in der Hand der Bonzen.

Zum Bonzen gehört die Pagode. Ihren Hauptschmuck bildet der in Gestalt einer mächtigen Glocke sich erhebende Reliquienschrein. Es ist die Dagoba der Inder. Von den Kambodschanern wird sie unter dem Namen Wat verehrt. Die Verehrung der Überreste Buddhas hatte sich ja frühzeitig zum Mittelpunkt des Kultus der Buddhagemeinde entwickelt. Der Reliquienschrein wurde das Wahrzeichen des Buddhismus, das Symbol des Glaubens an den im Nirwana vollendeten Lehrer der Erlösung. Als dann später auch das Buddhabild aufkam, vereinigten sich Bilder- und Reliquienkultus in einer Weise, daß ihrem Zusammenwirken der große Einfluß des Buddhismus auf das religiöse Leben Ostasiens zuzuschreiben ist. Überall laufen die beiden Kultusformen nebeneinander, in China und Japan nicht weniger wie in Ceylon, Birma, Siam, Kambodscha. Es besteht gleichwohl zwischen den nördlichen und südlichen Ländern des Buddhismus ein Unterschied. Innerhalb Chinas und Japans ist das Buddhabild allmählich in den Vordergrund getreten. In Ceylon, Siam, Birma, Kambodscha hingegen hat der Reliquienschrein seine beherrschende Stellung in der Glockenpyramide neben dem Bilde behauptet. Ein ganzer Schwarm solcher Glocken drängt sich um die Pagode und gibt dem Bilde jenen echt buddhistischen Zug, der den

Wanderer an die alten Denkmäler des buddhistischen Indien, an Sanchi und Sarnath mit ihren gewaltigen Kuppeln zurückerinnert. So tiefgreifend die Wandlungen sind, denen die buddhistische Gemeinde im Laufe ihrer Wanderungen durch Asien unterworfen wurde, so ist doch dieses Wahrzeichen ihres Kultus von allen Wandlungen unberührt geblieben. Es kommt eben darin das zum Ausdruck, was das innerste Wesen des Buddhismus ausmacht, der Glaube an das Nirwana. Die Nirwanavorstellung selbst ist zwar längst eine andere geworden. Die Vorstellung des Erlöschens alles individuellen Seins wird ganz gewiß keinem der Pilger vorschweben, der sich vor der schmucklosen Glocke niederwirft. Aus der Vernichtung ist ein Ort der Götterseligkeit geworden. Und diese Seligkeit ist es, die der Glockenschrein mit der Erinnerung an die sterblichen Reste Buddhas und seiner Jünger den vielen Pilgern vor Augen führt. Das gibt dem Totendenkmal in der buddhistischen Welt jene geheimnisvolle Anziehungskraft, die es bis auf den heutigen Tag trotz seiner unkünstlerischen Form ausübt.

Natürlich fehlt auch der heilige Baum der Erkenntnis nicht. Unter einem Feigenbaum war Buddha einst zur erlösenden Erkenntnis gelangt. Dieser in der Legende hochgefeierte Bodhidruma, „Baum der Erkenntnis", wird bis zur Stunde in Buddhagaya am rechten Gangesufer verehrt. Zweige von diesem Baum wurden als kostbare Reliquie in die von den Bonzen bekehrten Länder verpflanzt. Der berühmteste Zweig befindet sich in Anuradhapura auf der Insel Ceylon. Er ist im Laufe zweier Jahrtausende selbst ein mächtiger Baum geworden.

Da nun Kambodscha seinen Kultus aus Ceylon herleitet, so muß es auch einen Zweig von dem heiligen Baume besitzen, der in der alten Königsstadt Anuradhapura einst angepflanzt wurde. Mit den Birmanen und Siamesen glaubt sich auch der Kambodschaner rühmen zu dürfen, daß ihm aus Ceylon eine solche Reliquie überbracht wurde, als die Bonzen dorthin zur Erlernung der heiligen Sprache pilgerten. Da man aber seiner Sache doch nicht so ganz sicher war, so wurde vor 30 Jahren ein Bonze beauftragt, einen echten Zweig von Anuradhapura mitzubringen. Dieser Zweig wurde unter feierlichem Gepränge in der Nähe der königlichen Pagode gepflanzt. Das Bäumchen erhebt sich heute, von einer kleinen Schutzmauer umgeben, etwa zwei Meter hoch auf der Tempelterrasse und bildet einen Anziehungspunkt für die Pilger, die in den Festzeiten des Jahres zur großen Pagode wallfahren. Da nicht jede Pagode einen solchen Zweig besitzen kann, so ersetzt man diesen durch einen andern Banyanbaum, der unter dem Namen pōthī mealak, Bodhibaum (bodhimālaka), in der Tempelumfriedigung verehrt wird.

Mein erster Besuch galt der königlichen Pagode. Sie ist zwar erst mit dem neuen Pnompenh entstanden, aber darum nicht weniger lehr-

reich dem Erforscher buddhistischen Lebens als irgend eine der älteren buddhistischen Pagoden, mit welchen das Land übersät ist. „Lehrreich", das Wort verlangt sofort eine kleine Einschränkung. Wer in diesen Bauwerken einen künstlerischen Genuß suchen will, wird sich bald enttäuscht wegwenden. Die Anlage ist die denkbar einfachste, ein längliches Rechteck, dessen glatte, weiß getünchte Wände schmucklos emporsteigen, darüber ein schräg geneigtes Dach, dessen vornehmstes Ornament die spitz auslaufenden Schnäbel des Firstrandes und der Giebelränder sind, im Vordergrund eine aus schwerfälligen, viereckigen Pfeilern bestehende Vorhalle. Das sind die wesentlichen Bestandteile des Aufbaues. Bisweilen ruht das eigentliche Dach auf einem dreifach gegliederten Unterdach. Hat es der fromme Stifter auf ein besonders schönes Werk abgesehen, so läßt er die plumpen Pfeilerklötze, welche die Vorhalle bilden, sich auch rings um das Rechteck ziehen und den ganzen Bau auf einer mehrstufigen Terrasse aufsteigen, zu der eine mit Löwen und mythischen Tiergestalten geschmückte Treppe emporführt. Das ist aber auch das Höchste und Prunkvollste, zu dem sich die Architektur des buddhistischen Kambodscha emporschwingt. In dieser Form bietet sich die neue königliche Pagode dem Auge dar. Sie ist auf einer mäßigen Bodenerhöhung angelegt und beherrscht weithin das niedrige Flachland. Zum Schmuck der hohen Treppe sind Skulpturen verwandt, die einen älteren Ursprung verraten. Um das neue Kambodscha mit der Herrlichkeit jenes alten Kambodscha zu verbinden, das in den prachtvollen Ruinen der Khmer-Kunst fortlebt, hat der moderne Architekt das Stufengelände mit plastischen Werken geschmückt, die der schier unerschöpflichen Fundgrube des alten Angkor entstammen: gigantische Schlangenköpfe mit pfauenschweifartigem Haubenkranz, kühn sich emporreckende Greife, majestätisch gebietende Löwen. Einen ähnlichen Schmuck trägt die Terrasse. Diese phantastischen Skulpturen bringen etwas Wechsel in das eintönige Bild. Am wirksamsten jedoch lassen die vielen großen und kleinen Glockenpyramiden, welche den Bau umgeben, als Symbole des buddhistischen Glaubens den fremdartigen, sakralen Charakter hervortreten. Alle jene Türmchen überragt eine Riesenglocke im Hintergrund.

Das Innere des Tempels bringt dem Eintretenden die alles beherrschende Bedeutung Buddhas sofort zum Bewußtsein. Den Mittelpunkt bildet die auf einem hohen Lotuskissen ruhende goldene Figur des „Verehrungswürdigen", eine nackte, mit vielem Schmuckwerk grotesk behangene Gestalt, die auf dem Haupte ein großes, glockenförmiges Diadem trägt. Ringsum stehen auf Tischen als Votivgaben allerlei kleinere Statuen, Räuchervasen, unter Glasglocken aufbewahrte künstliche Blumen, Lichtständer, Petroleumlampen, Früchte und natürliche Blumen. Zu diesem phantastischen Zierat paßt die farbige Ausstattung der Wände, der Holzsäulen und des Holzgebälks.

Neben der königlichen Pagode sind es die Pagoden der königlichen Prinzen und vor allem die des Oberhauptes aller kambodschanischen Bonzengemeinschaften, die sich durch einen reichen Schmuck auszeichnen. Der ornamentale Prunk ist darauf berechnet, das Auge durch den verschwenderischen Aufwand von Vergoldung und von farbigem Glasmosaik gefangen zu nehmen. Namentlich die aus farbigen Gläsern mosaikartig zusammengefügte Täfelung der Wände muß einen bestechenden Reiz auf das Gemüt des für äußeren Prunk empfänglichen Volkes ausüben. Das Glitzern und Flimmern gibt dem Innern etwas Geheimnisvolles, Unerklärliches. Aber es bleibt alles nur äußeres Gepränge. Von echter Kunst findet sich hier keine Spur. Wie ganz anders hat es Japan verstanden, seinen anspruchslosen Holzbauten ein künstlerisches Gepräge zu geben! Ein Vergleich des kambodschanischen Tempels mit der architektonisch verwandten Pagode Japans bringt dem Wanderer, der zuerst Japan besucht, die eigenartige Entwicklung, welche die Kunst unter dem Einfluß des Buddhismus bei den verschiedenen Völkern genommen hat, recht anschaulich nahe und läßt ihn erkennen, was ein künstlerisch angelegtes Volk auch aus den einfachsten architektonischen Elementen zu machen vermag.

Von der Schönheit des japanischen Tempels sind schon viele Schilderungen entworfen worden. Mancher allerdings fand sich beim ersten Anblick des schlichten Holzbaues enttäuscht. Er hatte nach den glänzenden Beschreibungen etwas Großartigeres erwartet. Klein und unbedeutend wird alles einem Auge vorkommen, das sich bereits an die monumentalen Schöpfungen Indiens gewöhnt hat. Die japanische Architektur trägt ebensowenig wie diejenige Kambodschas einen monumentalen Charakter. Vergebens wird man jene glänzende Mannigfaltigkeit der Stilformen suchen, die uns in den Steinbauten Indiens entgegentritt. Schablonenhaft scheinen alle Glieder angeordnet zu sein. Alle Bauten sind Holzbauten. Der Baumeister war dazu gezwungen. Er mußte der elementaren Gewalt der Erdbeben, die wie unheimliche Gäste dem Land ganz unberechenbar, bald hier bald dort ihren Besuch abstatten, Rechnung tragen. Den Erschütterungen kann die Leichtigkeit und Elastizität der Holzkonstruktion am besten widerstehen. Aber der Japaner hat aus der Not eine Kunst gemacht. Der ihm angeborene Natur- und Schönheitssinn hat es verstanden, die Schönheit des Holzbaues in anderer Weise zur Geltung zu bringen. Was uns sofort bei allen Kultusstätten des alten Japan ins Auge fällt, das ist die landschaftliche Umgebung. Die Poesie der Landschaft, die Pracht der Baumriesen, Zedern, Zypressen, Eichen spielen bei der Anlage des Tempels eine Hauptrolle. In dieser engen Verbindung des Tempels mit der landschaftlichen Umgebung fand die einheimische Tempelkunst diejenige Formel, welche dem Charakter des japanischen Landes und der Eigenart des japanischen

Temperamentes am besten entsprach. Überall läßt es sich die Kunst angelegen sein, ihre Heiligtümer dort anzulegen, wo die Landschaft selbst der Architektur einen recht malerischen und poesievollen Hintergrund verleiht. Am glücklichsten offenbart sich diese Landschaftsarchitektur in den Pagodentürmen mit ihren kühnen, freischwebenden Holzkonstruktionen. In der harmonischen Anpassung an die landschaftliche Umgebung bilden diese stolz sich emporreckenden Türme nicht selten wahre Meisterwerke der Kunst. Und indem sich die architektonischen Umrisse in Form und Farbe mit dem Grün der Bäume und Sträucher vermischen, verwandelt sich das künstlerische Bild selbst in ein anmutiges Naturbild.

So konstruiert der japanische Architekt seinen schlichten Holzbau sozusagen aus der Natur heraus. Aber der Künstler schuf nicht sein Holzwerk und überließ es dann der Natur, die architektonische Anlage mit der eigentümlichen Schönheit zu umgeben. Seine Kunst begann mit der Natur zu wetteifern in der plastischen Ausschmückung des Tempels.

In der poesievollen Umgebung erwachte der künstlerische Blick zur Nachbildung all des Schönen, das Berg und Wald in Form und Farbe dem Auge darboten. Zwei Vorzüge kennzeichnet die japanische Kunst in ihren besten Leistungen: ein überraschender Formenschatz und ein feinsinniges Empfinden für die Harmonie der Farbe. Beide Vorzüge leiten sich aus derselben Quelle her: aus der außerordentlichen Empfänglichkeit des Japaners für die Schönheit der Natur. Japans alte Kunst ist im wahren Sinne aus der Natur herausgewachsen. Und wenn sie sich einen Wahlspruch geben müßte, so könnte sie sich durch kein Wort treffender charakterisieren als durch das alte: natura artis magistra.

Überall kommt in dem Tempelschmuck die lebensvolle und treue Nachbildung der Natur zur Geltung. Wem es vergönnt war, die wundervollen Schnitzwerke zu sehen, die den Schmuck so mancher Tempel bilden, wird mir gern beistimmen, daß die Kunst in der lebensfrischen Wiedergabe der Natur hier das Beste und Schönste geleistet hat, dessen sie vielleicht fähig ist. Es sind Glanzleistungen der Holzplastik, denen das Auge hier begegnet. Die Architektur war eifrig bemüht, ihrer Schwesterkunst, der Plastik, eine freie Stätte zu bereiten. Architektur und Plastik, beide von demselben Künstler geübt, traten in ein lebendiges Zusammenwirken. Und je inniger sich beide zu gemeinsamem Wirken verbanden, desto kräftiger entfaltete sich die eigenartige Schönheit der Holzarchitektur. Als unvergleichlicher Meister zeigt sich hier der japanische Künstler in der freien Behandlung des Holzes. Nicht in planloser Verwirrung, sondern in wohldurchdachter Anordnung breitet die Plastik ihre Schöpfungen über den Körper des Bauwerkes aus. Eine Fülle der feinsten Ornamentik ergießt sich über alle Glieder des Baues. An Kapitälen, Gesimsen, Sockeln entfaltet die Skulptur ihr bestes Können Alles

gewinnt Leben und Bewegung. Köstliche Ornamente bedecken den Architrav, reichstes Schnitzwerk umschlingt die Deckbalken. Zu den schönsten Leistungen zählen die ornamentalen Einfassungen der Wandflächen. Es sind Rankengewinde mit eingestreuten Mustern aus der Tier- und Pflanzenwelt, alles voll lebensfrischer Empfindung und bewundernswerter Feinheit der Ausführung. Geradezu unerschöpflich zeigt sich da die Phantasie des japanischen Künstlers. Wir bewundern die Freiheit der Behandlung, die packende Gewalt des Ausdrucks, die anmutige Frische und Natürlichkeit der Zeichnung. Überall spiegelt sich das liebevolle Erfassen der Schönheiten wider, die seinem künstlerischen Auge in der Umgebung des Tempels begegnen. Der Natur entnimmt der Künstler seine Motive. Ihr entlehnt er den Formenschatz. Das Schönste, was sie bietet, sucht er mit Treue nachzuahmen. So verwandelt sich im Rahmen der landschaftlichen Umgebung der schlichte Holzbau in ein Kunstwerk um. Es ist stets dieselbe Sache und doch immer wieder neu und anziehend. Denn der Handwerker, der den Holzbau aufführt, ist ein geborener Künstler. Die Tempel sind zwar im Grunde nur riesige Hütten, aus Holz aufgerichtet, mit einem Giebeldach bedeckt. Aber das künstlerische Empfinden des Zimmermanns wußte genau, was mit dem Holz zu machen war. Eine köstliche Erfindungsgabe vereinigt sich mit einem lebhaften Schönheitsgefühl, um in der Ausbeutung des Holzmaterials die herrlichen wechselreichen Wirkungen zu erzielen, welche das Auge des Wanderers entzücken.

Wie arm erscheint diesem Reichtum gegenüber die buddhistische Tempelkunst *Kambodschas*! Ein geistloses Schablonentum macht sich hier geltend. In dem Aufbau und in der Gliederung zeigt sich nur ein schweres, gedrücktes Verhältnis, in der ornamentalen Ausstattung ist alles phantastisch regellos. In den Figuren gibt sich durchweg nur eine realistische Roheit und Ungeschlachtheit zu erkennen, schwere, kurzleibige Gestalten mit plumpen Köpfen und stumpfem Gesichtsausdruck. Darüber hinaus vermag sich die „Kunst“ nicht zu erheben. Alle Hilfsmittel, über welche das buddhistische Japan verfügte, als es seine prächtigen Tempel schuf, stehen dem buddhistischen Kambodscha zur Verfügung, vortreffliche Holzarten, edle Metalle, technische Geschicklichkeit, Empfänglichkeit für glänzende Farbenwirkung. Und doch sollte man meinen, das Volk sei unfähig, ein künstlerisches Gebilde zu schaffen. Daß gerade *dieses* Volk, das heute so arm in seinem künstlerischen Schaffen vor uns steht, einst einen Reichtum der Architektur und Plastik entfaltete, durch den es selbst Indien in mancher Beziehung übertrifft, sollte man kaum vermuten. Dasselbe Kambodscha hat tausend Jahre früher Werke geschaffen, wie sie weder China noch Japan jemals hervorgebracht haben. Pnompenh verkörpert nur eine von der Höhe der Zivilisation herabgesunkene Rasse. Das Volk hat seine künstlerische Leistungsfähig-

keit verloren, seitdem der von Siam eindringende Buddhismus entscheidenden Einfluß auf das religiöse Leben gewann. Die kambodschanische Kunst, wie sie Pnompenh vor Augen führt, wiederholt heute nur die Formen der Architektur und Plastik, welche das buddhistische Siam in seinen Tempeln entfaltet.

Der buddhistischen Periode Kambodschas geht eine brahmanische Periode voraus, eine Entwicklung von Land und Leuten, die ganz unter dem Einfluß des Hinduismus stand. Am glänzendsten spiegelt sich diese Periode in den Denkmälern der Religion und Kunst wider, welche sich in den Ruinen von Angkor erhalten haben.

3. September 1904.

In der Nacht hatte unser Dampfer den See Tonle Sap in seiner ganzen Länge durchmessen. Als ich in der Frühe das Deck betrat, zeigten sich bereits die Umrisse des nordwestlichen Uferrandes, und der einsam aus dem überfluteten Flachland aufsteigende Phnomkrom wies in der Ferne den Weg nach der verlorenen Königsstadt der alten Khmer-Fürsten. Der Dampfer macht Halt an der Mündung des kleinen Flusses, der der Stadt Siemreap den Namen gibt. Wir besteigen unsere Barke, und bald befinden wir uns auf der Fahrt nach Siemreap. Das politische Kambodscha liegt hinter uns. Der Landstrich, durch den wir fahren, gehört bereits zu Siam; es ist der äußerste Vorposten des „Reiches des weißen Elefanten" gegen Kambodscha. Seltsam berührt es den Wanderer, der die Prachtbauten des goldenen Zeitalters von Kambodscha aufsucht, daß er diese Zeugen eines der bedeutendsten kambodschanischen Fürstengeschlechter auf siamesischem Boden suchen muß. Die seit dem 13. Jahrhundert aufsteigende Macht Siams hatte unter der Herrschaft der Thai sich vom Tale des Menam immer weiter gegen das Tal des Mekong ausgebreitet. Die Selbständigkeit der Fürsten Kambodschas war bereits durch das mächtig sich entwickelnde Annam erschüttert worden. Die Ausbreitung Siams gegen Osten führte zu einem Zusammenstoß der beiden kraftvollsten hinterindischen Reiche im 16. Jahrhundert. Es folgte eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen zwischen Siam und Annam. Und der Boden Kambodschas war es, auf dem diese Kämpfe zum Vorteil Siams ausgefochten wurden. Die größere Hälfte Kambodschas verfiel dem „Reiche des weißen Elefanten". Zu Tausenden wurden die Kambodschaner und Annamiten nach Siam in die Gefangenschaft geführt. Vor allem aber legte Siam die Hand auf die alten Königsstädte von Kambodscha. Obschon diese längst Ruinen waren, so lebten sie doch im Bewußtsein des Volkes als der Inbegriff der alten, glorreichen Überlieferungen fort. Wer sie besaß, war der Erbe der Glorie der Khmer-Fürsten. Gerade darum legte Siam einen so großen Wert auf ihren Besitz und hielt an ihnen wie an einer

Art Talisman noch fest, als es den größten Teil Kambodschas wiederum abgeben mußte. Alle Versuche des Königs von Kambodscha, wiederum Herr von Angkor zu werden, sind bis jetzt vergebens gewesen. Sollte es dem französischen Protektorat gelingen, den Ruinendistrikt Siemreap wiederum dem Königreiche Kambodscha einzuverleiben, so würde es dem nationalen Empfinden seines „Schutzbefohlenen" einen glänzenden Triumph bereiten.

Auf der Fahrt nach Siemreap weckt zuerst unsere Aufmerksamkeit der „Niedere Berg", Phnomkrom. Alleinstehend, ragt der Felsblock aus der sumpfigen, von niederem Buschwerk bedeckten Ebene hervor. Der in zwei Spitzen auslaufende, länglich gestreckte Gipfel macht in der Ferne den Eindruck eines ruhenden Löwen, der den Eingang zu der großartigen Tempelstadt hütet, der wir näher kommen. Mit seinem Blick scheint der Löwe die Umgebung bis in die weiteste Ferne zu überschauen und zu überwachen. Gegen Süden leuchtet die glatte Wasserfläche des Sees, während der Horizont im Westen die dunkle Waldzone von Battambang einsäumt. Gegen Norden tauchen unbegrenzte dunkle Waldmassen auf. Und darüber hinweg schimmern die fünf Prachttürme von Angkor-Wat.

Der mächtig angeschwollene Fluß, auf dem uns die Barke nach Siemreap trägt, bildet jetzt eine weite Krümmung. Während der sog. „Niedere Berg" den Endpunkt der unteren Bogenhälfte bildet, schließt der Tempel von Athvea, der jetzt in Sicht kommt, das obere Ende ab. Ein mächtiger, in vier Stockwerken emporsteigender Turm baut sich vor unsern Augen aus gewaltigen Quaderblöcken auf. Vier mit einer Vorhalle geschmückte Terrassen, die sich an jeder Seite vorlagern, geben der Anlage den Aufriß eines griechischen Kreuzes. Die kräftige, von einer Mauer umgürtete Turmmasse hebt sich malerisch von der grünen Fläche der umgebenden Reisfelder ab.

Wir folgen den Schlangenwindungen des Stromes bald durch das dichte Laubwerk der Dschungeln, bald durch die offenen überschwemmten Reisfelder und erreichen nach kurzer Zeit die ersten Hütten, die ganz versteckt im Schatten prächtiger Baumgruppen liegen. Wohl 4 km weit erstreckt sich die Stadt Siemreap zu beiden Seiten des Flusses. Dahinter dehnen sich abwechselnd Reisfelder und Tabakpflanzungen aus.

In früherer Zeit reichte der See bis Siemreap, so daß die Stadt als Stapelplatz des Binnenhandels und des nach der Küste führenden Transithandels eine außerordentliche Bedeutung besaß. Auch heute noch ist sie ein wichtiges administratives und kommerzielles Zentrum.

Die Ufer sind durch eine Brücke verbunden, deren mittlerer Teil sich öffnet, um die Barken bei Wasserhochstand passieren zu lassen. Auf dem linken Ufer drängen sich die Hütten der Eingeborenen aneinander, Bambushütten und Pfahlbauten. Die öffentlichen Gebäude, wie die Wohnung des Gouverneurs und das Postgebäude, liegen auf dem rechten Ufer. Die

mit alten Kanonen bewehrte siamesische Zitadelle, deren Mauerwerk aus den Ruinenfeldern bezogen wurde, überragt die Stadt.

Eine interessante Figur macht der siamesische Gouverneur in seinem ziemlich geräumigen, nach europäischem Muster gebauten „Palais". Er lebt da wie so ein kleiner siamesischer König, von einem ganzen Hofstaat musizierender und tanzender Wesen, ganz nach Art seines hohen Herrn in Bangkok, umgeben. Seine Stellung als Hüter der heiligen Ruinen ist eine bevorzugte. Der Verpflichtung, die umfangreichen Ruinenfelder zu überwachen, entledigt er sich durch die Bonzen, deren Pagoden sich in der Umgebung des „Palais" erheben. Man sieht diese armen Schlucker in ihrem gelben Gewand zwischen den Hütten umherstreifen oder behaglich sich ihren Träumereien auf den Matten der offenen Veranda überlassen. Einzelne Bonzen unterhalten Schulen. Sie sind die berufsmäßigen Volksschullehrer. Man überläßt ihnen gerne die Kinder eine Zeitlang, um diesen die Möglichkeit zu geben, lesen und schreiben zu lernen. Es war mir interessant, eine dieser elementaren Schulen zu betreten. Die Knaben mit einer dem heißen Klima angepaßten Einfachheit gekleidet, saßen ehrfürchtig vor einem älteren Bonzen und versuchten mit einem spitzen Griffel die Zeichen in die Palmblätter zu ritzen. Einzelne dieser Palmblattübungen waren trefflich ausgefallen. Von dieser Elementarschule führt der Weg die Kinder besserer Familien in die Hallen einer höheren Bonzenschule, aus der die jungen Leute als künftige Beamte oder Bonzen hervorgehen.

4. Angkor.

4. September 1904.

Das königlich-siamesische Gespann eines Ochsenwagens trägt uns aus den Mauern Siemreaps — wenn es gestattet ist, den primitiven Backsteinhaufen den Ehrennamen einer Stadtmauer zu geben — hinaus. Kurze Zeit traben die Tiere durch den tiefen Sand des Weges, der nach Angkor führt. Dann treten wir in den Schatten eines großartigen Waldes ein und suchen unter dem von breiten Palmblättern gebildeten Dache weiterzukommen; denn die Baumriesen suchen uns mit den gewaltigen Lianensträngen, die nach allen Seiten ausgespannt sind, wie mit einem Netze festzuhalten. Zwei Stunden streichen hin im Genusse der herrlichen, unerschöpflichen Vegetation, da beginnt sich ein Streifen Waldes zu lichten; und aus dem Dunkel der Bäume schimmert das Denkmal von Angkor-Wat hervor.

Die älteste Kunde von den Denkmälern haben uns Spanier und Portugiesen gegen Ende des 16. Jahrhunderts gebracht. Ihnen folgten die holländischen Reisenden. Aber die Kunde von den großen Zeugen einer alten Zivilisation in dem fernen Kambodscha ging wiederum verloren. Der erste, der in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit darauf hinlenkte, war ein deutscher Forscher, der um die Erkundung Hinterindiens hochverdiente Begründer des Berliner Museums der Völkerkunde, Bastian. Er selbst zwar hatte die Denkmäler nicht besucht, das blieb dem Franzosen Mouhot im Jahre 1867 vorbehalten. Dieser kühne Reisende war es, der die Bauwerke von neuem entdeckte und zum erstenmal aus eigener Anschauung beschrieb. Man mag sich das Staunen und die Überraschung des französischen Forschers denken, als er mitten in einer urwaldähnlichen Umgebung auf Denkmäler stieß, die in ihrem architektonischen Aufbau und in ihrer ornamentalen Gestaltung ebenso treffliche Baumeister wie Steinmetzen verrieten. Mouhot war bis zu dem Punkte vorgedrungen, wo der See Tonle Sap sich durch einen schmalen Arm in den Mekong ergießt. Da traf er mit dem katholischen Missionär Sylvestre zusammen. Dieser erzählte ihm von bedeutenden Ruinen, die sich nicht weit vom Orte der Zusammenkunft fanden. Mouhot ließ sich dahin geleiten. Es ging durch einen mit dichtem Buschwerk bestandenen Wald. Auf einmal sah er eine Anhäufung gewaltiger Stein-

Bild 18. Siemreap. Rollbrücke. (S. 48.)

Bild 19. Hütten der Eingeborenen auf dem Wege nach Angkor. (S. 50.)

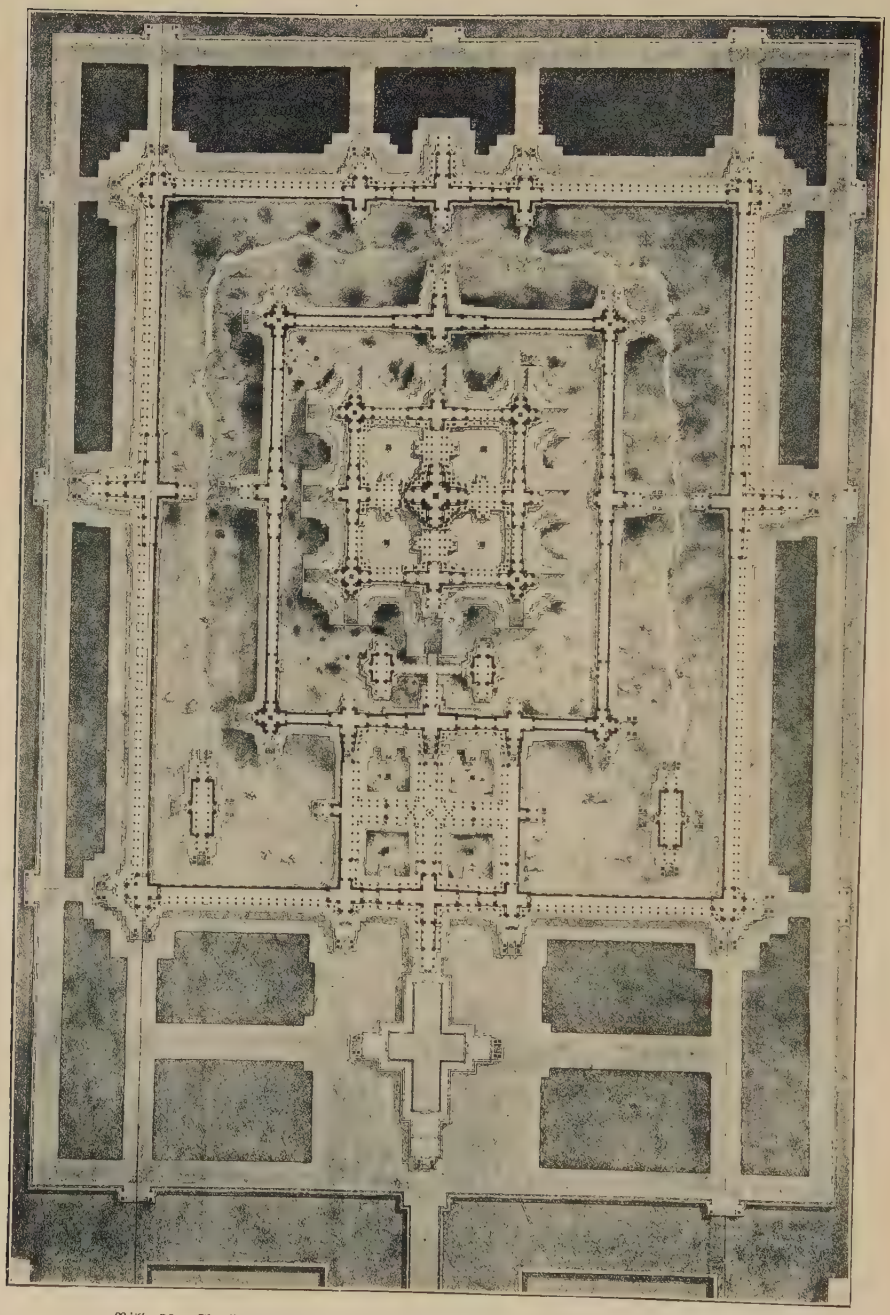

Bild 20. **Angkor-Wat. Grundriß der Bauanlage.** Rekonstruktion. (S. 54.)

massen vor sich, aus denen fünf prächtig ausgeschmückte Türme hervorragten. Das war Angkor-Wat, „der Tempel der Hauptstadt", eine gigantisch angelegte, von mächtigen Galerien umgürtete Terrassenpyramide, die in ihrem allgemeinen Aufriß auf den ersten Blick eine solche Regelmäßigkeit verriet, daß sie nur einem großen Baukünstlergeschlecht ihren Ursprung verdanken konnte. Mouhots Staunen erreichte seinen Höhepunkt, als er in einiger Entfernung mitten in der schwelgenden Pracht des tropischen Waldes nicht bloß einen einzigen Tempel, sondern eine ganze Stadt von Tempeln vor sich sah, eine Palaststadt mit Toren und Türmen, von breiten Gräben umgeben, über die zierlich ausgestattete Steinbrücken führten, Tempel, Pyramiden, Galerien, alles Bauwerke, die in ihrer Ausführung einen hohen Kunstsinn verrieten. Es war Angkor-Tom, „die große Stadt". Nur mit Mühe ließ sich ein Überblick über die Masse der Bauten gewinnen. Seit Jahrhunderten war die tropische Vegetation hier eingedrungen. Das Schweigen einer Totenstadt schwebte über den Ruinen. Wie eine neuentdeckte Welt breitete sich in dem Waldesdickicht die Herrlichkeit eines Kunstschaffens aus, das ebensosehr durch die Eleganz der Ausführung wie durch den Umfang des Werkes überraschte. Je machtvoller dem Blicke des Wanderers die Pracht der Denkmäler entgegentritt, um so dunkler erscheint ihr Ursprung.

Wann kamen die Hindu als Kolonisatoren nach dem Tale des Mekong? Wo begannen sie zuerst mit der Gründung ihrer Kolonialreiche? Wie führten sie die Kolonisation durch? Das alles sind Fragen, auf die uns die Denkmäler nur dunkle Antworten geben. Auf einmal findet sich der Forscher zwei großen, mächtigen Kolonialreichen des Hinduismus gegenüber; das eine nennt sich Champa, das andere Kambodscha. Das Gebiet, das den indischen Namen Champa trägt, umfaßt jenen Teil der Südostküste von Indochina, welchen die Franzosen heute Annam nennen. Es dehnt sich über das ganze Deltagebiet des Mekong aus und zieht sich der Küste entlang gegen Süden. Hier landeten aller Wahrscheinlichkeit nach die ersten indischen Ansiedler. Sie kamen nicht einzeln, sondern in großen Verbänden auf dem Seewege in das Mündungsgebiet des großen Stromes. Mit den Errungenschaften einer den Urbewohnern überlegenen Kultur ausgerüstet, ausgezeichnete Krieger, von vorzüglichen Heerführern geleitet, verstanden sie es, sich schnell in dem fruchtbaren Lande anzusiedeln, und mit der dem Hindu der alten Zeit eigenen tatkräftigen Begeisterung begannen sie den Ausbau des neuen Reiches. So finden wir denn bereits im 7. Jahrhundert n. Chr. ein mächtiges Reich Champa von dem chinesischen Pilger Hiuentsang erwähnt. Die hervorragend günstige Lage auf der Fahrt nach China gab seinen Häfen eine große Bedeutung. Schon der älteste arabische Bericht über die Fahrten der Araber nach China erwähnt Champa unter dem Namen Chanf. In dieser Umbildung des Namens Champa ist ein

auf dem Wege nach China gelegenes indisches Reich schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung der griechisch-syrischen Schiffahrts- und Handelswelt bekannt geworden. In dem Itinerarium, das Ptolemäus von dem Seewege zu den Sinae entwirft, erwähnt er das Reich der Zaba am Kap von Kambodscha. In diesem durch die ausdrückliche Erwähnung des „großen Vorgebirges" genau bestimmten Zaba erblicken alle Forscher das Chanf der Araber und das Champa der späteren Schriftsteller. Immer tiefer war die brahmanische Zivilisation dem Ufer des Mekong entlang in das Innere vorgedrungen. Neue indische Volksmassen schoben nach. Der Mekong wurde ein zweiter Gangesstrom, an dessen Ufern sich eine Reihe indischer Fürstentümer entwickelte. Das mächtigste Fürstentum entstand am mittleren Laufe des Mekong unter dem altindischen Namen Kambodscha. Träger der Herrschaft war ein aus den kolonisierenden Hindu und den Ureinwohnern zusammengewachsenes Mischvolk, das Volk der Khmer. Dieses Mischvolk, ausgezeichnet durch Tatkraft und geistige Bildung, hat sich in einer Kunst verewigt, die den großartigsten Leistungen der asiatischen Menschheit beigezählt zu werden verdient. Unter den Denkmälern ragen Angkor-Wat und Angkor-Tom als die bedeutendsten Schöpfungen hervor. Sie sind das Ziel meiner Fahrt.

Die in brahmanischer Überlieferung wurzelnde Zivilisation Indiens hat in ihren kolonialen Gründungen unstreitig Großes geschaffen. Eine ganz eigenartige Macht wohnt ihr inne, des Volkes geistige Kräfte unter dem Einfluß des Kultus zu hoher Blüte zu bringen. Wenn man bedenkt, wie weit die großen indischen Reiche, die die brahmanischen Fürsten auf dem Boden des heutigen Indochina aufbauten, von dem Mutterlande entfernt lagen, dann muß man den unternehmenden und organisatorischen Geist bewundern, der jene Kultur ins Leben rief, die sich in den religiösen und künstlerischen Denkmälern Kambodschas widerspiegelt. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß das brahmanische Leben, ganz so wie es an den Ufern der heiligen Ströme Indiens in allen Zweigen der staatlichen und gesellschaftlichen Entwicklung, in Sprache und Sitte, in Religion und Recht blühte, auf jenem fremden Boden emporwuchs. Die brahmanische Staatsordnung, wie sie in dem Gesetzbuch des Manu dargestellt wird, die gesellschaftliche Organisation, wie sie in der Gliederung nach Kasten entwickelt war, der Kultus, wie er sich auf der vedischen Überlieferung aufbauend später in die Verehrung Wischnus und Schiwas spaltete, die heilige Sprache, wie sie in den großen Schulen der Grammatik gepflegt, die Philosophie, wie sie in den verschiedenen Systemen gelehrt wurde, die Sitten und Gebräuche, wie sie das Leben des einzelnen von der Geburt bis zum Grabe beherrschten, die Poesie, wie sie in den großen nationalen Dichtungen entwickelt war, kurz alle Elemente der indischen Zivilisation waren auf dem

Bild 21. Angkor-Wat. Eine Galerie. Außenansicht. (S. 55.)

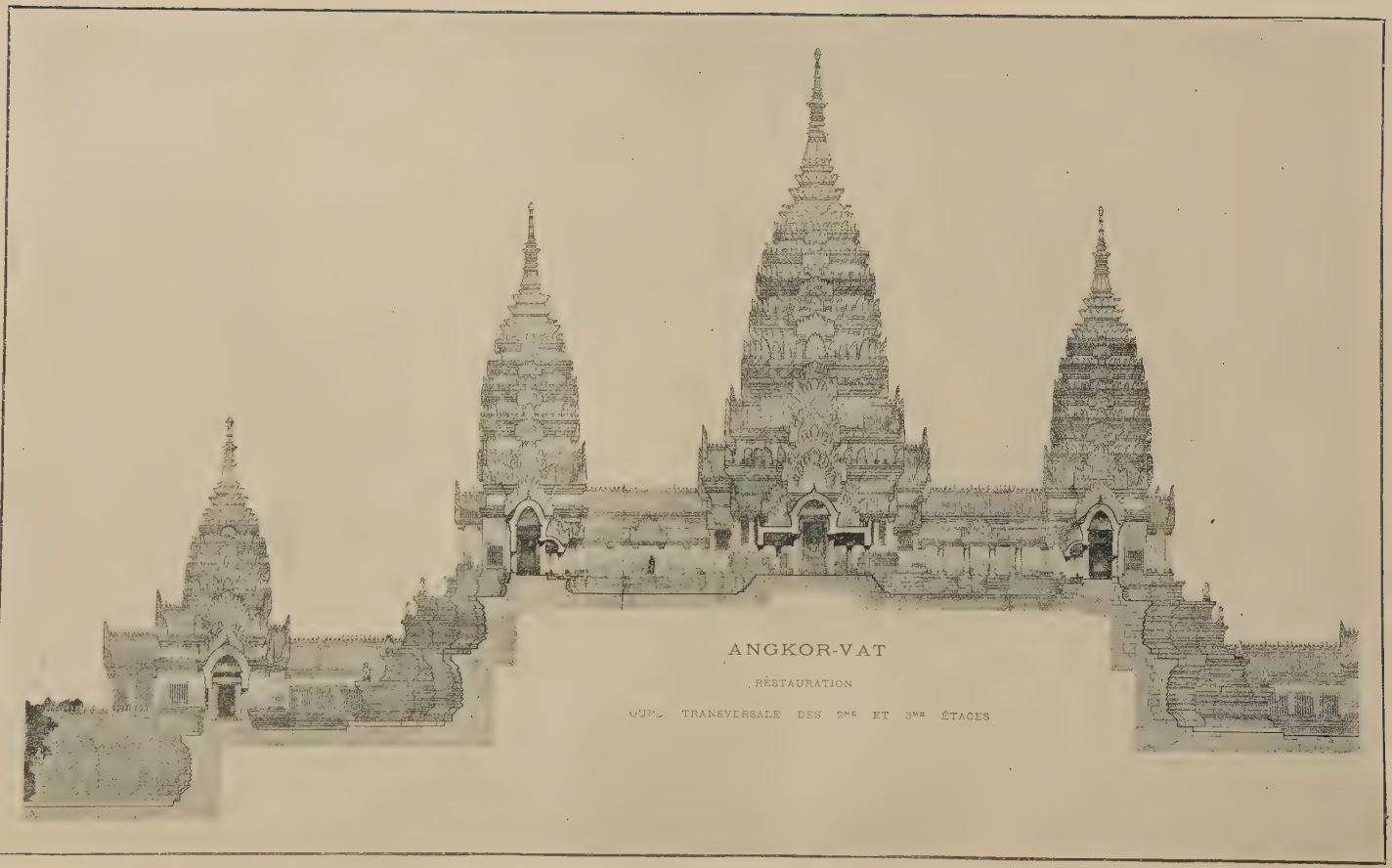

Bild 22. **Angkor-Wat. Hauptbau.** Rekonstruierter Querschnitt. (S. 56.)

Boden Kambodschas so heimisch geworden, daß der Hindu, der aus dem Gangestal in das Mekongtal kam, nichts von dem vermißte, was er in der Heimat geehrt und gepflegt hatte. Die Zivilisation war kein äußeres Wachstum, eine dem eroberten Volk aufgedrängte, ihm nur oberflächlich anhaftende Kultur. Sie hatte in dem innersten Leben des Volkes so tiefe Wurzel gefaßt, daß sie sich als ein ganz neues, selbständiges Gebilde der brahmanischen Staats- und Gesellschaftsordnung, als die Kultur der Khmer entwickelte. Die brahmanischen Kolonisatoren und Zivilisatoren hatten es tatsächlich verstanden, die auf einer noch tiefen Stufe stehende Urbevölkerung derart mit den religiösen und sittlichen, den literarischen und künstlerischen Errungenschaften ihrer Heimat zu durchdringen, daß diese Urbevölkerung selbst zur Trägerin und Förderin einer außerordentlich reichen Weiterentwicklung des geistigen Lebens heranerzogen wurde. Die Denkmäler der Khmer sind der ureigenste Ausdruck dieser selbständigen Weiterbildung. Alles an diesen Denkmälern ist indisch. Allem ist das brahmanische Gepräge so klar und bestimmt aufgedrückt, daß man keinen Augenblick über den Ursprung im Zweifel sein kann. Und doch ist die Ausgestaltung wiederum so eigenartig, so verschieden von dem, was wir in Indien selbst während der gleichen Periode sehen, daß man sofort erkennt: hier schuf ein selbständiges Volk sich seine Kultur.

Die Denkmale beweisen durch die bewundernswürdige Technik, welche die gewaltigsten Baumassen zu bewegen und mit sicherster Meißelführung zu bearbeiten wußte, daß in ihnen die Ergebnisse einer altbewährten, durch Jahrhunderte geübten baulichen Tätigkeit zusammengefaßt sind. Einen so großartigen Terrassenbau, wie ihn Angkor besitzt, kennt Indien nicht. Die Anlage der Wandelgänge mit ihren mächtigen Türmen, der Stufen mit ihren schmuckvollen Geländern, der Tore mit dem meisterhaft durchgeführten Ornament ist zwar dem Inventar des indischen Baumeisters entlehnt, aber im Ausbau der Grundelemente hat Kambodscha nicht bloß etwas ganz Eigenes geleistet, es hat Indien sogar überflügelt. Die architektonischen Glieder werden reiner gebildet, sicherer gehandhabt, und an Stelle der Lust zu überschwenglicher Dekoration tritt ein edles Maßhalten, eine innigere Beziehung der Formen zum gesamten baulichen Organismus. Das monumentale Streben ringt nach einer großartigen Anlage des Ganzen, aber zugleich legte das künstlerische Empfinden dieser ins Kolossale hinausstrebenden Richtung ein edles Maßhalten in der Ausschmückung der schön geordneten Räume auf. Auf der indischen Basis erhob sich eine neue, großartige, wunderbar freie und vollendete plastische Kunst. Niemals hat die brahmanische Kunst so schön in Stein zu dichten vermocht wie die Kunst der Khmer in den prachtvollen epischen Bilderkreisen, mit denen sie die Wände der Galerien nicht meterweise, sondern sozusagen kilometerweise schmückte.

Diese Werke ragen durch künstlerisches Verständnis und edle Ausführung hoch hinaus über die besten zyklischen Leistungen der indischen Heimat. Nicht anders verhält es sich mit dem Schmuck der architektonischen Glieder. Während in den Denkmälern der Gangeshalbinsel die brahmanische Kunst zu wilder Üppigkeit auswächst, entfaltet sich hier ein dekoratives System, das sich von dem wirren und verwirrenden Durcheinander frei hält. Der Stil der Plastik ist klar und bestimmt. Aus den kräftig gezeichneten Formen leuchtet eine Empfänglichkeit für Ebenmaß und Harmonie, welche wir vergebens in der plastischen Ausstattung der altindischen Tempel suchen. In diesen bildnerischen, von echt künstlerischem Geist beseelten Werken spricht sich am unmittelbarsten und anziehendsten der Triumph indischer Zivilisation aus. Was da in der kurzen Dauer von wenigen Menschenaltern geschaffen wurde, das gehört zu ihren herrlichsten Besitztümern. Uns überrascht dabei die große räumliche Ausdehnung der Denkmäler. Die religiösen Bauwerke dehnen sich über das weite Gebiet zwischen Menam und Mekong in einer Fülle aus, daß jeder Bezirk einige hervorragende, durch ihren Umfang und künstlerischen Schmuck ausgezeichnete Denkmäler besaß, um die sich dann viele kleinere Heiligtümer gruppierten. Das alte Indien, wie es sich an den Fluten des Ganges und der Kistna in den Prachtbauten seiner brahmanischen Religion und Kunst verkörperte, war an die Ufer des Mekong und Menam verpflanzt worden.

5. September 1904.

Wenn Angkor-Wat den Vorrang des Alters den Denkmälern von Angkor-Tom überlassen muß, so darf es für sich den Vorzug in Anspruch nehmen, besser in seinen Bauwerken erhalten zu sein. Die alte Hauptstadt von Preathong ist nicht viel mehr als ein Haufen von Ruinen, über die sich die tropische Vegetation wie ein dichter grüner Schleier ausgebreitet hat. Der Tempel von Angkor-Wat hingegen läßt uns noch heute die ganze Schönheit des ihm eigenen Stiles erkennen.

Das Heiligtum von Angkor-Wat war inmitten eines großen, rechteckigen Parkes angelegt und von einer Schutzmauer umgeben. Ringsum zog sich ein tiefer Graben. Der Haupteingang liegt auf der Westseite. Indem wir uns dem Umwallungsgraben nähern, betreten wir zunächst eine terrassenförmige Erhöhung, deren Zugang von Löwen bewacht wird. Von dort gelangen wir zu einer schönen, über den Graben führenden Brücke. Der vornehmste Schmuck besteht in einer Balustrade, welche zu beiden Seiten in Gestalt des langgestreckten Riesenleibes einer Schlange angelegt ist. Je eine Schlange zieht sich auf jeder Seite am Rande der Brücke hin, und der hochgereckte, von einer siebenfachen Haube beschattete Schlangenkopf bildet das Brückenende. Die Brücke mündet unmittelbar in eine große Galerie, zu der sich der Zugang in einen Portikus eröffnet, der von einem reich-

geschmückten Turm überragt wird. Zwei andere Türme schließen nach jeder Seite die Galerie am äußersten Ende ab. Sobald man die Galerie durchschritten hat, findet man sich in einem mit dichter Vegetation bedeckten Hofe. Ein breiter, mit Steinplatten belegter Weg führt zu einer Erhöhung, über welche sich eine Terrasse in Gestalt eines griechischen Kreuzes aufbaut. Dahinter steigt eine riesige Steinmasse in drei Stockwerken empor. Es ist unmöglich, die grandiose Wirkung zu schildern, welche die aus der Ferne entgegenschimmernde Masse hervorruft, die ihren Abschluß in den kegelförmigen Türmen findet. Je näher man auf dem breit angelegten Pfad diesem majestätischen Bilde kommt, um so glänzender treten die Einzelheiten des Ornaments hervor.

Der Plan des Baues ist überaus einfach. Eine Terrasse in Kreuzform bildet die Grundlage. Zu jedem Arm des Kreuzes führt eine von reich geschmückten Balustraden eingefaßte Treppe hinauf. Darüber steigen drei rechteckige Terrassen, immer mehr sich verjüngend, empor und schließen in einem Pyramidenturm ab. Jede Terrasse ist von einer Galerie eingefaßt, deren Schnittpunkte an den Ecken von Türmen überragt werden. Diese Türme bilden einen Kranz von kleineren Pyramiden, die sich rings um den Hauptturm gruppieren und dessen Schönheit erst zur vollen Geltung bringen. Der Gesamteindruck, den das Zusammenwirken von Terrassen, Galerien, Stufen, Pyramiden und Türmen hervorbringt, ist großartig. Aber erst wenn man den Rundgang beginnt, wird man sich nach und nach der ganzen Größe der künstlerischen Leistung bewußt, die in dem Bau zu stande gebracht worden ist. Die Künstler, die hier arbeiteten, haben sich als echte Sprößlinge jener schöpferischen Kraft erwiesen, welche die Gangeshalbinsel mit der ans Märchenhafte grenzenden Tempelpracht geziert hat. Die religiöse und künstlerische Begeisterung des Hindu erwies sich am fernen Gestade des Mekong so mächtig wie an den Ufern des Ganges. Man betrachte diese gewaltigen Steinmassen, die aufgetürmt wurden. Schon die architektonische Bewältigung der Felsblöcke, die harmonische Anordnung, die schöne Gliederung der Teile zeugt von einer überraschenden Vollendung des künstlerischen Strebens. Man fragt sich unwillkürlich: Wer lehrte die Baumeister von Angkor-Wat, die Stufen, Vorhallen, Türme mit so glücklicher Wirkung aufbauen, daß das ganze große Werk in allen seinen Teilen ein einheitliches Bild darbietet? Mit einem wunderbaren Raffinement verstehen es die Künstler, jedes architektonische Glied in seiner eigenartigen Schönheit zur Geltung zu bringen, mag es sich um den Aufstieg zur Terrasse oder den Eingang zur Galerie, um Tore oder um Fensteröffnungen, um Vorhallen oder Zentralhallen handeln. Jedem Glied weiß der Meister von Angkor-Wat seinen besondern Schmuck zu geben. Man beachte diese herrlichen Vorhallen, welche den Zugang

zu den Galerien eröffnen. Wie sorgfältig sind überall die Verhältnisse abgewogen, wie geschmackvoll sind die Ornamente verwendet! Am meisten fällt natürlich die plastische Ausschmückung der Wände in die Augen. Der Reichtum der Dekoration spottet jeder Beschreibung. Kein Zoll breit Oberfläche bleibt ohne angemessenen Schmuck; Blätter, Blumen, Arabesken, in welche figürliche Darstellungen eingewoben sind, breiten sich als anmutiges Gewebe darüber aus. Die einzelnen Ornamente verdienen, ein jedes für sich, ein ganz besonderes Studium. Man ist erstaunt über die Erfindungsgabe der Künstler. Der Reichtum und die Eleganz, die in dem Wechsel des Ornamentes zutage treten, räumen jenen Werken einen Platz neben den schönsten Leistungen der indischen Kunst ein. Die unbekannten Meister, die diese Werke zu stande brachten, waren Künstler, und damit ist alles gesagt.

Dem feinen Sinn der Khmer-Künstler ist es zuzuschreiben, daß in diesen Werken das plastische Ornament mit einer Klarheit und Mäßigung angewandt wird, die es von der verschwenderischen Skulptur der Inder vorteilhaft unterscheiden. Das Ganze ist beherrscht von einem edleren Schwunge der Linienführung, von einem höheren Adel und einer graziöseren Durchbildung der Formen.

Die Glanzschöpfung des Bauwerkes jedoch ist in den grandiosen Reliefs zu suchen, welche die Innenwände der Galerie schmücken. Die Reliefs erreichen eine Höhe von 2 m und dehnen sich, aneinander gereiht, in einer Länge von mehr als 1 km aus. So gewandt war dabei die Geschicklichkeit der Khmer-Künstler, daß trotz der großen Zahl der Szenen, welche sie darstellten, um die weiten Steinflächen zu füllen, jede Eintönigkeit vermieden wurde. Der Inhalt der Szenen ist den beiden großen epischen Dichtungen Indiens, dem Mahābhārata und dem Rāmāyana entlehnt.

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß bereits im 6. Jahrhundert die beiden Riesendichtungen mit Vorliebe in den Tempeln Kambodschas zur religiösen Erbauung vorgetragen wurden. Wir erfahren aus einer Inschrift, daß einem Tempel nicht bloß die Handschriften jener Epopöen zum Geschenk gemacht wurden, sondern daß noch eine besondere Stiftung beigefügt wurde, um aus deren Ertrag die tägliche Rezitation der Epen zu bestreiten. Nichts war auch so sehr geeignet, den in der brahmanischen Überlieferung wurzelnden Geist der indischen Konquistadoren und Kolonisatoren lebendig zu erhalten, als das Bild der Götter und Helden, deren Taten jene Dichtungen schildern. Trat dieses Bild in den Dichtungen dem Volke in der glühenden Pracht der phantasievollsten Dichtersprache der Welt entgegen, so vermochte es doch noch eindrucksvoller zu dem Pilger zu reden, wenn es sich in den greifbaren Gestalten des Plastikers dem Auge darbot. Das war eine Riesenaufgabe. Aber die Khmer-Künstler verstanden es, ihre Aufgabe mit einem Erfolge zu lösen, der uns Bewunderung abringt. Diese epische Dichtung in Stein ist

Bild 24. Angkor-Wat. Pilasterdekoration.
(S. 53.)

Bild 23. Angkor-Wat. Pfeiler-Kapitäl.
(S. 53.)

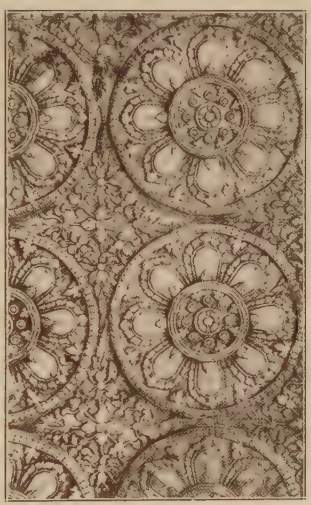

Bild 25. Angkor-Wat. Holzdecke.
(S. 53.)

Bild 26. Angkor-Wat. Relief: Königliche Barke. (S. 57.)

Bild 27. Angkor-Wat. Reliefszene aus dem Rāmāyana: Angriff Hanumans auf Ravana. (S. 56.)

Bild 28. Angkor-Wat. Reliefszene: Fürst in seinem Palast (Aus dem Paradies). (S. 56.)

ein großartiges Denkmal des auf den Boden Kambodschas verpflanzten Hinduismus. Die ganze indische Zivilisation, das religiöse und gesellschaftliche Leben, wie es sich am Ufer des Mekong unter dem gestaltenden Einfluß des brahmanischen Indien entfaltet hatte, spiegelt sich in den Kolossalbildern wider. In den Göttern, die dem Auge vorgeführt werden, erscheint der Kultus des wischnuitischen und schiwaitischen Indien, in den Helden, die am Blicke vorüberziehen, glaubt man das Kriegsleben der indischen Kolonisatoren vor sich zu haben. Das Leben und Treiben des Geschlechtes, das unter dem Namen Khmer eine so merkwürdige Stelle in der Geschichte des ostasiatischen Völkerlebens gefunden hat, ist hier sozusagen versteinert. Unwillkürlich wird man beim Anblick der naturtreuen Szenerien in seine Mitte versetzt und beginnt die Volksmassen zu beobachten, die sich uns gerade so darbieten, wie sie damals vor das Auge des Künstlers traten, der die Reliefs geschaffen hat. Wir sehen die verschiedenen sozialen Gruppen, Fürsten, Adelige, Priester, Krieger, Bauersleute, Handwerker; Könige, umgeben von einem glänzenden Hofstaat, wenn sie in ihrem Palais thronen, umringt von speerbewaffneten Kriegern, wenn sie hoch auf dem Elefanten in den Krieg ziehen, kämpfende Heere, Bogenschützen, die ihre Pfeile in die feindlichen Scharen senden, Wagenkämpfer, die den Knäuel der Feinde durchbrechen. Daneben zeigen sich friedliche Szenen des Hoflebens. Eine königliche Barke, mit jenem Schmuck ausgestattet, den wir noch heute in Siam und Kambodscha wahrnehmen, wird von flinken Ruderern über die Fluten getragen. Wir gewahren den König, wie er auf reich gezäumten Elefanten durch einen Wald zur Jagd zieht. Andere Bilder führen uns in das ländliche Leben. Männer sind mit der Bebauung der Reisfelder beschäftigt, Frauen sammeln Früchte, Kinder spielen in den Gärten. Nach allen Seiten hin werden uns kostbare Aufschlüsse über das Kulturleben gegeben. Die Gestalten, mit welchen die kambodschanische Kunst die Reliefs bevölkert, unterscheiden sich scharf von den träumerisch weichen oder wild phantastischen Figuren der Inder. Die Bildwerke führen uns einen straffen, schlank und elastisch gebauten Volksstamm vor Augen. Brust und Schultern sind ohne Fülle, breit und kräftig, die Arme lang, sehnig und muskulös, der Leib mit schlanken Hüften und Beinen. Die ganze Erscheinung verrät die Tüchtigkeit eines an Arbeit und Ausdauer gewöhnten Volkes.

Nur ganz unvollkommen vermag uns das Bild den Reichtum der Einzelheiten vorzuführen, mit denen die realistische Kunst von Angkor-Wat ihre Schöpfungen geschmückt. Die monumentale Schönheit der Steinmassen gewinnt einen eigenen Reiz inmitten der Herrlichkeit des tropischen Waldes. Die Natur erkämpft sich die Herrschaft über den Boden, der einst der Träger dieser glänzenden Zivilisation war.

Die nächsten Tage waren dem Besuch von Angkor-Tom gewidmet.

6.—8. September 1904.

Die alte Hauptstadt des Königreiches, Angkor-Tom, liegt etwa 4 km nördlich von Angkor-Wat. Der Weg durch den majestätischen Tropenwald war die schönste Einleitung zu dem Genuß, den die Pracht der Bauwerke dem Wanderer bieten sollte. Ganz unvermerkt gelangt man in den Bereich der Königsstadt. Denn der dichte Wald, der sich weithin über das Flachland ausbreitet, hat ihre Bauten mit einer solchen Fülle von Vegetation umgeben und alle Mauerwerke derart mit ihren Schlingpflanzen umsponnen, daß man kaum den Übergang zur Stadt wahrnimmt. Die Felsblöcke, die zwischen dem Grün hervorschauen, die Steinmassen, zwischen denen sich die Wurzeln mächtiger Bäume hineingewachsen, möchte man eher für natürliche Bodenerhöhungen halten.

Die unvergleichliche Gruppe von Ruinen, unter welchen die alte Hauptstadt von Kambodscha begraben liegt, bildet ein Rechteck, das 2 km von Nord nach Süd und 5 km von Ost nach West einnimmt. Innerhalb dieses Flächenraumes von 10 qkm liegen die großartigsten Überreste der Zivilisation der Khmer zerstreut und rücken in ihren Skulpturen dem Auge die Macht einer Hauptstadt nahe, um die sich ehemals in dieser weiten, heute sumpfigen Ebene Millionen einer hochentwickelten Bevölkerung lagerten. Ein breiter Graben zieht sich rings um die fürstliche Residenz, und eine feste, zinnengekrönte Mauer schützte das Hoflager gegen jeden feindlichen Angriff. Die mit Steinbrüstungen geschmückte Brücke führt uns zunächst zu einem ziemlich engen, spitzbogenförmigen Tor, das den Zugang in die Stadt erschließt. Wenn wir Angkor-Tom eine Stadt nennen, so ist das mit einer kleinen Einschränkung im Sinne einer asiatischen Königsstadt zu verstehen. Eine Stadt in unserem Sinne gab es nicht. Stadt war nur die fürstliche Residenz, das königliche Hoflager. Im Grunde genommen war dieses Hoflager ein einziger großer Palast, der sich aus vielen kleineren Palästen und Wohnungen, aus Tempeln und Türmen zusammensetzte, eine Palaststadt großen Stils, wie sie noch heute Indien uns in den Königsburgen von Dehli, Agra, Fatihpur vor Augen stellt. Ganz ähnlich wie später sich die Pathan- und Mogulkaiser an den Ufern der heiligen Jamuna ihre herrlichen Palaststädte erbauten, so schufen sich im 9. Jahrhundert die Khmer-Fürsten in Kambodscha ein wahrhaft kaiserliches Hoflager, in dem sich Paläste und Tempel aneinander drängten.

Fünf Tore durchbrechen die Umfassungsmauer. Die West-, Nord- und Südseite besitzen je ein Tor, die Ostseite hingegen besitzt neben dem gewöhnlichen Tor noch das Siegestor, das den Weg zu den großen Heiligtümern der Königsburg eröffnet. Alle diese Torbauten sind massive, von Türmen überragte Steinwerke, mit Figuren und Bändern reich geschmückt. Besondere Aufmerksamkeit erregen die vierköpfigen Riesenhäupter, welche den

Abschluß des Turmes bilden. Natürlich nehmen die Darstellung der königlichen Tiere Elefant und Löwe eine bevorzugte Stelle ein. Wenn man die Umfassungsmauer durchschritten hat, so sieht man sich auf einmal wieder in den Wald versetzt. Hohe, stämmige Bäume breiten über uns ihre mächtigen Kronen aus. Nur die Reste von Statuen, Säulen, Toreinfassungen, welche zerstreut umherliegen, erinnern uns daran, daß hier die Natur sich den Boden zurückerobert hat, den ihr einst die Kunst mit dem höchsten Aufgebot menschlicher Kräfte abgerungen hatte.

Der Weg führt uns an einer Kolossalstatue Buddhas vorüber, und nach etwa einer Viertelstunde finden wir uns im Angesichte einer ganzen Gruppe von Terrassen, Galerien, Stufenanlagen, Türmen. Es sind alles Ruinen von bedeutenden Dimensionen. Man erkennt auf den ersten Blick, daß hier ganz hervorragende Zeugen der indischen Religion und Kunst unter dem Schatten der tropischen Riesen begraben liegen. Gegen Osten zeigen sich die Trümmer von Bayon, im Westen die des Heiligtums von Bapuon. Daran schließt sich die große Terrasse von Pimeanacas. Ihr gegenüber erscheint Prasatsnorpat. Im Norden schließt Preapithu die Gruppe ab. Da alle Denkmäler ziemlich nahe aneinander und im Mittelpunkt der Königsstadt liegen, so läßt sich daraus wohl schließen, daß diese Prachtbauten das eigentliche Zentrum der fürstlichen Residenz ausmachten.

Bayon ist das erste Bauwerk, das die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Als man im Jahre 1873 zum erstenmal das Heiligtum untersuchte, wurde es von der üppigsten Vegetation gesäubert, die in alle Ritzen und Spalten eingedrungen war. Seither hat der Tropenwald von neuem die Mauern der Galerien und Türme mit gewaltigen Lianensträngen umgürtet; die Wurzeln der lebenskräftigen Bäume haben die Steinblöcke auseinandergerissen und das Bild der Ruine noch malerischer gestaltet.

Der Bau stellt eine Pyramide von übereinanderliegenden Terrassen dar, deren Rand ein dreifacher Kranz von Türmen schmückte. Es lassen sich 50 größere und kleinere Türme nachweisen, die so verteilt waren, daß sie in ihrer Gesamtheit eine wunderbare Wirkung ausüben mußten. Die Terrassenpyramide erhebt sich in einem rechteckig angelegten Park, der von einer Mauer umschlossen ist, welche nach jeder Seite sich in einem Tor öffnet. Vom Osttor führt der mit breiten Platten belegte und von der Schlangenbalustrade eingefaßte Weg zur Tempelpyramide, die sich auf einem starken Unterbau erhebt. Dem Besucher wird sofort die reiche und schöne architektonische Anlage der vielen Stufen auffallen, die von Terrasse zu Terrasse hoch hinaufführen. Es sind im ganzen 24. Wir steigen zur ersten Terrasse empor und werden, wie in Angkor-Wat, von einer Vorhalle aufgenommen, die uns in eine schöne Galerie führt, welche im Rechteck die Terrasse nach außen abschließt. Die Innenwand ist mit großen Reliefs bedeckt, während

die dem Äußeren zugewandte Seite durch Pfeiler abgeschlossen wird. Besonders schön nehmen sich die Türme über den in der Mitte jeder Seite des Rechtecks vorspringenden Hallen aus. Auf einer ziemlich steil ansteigenden Stufe gelangen wir zur zweiten Terrasse und Galerie. Hier ist alles noch viel reicher und üppiger ausgestaltet wie auf der ersten Terrasse. Jede Seite des Rechtecks zeigt fünf hallenartige, von einem Turm bekrönte Vorbauten. Die Innenwände der Galerie sind auch hier reich mit Reliefs bedeckt. Alles zeugt von einer außerordentlichen Sorgfalt und Eleganz der Arbeit. Den Abschluß bildet eine in Kreuzform aufgebaute dritte Terrasse. Den Schnittpunkt der Kreuzarme im Zentrum überdeckt ein von einer Pyramide überragter Tempel, an den sich zwei kleinere turmgeschückte Kapellen anlehnen. Den Innenraum des mittleren Tempels nimmt ein kreisförmiger Saal ein. Den aufmerksamen Beobachter wird bei der Anlage dieses den ganzen Bau abschließenden Tempels sofort die reiche Gliederung überraschen. Diese wird durch einen Kranz von 16 Türen erzielt, welche sich durch eine ganz besondere Schönheit der ornamentalen Behandlung auszeichnen. Von dem Unterbau schweift der Blick nach oben und gewahrt die nach den vier Himmelsgegenden gerichteten Riesenköpfe des Brahma. Diese hoch in den Lüften schwebenden Gigantenhäupter, deren Stirn mit einem reichen Diadem geschmückt ist, bringen einen geheimnisvollen ernsten Zug in das ganze Bild. Auf die empfänglichen Volksmassen, welche zu dem Heiligtum emporblickten, mußten die gewaltigen Bilder einen tiefen Eindruck machen.

Um die Schönheit des merkwürdigen Baues zu beurteilen, lohnt es sich, zuerst einen Gesamtüberblick über die architektonische Anlage der Terrassen, Galerien, Türme, Stufen und Kapellen zu gewinnen. Wenn man dann zu den Einzelgliedern zurückkehrt, wird man sich der staunenswerten ornamentalen Ausstattung erst ganz bewußt, welche die Künstler allen Teilen gegeben haben. Das künstlerische Auge wird überall die anziehendsten dekorativen Muster entdecken. Am lebhaftesten aber wird sein Interesse gefesselt werden durch den großartigen Bilderzyklus, welcher die Innenwände der ersten und zweiten Galerie schmückt.

So reich die Skulpturen sind, welche den Schmuck der Galerien bilden, so werden sie doch an Ausdehnung noch weit übertroffen durch die in wahrhaft unermeßlicher Fülle auf den Wandflächen angebrachten Reliefbilder. In frischer, lebensvoller Wirklichkeit schildern sie treulich und ausführlich das ganze Leben der Khmer, die Verhältnisse und Beziehungen eines mannigfach gestalteten Privatlebens, Arbeit und Beschäftigung verschiedener Art, Erholungen und Spiele, heiteres, geselliges Treiben und festliche Mahle, sodann religiöse Zeremonien, Opfer und andere feierliche Handlungen. Vor allem aber erscheinen an den riesigen Wandflächen die Lebensverhältnisse der Herrscher, feierliche Staatsaktionen und bewegte Jagden, friedliche Vor-

Bild 29. Angkor-Wat. Türgewändrelief. (S. 56.)

Bild 30. Bayon. Turmpyramiden (3. Stockwerk). (S. 59.)

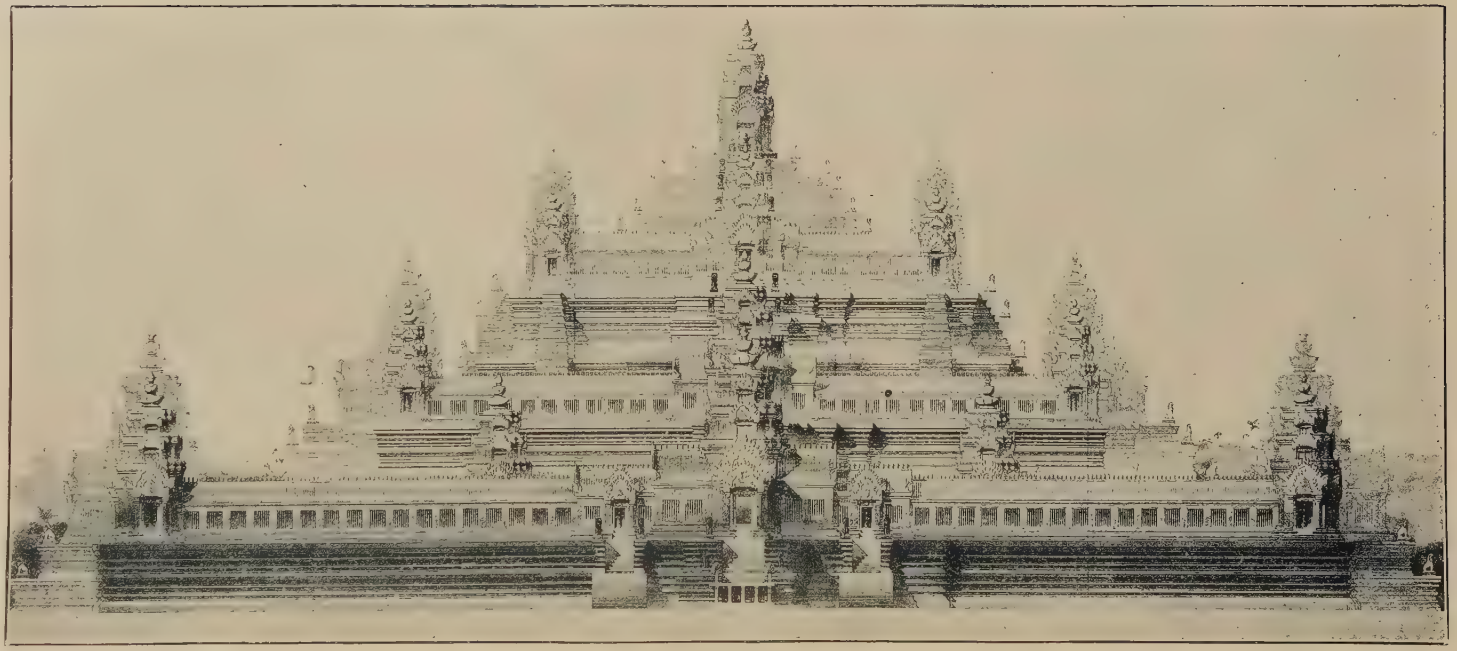

Bild 31. Bapuon. Bauanlage. Rekonstruktion. (S. 61.)

gänge und kriegerische Unternehmungen, mächtige Heereszüge, wo der alles überragende König auf seinem Streitwagen sieggewaltig über die Leiber der gefallenen Feinde hinstürmt, mit seinem Geschoß ganze Scharen niederstreckend. Anschaulich ziehen diese mit reichem figürlichen Schmuck ausgestatteten Szenerien an uns vorüber: Prozessionen, Kriegszüge, Wasserfahrten, Familienbilder und Tempelszenen. Das Ganze ist ein würdiges Seitenstück zu dem Zyklus von Angkor-Wat. Die Bilderreihe der beiden Galerien zeigt alle Vorzüge jenes Meißels, der den königlichen Haupttempel mit dem Riesenzyklus der epischen Dichtungen zierte. Das ist Bayon, das vornehmste Denkmal der Khmer-Kunst neben Angkor-Wat. Es legt auch in seiner Verwüstung noch ein beredtes Zeugnis von der genialen Schaffungskraft jenes entschwundenen Geschlechts ab, das einst das Mekongtal bevölkerte.

Von Bayon wandten wir uns gegen Nordwesten und sahen uns bald einem monumentalen Tore gegenüber, das den Zugang zu einem andern Tempelbezirk eröffnet, der zwar kleiner als Angkor-Wat, aber größer als Bayon ist. Das Heiligtum ist bekannt unter dem Namen Bapuon. So wie es heute vor uns steht, gleicht es mehr einer Masse wirr durcheinander geworfener Felsblöcke. Die Anhäufung der Trümmer erreicht eine solche Höhe, daß man, von Süden sich nähernd, gar nicht darüber hinwegzukommen vermag, sondern einen Seitenpfad gegen Norden einschlagen muß, um von dort aus einen Blick in den Aufbau zu gewinnen. Das Heiligtum gleicht demjenigen von Bayon. Es ist eine in drei Terrassen aufsteigende Pyramide. Jede Terrasse ist von einer Galerie umgeben, mit hohen Treppen geschmückt und mit Türmen bekrönt. Die unteren Terrassen bilden ein Rechteck; die obere Terrasse nimmt die Form eines griechischen Kreuzes an. Die Schönheit des Bauwerkes liegt auch hier zunächst in der harmonischen Anordnung aller Teile, dann aber — und dies ganz besonders — in dem plastischen Schmuck der Wände, der Türen und Fenster, der Türme und Treppen. In dem Grundcharakter des Schmuckes stimmen zwar Bayon und Bapuon überein; aber in den Einzelheiten läßt das letztere Heiligtum eine solche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit des Ornamentes hervortreten, wie sie nur dort möglich ist, wo ein wirkliches Künstlergeschlecht sein bestes Kön· n einsetzt, um etwas Großes zu leisten. Eine gleichmäßige Unverdrossenheit und Sorgfalt macht sich überall bemerkbar. Mit einer peinlichen Treue werden die kolossalen Dimensionen bis ins kleinste bearbeitet. Sie bewährt sich mit stets gleichbleibender Genauigkeit in den unübersehbaren Bilderreihen an den Postamenten, Wänden, Portalen und Pfeilern. Von bewundernswerter Eleganz der Arbeit sind die Umrahmungen der Blendfenster und die Füllungen der Blendtore, die Wandbekleidungen der Galerien und die Ornamente der Säulen. Die stilvolle Verwendung der Pflanzenmuster, die Knospen- und Blütenpracht, welche

wie ein Teppich über die Mauerfläche ausgebreitet ist, zeigt eine auserlesene Feinheit des Geschmacks. Ein ganz besonderes Studium verdient die zweite Terrasse wegen ihrer herrlichen Reliefs. In dem Zyklus der Nordseite herrschen kriegerische Motive vor, voll von Leben und kühner Kraft. Die Bilder der Südseite tragen einen ruhigen, vorwiegend religiösen Charakter. Um so lebendiger, aufgeregter sind wiederum die Szenen der Ostseite. Diese plastischen Schöpfungen sind in ihren Einzelheiten mit der größten, man möchte sagen peinlichsten Sorgfalt durchgeführt. Überall kommt ein mächtiges Streben nach künstlerischer Ausprägung der Werke zu glänzender Entfaltung. Dabei erreichen die Künstler durch maßvolle Beschränkung, einfache Klarheit, harmonische Gliederung den Eindruck hoher Würde und festlicher Erhebung.

Gern möchte man wissen, welche Schule die Steinmetzen durchmachten, denen wir die außerordentlichen Leistungen verdanken. Große Bauhütten müssen hier bestanden haben, in denen eine nach festen Regeln geübte Kunst wie ein Geheimnis von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde. Nur so läßt es sich begreifen, wie in dieser von aller Zivilisation abgeschiedenen Gegend Bauwerke von so außerordentlicher Größe und Schönheit entstehen konnten. So sehr es zu bedauern ist, daß die Tempelpyramide sich in einen grandiosen Schutthaufen verwandelt hat, so gelingt es doch, mit Hilfe der erhaltenen Skulpturen und Bauteile ein Bild zu rekonstruieren, in dem uns die ursprüngliche Großartigkeit des Aufbaues der Terrassen und Türme anschaulich nahe gerückt wird.

Dicht hinter Bapuon liegt Pimeanacas. Diese Anlage eröffnet einen neuen Blick in die glänzende Bautätigkeit der Khmer-Fürsten. Allem Anscheine nach war das unter dem Namen Pimeanacas bekannte Bauwerk nicht ein religiöses Denkmal, sondern der eigentliche Königspalast, die Wohnung des Herrschers und seines engeren Hofstaates. Darauf weisen die vielen größeren und kleineren Bauten hin, die sich innerhalb der dreifachen Umwallung noch unterscheiden lassen. Leider finden sich alle jene Bauten in einem so zerfallenen Zustand, daß es nur möglich ist, aus den Trümmern einzelner Terrassen, Türme und Stufen sich ein ganz allgemeines Bild der ehemaligen Herrlichkeit zu machen.

Auf eine fürstliche Residenz weisen zunächst die groß angelegten Tore der Umwallungsmauer hin. Die Form ist überall dieselbe: eine Mittelhalle, welche ein Turm überragt, und zwei Seitenhallen, deren Pforten eine besonders schöne Einfassung erhalten. Ist man durch den schmalen Torweg ins Innere gelangt, so wird die Aufmerksamkeit sofort auf einen großen Terrassenbau hingelenkt, der sich durch den Schmuck zahlreicher Löwen auszeichnet. Alles ist so massiv aus mächtigen Steinblöcken und doch auch wiederum so zierlich in dem Ornament aufgebaut, daß man den Kunstsinn

dieser fürstlichen Architekten inmitten des tropischen Urwaldes noch mehr bewundern lernt. Die feine Gliederung des Unterbaues, die edle Teilung der Türme, der elegante Ausbau der Vorhallen, die zierliche Anordnung der Stufen verbinden sich hier zu einer vollendeten Harmonie. Einen besondern Schmuck bilden die eigenartigen großen Reliefiguren, Elefanten, Hirsche, Löwen, Affen, welche aus Steinblöcken zusammengesetzt die Wandflächen bekleiden. Jeden Winkel nutzt der Künstler aus, um die Erzeugnisse seiner Fertigkeit anzubringen. Für das Studium der monumentalen Plastik ist das Denkmal von Pimeanacas besonders lehrreich. Mit verschwenderischer Hand breitet sie überall ihre technisch außerordentlich gut gestalteten Gebilde aus, und man bedauert nur, daß die Kunstfertigkeit, die hier im Dienste eines üppigen und ausschweifenden Kultus stand, sich nicht jenen Idealen widmen konnte, die das höchste und edelste Vorbild alles künstlerischen Schaffens geworden sind. An Frische und Fülle der Phantasie und anmutigen Durchbildung der Formen stehen sie hoch über den Dekorationswerken Indiens. Wer diese Hauptwerke von Angkor-Tom gesehen hat, kann sich ein deutliches Bild von dem Charakter und der Vollendung der Kunst machen, die hier tätig war. Aber obschon ihm in diesen Denkmälern das Schönste und Beste entgegengetreten ist, das die Epoche der Khmer geschaffen hat, so reicht es doch nicht hin, um eine Vorstellung von der ans Unglaubliche grenzenden Bautätigkeit zu geben, welche die Fürsten jenes Zeitalters innerhalb eines Reiches entfalteten, das so groß war wie Deutschland. Schon die allernächste Umgebung von Angkor-Tom bietet hier eine Fülle charakteristischer Beiträge in den Bauwerken, die sich in dem Dickicht des Tropenwaldes verbergen. Bedeutende Werke sind die rings um Angkor-Tom angelegten Teiche, welche die Königsstadt mit Wasser versorgten. Die umfassendste Anlage ist der sog. Ostsee, ein gewaltiges, ganz mit Steinplatten ausgemauertes Bassin, das in der Länge von Ost nach West 3 km, in der Breite von Nord nach Süd 2 km mißt. Es muß zugleich ein besonders heiliger Teich gewesen sein, ein Tîrtha, Wallfahrtsort, zu dem die Pilger aus allen Teilen des Khmer-Landes herbeiströmten. Denn rings um den Teich erhebt sich ein Kranz majestätischer Terrassen und Pyramiden. Ein jedes dieser Heiligtümer ist für sich betrachtet ein Prachtwerk und steht in dem Reichtum und in der Schönheit der Skulpturen hinter Bapuon und Bayon kaum zurück. Breite Gräben und Umwallungen schließen den weiten, einst als Park gepflegten Raum ein, aus dem sich der Terrassenbau erhebt. Kommt man näher, so wird ein ganzes Labyrinth von Galerien, Hallen, Stufen und Türmen sichtbar, an denen der Meißel seine erfinderische Kunst verschwendet. Riesenstatuen treten uns entgegen, Löwen, Drachen, Göttergestalten. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich wenige Minuten weiter gegen Osten oder Süden in einer neuen Pyramide. Und so setzt sich der Gürtel majestätischer

Terrassenbauten eine lange Strecke fort. In den meisten Fällen ist das Heiligtum von einem Graben und einer Umwallung so eingeschlossen, daß die Terrassenpyramide den Mittelpunkt eines heiligen Parkes bildet. Das Auge verwirrt sich beim Anblick dieser ungezählte Male sich wiederholenden Säulengänge und Türme. Und doch wird der Wanderer nicht müde, die Stufen herauf und herab zu klettern, in den Galerien herumzustreifen und sich der großen Bilderzyklen zu freuen, in denen die Künstler den Pilgern die ganze epische Herrlichkeit des indischen Heimatlandes vorführten. Immer und immer wieder zieht es ihn zu der monumentalen, eindrucksvollen Schönheit dieser Denkmäler hin. Wie armselig erscheinen gegenüber den gewaltigen Steinmassen, die sich zu brahmanischen Heiligtümern auftürmen, die heutigen buddhistischen Tempel in ihrer schmucklosen Einförmigkeit mit den phantastischen Satteldächern. Um tausend Jahre scheint der Buddhismus von Kambodscha hinter der Zeit zurück zu sein, welche zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert diese Stadt der Denkmäler schuf.

Ich ließ es mir angelegen sein, ein möglichst detailliertes Bild der Umgebung von Angkor zu gewinnen. Bleiben die Grundlinien der Denkmäler zwar überall dieselben, so zeigt sich doch in dem Schmuck eine so entzückende Mannigfaltigkeit, daß es niemand gereuen wird, die Mühen des Herumstreifens nicht gescheut zu haben. Nur so lernt man den in Stein verkörperten religiösen und künstlerischen Enthusiasmus jenes merkwürdigen, vom brahmanischen Indien zivilisierten Volkes kennen, und man vermag einigermaßen den gewaltigen Einfluß zu ermessen, welchen der Brahmanismus zeitweilig auf diese fernliegenden Länder auszuüben vermochte.

Köstliche Proben ihrer Geschicklichkeit geben die Künstler in einem kleineren Heiligtum, Preapithu genannt. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen hier die Blendtüren der Türme, welche den mit außerordentlicher Vorliebe bei den Galerien verwandten Blendfenstern entsprechen. Wie die letzteren in täuschender Nachahmung schöne Fenster dem Auge vorführen, so stellen die Blendtüren prachtvolle Tore in Stein dar. Das Rahmenwerk, die Türpfosten, der Türsturz, alles ist in massiven Steinblöcken mit bewundernswerter Feinheit des Stiles nachgebildet. Noch reicher und sorgfältiger als die Werke von Preapithu sind die Blendtore des benachbarten Prearup durchgeführt. Man staunt über die zierlichen Ornamente, die so fein aus dem Steine herausgemeißelt sind, als wären es Türflügel aus Holz, welche der Stichel des Schnitzarbeiters mit der größten Sorgfalt bearbeitet. Dazu gehört mehr als technische Geschicklichkeit. Echter Kunstsinn belebte hier die Hand des Steinmetzen. Dies gibt sich noch viel anziehender zu erkennen an den wunderschönen Blendtüren, welche die Türme des Heiligtums von Mebaune schmücken. Der Tempel, der jenen Namen trägt, gehört überhaupt zu den Meisterstücken der Khmer-Kunst. Aus

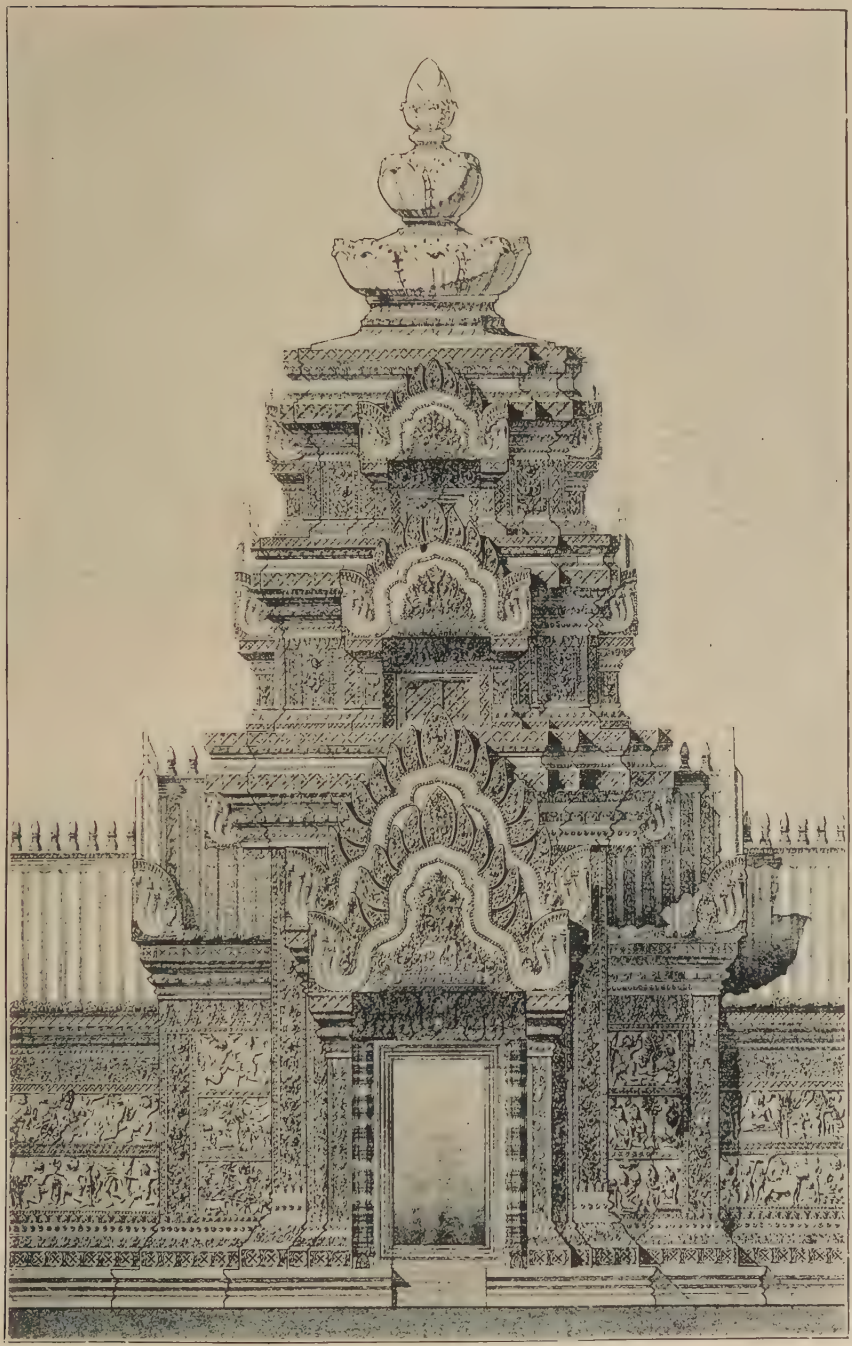

Bild 32. Bapuon. Mittelturm des 2. Stockwerkes. Rekonstruktion. (S. 62.)

Bild 33. Pimeanacas. Relief mit Elefanten. (S. 62.)

Bild 34. Ponteay-Preakhan. Säulenbau. (S. 66.)

dem massiven Steinwerk der Turmanlagen spricht eine so selbstbewußte Kraft, aus den graziösen Ornamenten der Bauteile ein so edles Ringen nach künstlerischer Durchbildung, daß man sich vom Anblick all des Schönen, das die plastischen Details bieten, nur schwer zu trennen vermag. Den Eindruck der künstlerischen Eleganz steigert der Gegensatz des urwaldlichen Pflanzenwuchses, der in schwellender Üppigkeit sich mit seinen Wurzeln und Ästen um die Mauern rankt. Wohl das schönste Muster eines Blendtores findet sich an den Türmen des nahe gelegenen Bakong. Das Heiligtum, das diesen Namen trägt, rechne ich zu den besten und lehrreichsten Bauwerken, mit denen die Khmer-Könige die Umgebung ihrer Residenzstadt ausgeschmückt haben.

Mag man seinen Blick wohin immer richten, auf die Ruinen der Wandelgänge oder die Trümmer der Pyramiden und Kapellen, überall begegnet man einem nach Pracht und Eleganz strebenden Kunstsinn, der über eine vollendete Fertigkeit in der Behandlung des Steines verfügt. Wer möchte ein Werk wie das Steintor, das einen der vielen Türme ziert, in dieser stillen Einsamkeit des Tropenwaldes suchen, wo sich dem Wanderer das Gewirr von Ästen und Schlingpflanzen in tausend Armen entgegenstreckt! Die Behandlung der beiden Torflügel zeugt von einer technisch und stilistisch völlig durchgebildeten Kunst. Die Lust an reicher Ausbildung und die vollendete Meisterschaft in der Ziselierung des Steines — anders kann man diese dem Bronzeguß täuschend nachgebildete Steinmetzarbeit nicht nennen — tritt überall hervor. Dabei hält sich die künstlerische Auffassung von der sprichwörtlich gewordenen orientalischen Phantastik und Überschwenglichkeit vollständig fern. Ein Hauch klassischer Schönheit ist über manche Gebilde ausgegossen. Wer sich die Mühe nimmt, auf die Einzelheiten jener merkwürdigen Blendtore etwas näher einzugehen, wird mir darum gerne beistimmen, wenn ich diese Werke zu den köstlichsten Erzeugnissen rechne, die die ostasiatische Kunst hervorgebracht hat.

Eines Ausfluges ist das auf einem alleinstehenden Hügel gelegene Heiligtum Phnombakheng wohl wert. Bietet der Besuch auch nichts Überraschendes in den Skulpturen, so beleuchtet der Tempel doch in einem neuen Denkmal den unternehmenden Kunstsinn dieses Volkes der Architekten, das jeden günstig gelegenen Punkt ausnutzte, um seine religiöse Begeisterung in einem machtvollen Steinwerk zum Ausdruck zu bringen. Eine gediegene, sorgfältige, in allen Teilen schmuckvolle Ausführung zeichnet den Tempel aus. Die Blockmassen der Türme neigen sich tief zur Seite; aber die dem Einsturz nahen Kolosse scheinen die Macht und Größe des Kunstschaffens zu erhöhen, das die schweren Felsmassen so zierlich ausschmückte, als handle es sich nicht um ein auf einsamer Höhe gelegenes Heiligtum, sondern um einen königlichen Prunksaal. Den gleichen Eindruck hinterläßt ein Besuch des nur wenige

Minuten von Preapithu abseits gelegenen Thammanan. Die Ruine bietet dem Architekten eine Fülle anziehender Beobachtungen in der Gliederung des Aufbaues. Die Baumeister Kambodschas verstanden sich meisterlich auf lebendige Gliederung der Massen und harmonische, eindrucksvolle Zusammenfassung der Teile. Dabei legt der ihnen angeborene Schönheitssinn überall hohen Wert darauf, daß jedes Glied das Gepräge der Kunst erhält und durch sinnreichen Schmuck und edle Form dem Auge des Beschauers Genuß bietet. Unversieglich ist die Erfindungsgabe der Meister. Das kommt mit überraschender Pracht in einem andern Heiligtum zur Geltung, das etwa 2 km nördlich von Angkor-Tom liegt. Es ist Ponteay-Preakhan. Der plastische Reichtum der Wandflächen bietet dem Auge die reizendsten Bilder. Es sind keine oberflächlichen Dekorationsstücke, sondern Schöpfungen einer nach höchster Vollendung ringenden Kunst.

Wenn man zwischen den Trümmern sich einen Weg durch die ineinandergeschlungenen Zweige des Buschwerks gebahnt hat, wird das Auge überall festgehalten von den herrlichen Skulpturen, welche die Mauerflächen beleben und die Rahmenfelder ausfüllen. Alles ist mit plastischen Darbietungen bedeckt. An den Friesen, Fenstern, Türen und in den Nischen kann die Plastik ihre volle Schönheit entfalten. Die Zierlichkeit der ornamentalen Behandlung weckt unsere berechtigte Bewunderung. Dabei ist alles mit einer so strengen Symmetrie verteilt und dem Raume angepaßt, daß die plastische Ausschmückung und architektonische Gliederung harmonisch zusammenwirken. In diesem harmonischen Zusammenwirken liegt das glänzendste Zeugnis für den außerordentlichen Schönheitssinn des Künstlervolkes der Khmer.

Am meisten fesselte mich beim Besuche die prachtvolle Säulenhalle. Sie bildet ein Unikum unter den Bauwerken der Königsstadt und ihrer Umgebung. Dem Besucher von Angkor-Wat und Angkor-Tom muß es bald auffallen, daß die Säule in der Architektur ihrer schönsten Bauwerke gar keine Rolle spielt. In der plastischen Ausschmückung findet sie wohl Verwendung, aber nur in ganz untergeordneter Stellung. Um so überraschender wirkt auf einmal das Bild der wuchtigen Säulenreihen. Die Schäfte der Säulen sind aus trefflich behauenen Blöcken zylinderförmig aufgebaut. Die Fläche ist geglättet, ohne jegliches Ornament. Um so schöner wirkt das Kapitäl in seinem einfachen und doch so ansprechenden Schmuck. Sorgfältigste Zierlichkeit und Sauberkeit der Arbeit vereinigt sich mit anmutiger Feinheit der Zeichnung, um in der Ausgestaltung der Kolonnade eine neue und köstliche Probe des künstlerischen Geschmackes und hohen Geschickes zu geben. Die kraftvolle Gestalt der Säulenschäfte trat besonders wirkungsvoll inmitten der mächtigen Baumstämme hervor, die ringsum emporsteigen und ihre Kronen über den Ruinen wölben. Von dem geheimnisvollen Dunkel dieses majestätischen Gewölbes umwoben, glaubt

Bild 35. Loley. Blendtor. (S. 65.)

Bild 36. **Bakong. Turm mit Blendtor.** (S. 65.)

Bild 37. **Thammanan. Baudetail.** (S. 66.)

man sich in die feierlichen Hallen der altindischen Felsentempel versetzt. Dort wie hier begegnet das Auge demselben Säulenschmuck. Der Eindruck dieser gediegenen Pracht ist ein mächtiger, die Stimmung des Ganzen feierlich und ernst.

Hier beschloß ich meine Wanderungen auf den Ruinenfeldern der Königsstadt. Je länger ich unter den Ruinen mich aufhielt, um so lebhafter wuchs das Interesse für diese grandiosen Leistungen der auf einen ganz fremden Boden verpflanzten Religion und Kunst des alten Indien. Der Zauber dieser Denkmäler liegt nicht weniger in der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit wie in der monumentalen Wucht der aufgetürmten Massen. Die Fürsten, denen sie ihren Ursprung verdanken, haben den Werken den Charakter ihrer Macht und Größe aufgedrückt.

Eine Frage drängte sich mir beim Anblick dieser monumentalen Pracht auf. Warum hat das dem indischen Kolonialreiche so nahe liegende China niemals etwas Ähnliches zu leisten vermocht? Man kann ganz China von Nord nach Süd durchwandern und wird niemals auf ein Bauwerk stoßen, das auch nur entfernt an die Größe und Schönheit dieser Denkmäler heranreicht. Lag es in dem Unvermögen des chinesischen Architekten oder in einem angeborenen oder anerzogenen Widerstand gegen solche monumentalen Bauwerke? Man braucht dem herrlichen Terrassenbau, wie er in den Pyramiden von Angkor und Bayon uns entgegentritt, nur den Sonnentempel von Peking gegenüberzustellen, um sich sofort der tiefen Kluft bewußt zu werden, welche die indische und die chinesische Kunstsphäre trennt. Die große Marmorterrasse des Sonnentempels ist unstreitig das vornehmste und ausgedehnteste Steinwerk der chinesischen Kaiserstadt. Es bezeichnet den heiligsten Ort Pekings, die Stätte, wo der Sohn des Himmels im Namen des ganzen Reiches dem Himmel das kaiserliche Opfer darbringt. Man wird auch nicht leugnen, daß der Aufbau der Stufen, die zu der Terrasse des Sonnentempels führen, recht ansprechend wirkt. Aber wie unscheinbar, wie nüchtern, ja primitiv müßte der Unterbau erscheinen, wenn er etwa der Terrasse von Bayon an die Seite gestellt würde. Wir gewahren da keine Spur jenes energischen künstlerischen Strebens, von dem die Denkmäler der alten Khmer-Fürsten auch in ihrem trostlosen Verfall noch ein beredtes Zeugnis ablegen. Es fehlt zwar nicht an plastischem Schmuck, aber die stumpfe, wenn nicht gerade rohe, so doch grob phantastische Ausführung, ohne Verständnis und Empfindung für wahre künstlerische Form, nimmt diesen Darbietungen jeden künstlerischen Wert. Ausdruckslose Monotonie und Steifheit charakterisiert das Ganze. Ebensowenig mangelt eine gewisse technische Fertigkeit in der Behandlung des Steins, aber diese Kunstfertigkeit ist zu phantastisch regellos, um sich in edel und klar durchgebildeten Schöpfungen auszusprechen. Vergleichen wir damit die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, die

frische Lebendigkeit, die Anmut und Feinheit, die in dem plastischen Schmuck der Denkmäler von Angkor vor uns hintritt, dann wird uns der unermeßliche Abstand klar, der die indische und die chinesische Kunst trennt. An Energie und Vielfältigkeit des künstlerischen Strebens übertrifft Indien zweifellos China.

Und doch, so blendend die Triumphe indischer Kunst auf dem Boden des alten brahmanischen Kolonialreiches sich dem Wanderer darbieten, so erfolgreich sich dessen Zivilisation im Herzen Kambodschas entwickelt hat, so tief sie in das Leben der Urbevölkerung eingedrungen, vor der überlegenen Macht der chinesischen Zivilisation mußte sie weichen, als diese sich über die hinterindische Halbinsel auszubreiten begann. Zuerst war es das heutige Tongking, das sich nach und nach ganz dem chinesischen Vorbilde im staatlichen und gesellschaftlichen, im militärischen und politischen, im literarischen und künstlerischen Leben assimilierte. Dieses ganze Gebiet wurde chinesisches Kolonialland. Die konfuzianische, im Literatentum verkörperte Überlieferung Chinas wurde in allen Zweigen die leitende Norm. Nachdem die chinesische Zivilisation hier zur unbestrittenen Herrschaft gelangt war, dehnten die von China abhängigen Herrscher Tongkings ihre Macht erobernd gegen Süden aus. Die alten *indischen* Kolonialreiche werden erschüttert; die Macht der Khmer-Fürsten wird immer mehr eingeschränkt. Ein neues, mächtiges Reich bildet sich im Südosten der Halbinsel auf chinesischer Grundlage: das Reich der Annamiten. Es drängt die Grenzen des alten Kambodscha immer weiter zurück und trägt die chinesische Zivilisation immer tiefer in das Tal des Mekong. Am Ende des 14. Jahrhunderts war der Sieg zu Gunsten Chinas auf allen Gebieten entschieden, welche einst unter dem Einfluß jener indischen Zivilisation gestanden, die die Werke von Angkor geschaffen hatte.

14. September 1904.

Am 13. September war ich wiederum in Saigon. Bereits am nächsten Tage sollte ich von dort aus die Fahrt nach Singapur antreten.

Um 4 Uhr sage ich der schönen Stadt Lebewohl. Schnell geht es bei hoher Flut den Donnai hinab, und bereits um $6\frac{1}{2}$ Uhr hatten wir Kap St-Jacques wieder erreicht. Wir dampften schon lange im Ozean, als das helle Licht des hochliegenden Leuchtturms noch über die dunkle Meeresfläche hinweg uns die letzten Grüße aus dem Reiche der Khmer nachsandte.

5. Singapur.

15. September 1904.

In der Frühe kommt die kleine Inselgruppe von Pulo-Kondor in Sicht. Seit einer Reihe von Jahren besitzt hier das französische Kolonialreich seine Militärstrafkolonie. Der Kapitän hat die Aufmerksamkeit, den Dampfer der Inselgruppe so nahe zu bringen, daß wir die befestigte Hauptinsel deutlich von den kleinen Inseln unterscheiden können. Das traurige Bild einer Strafkolonie in einsamem Meere vermag das Auge nicht zu fesseln. Aber eine andere Erinnerung bringt die Insel meiner Aufmerksamkeit näher. Acht Monate verbrachte auf der weltfernen Insel einer der bedeutendsten Männer der chinesischen Missionsgeschichte, der französische Jesuit Gaubil, der Vertraute Kaiser Kang-hsis. Sein Name wird immer mit Ehren genannt werden. Denn wie kaum ein zweiter hat er sich durch seine wissenschaftlichen Reisebriefe um die Erschließung Ostasiens verdient gemacht. Unter den zahlreichen Briefen befindet sich auch ein höchst interessantes Schreiben über seinen Aufenthalt in Pulo-Kondor vom 22. Februar 1722. Denn Pulo-Kondor, heute so unbedeutend, hatte in der Blütezeit des indisch-chinesischen Handelsverkehrs eine wichtige Bedeutung als Durchgangshafen des Welthandels. Dazu eignete es sich durch seinen kleinen, aber guten Hafen.

Die Insel wird bereits in einem arabischen Schiffahrtsbericht des 9. Jahrhunderts erwähnt. Um jene Zeit waren es indisch-arabische Segler, welche den Handelsverkehr zwischen Indien und China vermittelten. Seltsam berührt es, auf einmal im Meer eine kleine Insel auftauchen zu sehen, von deren Bedeutung für den Schiffsverkehr bereits in so früher Zeit Kunde nach dem Westen gedrungen war. Aber erst als der Chinese selbst auf eigenem Fahrzeug den Seeweg nach Indien fand, stieg die maritime Bedeutung der Insel. Während das Bild des mit reichen Waldungen bestandenen Eilandes am Auge vorübergleitet, versetzt sich die Betrachtung in jene Zeit zurück, wo der kühne, unternehmende Geist Alt-Chinas die See vor uns mit den großen Handelsflottillen belebte, die nach der Gewürzküste Indiens, nach Malabar, segelten oder von Indien heimwärts kehrten. Wie ein Vorposten Chinas gegen Indien und seine Nachbarländer, ragt Pulo-Kondor einsam aus dem Meere hervor.

Wir hatten die idyllisch gelegene Inselgruppe nicht lange hinter uns, da begann das offene Meer recht „unidyllisch" zu werden. Seine Bewegung steigerte sich. Und ein bekannter unheimlicher Schiffsgast machte die Runde. Ich selbst konnte mich mit einem ganz kleinen Obolus von den Ansprüchen des Meergottes loskaufen.

So durfte ich mich des ungetrübten Genusses jenes herrlichen Schauspiels erfreuen, das die hochgehenden Fluten im Glanze der Sonne bieten. Es war ein unterhaltendes Vergnügen, Stunde um Stunde dem wilden Spiel der Wogen zuzuschauen. Es sind zwar keine gewaltig sich auftürmenden Wellenberge, keine abgrundartig hinabfallenden Wellentäler, in denen die Flut sich hebt und senkt. Aber diese unausgesetzt rollenden Wogenmassen, dieses Glitzern und Schimmern der weißlich-bläulichen Wellen, dieses Farbenspiel, soweit das Auge schaut, geben dem Bilde einen Reiz, der jeder Beschreibung spottet. Das Meer war während des kräftigen Seeganges wirklich bezaubernd schön. Alles ist Schaum und Gischt. Langsam wälzen sich die weißgesäumten Wogen gegen das hoch aufbäumende Schiff heran, und indem sie sich an der ehernen Wand brechen, spritzen die Wassermassen hoch empor und schlagen über Bord. Wer je von einer Bergspitze der Schweiz oder Tirols das Eismeer der im Sonnenglanz schimmernden Gletscherwelt betrachtet hat, wird jetzt lebhaft an dieses Bild erinnert. Weit und breit nichts als dieses blendende Weiß; der aufspritzende weiße Schaum blitzt wie Schnee über den scharfgeschnittenen Wogenkämmen.

Der Lauf des Tages brachte uns ein wahres Schaukelspiel, und manche heitere Szene setzte es in der allgemeinen Kalamität ab, wenn auf den gestreckten Deckstühlen das Gleichgewicht verloren ging.

16. September 1904.

Heute genießen wir das Meer in seiner unbegrenzten Ausdehnung. In schier unendlicher Weite erscheint der Rand des Meeres so scharf abgeschnitten, daß es den Eindruck hervorbringt, als befänden wir uns in der Mitte eines riesigen Kreises, der uns ungeachtet der vorwärts schreitenden Bewegung des Schiffes und des Auf- und Niedergehens der Fluten unbeweglich umschließt. Das Bild ist einförmig und doch von überwältigender Wirkung; denn die weite Wasserfläche bietet mit ihrer wechselnden Lichtwirkung je nach dem Stande der Sonne immer etwas Neues: blau wie Opal am Morgen, wenn die Sonne sich eben über den Horizont erhebt; eine Mischung von Gold und Silber auf bläulichem Untergrund, wenn alles um die Mittagszeit glitzert und flimmert; ein Spiel von Rosa und Violett, wenn die Sonne sich dem Untergang zuneigt. Dazwischen die weißschäumenden Linien der Wogen und darüber der leuchtende Himmel.

Stunden um Stunden vermag das Auge in dem Zauber dieses großartigen Riesenbildes zu schwelgen. Alles fehlt, was sonst die Neugierde weckt: die Romantik phantastischer Bergumrisse, die Pracht der Vegetation, Felseninseln, zwischen denen das Meer hervorblitzt. Nur die Macht des Unendlichen hält den Blick gefangen. Während das Auge nach allen Richtungen über die Fläche hingleitet, gibt es sich der Betrachtung der Majestät des unendlichen, vom reinsten Licht erfüllten Raumbildes hin. Sozusagen zwischen Himmel und Erde schwebend, fühlt der Geist sich losgerissen von allen Schranken, Mauern und Wällen, die den Ausblick hemmen. Er erhebt sich über die enge Sphäre des eigenen Wesens zur Betrachtung dessen, der mit dem Hauche seines Mundes einst dieses Lichtmeer als Abglanz seiner unendlichen Schönheit hervorrief: „Gott sprach: Es werde Licht!" — Und „es ward Licht". So rauscht es uns aus den flutenden und brandenden Wogen wie das Hohe Lied der Schöpfung entgegen.

Gegen Nachmittag wurde links die Malaiische Halbinsel sichtbar. Das Bild entschwand bald. Ein schöner Sonnenuntergang zeigt uns den am Horizont verschwindenden Küstenstrich noch einmal in glänzender Abendbeleuchtung. Zu keiner Zeit erscheint das Farbenspiel des Meeres fesselnder als in diesem Augenblick. Das Kolorit der Wasserfläche durchläuft die ganze Stufenleiter der blauen Farbe. Diese Mannigfaltigkeit der Töne einer und derselben Farbe verleiht dem Panorama eine eigentümliche Schönheit. Welche Feder vermöchte den Eindruck dieser magischen Beleuchtung wiederzugeben! Blickt man auf die unbegrenzte Fläche, so ist auf der einen Seite das Blau der Flut in das mildeste Rosa verwandelt, während auf der andern Seite die Wogen bereits dunklere Töne der Nacht angenommen haben. Dieser Farbengegensatz gibt erst den vollen Genuß der majestätischen Anmut, welche die untergehende Sonne gewissermaßen als Abschiedsgruß hervorzaubert, bevor sie ihr Zepter dem Sternenhimmel anvertraut.

Tiefes Dunkel herrscht, und rauschend bricht sich der Dampfer Bahn durch die Wogen. Mit dem sternbesäten Himmel über uns wetteifert die Woge unter uns, um durch ihr Leuchten und Funkeln das Auge zu entzücken. Tausend grünlich oder bläulich funkelnde Lichtpunkte blitzen in den Schaumwellen auf und ziehen sich wie leuchtende Streifen zu beiden Seiten des Schiffes hin, eine wahre Milchstraße flimmernder Sternchen in der schwarzen, glanzlosen Meeresfläche.

17. September 1904.

Ein strahlender Sonnenaufgang beleuchtete die Halbinsel Malakka. Wir sind nicht mehr fern von der sagenumwobenen Meeresstraße, welche der Dichter der Lusiaden einst seinen kühnen Landsleuten im verlockenden Bilde einer Goldstraße beschrieben:

Man sagt, daß einst mit mächtigem Gebrande
Andrang das Meer und vom Gestade schied
Sumatras Inselreich und beide Strande
Das Volk der Vorzeit kennt als ein Gebiet.
Man hieß es Chersones, und weil im Lande
Goldadern viel sich fanden, so geriet
Man leicht darauf, ihn „golden" zu benennen,
Sonst will man Ophir auch darin erkennen. (X, 124.)

Eine Goldstraße wurde die Straße von Malakka zuerst den Indern, als sie gegen Java zogen, um dort ein blühendes Kolonialreich zu gründen. Seit jenen Tagen hat sich der Strom der erobernden Seevölker immer durch diese Straße ergossen. Dem Inder folgte der Araber, dem Araber der Portugiese, dem Portugiesen der Holländer: das Ziel war stets die Perle der malaiischen Inseln, Java.

Unsere Fahrt hat sich ein wenig verzögert. Erst gegen 4 Uhr kommen wir der Einfahrt nach Singapur näher. Von beiden Seiten rückt das Land zusammen. Während wir dicht unter Land zwischen den Palmengestaden hindurchgleiten, entfaltet sich links ein herrlicher Inselkranz. Rechts erhebt sich das Gestade zu reich bewaldeten Hügelgeländen. Dicht am Wasser wachsen Bambusgebüsche; dazwischen zeigen sich herrliche Baumfarne, darüber hinaus recken Kokospalmen ihre Krone auf schlankem Stamm. Zu beiden Seiten tauchen malaiische Pfahlbauten aus dem Wasser hervor, und zwischen den Palmenhainen werden die Verandas luftiger Landhäuser sichtbar. Singapur winkt uns verlockend entgegen.

Die Einfahrt in diesen gewaltigen Hafen, zwischen grünen Inseln in der ganzen Pracht der Tropenflora prangend und von den zahllosen Fischerkähnen der Malaien belebt, ist wunderschön. Die beiden Ufer sind jetzt so nahe gekommen, daß sie gewissermaßen ein Felsentor bilden, durch das der Dampfer in den inneren Hafen eintritt. Wir haben die südlichste Spitze Ostasiens erreicht. Eine neue Welt tut sich auf.

Eine erhebende Erinnerung wird mir immer der Augenblick bleiben, da sich am 20. Oktober 1902 zum erstenmal auf der Fahrt nach China diese neue Welt dem Blicke darbot. In eine fremde Welt glaubte ich einzuziehen, als unser Dampfer durch das Felsentor von Singapur einfuhr, und ich sah mich auf einmal in eine ganz heimatliche Umgebung versetzt. Als das Auge über das weite Hafenbild mit seinen Dampfern und Seglern schweifte, tauchte allenthalben die deutsche Handelsflagge auf. Keine andere war so glänzend vertreten. Stolz wehte sie am Eingangstor der ostasiatischen Gewässer. Man muß selbst die begeisternden Eindrücke solcher Augenblicke fernab von der Heimat in sich aufgenommen haben, um das erhebende Gefühl mitempfinden zu können, das der Anblick unseres am äußersten Punkte Ostasiens hoffnungsvoll emporblühenden Handels weckt. Die deutsche Flagge

Bild 38. Singapur. Malayisches Fischdorf. (S. 72.)

Bild 39. Singapur. Hafen. (S. 73.)

senkte sich allenthalben zum Gruß, als der Dampfer durch den Mastenwald hindurchglitt, um dicht am Kai anzulegen.

Unser Schiff wird fest vertaut. Die Laufbrücke senkt sich. Ich beeile mich, ans Land zu kommen. Dort erwartet mich der liebenswürdige Prokurator der Gesellschaft der äußeren Missionen, um mich in sein Hospiz zu geleiten. Die Stadt Singapur liegt noch ein gut Stück von dem mit gewaltigen Lagerhäusern umbauten Hafen entfernt. Auf unserer abendlichen Fahrt konnten wir von dem mächtig emporblühenden Emporium des Welthandels wenig mehr sehen.

18.—21. September 1904.

Es folgte eine recht tropenschwüle Nacht. Wir befinden uns kaum mehr einen Grad vom Äquator entfernt. Als ich am frühen Morgen die Veranda betrat, sah ich mich in die Pracht eines mit den herrlichsten Tropengewächsen bestellten Gartens versetzt. Die Fächerpalmen und Fächerfarne könnten jedem fürstlichen Park in Europa zum schönsten Schmucke dienen. Der Morgen bot Gelegenheit zu einer kleinen Rundfahrt durch die Stadt. Ich lernte Singapur zuerst in den ausgedehnten, reizvollen Parkanlagen seines schönen Botanischen Gartens kennen, der sich über ein hügeliges Terrain im Westen der Stadt hinzieht. Das Bild der mannigfaltigen Palmarten, der kleinen Seen, von den farbenfrischesten Seerosen und Lotus bekränzt, der Baumriesen, um die sich ein dichtes Gewebe der mächtigen Kletter- und Schlingpflanzen windet, versetzt uns sofort in die Tropennatur mit ihrem ewigen Sommertag. Aber gleichwohl ist Singapur nicht mit Saigon zu vergleichen. Der tropische Pflanzenwuchs, mit der sich die Stadt umgeben, ist in dieser Pracht erst dem Boden entsprossen, als englische Tatkraft in den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts jenes Sumpf- und Wüstenland zu einem seiner wichtigsten Hafenplätze auf der großen Etappenstraße nach dem Osten ausersah. Was der Engländer in Singapur geschaffen, muß die Bewunderung der Reisenden erwecken. Die Stadt ist ein Hauptpunkt des Welthandels geworden. Die gewaltigen Geschäftshäuser, die großen Verwaltungsgebäude, alles weist uns auf das riesige Verkehrsleben hin, das hier an der südlichsten Spitze des asiatischen Festlandes pulsiert. Es gibt keinen ostasiatischen Handel ohne Singapur. Aber der ausgeprägteste Zug in diesem Emporium des Welthandels ist das chinesische Element. Seit Jahr und Tag zieht der Hafen in immer neuen Scharen das wichtigste Bevölkerungselement Ostasiens zu sich heran.

Bald sehen wir uns von einem echt chinesischen Leben und Treiben umwogt und vergessen fast, daß wir auf englischem Boden uns befinden. Durch den jährlichen Zuwachs aus den südlichen Provinzen Chinas hat sich die chinesische Bevölkerung jetzt so vermehrt, daß sie $^4/_5$ der Gesamtbevölkerung bildet. Die letzte Volkszählung ergab unter 228 555 Ein-

wohnern der Stadt 164 041 Chinesen, denen 3824 Europäer, 4120 Mischlinge, 30 800 Malaien und 17 000 Inder gegenüberstehen. So ist Singapur in Wirklichkeit eine chinesische, von Engländern beherrschte Stadt. Die englische Kronkolonie, so wichtig als Mittelglied der großen englischen Weltstraße von den Felsen Gibraltars bis zu den Felsen Hongkongs, hat sich in ein gewaltiges chinesisches Emporium umgewandelt. Das ist es, was dem Bilde Singapurs einen ganz besondern Reiz verleiht. In dem erfolgreichen Wettbewerb um den wirtschaftlichen Besitz dieses beherrschenden Durchgangspunktes des ostasiatischen Handels zeigt sich ein China, das unsere Bewunderung weckt. Ich war geradezu überrascht von dem Bilde, das mir entgegentrat. Das ist nicht das China, wie es uns so abstoßend und lächerlich in den Karikaturen einzelner Reisebeschreibungen geschildert wird. In der wirtschaftlichen Überlegenheit des chinesischen Volkselementes von Singapur kommt ein ganz anderes China zur Geltung. In einer Ausdehnung von 4 km dehnte sich früher vom Landungsplatz nach der „weißen" Stadt ein ungesundes Sumpfland aus. Auf diesem seit drei Jahrzehnten ausgetrockneten Morast ist ein fast ausschließlich von „Gelben" bewohntes Stadtviertel entstanden. Hier drängt sich Laden an Laden, Lager an Lager. Die langgestreckte Straße hinauf und hinab gewahrt man nichts als geschlossene Reihen von Geschäftshäusern, meistens zu zwei, bisweilen zu vier Fenstern mit einem Obergeschoß, das auf Pfosten ruhend in die Straße vorragt, so daß ein verandaartiger gedeckter Gang entsteht, der Laden und Lager vor der brennenden Sonnenglut schützt. In goldenen Buchstaben glitzert das chinesische Firmenschild. Bei größeren Geschäften fehlen ganz gewiß nicht die großen, buntfarbenen Laternen, die einem chinesischen Kaufhaus so recht das echt chinesische Gepräge geben. Wir waren kaum wenige Schritte dem Basar entlang weitergekommen, als wir uns auch schon in eine ganz chinesische Welt versetzt glauben. Das ist ja schon das leibhaftige China, sagte ich zu meinem Gefährten. Die Werkleute sind unermüdlich bei der Arbeit von früher Morgenstunde an. Die Verkäufer sieht man in reger Beschäftigung bei ihren vielerlei Ladenartikeln. Die Hausierer bieten ihre Tropenfrüchte an: Ananas, Mango, Brotfrucht, Durian, dazwischen laufen die Rikscha-Kulis in raschem Trab mit ihrem Wägelchen über die sonnendurchglühte Straße. In buntem Durcheinander drängen sich alle Klassen der Bevölkerung, Großhändler und Kleinkrämer, Lohnarbeiter und Kuli auf den Wegen, die einen aufs sorgfältigste in Seide gekleidet, die andern mit schmutzigen, zerrissenen Fetzen bedeckt. Jeder hat die größte Eile. So flutet der Strom pendelschwingender Zöpfe vom Morgen bis zum Abend durch die Straße. Und die lange Häuserreihe säumt mit ihren vielfarbig bemalten Stirnseiten und den bunten Aushängeschildern wie ein malerisches Ufergelände zu beiden Seiten den „gelben" Strom ein. Alles ist nur auf Erwerb bedacht, auf

schnellen und großen Gewinn. Dem Ankömmling, der dieses Straßenleben zum erstenmal beobachtet, mag das Bild recht unterhaltend erscheinen. Es hat für ihn den Reiz des Neuen. Und es amüsiert ihn, sich in der Jinrikscha von einem leibhaftigen Chinesen fahren zu lassen. Aber darüber hinaus hat das Bild chinesischen Lebens und Treibens von Singapur für ihn wenig Anziehendes. Wenn es ihm auch etwas wunderlich erscheinen mag, daß in diesem vom abendländischen Genie geschaffenen Welthafen die Chinesen eine solche Masse bilden, so weiß er darin doch nichts anderes zu finden als die durch hundert Reiseberichte längst bekannte Tatsache, daß die überflutende Bevölkerung Chinas sich einen Abfluß sucht. Einen solchen stellt ihm Singapur dar. Der Typus dieses Chinesentums ist den Weißen der Rikscha-Kuli: der Mensch vertritt das Pferd. Wie ein „Zugtier" spannt sich der Chinese in die Gabeldeichsel des Wägelchen und trabt voran. Es sind oft prächtige Gestalten, stark, wohlgenährt, wahre Typen einer kräftigen Muskulatur. Aber in wenigen Jahren unterliegt auch die kräftigste Natur. Doch was tut es? Nichts ist leichter, als für diese von „Menschenkraft" gezogenen Wagen Ersatz zu finden. China leidet an Überfluß.

Gewiß, ein Abfluß überflutender Bevölkerung strömt aus China in Singapur zusammen. Aber es ist kein sumpfiger, schlammiger Abfluß, wie es dem oberflächlichen Beobachter scheinen könnte, angefüllt mit allen Miasmen eines von Fäulnis zerfressenen Volkstums, das die Luft verpestet, wo immer sich der gelbe Strom hinwälzt. Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß in einem Bevölkerungselement, das an dem Geschäftsleben dieses Welthafens nicht bloß den regsten Anteil, sondern den überwiegenden Anteil nimmt, etwas anderes steckt als der Abfluß eines morastigen Volkslebens. In einem Volke, das so arbeitet wie Singapurs chinesische Bevölkerung, da lebt und wirkt der unternehmende, zielbewußte Sinn eines zäh beharrenden und tatkräftigen Volkstums.

Singapur stellt unter diesem Gesichtspunkt dasselbe Bild chinesischen Lebens dar, das mir zum erstenmal auf dem Boden Hongkongs in seiner ganzen Eigenart vor zwei Jahren entgegentrat. Trotz aller Pracht, in der sich die britische Weltmacht dort verkörpert, beginnt der Wanderer bald zu fühlen, daß er in den Kreis eines andern Völkerlebens eingetreten ist. Von allen Seiten drängt sich dem Blick die chinesische Welt auf, sobald sich das Auge dem Straßenleben Hongkongs zuwendet. Aller Glanz der riesigen europäischen Geschäftshäuser vermag den Eindruck nicht zu verwischen, daß wir uns im Banne des alten China befinden. So vielfarbig der Menschenstrom erscheint, der durch die schönen Straßen von der Höhe herab dem Meeresstrande zuflutet, so ist doch der Gesamteindruck unbestreitbar der, daß in Hongkong die chinesische Bevölkerung das beherrschende Element des wirtschaftlichen Lebens bildet. China stellt neun Zehntel der Ge-

samteinwohnerzahl dar. Es wurden letztes Jahr 274 543 Chinesen gezählt. An und für sich ist ja dies nicht überraschend. Denn Hongkong liegt vor den Toren Kantons, und dieses ist eine der größten und volkstümlichsten Städte Chinas, die ungezählte Massen aus dem Innern zu sich heranzieht. Von dort eröffnet sich ein natürlicher Zufluß. Aber je mächtiger die Wogen des „gelben" Stromes seit dem Bestand Hongkongs hinüberfluteten, um so mehr hätte man erwarten müssen, daß Kanton selbst an wirtschaftlicher Bedeutung verlöre. Das Schicksal einer andern Stadt ist in dieser Weise durch Hongkongs Aufschwung für immer besiegelt worden. Der englischen Neugründung gegenüber liegt Macao, einst Portugals stolzes Emporium im äußersten Osten, und auch dann noch ein bedeutender Handelsplatz, als Portugal längst um seine ostasiatische Weltmachtstellung gebracht worden war. Aber alles, was Macao an Bedeutung aus den Stürmen des 18. Jahrhunderts in das 19. Jahrhundert hinübergerettet, versandete in der Bucht von Lampa, als Hongkong emporkam. Anders Kanton. Anstatt zu zerfallen im Angesichte jenes Hongkong, das sich schnell zum ersten Seehafen Ostasiens als majestätische Verkörperung britischen Unternehmungsgeistes ausbaute, erblühte es zu neuem Leben in der Berührung mit den wirtschaftlichen Kräften Europas. Kanton ist heute mächtiger denn je zuvor.

Es hat in der Geschichte große und mächtige Städte gegeben; einmal verwüstet, haben sie sich nicht mehr aus dem Schutte erhoben. Es gab andere Weltstädte, über die die gleichen Stürme der Verwüstung hinbrausten, aber immer wieder flammte von neuem das Leben aus dem Aschenhaufen auf, vielleicht in etwas anderer Gestalt; die unterbrochene Kraft erneuerte sich immer wieder. Eine solche Weltstadt ist Kanton. Sie ist um 2000 Jahre älter als das blutjunge Hongkong. Ihre Gründung verliert sich im Nebel der Sage. Stürme auf Stürme sind mit taifungewaltiger Macht über sie hereingebrochen. Jedoch Kanton steht fest und unerschüttert da. Man wandert durch die heiter geschmückten Straßen. Friede, Wohlfahrt, überfließender Reichtum, das Bild einer blühenden Stadt lächelt uns an. Würde es uns die Geschichte nicht verraten, so kämen wir nie auf den Gedanken, daß in eben jenen Straßen noch vor 30 Jahren Feuer und Schwert mit verheerender Gewalt gewütet, als eben Hongkong im Begriffe stand, sich aus einem verlorenen Felsenriesz zu einem Welthafen zu erweitern. Letzteres hätte nie werden können, was es heute ist, wenn es kein Kanton in seiner Nähe gegeben hätte. Von Kanton fließt das nie versiegende Leben nach Hongkong, und von dort strömt es nach Singapur hinüber, indem es alles in sich aufnimmt, was Europa an wirtschaftlichen Lebenskräften an der großen asiatischen Weltstraße vereinigt, um diese so neuen und so fremden Elemente seinem Wesen zu assimilieren. England hätte noch so viele Riesenbauten terrassenförmig an den umgebenden Höhen anlegen, noch so gewaltige

Werfte rings um den Saum des Wassers aufführen mögen, öde und verlassen wären die Felsenpaläste geblieben, wie die Felsenmassen, auf denen sie ruhen, wenn nicht von Kanton aus das mehrtausendjährige Leben seinen Weg in die Straßen Hongkongs gefunden hätte. In Kantons Leben pulsiert das Leben des gewaltigen Reiches, und dieses Leben quillt aus einer Lebenskraft, die das Entstehen und das Wachstum, den Verfall und den Untergang vieler Reiche überdauert hat. Hongkong selbst, die englische Gründung, mag wieder zerfallen, wie Macao, die portugiesische Schöpfung, dahinschwand, nicht so Kanton. Es ist der treue Ausdruck der Kraft und Stetigkeit eines Lebens, dessen Wurzeln in die Tage der Pharaone zurückreichen.

Nachdem ich erst vor wenigen Wochen Kanton und Hongkong in der unverwüstlichen Lebenskraft ihrer chinesischen Bevölkerung kennen gelernt, war mir Singapur besonders interessant. Es ist ja richtig, daß die Massen, die nach diesem südlichsten Punkte des asiatischen Festlandes gedrängt wurden, in den allermeisten Fällen nur der Not gehorchten. Es fand sich für sie in der Heimat weder Raum noch Luft. Aber das Volkstum, das auf fremdem Boden so überraschende Triumphe auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens feiert, war längst in der Heimat entfaltet. Das, was das innerste Geheimnis ihres Erfolges ausmacht, brachten es aus der Heimat mit als Ergebnis einer 3000jährigen Kultur. Und gerade darum war es mir so lehrreich, den Chinesen auf fremdem Boden kennen zu lernen. Fernab von der Heimat zeigt er handgreiflicher, was er zu leisten vermag, als in der Umgebung, in der er sich zu Hause fühlt und wo alles so geartet ist, daß es ihm wie von selbst behilflich wird zum Fortkommen. Die Aushängeschilder, mit den in Gold geschriebenen Namen der Schneider, Schuster, Tischler und Schlosser, die Tchang, Tchen, Tchu, Chen, die Wang, Yu, Yang, die Mao, Wu, Lu kommen dem Ankömmling gar wunderlich vor. Und gerade in diesen goldenen Schriftzügen des Kaufmanns Puk und des Schusters Chong und des Tischlers Seng hat sich die Regsamkeit und Betriebsamkeit eines der gewerbfähigsten Völker der Erde in goldenen Lettern eingegraben. Im harten Kampf mit der Ungunst der äußeren Umgebung hat sich der Chinese nicht mit Hacke und Spaten, sondern mit Nadel und Ahle und Hobel zum wirtschaftlichen Beherrscher Singapurs emporgearbeitet. Mit dem Handwerk verband sich der Handel, um auf den ausgetrockneten Sümpfen der Stadt ein stolzes Denkmal chinesischer Tatkraft und Betriebsamkeit zu errichten. Die größten Gegensätze stehen sich auf diesem Boden gegenüber: der chinesische Millionär, der in schöner Equipage auf den schattigen, wohlgepflegten Promenadewegen Singapurs daher fährt, und der chinesische Kuli, der mit seinem Wägelchen auf der heißen Straße im Gewühl sich durchdrängt, dazwischen die große Masse der Bevölkerung, die in Handel und Handwerk oder in dienender Stellung ihren Erwerb

sucht. Alle aber beherrscht der eine Grundzug: ein fieberhaftes Ringen nach Gewinn. Diese instinktive Sucht nach Reichtum spannt die Kräfte zur höchsten Betriebsamkeit und stählt die Geduld und Beharrlichkeit zu unbeugsamem Streben. Unermüdlicher Fleiß und technisches Geschick, zähe Ausdauer und große Genügsamkeit, umsichtige Berechnung aller Verhältnisse und ein feines, instinktives Empfinden für das, was zugkräftig ist und Erfolg verspricht: das sind die Grundelemente jenes praktischen Realismus, der den Chinesen vor allen Völkern des fernen Ostens auszeichnet. Singapur ist das sprechendste Bild dieses Realismus mit allen Licht- und Schattenseiten. In diesem alle Kräfte anspannenden Wettbewerb steigt der eine empor, der andere sinkt. Zu Tausenden werden die Kulis im Brand der Sonne hinweggerafft, während die chinesischen Krösusse aus Kanton und Fukien sich des behaglichsten Lebens in ihren palastähnlichen Bauten erfreuen. Niemand hat so schöne Villen, Pferde, Gespanne wie sie. Von den herrlichsten Baumgruppen umgeben, liegen ihre Paläste villenartig hinter einem grünen Vorhang des üppigsten Pflanzenwuchses versteckt. Zwischen diesen beiden äußersten Punkten bewegt sich das Gewerbsleben der großen Masse in den verschiedensten Abstufungen.

So stellt sich uns China an der Schwelle der ostasiatischen Kulturwelt dar. Und es ist wahrlich kein ungünstiges Bild, in dem uns der Charakter des chinesischen Volkstums entgegentritt. Ein Menschenschlag, der selbst in seinen vom Grundstamm losgelösten Zweigen ein so mächtig pulsierendes Leben auf allen Gebieten des modernen Wettbewerbs entfaltet, muß trotz der politischen Zerrüttung und des sozialen Zerfalls, den Alter und Mißwirtschaft herbeigeführt, noch ein wunderbares Leben in sich haben. Worin besteht das Geheimnis dieses Lebens? Dieses Problem wird uns nur das Land selbst lösen können, in dem der Stamm seit vier Jahrtausenden wurzelt. Aber wenn wir sehen, wie in diesem Welthafen nicht etwa bloß die physische Arbeitskraft des gelben Fremdlings ihre Triumphe feiert, sondern auch die moralische sich vor den Hindu und Malaien im Wettbewerb unumstritten den ersten Platz erobert hat, dann drängt sich von selbst ein ganz anderes Bild von dem inneren Wert des Chinesen auf. In allen Geschäften und öffentlichen Instituten, in den europäischen Handelshäusern und in den Bureaus der großen Dampfergesellschaften sind die Chinesen die geschätztesten und zuverlässigsten Arbeiter. Man begegnet ihnen in den höheren wie in den niederen Stellen. Selten hingegen findet man einen Hindu, noch seltener einen Malaien in einer Vertrauensstellung. Man gebraucht den schwarzen Tamul als Straßenarbeiter beim Wege- und Wasserbau; der dunkelbraune Hindu ist als Kutscher, Pferdeknecht, Gärtner ganz willkommen, aber jede höhere Vertrauensstelle bleibt ihm verschlossen. Der Chinese hingegen findet in allen Stellen Beschäftigung. Niemand wird das leiseste Bedenken tragen, dem Sohn der gelben Rasse die Überlegenheit im weitesten Bereich

des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens vor dem Hindu und Malaien zuzuerkennen. Überall ist er verwendbar. Der Hindu mag sich mit ihm in Fertigkeit und Findigkeit messen, aber es scheint ihm eines zu fehlen, das man am Chinesen gerade in der Fremde rühmt, jene Solidität und Zuverlässigkeit, auf die man unbedingt rechnen darf, wenn einmal der Vertrag abgeschlossen ist. Nur mit Bewunderung kann man ein Volk betrachten, dem es gelingt, sich in der Fremde den Ruhm einer fast sprichwörtlichen Ehrlichkeit und Gewandtheit im Handelsverkehr zu erwerben. Ich denke in diesem Augenblick an das Bild, das Indien vor uns aufrollt.

Wie sehr überragt doch China an innerer Lebenskraft das gesamte Indien mit all seiner künstlerischen Pracht. Je länger ich später in Indien verweilte, um so deutlicher und überzeugender machte sich die Überlegenheit des chinesischen Volkstums geltend. Der Glanz der monumentalen Schönheit Indiens vermochte das Auge so wenig zu blenden, daß vielmehr umgekehrt der künstlerische Gegensatz die überragende Stellung Chinas zum vollen Bewußtsein brachte. Die Denkmäler der Vergangenheit haben wohl Indien in der Physiognomie des Gangeslandes die Majestät des Alters nach außen gegeben. Aber es ist eine Majestät des Alters, die auf eine entschwundene Kraft hinweist. Mit der Masse seiner Denkmäler hat sich Indien längst in zahlreiche große und kleine Fürstentümer zersplittert. Und alle diese Fürstentümer zusammengenommen haben ihre souveräne Selbständigkeit verloren. Niemals ist es dem Inder dauernd gelungen, ein einziges großes, mächtiges Reich zu bilden. Im 3. Jahrhundert v. Chr. hatte die Kriegs- und Staatskunst eines indischen Fürsten es zu stande gebracht, ein großes Reich zu begründen, das vom Norden bis in den Süden reichte. Was jedoch mit dem Aufgebot aller Kräfte eines großen Fürsten vereinigt worden, fiel nach dessen Tode sofort auseinander, und es verging ein halbes Jahrtausend, bis ein ähnlicher Versuch für kurze Zeit wiederum glückte. Nahezu 1000 Jahre mußten verstreichen, bis es der mächtigsten Dynastie, die Indien gesehen, gelang, wenigstens das nördliche Indien zu einem Reiche, dem Reiche der Mogul, zusammenzufassen. 150 Jahre waren schon zuviel der Lebensdauer. Von neuem ging das Reich auseinander. Es mußte eine abendländische Macht kommen, um nach 2000 Jahren zum erstenmal das ganze indische Volk unter einem Zepter zu vereinigen.

Ein wie ganz anderes Bild bietet China innerhalb desselben Zeitraumes von 2000 Jahren. Während Indien mit der Masse seiner Denkmäler immer zerrissen blieb, beharrte China in dem staatlichen Organismus, auf welchen die Einheit des Volkes gegründet wurde. Mochte diese Einheit noch so häufig durch die von außen eindringenden Eroberer gesprengt werden, immer wieder schloß sich das Volk unter einem kaiserlichen Haupte zu dem Riesenkörper des chinesischen Staates zusammen.

Dem Fernstehenden könnte es scheinen, als stehe der Koloß des chinesischen Reiches nur noch auf tönernen Füßen, und als bedürfe es lediglich eines wuchtigen Schlages, um den Riesen zu Fall zu bringen. Man vergißt nur, daß das Staatswesen, das die ausgedehnten Länder, die wir China nennen, umklammert, sich bis jetzt so stark erwiesen hat, daß es alle Dynastien, die sich in der Herrschaft ablösten, überdauerte. Die Dynastie wechselte, aber das Reich erhielt sich in seinem Zentralismus, und das Volk bewahrte sich unwandelbar in der ausgeprägten Eigenart seines Wesens. Es liegt etwas tief Geheimnisvolles in dieser merkwürdigen Zivilisation, welche bis auf den heutigen Tag der Ebbe und Flut aller umstürzenden Bewegungen zu widerstehen vermochte trotz ihrer anscheinend so unsichern Grundlagen.

Wir sprechen von den Chinesen als einem Kulturvolke, und zwar einem alten Kulturvolke. Mit vollem Recht. Denn wie immer wir über die Urzeit des chinesischen Volkes denken mögen, von der uns die ältesten Quellen berichten, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß bereits an der Schwelle des 10. Jahrhunderts v. Chr. die Staats- und Gesellschaftsordnung Chinas uns in Denkmälern bezeugt wird, von denen aus wir in ungebrochener Kette die Überlieferung bis zu dem heutigen China verfolgen können. Der sprichwörtliche Stolz des Chinesen auf das Alter seiner Kultur hat ganz gewiß eine ebenso große, wenn nicht größere Berechtigung als der Stolz des brahmanischen Indien auf das Alter seiner religiösen und gesellschaftlichen Entwicklung. Während die Weltreiche des Westens, welche in vorchristlicher Zeit blühten, längst zerfallen sind, scheint China in seinem Staats- und Gesellschaftsleben von geradezu unverwüstlicher Dauer zu sein.

Im Laufe der letzten zwei Jahrtausende sind gewaltige Stürme über das chinesische Reich hinweggebraust, aber sie vermochten den staatlichen und sozialen Organismus nicht zu entwurzeln. Alle natürlichen Vorbedingungen schienen in den sich abgrenzenden Stromgebieten und Höhenzügen gegeben, daß die politische Einheit des Reiches sich in eine Mehrzahl von Einzelstaaten zersplitterte. Die geographischen Vorbedingungen waren einer Auflösung in selbständige Fürstentümer auf chinesischem Boden noch viel günstiger als auf indischem. Solche vizekönigliche Verwaltungsbezirke wie Kiangnan am unteren, Setschwan am oberen Jangtsekiang, Kwangtung im Süden, Tschili im Norden waren wie geschaffen zu selbständigen Staaten. Sie erscheinen ebensogut geeignet, für sich bestehende Reiche zu bilden, wie ein Fürstentum der Marathen oder der Radschputen in Indien. Aber immer wieder suchten und fanden die durch Staatsumwälzungen auseinander gerissenen Teile den Zusammenschluß.

Heute sieht es zwar so aus, als sei Bestand der Mandschudynastie in Frage gestellt, und manche meinen, daß mit dem Zusammenbruche dieses

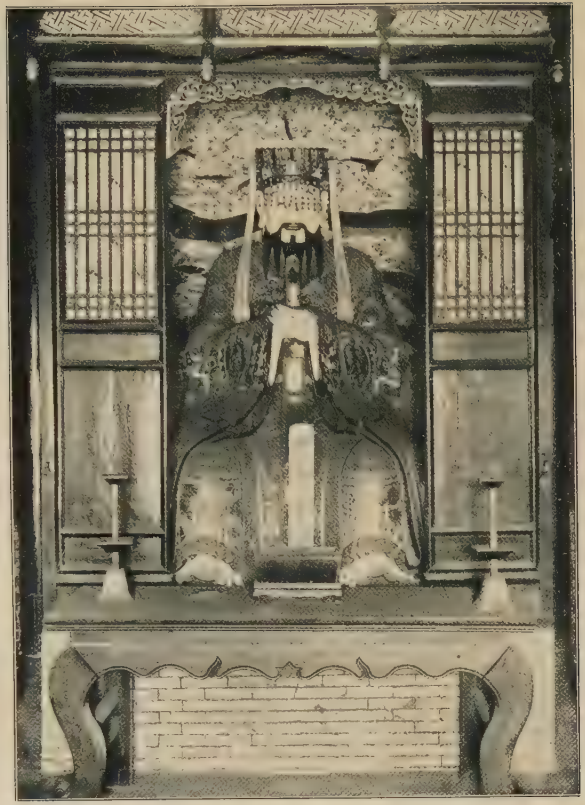

Bild 40. **Konfutse-Altar.** (S. 80.)

Bild 41. **Chinesischer Buddha-Altar.** (S. 81.)

Bild 42. **Chinesische christliche Familie.** (S. 82.)

Herrschergeschlechts das morsche chinesische Staatswesen aus allen Fugen gehen werde. Nun so schlimm, ja vielleicht noch schlimmer, als es heute im chinesischen Staatsleben aussieht, war es in jenen düstern Tagen um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als gerade diese Dynastie die Retterin Chinas wurde. Damals weckte alles den Eindruck, als ob China sich in ein Chaos auflösen werde. Empörung folgte auf Empörung. Die Macht der Mingdynastie ist erschüttert. Da zieht von Nordosten her mit dem Volke der Mandschu ein neues Fürstengeschlecht ins Land und erfüllt den Organismus des Reiches mit frischer Kraft. Die Regierungszeit des Kaisers Kang-hsi war eine Blüteepoche Chinas. Gehen wir weiter zurück, so stoßen wir auf die Mongolenherrschaft. Zur Zeit der Mongolen war China in tiefe Dienstbarkeit gesunken; es lastete unter einem schweren Joch. Aber gerade Dienstbarkeit und Schmach schuf die Kraft, um die Fesseln wieder zu brechen. Das nationale Bewußtsein erwachte; erst stille, dann immer lauter und gewaltiger begann die innere Erhebung gegen die Fremdherrschaft, bis sie um die Mitte des 14. Jahrhunderts in den Ming wiederum eine einheimische Dynastie auf den Thron hob. Am Wendepunkt des 10. Jahrhunderts schien sich das chinesische Reich zu verbluten in dem Kampfe der rivalisierenden Dynastengeschlechter. Die Dynastien verschwinden, aber nur damit das Reich der Sung und Liao sich um so glanzvoller erhebe. Wenden wir uns dem 7. Jahrhundert zu, so tritt uns das Bild einer Zeit entgegen, in der es mit der Einheit des Reiches aus und vorbei schien. Da schafft ein tatkräftiger Feldherr, den über Nacht die Militärpartei zum Kaiser ausruft, Ruhe und Ordnung im Reiche. So folgen sich Dynastien auf Dynastien. Wir verfolgen die Reihe bis zum Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. Das Jahr 221 v. Chr. bedeutet den Markstein, der die Entwicklung des chinesischen Staates in zwei große Epochen scheidet. Die bis zu diesem Zeitpunkt reichende Epoche gilt als die Periode der unter einem Kaiser stehenden Feudalstaaten. Vom Jahre 221 hingegen beginnt die Epoche jenes zentralistischen Staatswesens, das nicht mehr auf einem Verbande von Vasallen beruht, sondern alle politische Macht in dem einen Zentrum kaiserlicher Gewalt vereinigt. Es gibt nicht mehr Vasallenstaaten, die überwacht, sondern nur noch Provinzen, die verwaltet werden. Der Ruhm, die dem Lande nach und nach verhängnisvoll gewordene Vasallenherrschaft zertrümmert und auf den Ruinen die Macht eines geeinten Staatswesens errichtet zu haben, gebührt dem Kaiser Tsin-schi-huang-ti (221—209 v. Chr.). Vor ihm hatte jedes der vielen Fürstentümer, in welche China zerfiel, eine fast unabhängige politische Entwicklung. Die Einzelstaaten trieben ganz so wie in Indien Politik auf eigene Hand, oft blutige Fehdepolitik mit Raub und Verwüstung der Nachbarländer. Waltete ein Feudalfürst seines Amtes mit Klugheit, hob er die inneren Zustände seines Landes durch Frieden, Gerechtigkeit,

verständige Finanzwirtschaft, so war er erst recht schlimm daran; denn nun erregte das aufblühende Land die Eifersucht und den Haß der Nachbarn. Diesem Zustande hatte der Kaiser Tsin-schi-huang-ti ein Ende gemacht. Aus der Masse von kleinen Staaten, die nur mehr dem Namen nach einem kaiserlichen Oberhaupte unterstanden, schuf er ein einziges Reich. Der Umschwung vollzog sich so gründlich, der Erfolg war so durchschlagend, daß der Partikularismus der Feudalstaaten für immer vom Boden Chinas verschwand. An seine Stelle trat eine Zentralgewalt. Und diese hat sich als die Beherrscherin des größten Volkes der Erde bis auf den heutigen Tag in ihrer ein Ländergebiet so groß wie Europa umfassenden Machtstellung unerschüttert auf der Basis nationaler Einheit und Geschlossenheit durch mehr als 2000 Jahre behauptet. Jenes China, das damals von dem hochbegabten und tatkräftigen Herrscher geschaffen wurde, die Staatsform, die ihm das Genie eines Mannes gab, der etwas von der Titanenkraft eines Napoleon besaß, ist in den wesentlichen Grundlagen unverändert geblieben.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen fügt es, daß der Schöpfer der neuen Staatsform um dieselbe Zeit den Thron bestieg, in welcher im fernen Indien der Schöpfer des ersten indischen Kaiserreiches, Asoka, aus dem Leben schied (223 v. Chr.). Kaum hatte Asoka seine Augen geschlossen, da zerbröckelte die Zentralherrschaft, die er vom Himalaja bis nach Südindien aufgerichtet hatte. Die den indischen Staatsgebilden innewohnende zentrifugale Tendenz löst das Reich auf, während in China das um dieselbe Zeit begründete einheitliche Reich sich stetig vergrößert und die zentralisierende Tendenz in steigendem Wachstum begriffen ist. Je länger es mir vergönnt war, das erfolgreiche Ringen seiner gewaltigen Volksmasse fernab von dem heimatlichen Boden zu beobachten, um so lebhafter empfand ich die zutreffende Bedeutung jenes Scherzwortes von de Quincey, der einmal bemerkte: „Wenn ich einem Chinesen begegne, so beuge ich mich vor ihm und sage: Da wandelt ein Mensch, der dreitausend Jahre alt ist.“ Es liegt etwas sehr Wahres in diesem Scherzwort. Ein immer sich gleich bleibendes Leben pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Dynastien kommen und gehen, aber der Chinese bleibt, was er war, unerschütterlich fest begründet in den Sitten und Gesetzen seiner Heimat. Als ich mich inmitten dieses echt chinesischen Lebens und Treibens versetzt sah, gedachte ich des Ausgangspunktes der Weltstraße, die mich vor die Tore des alten Kulturreiches gebracht.

Dort, wo die Fahrt gegen Osten beginnt, liegt im Sande des Niltales die Erinnerung an ein Kulturvolk begraben, das in seiner so eigentümlichen Kulturentwicklung manchen verwandtschaftlichen Zug mit dem chinesischen Volk verrät. Der Charakter des ägyptischen Volkes war ein abgeschlossener, isolierter. Jede Vermischung mit fremden Elementen wiesen die Ägypter in stolzem Selbstbewußtsein zurück. Und darin glichen sie ihrem

heimischen Strom, der vor allen andern Strömen der Erde sich dadurch auszeichnet, daß er auf seinem ganzen Laufe durch Ägypten keinen einzigen, selbst nicht den kleinsten Nebenfluß aufnimmt. In dieser Abgeschlossenheit erhielt sich das Volk durch Jahrtausende in seiner nationalen Eigenart. Durch Tracht, Lebensweise und Sitten nicht minder als durch die Sprache und ihre bilderreiche, aber schwerfällige Hieroglyphenschrift unterschieden sie sich von den übrigen Völkern und fühlten sich in ihren Errungenschaften allen andern Nationen so weit überlegen, daß sie jede friedliche Berührung mit denselben vermieden und jahrhundertelang jedem Fremden den Eintritt in das geheiligte Reich der Pharaone streng untersagten oder doch erschwerten. Ein nüchternes, verständiges, tatkräftiges Schaffen beherrschte das ganze staatliche und gesellschaftliche Leben. Das gab dem Volke seine Überlegenheit und Unverwüstlichkeit.

Seltsam muß es uns nun überraschen, wenn wir am andern Ende der großen Weltstraße einem alten Kulturvolke begegnen, in dem sich Zug für Zug die charakteristischen Umrisse des ägyptischen Kulturbildes wiederholen: Abgeschlossen und isoliert, in eitelm Selbstbewußtsein sich allen Völkern überlegen dünkend und in stolzer Zurückhaltung jede Vermischung mit fremden Elementen ablehnend, durch die Sitten nicht weniger unterschieden als durch eine ganz für sich dastehende Sprache und Schrift, erstarrt in einer mit zäher Beharrlichkeit festgehaltenen Staatsform, unwandelbar an der durch feste Regeln geordneten Lebensweise festhaltend, wo immer der Chinese sich aufhalten mag, ob in Singapur oder in Hongkong, in Siam oder in Birma: in diesen charakteristischen Zügen nähern sich ägyptisches und chinesisches Kulturleben. Nur *eines* unterscheidet die beiden Kulturen. An den Ufern des Nil hat sich diese Kultur in monumentalen Kunstformen verewigt. Wie Riesen der Vorzeit ragen die Denkmäler aus dem Sande der Wüste hervor. Nach solchen durch Jahrtausende geweihten Denkmälern sucht das Auge vergeblich in China. Dafür ist in China das Volk selbst ein durch Jahrtausende geheiligtes Monument. Das Staats- und Gesellschaftsleben, das am Nil nur mehr in den versteinerten Lauten einer Sphinx redet, spricht am gelben Strome noch in der lebendigen Sprache und Schrift zu uns, der das Volk vor 3000 Jahren seine Geheimnisse und Erlebnisse anvertraute.

Eine Sphinx am Eingang, eine Sphinx am Ausgang der Weltstraße, die nach den Ländern des fernen Ostens führt, dort aus Stein, hier aus lebendigem Menschenmaterial! Wir verweilen mit Bewunderung vor den Riesengräbern des Pharaonenreiches und den nicht minder kolossalen Skulpturwerken. In dem lagernden Sphinxkoloß tritt uns die grandiose Vergangenheit des Volkes wie ein Rätsel entgegen. Aber es sind doch nur *Gräber*, vor denen wir stehen. Versteinert schaut die einst so lebendige Volkskraft aus dem Auge der Sphinx. Ein *lebendiger* Sphinxkoloß

hingegen ist das Volk, auf das wir am äußersten Ende der Weltstraße stoßen. Und ich frage wiederum: Worin liegt das Geheimnis seiner unverwüstlichen Lebenskraft? Das Rätsel der ägyptischen Sphinx ist kein Geheimnis mehr. Von dem dunkeln Heiligtum der Pharaone ist der Schleier gehoben. Aber wie es kommt, daß sich China, so verderbt es scheinen mag, als sozialer und als staatlicher Organismus in zäher Lebenskraft allen Stürmen zum Trotz zu behaupten vermochte, und wie es alle, auch die schwersten Krisen überwinden konnte, das ist bis zur Stunde ein Sphinxrätsel, für den Staatsmann nicht weniger wie für den Volksforscher.

Staunen erfaßt uns beim Anblick dieser regsamen Massen. Ist das die Bevölkerung Chinas, wie sie uns so häufig beschrieben wird, ein träger, apathischer Körper, behaftet mit Krankheiten und Übeln aller Art, stumpfsinnig allen Anfällen panischen Schreckens und allen Einfällen fremder Eroberer ausgesetzt, ohne daß er sich zur Wehr setzen kann? Dank der abendländischen Dazwischenkunft beginnt sich zwar dieser Koloß ein wenig zu regen, aber wie unbeholfen, so etwa wie ein großes Schiff, welches sich mit Hilfe des Dampfes langsam von seinem Ankerplatz entfernt.

Der Chinese beharrt bis zur Stunde mit Vorbedacht in seinen alten Überlieferungen und läßt sich nur so weit auf die Bahn des modernen Fortschrittes ein, als er es den Interessen seines staatlichen und gesellschaftlichen Lebens förderlich erachtet. Am Tage, wo der Chinese sich ganz und ohne Rückhalt dem Zuge nach Fortschritt überlassen will, wird es nur eines Machtgebotes von Peking bedürfen, um eine ganz neue Ära einzuführen. Das Machtgebot wird ebenso erfolgreich verwirklicht werden wie in Japan. Empfänglichkeit und Anlage sind vorhanden. Mit diesem Talente könnte China den gleichen Erfolg erzielen, den Japan erzielt hat, wenn es die Bahn des Fortschrittes so kühn und rücksichtslos betreten wollte wie letzteres. Doch die Machthaber von Peking lehnen diesen Weg einstweilen ab. Darum darf die Zurückhaltung, die China sich auflegt, nicht als Mangel einer inneren Lebenskraft gedeutet werden. Diese Lebenskraft ist vorhanden, und sie entfaltet sich auch ohne den eiligen Anschluß an europäische Kultur mit einem Erfolg, der dem japanischen Erfolg auf die Dauer nichts nachgeben wird. Es wird sich erfüllen, was vor bereits zwei Menschenaltern einer der besten Kenner des chinesischen Volkes, Huc, behauptet hat:

„Wer China, dieses Reich von 300 Millionen Einwohnern, genau kennt, wer weiß, wie vielerlei Hilfsquellen sich in der Bevölkerung und dem Boden dieser reichen und fruchtbaren Gegenden finden, der wird gern einräumen, daß dieses Volk alles besäße, um die Welt zu erregen und gewaltigen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit auszuüben, wenn ihm nicht der rechte Mann fehlte. Aber damit fehlt freilich alles. Es müßte ein Mann von umfassendem Geiste, ein wahrhaft großer Mann sein, um alles

sich anzueignen, was an Kraft und Leben in dieser Nation vorhanden ist, die Europa an Umfang und Zahl übertrifft und seit mehr als 30 Jahrhunderten zivilisiert ist. Wenn ein Kaiser mit weitschauenden Plänen und eisernem Willen erstünde, ein reformatorischer Geist, der es wagte, mit den alten Traditionen zu brechen, um sein Volk in die Fortschritte des Westens einzuweihen, so glauben wir, daß dieses Werk der Umgestaltung mit Riesenschritten vor sich gehen und daß vielleicht der Zeitpunkt kommen würde, in welchem die Chinesen, die man heutigestags für so lächerlich hält, allen Ernstes selbst peinliche Unruhe denen erregen könnten, welche den Untergang aller alten Kulturstaaten Asiens erstreben.“

Singapur sollte der Ausgangspunkt meiner Ausflüge gegen Süden in die altindische Kulturwelt Javas, gegen Norden in die buddhistischen Länder Birma und Siam werden. Der Name Singapur, „Löwenstadt“, führt uns bereits mitten in das Kolonialleben Altindiens. Der alte Inder war ein kühner Kolonisator, und nichts spricht so deutlich für die Gabe eines glücklichen Unternehmungsgeistes als der Scharfsinn, der zur Gründung der „Löwenstadt“ am äußersten Südpunkte Asiens führte. Was heute England tut, das hatte 1000 Jahre vor ihm Indien an demselben Punkte unternommen, die Schöpfung eines die große Verkehrsstraße zwischen Ost und West beherrschenden Emporiums. Es ist lehrreich, in dem glänzenden Aufschwung des neuesten Singapur den kolonisatorischen Grundgedanken des ältesten Singapur wiederzufinden. An der Grenze der beiden großen Kultursphären des Ostens gelegen, von den Wogen des indischen und chinesischen Völkerstromes umspült, ist die Stadt der trefflichste Ausgangspunkt zur Erforschung des wechselnden Einflusses, der sich von Indien und von China aus über das südöstliche Asien ergießt. Weist das alte Singapur nur mehr wie in einem Schattenbild auf den ruhmreichen Anteil Indiens an der Zivilisation des Ostens hin, so zeigt uns das neue Singapur Chinas aufstrebenden Einfluß im Kampf um die wirtschaftliche Eroberung des Ostens.

6. Streifzüge durch Java.

23. September 1904.

Am 22. September trat ich von Singapur aus die Fahrt nach Java an. Zum erstenmal über den Äquator! Das war schon an und für sich ein verlockender Ausblick. Und nun sollte mich gar die Fahrt mitten in die Wunderwelt von Insulinde tragen. Die Fahrt von Singapur nach Java ist heute durch die zahlreichen Verbindungslinien leicht und angenehm geworden. Niederländische und deutsche, französische und englische Dampfer führen in spätestens zweimal 24 Stunden nach Batavia. Selbst eine chinesische Verbindung fehlt nicht, und der Zufall wollte, daß gerade der chinesische Dampfer dem eben aus China Heimkehrenden die erste Gelegenheit zur Fahrt nach Java bot. Es war ein köstliches Zusammentreffen, daß der Dampfer noch dazu den Namen einer Stadt trug, die mir wie keine andere so lieb und wert während der letzten Monate meines Aufenthaltes in China geworden. Das Schiff war auf den Namen der Hauptstadt der Provinz Nganhwei getauft. Mit diesem Namen Nganking tauchten alle die trostreichen und erhebenden Erinnerungen auf, die mich mit der emporblühenden Christengemeinde Ngankings verbinden. So fühlte ich mich denn recht bald auf dem alten, so lieb gewordenen Boden wieder heimisch, während die Bilder einer neuen Tropenwelt an dem Auge vorüberzogen.

Die Fahrt führt durch die bilderreiche Inselwelt der Bankastraße. Links und rechts tauchen die Inseln und Inselchen aus der Meeresfläche empor. Man glaubt sich zeitweilig in einem durch viele Windungen sich schlängelnden Flußbett. Jede Stunde bringt neue Überraschungen. Die Überfahrt gleicht einem Spaziergang zwischen einer üppig grünenden Tropenvegetation, die sich von beiden Seiten herandrängt. Am Rande des Meeres tritt die Palme in ihrer anmutigen und stolzen Schönheit besonders wirksam hervor. Manchmal macht es den Eindruck, als trieben ringsum schwimmende Inseln mit hohem Gebüsch frei im Meere, bald nach dieser bald nach jener Richtung sich wendend. Die Sonne tauchte gerade über diesen Inselchen empor, als wir den Äquator durchschnitten. Ohne alle Zeremonie befand ich mich auf der andern Erdhälfte.

Allmählich verliert sich die Inselwelt. Die Straße von Banka bringt uns dicht an Sumatra heran. Aus nächster Nähe läßt sich die Insel in

ihrer majestätischen Pracht genießen. Im Vordergrund erscheinen die im herrlichsten Grün leuchtenden Palmenhaine. Kettenweise lagern sich im Hintergrund die schön geformten Höhenzüge, nach rückwärts immer mehr emporsteigend bis in die blaue Ferne, wo einzelne gewaltige Vulkankegel den Horizont begrenzen. Überall breitet eine üppige Waldvegetation ihr sattes Grün aus. Wald und Bergketten, soweit das Auge reicht, über uns der blaue Himmel, unter uns die grüne Meeresflut, die ganze Atmosphäre vom reinsten Lichte durchflossen — das ist ein Bild, dessen Eindruck nie vergessen wird.

Immer neue Feuerberge folgen sich, Glieder der langen Kette, die ganz Sumatra von Ost nach West durchzieht. Besonders imposant steigen die Häupter einzelner Gruppen über dem gezackten Rücken der verbindenden Bergkämme hervor. Von der Spitze ziehen viele tiefe Einschnitte strahlenförmig nach unten. Die Schluchten der Vulkanabhänge treten scharf hervor. Und in den Ravinen zeigt eine dunkelgrüne Decke die üppige Urwaldvegetation an. Die Fahrt längs der Küste läßt uns die landschaftlichen Reize des Eilandes ganz genießen. Die Wälderpracht der Insel rückt dem Auge näher, Fächerpalmen und Königspalmen schmücken den Rand des Gestades. Dazwischen sind prächtige Bambushaine bemerkbar, und malerisch zerstreut tauchen aus dem Grün einzelne Dörfchen mit ihren hohen, sattelförmig ausgeschweiften Giebeldächern auf. Noch deutlicher rücken jetzt die blauen Kegel der mächtigen Vulkane heran. Die ganze große vulkanische Gebirgslandschaft rollt sich vor dem Auge auf, Kegel um Kegel, Spitze um Spitze, bald in regelmäßiger Rundung sanft abgedacht, bald in recht abenteuerliche Felsenformen gespalten. Mit Absicht war die Fahrt während der Nacht verzögert worden.

24. September 1904.

In der Frühe wurden die Vulkane Gede und Salak sichtbar. Es ist das erste, was man wahrnimmt, wenn man sich der Insel Java nähert. Die Linien der wuchtigen Massen zeichneten sich im Dämmerlicht ganz gespensterhaft von dem Halbdunkel des Horizontes ab. Schnell wurde es hell, und mit dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne tauchte der Küstensaum, von langen Palmengürteln umschlungen, aus den Fluten empor: da lag Java vor uns, die Perle aller Inseln, funkelnd im Glanze eines ewigen Sommers.

Java ist zwar nicht die größte unter den Inseln des Malaiischen Archipels, in seinem Umfang wird es von Sumatra wie von Borneo und Celebes übertroffen, aber es ist in jeder Beziehung die bedeutendste von allen, ein Juwel der seltensten Art in der tropischen Inselwelt durch seine landschaftliche Schönheit, in der es mit den bevorzugtesten Ländern der Welt um die Palme ringt. Der schweizerischen Alpenwelt macht Java durch die Majestät seiner vulkanischen Riesen die Krone streitig. In der Pracht

ihrer Wasserfälle und Bergströme nimmt es die Insel mit den herrlichsten Kaskaden Skandinaviens auf. Mit Italien wetteifert sie in der Anmut ihrer Höhen und Täler. Aber den eigentlichen Zauber des Eilandes bildet die nie verwelkende Schönheit seines Pflanzenwuchses.

Die Insel hat merkwürdige Wandlungen durchgemacht und ist Zeuge der furchtbarsten Verheerungen gewesen, die aus den vulkanischen Feuerschlünden sich in die Ebene ergossen. Aber allen Verwüstungen zum Trotz erblühte die Insel immer wieder in neuer Fülle und konnte eine Bevölkerung ernähren, die zahlreicher ist als die aller andern Inseln des Malaiischen Archipels zusammengenommen. Javas Bevölkerung ist so dicht zusammengedrängt, wie es nur in den bevölkertsten Teilen Europas der Fall ist. Und doch ist Java viermal größer als das Mutterland Holland. Es verfügt über einen größeren Schatz kostbarer und mannigfaltiger Erzeugnisse, als irgend ein anderes Land in gleichem Umfang zu liefern vermag. Durch seinen Reis ist es die Kornkammer der malaiischen Inseln, durch seine vielerlei Plantagen (Kaffee, Zucker, Tee, Tabak) ein Goldland für die Niederlande geworden. Das alles verdankt die Insel der glücklichen Verbindung eines außerordentlich günstigen Bodens und der regen Betriebsamkeit einer Bevölkerung, die durch nahezu zwei Jahrtausende sich der von Indien kommenden Zivilisation unterworfen hat. Der Kolonisator hat sich auf dem Boden Javas in großartigen Denkmälern verewigt. In ihren Ruinen lebt die Erinnerung an eine weit zurückliegende Glanzepoche der Insel fort. Aber im Angesichte der ewig jugendlichen Inselpracht heißt es fast einen Frevel an Insulindes Schönheit begehen, wenn man noch der Trümmer gedenkt, die eine längst entschwundene Zivilisation zurückgelassen hat. Vor dem Reichtum des tropischen Pflanzenwuchses, der sich mit dem großartigen Bilde der vulkanischen Berglandschaft verbindet, tritt diese Trümmerwelt ganz zurück. Java erscheint wie die unbestrittene Domäne des Naturforschers.

Und doch sind jene Ruinen in ihrer Art nicht weniger anziehend als die Naturschönheiten. Erschließt sich uns in den natürlichen Reizen der Insel die gestaltende und befruchtende Kraft der geheimnisvollen Naturmächte in einer Weise, daß Java eine nie versiegende Quelle reichster und mannigfaltigster Belehrung für den Naturforscher wird, so offenbart sich uns in der Fülle kunstgeschichtlicher Schätze der kühn vordringende und unternehmende Geist des Menschen in einem Bilde, das uns einen neuen und überraschenden Blick in das älteste Völker- und Kulturleben der ostasiatischen Welt eröffnet. Rings von einem Kranz von Inseln umgeben, in deren Wäldern und Schluchten noch die Wildnis barbarischer Stämme vorwaltet, entfaltet Java in seinen religiösen Denkmälern das Bild eines künstlerischen Schaffens, das mit den besten Schöpfungen Indiens sich wohl messen darf.

Und in diesem Schaffen rückt uns eine Zivilisation nahe, die auf der Höhe der klassischen Epoche Indiens steht. Wir sehen, wie es dem fernen Indien gelingt, sein staatliches und gesellschaftliches, religiöses und künstlerisches Leben nach der Insel zu verpflanzen. Mit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung flutet ein Strom indischer Einwanderer hierhin. Mächtige indische Reiche blühen, Zentren eines kolonisatorischen Einflusses, der nach und nach aus einer von Wilden bewohnten Insel ein hochentwickeltes Kulturland macht. Diese Reiche sind zwar längst verschwunden, aber in ihrem tiefgreifenden Einfluß leben sie bis auf den heutigen Tag in Java fort. Was die heutige Herrin in dem Eiland besitzt, das verdankt sie dem indischen Kolonisator. Dieser ist ihr um 15 Jahrhunderte vorausgeeilt. Ohne ihn stünde es heute um Java nicht anders als um Celebes oder Borneo. In der geistigen und wirtschaftlichen Eroberung der Insel hat der kolonisatorische Genius des alten Indien einen wahren Triumph gefeiert. Auf dieser Grundlage konnte jede spätere Herrschaft mit Erfolg weiterbauen. Die Inder wurden von arabischen Eroberern abgelöst, den Arabern folgten die Holländer. So lernen wir auf dieser Insel ein bedeutsames Stück des indischen Kulturlebens kennen. Und je gewaltiger die Anstrengungen sind, in denen das Abendland alles aufbietet, um die Völkerwelt des Ostens geistig und wirtschaftlich zu erobern, um so lehrreicher ist es zu sehen, wie in einer fernliegenden Vergangenheit eine hochentwickelte Zivilisation es unternimmt, ihre geistige und wirtschaftliche Überlegenheit inmitten einer primitiven Kultur siegreich geltend zu machen. Das führte mich nach Java.

Schnell nähern wir uns dem Hafen. Bald liegt die „Nganking" zwischen den beiden gewaltigen Molen, die ihre quaderstarken Arme nahezu 2 km weit ins Meer strecken und in der Lage sind, jedem Dampfer innerhalb des Bassins Aufnahme zu gewähren. Der Hafen ist in seiner gewaltigen Ausdehnung eine gigantische Leistung, ein Denkmal holländischer Ausdauer, die dem sumpfigen Boden abtrotzte, was das zurückweichende Meer versagte. Früher mußten die Schiffe hoch im Meere vor Anker gehen, heute legen sie dicht am Kai an. Wie viele tausend Leben aber der Bau des Hafens in dem sumpfigen Terrain von den chinesischen Kuli gefordert, darüber schweigt die Grabesstille. Das ist Tandjong Priok. Aber wo liegt Batavia? Das Auge sucht vergebens nach der Koningin van het Oosten. Anstatt einer in den Wundern der Tropenwelt schwelgenden Stadt hat man nur ein niederes, anscheinend sumpfiges Küstenland vor sich.

Die Stadt ist in der Tat nicht mehr das alte, meerbeherrschende Batavia. Vor der stolzen Koningin van het Oosten hat sich die Meeresflut mehr und mehr zurückgezogen und einen Streifen Landes freigelegt, den man mit der Bahn durchschneiden muß, um zur Stadt der alten „Bataver" zu gelangen. Das niedere Land, das sich vor uns gleich einem grünen Bande

hinzieht, ist einer der ungesundesten Striche der Insel, wegen des nahen Sumpflandes ein Herd verpestender Fieber. Und doch mußte man hier den neuen Hafen anlegen, als sich herausstellte, daß das Meer immer mehr zurückwich. Nur so hat sich das alte, ruhmvolle Batavia seine beherrschende Stellung als Koningin van het Oosten zu erhalten gewußt.

Zahlreiche Dampfer liegen vor Anker, ein- und auslaufende Fahrzeuge beleben die Szene. Es war ein herrlicher Morgen. Und obschon sich Batavia noch hinter dem grünen Schleier des üppigsten Pflanzenwuchses verbirgt, so glaubt man sich doch schon von dem Zauber umfangen, den die stolze Herrin des Meeres ausübt. Das freundliche Entgegenkommen der holländischen Behörden erleichterte mir die Landung. Der Morgenzug nach Batavia steht bereit, und bald eile ich im Fluge durch einen wahren Wald der herrlichsten Palmen und Bananen, zwischen deren Grün die weißen Flächen der Häuser aufblitzen. Es ist ein eigentümliches Gefühl, das den Reisenden packt, wenn er sich so mit einem Schlage in eine ganz neue Welt versetzt sieht. Wie ein Feenland, ein Zaubermärchen schwebte Java in weiter Ferne. In einem geheimnisvollen Halbdunkel leuchtete es uns aus den Bildern entgegen. Da hob sich plötzlich der Schleier vor dem Blick, und die volle, lebendige Wirklichkeit stand vor uns. Eine Farbenpracht von unvergleichlicher Wirkung umfloß das Auge.

Bald befand ich mich im gastlichen Heim der Mitbrüder unserer niederländischen Ordensprovinz. Schon von weitem, als wir uns noch auf hohem Meere befanden, hatten dem Ankömmling die beiden stolzen Türme der Kathedrale einen Willkommgruß mit dem ersten Morgenstrahl zugesandt. In majestätischer Größe überragt der Bau den flachen Küstensaum. Die neue Kathedrale ist ein gotisches Bauwerk von eindrucksvoller Wirkung inmitten der landschaftlichen Umgebung. In ihrer kühn emporstrebenden Architektur stellt sie würdig das steigende Wachstum der katholischen Kirche von Niederländisch-Indien dar. Welcher Abstand zwischen der katholischen Kirche am Anfang des 19. Jahrhunderts, als der erste katholische Priester die holländische Kolonie betreten und im engsten Raum zum erstenmal das heilige Meßopfer darbringen durfte, und zwischen der katholischen Kirche am Anfang des 20. Jahrhunderts, als das herrliche Gotteshaus am 24. April 1902 in Gegenwart des Generalgouverneurs und der Spitzen der Militär- und Zivilbehörden seine Weihe durch Bischof Luijpen S. J. erhielt! Unter der duldsamen Herrschaft der holländischen Staatsregierung, welche die Herrschaft der unduldsamen Niederländisch-Ostindischen Kompanie ablöste und den Katholiken auch in den Kolonien die volle Bewegungsfreiheit schenkte, hat sich das kirchliche Leben hoch erfreulich entwickelt.

Soll ich die Bewegung schildern, die mich im Schatten des majestätischen Heiligtums erfaßte, als ich mich von der liebenswürdigen Aufmerksamkeit

von Männern umgeben sah, die mich wie einen Mitbruder begrüßten, der immer unter ihnen gelebt! Ich fand mich jenseits des Äquators, und es war doch in der ersten Stunde, wo ich den Boden Javas betreten, alles so heimisch rings um mich, als wäre ich auf heimatlichem Boden angelangt. Es ist dieselbe Liebe, die mir überall entgegenkam, wohin mich die Wanderungen führten, ob an die Ufer des chinesischen Riesenstromes oder zu den Ghats des heiligen Stromes der Inder. Und hier in Weltevreden fand ich mich wirklich weltevreden, „wohl zufrieden". Weltevreden heißt Batavias Neustadt. Die Hauptstadt von Niederländisch-Indien ist nämlich aus zwei Städten zusammengewachsen, aus der Alt- und Handelsstadt, dem eigentlichen Batavia der alten Niederländischen Kompanie, und aus der Neu- und Villenstadt, die sich den Namen Weltevreden gab.

25.—27. September.

Als die kühnen holländischen Seefahrer Batavia erbauten, kümmerten sie sich recht wenig um Hygiene. Sie hatten bei der Wahl des Platzes, auf der sich Neuholland erheben sollte, lediglich die schöne Reede im Auge, an der ihre stolzen Kauffahrer anlegen konnten. Diese Reede aber wurde nach und nach die sprichwörtlich ungesundeste Stadt des Ostens. Da war es zu Beginn des vorigen Jahrhunderts Batavias ausgezeichneter Generalgouverneur Marschall Daendels, der den kühnen Entschluß faßte, seine Residenz etwas tiefer landeinwärts zu legen. Auf diese Weise hoffte er, sich und seine Soldaten einigermaßen gegen die verpestenden Miasmen zu schützen, die der versumpfende Hafen in die Stadt trug. So entstand Weltevreden als Batavias Neustadt, während das alte Batavia als Handelsstadt die Überlieferungen der Niederländisch-Ostindischen Kompanie fortpflanzt. Batavia hat sich seitdem in seinen gesundheitlichen Verhältnissen außerordentlich gehoben. Es ist das einer der schönsten Erfolge der niederländischen Kolonialverwaltung. Aus einer Stadt, deren ungesundes Klima so sprichwörtlich geworden, daß man sie den Kirchhof der Europäer nannte, haben die Holländer eine gesunde Stadt gemacht. Die Cholera, die Tausende hinwegraffte, ist verschwunden. Die tropischen Fieber haben sich abgeschwächt.

Weltevreden hat sich nach und nach zu einer selbständigen Stadt entwickelt. Der Eindruck, den dieses Neu-Batavia auf den Besucher macht, hängt in hohem Maße von den Vorstellungen und Erwartungen ab, die man mitbringt. Gar vieles fehlt ihr, was eine europäische Stadt anziehend macht; dafür bietet sie auch vieles, was sich sonst nirgendwo findet. An großen öffentlichen Gebäuden ist die Residenzstadt des Generalgouverneurs arm. Jeder monumentale Zug fehlt dem Stadtbild. Das von Marschall Daendels 1809 begonnene Palais des Statthalters bleibt in seinen wuchtigen Mauermassen und säulengeschmückten Portalen eine ganz vereinzelte, fast

fremdartige Erscheinung. Hier hält der Generalgouverneur seine glänzenden Empfänge, und „der Hohe Rat von Indien" versammelt sich als gesetzgebender Körper in einem der prächtigen Säle, die allen Luxus Alt- und Neu-Batavias verbinden. Vor dem Palais erhebt sich das Standbild des heldenhaften und herrschgewaltigen Jan Pieterszoon Coen, ein treffliches Werk, das in der kriegerischen Gestalt mit ihrer zeitgemäßen Tracht das alte Geschlecht der Schöpfer Batavias lebendig vor Augen bringt. Nur schade, daß das Standbild vor der mächtigen Fassade des Palais verschwindet. Es gehörte in den Mittelpunkt Alt-Batavias zwischen Stadhuis und Pinangporten, auf diese historische Stätte, wo der Held Batavias Ruhm begründete.

Doch was die Kunst in den Denkmälern versagt, das ersetzt die Natur um so verschwenderischer in der üppigsten Vegetation: Weltevreden ist ein in der denkbar großartigsten Weise angelegter Park, ein tropischer Riesengarten, wo Wald und Busch mit Rasen und Wasserläufen im schönsten Einklang abwechseln. Für den Liebhaber der Natur ist es eine Idealstadt. Es stört ihn hier nicht der betäubende Lärm unserer Straßen, noch beängstigen ihn die verpestenden Dünste der Fabrikschlote: da findet sich das horazianische rus in urbe im idealsten Sinne verwirklicht. Von der Höhe der Kathedrale suchte ich ein Rundbild zu gewinnen. Wie ein majestätischer Wald breitet sich unter mir das Grün der Palmen und Bananen, der Tamarinden und Bambushaine aus. Der indische Feigenbaum wiegt seine Arme, die Mangrove verbreitet ihren geheimnisvollen Schatten, die Farnbäume neigen ihre Riesenblätter. Die Straßen, welche diesen Wald durchschneiden, gleichen mehr breiten Avenuen. Mitten aus diesem Wald ist eine große Lichtung herausgeschnitten: es ist der Koningsplein (Königsplatz). An Umfang übertrifft er das Marsfeld. Ganz Utrecht könnte auf dem Rasen Platz finden. Nicht weit davon liegt ein anderer, malerisch von Baumgruppen umsäumter Platz, der Waterlooplein.

Dieses Bild von Weltevreden ist wirklich ohne seinesgleichen. Ich habe Saigon und Colombo gesehen. Diese Städte haben manches Verwandte, aber keine kommt Weltevreden in der parkartigen Tropenschönheit gleich. Mitten in diese tropische Fülle hat sich der Holländer sein behagliches Heim hineingebaut. Sein Pavillon mit schöner, schattiger Veranda, rings von Blumenbeeten und Sträuchern umgeben, verwächst mit der Natur zu einem überaus anmutigen Bilde. Der Weiße kommt nur nach der Altstadt, um seine Geschäfte während wenigen Stunden in den Faktoreien abzuwickeln. Sobald die Faktoreistunden vorüber sind, eilt er aufs Land und in seinen Tropenwald nach Weltevreden. Doch ich muß gestehen, so fesselnd dieses Tropenbild ist, so drängt es mich doch weit lebhafter nach der heute fast verschrieenen Unterstadt, dem alten, berühmten Batavia. Schnell geht's am

Molenvliet (Mühlbach) vorbei. Wie mit einem Schlage hat sich auf einmal die Szenerie geändert. Eben fanden wir uns noch in einem Wald von Kokospalmen, Bananen, Farnbäumen, Bambusbüschen und riesigen Kaktus, und ein paar Schritte genügen, um uns aus der Tropenwelt mitten nach Amsterdam zu versetzen. Vor uns haben wir langgestreckte, in gerader Linie laufende Straßen. Zu beiden Seiten der Straße erheben sich stattliche Herrenhäuser. Es sind massive, wenig geschmückte, aber ansehnliche Steinbauten von mäßigem Umfange, wahre Patrizierhäuser der guten alten holländischen Zeit, würdig ihrer stolzen Besitzer. Parallel zu den Straßen oder diese durchschneidend ziehen sich trefflich gebaute Kanäle. Man hat eine echt holländische Stadt vor sich. Das war auch das Ideal, das den Erbauern vorschwebte, als sie 1619 den Grund zum heutigen Batavia legten; eine Stadt der Grachten und Gassen, der Brücken und Gräben, das nordische Venedig sollte von dem Ufer der Amstel nach den Tropen verpflanzt werden. Der Kaufmann von Amsterdam war es, der Batavia baute, und diesen Ursprung hat Batavia bis zur Stunde in seinem Bilde bewahrt.

Wenn man heute durch die Straßen wandert, deren Häuser eng aneinander gebaut sind, dann kann man es sich gar nicht erklären, daß sich die Einwohnerschaft nicht bedrückt und beängstigt fühlen mußte innerhalb dieser hart aufeinander stoßenden Häusermassen, rings von einer Festung eingeschlossen, deren hohe Wälle den Straßen den Zutritt frischer Luft abschnitten. Die Grachten waren die rechten Brutstätten der Moskito, und verpestete Dünste stiegen daraus hervor, um sich über die Stadt zu ergießen. Kein Wunder, daß die Stadt zu den ungesundesten des Ostens zählte. Und doch zog die Aussicht auf Gewinn Tausende während zweier Jahrhunderte hierhin.

Das Hauptleben der Handelswelt bewegt sich dem Kalibesarflüßchen entlang. Hier finden sich die großen holländischen und englischen Banken, die Kontore der großen Handelshäuser, die Agenturen der Schiffahrtslinien. In langer Linie dehnen sich die Faktoreien und Magazine der neuen Handelsgesellschaften in den alten Gebäuden aus, welche die Niederländisch-Ostindische Kompanie erbaut. Die Ausdehnung und Solidität der Bauwerke verrät uns, in welchem Umfang die berühmte Kompanie den Handel betrieb, bevor sie von der Englisch-Ostindischen Kompanie abgelöst wurde. Kalibesar ist im wahren Sinne die City von Batavia, und ein echter Zug des grandiosen Unternehmungsgeistes des „fliegenden Holländers" bleibt ihr aufgedrückt. Wenn man sich im Innern ihrer alten Häuser etwas umsieht, stößt das Auge noch überall auf die Spuren des ehemaligen Glanzes in dem Marmor, in den Skulpturen und vergoldeten Stuckarbeiten. Das bedeutendste Bauwerk der alten Zeit ist das „Stadhuis" gegenüber dem Pinangtor. Es führt uns in die Mitte des Rates der Schöffen zurück, welche einst über

Batavia herrschten. Der heutige Bau stammt aus den Jahren 1707—1710. Seinen Hauptschmuck erhält das Bauwerk nach außen durch das schöne Bogenportal, das zu einer mächtigen Stufenanlage führt, auf der man in das Innere gelangt. Man glaubt sich einen Augenblick wirklich in das alte Batavia zurückversetzt, wenn man den altholländischen Schmuck an Fenstern, Bildern und Möbeln vor sich sieht. Aber dieser Eindruck währt auch nur einen Augenblick. Wo einst die stolzen Schöffen selbstbewußt daherschritten, sieht man eingeborene Polizeitruppen auf und ab wandeln. Ein anderes Gebäude, die alte Kirche von Batavia (die „Stadskerk"), würde kaum Beachtung verdienen, wenn sie nicht einzelne Erinnerungen an die verblichene Glorie Batavias in den Siegestrophäen aufbewahrte, die sie den Portugiesen abgenommen. Und doch, so wenig Anziehendes heute das alte Batavia in seinen Bauten dem Auge bietet, so ruft es das Bild einer großen Vergangenheit wach. Diese Vergangenheit erfüllt uns mit Bewunderung für ein kleines, reges und unternehmendes Volk, das von den Dünen der Nordsee aus sich mit seinen Schiffen auf die große Weltstraße gegen Osten wagte und Herrin der ostasiatischen Gewässer wurde. Im Jahre 1595 hatten die ersten holländischen Schiffe Sumatra erreicht; 1599 wurden die Portugiesen aus Amboina und Sunda verjagt. Der Angriff auf Malakka blieb zwar erfolglos; aber kaum sind zwei Jahrzehnte verflossen, da kreuzt die holländische Flotte bereits in den indischen und chinesischen Meeren, der Ostküste und Westküste Indiens entlang und im Bereiche Ceylons, in der Straße von Malakka und in der malaiischen Inselwelt. Von dort dringen sie immer weiter gegen Norden vor bis nach Japan. Überall ist der unternehmende Sinn des kleinen Holland mit Erfolg tätig. Innerhalb eines Menschenalters war aus dem kleinen Volk an den Ufern der Schelde eine ostasiatische Weltmacht geworden. Von Ceylon bis nach Nagasaki befuhren seine stolzen Kauffahrer das Meer. Und die Glorie dieser Weltmacht verkörperte sich in der Schöpfung Batavias. Zwischen der indischen und chinesischen Völkerwelt gelegen, war die Stadt wie geschaffen, um zur Koningin van het Oosten emporzusteigen. Aber seltsamerweise hat diese „Königin" in ihrer äußeren Erscheinung sehr wenig Königliches an sich.

Wie ganz anders erscheint Macao, die stolze Zitadelle der einst so mächtigen Vormacht Portugals in den ostasiatischen Gewässern. Ein Abglanz fürstlicher Größe ruht auch heute noch über der zerfallenden Stadt. Ein unvergängliches Denkmal der einstigen Größe Portugals hat sich in ihren Bauten erhalten. Wie von selbst legt sich ein Vergleich der beiden Städte nahe; spiegelt sich doch in ihrem Bilde die ganze Eigenart der beiden so grundverschieden rivalisierenden Kolonialmächte Ostasiens wider. Aus unbedeutenden Anfängen wuchsen beide Schöpfungen in beispiellos kurzer Zeit zu ihrer beherrschenden Stellung in den ostasiatischen Gewässern empor.

Portugal war vorausgeeilt. Als es von Malakka aus den Weg nach Kanton gefunden hatte, bot sich ihm im Angesichte der Stadt Gelegenheit, eine in strategischer wie in kommerzieller Beziehung unvergleichliche Position zu erobern. Das war Macao. Der schmale Landstrich an der Bucht von Lampa war wie geschaffen, um der aufstrebenden Vormacht Portugals eine beherrschende Stellung zwischen Indien, China und Japan zu geben. Die ersten 50 Jahre Macaos sind zugleich der glänzendste Zeitraum seiner Geschichte, Jahre, in denen sich ein Unternehmungsgeist entfaltete, der uns heute noch mit der größten Bewunderung erfüllen muß. Wir leben im Zeitalter der Dampfschraube, welche die gewaltigen Indienfahrer spielend durch die Flut treibt, im Zeitalter der elektrischen Kraft und aller Errungenschaften, welche das in die Geheimnisse der Natur eindringende Studium erschließt und der Industrie und dem Gewerbe nutzbar macht. Da läßt sich binnen wenigen Jahren selbst auf felsigem Boden Großes leisten. Wie ungleich aber waren die Hilfskräfte, auf welche Portugal angewiesen war. Und doch vergingen nur wenige Jahrzehnte, und eine reiche und blühende Stadt bedeckte den Boden mit stolzen Forts, die sich von Höhe zu Höhe zogen, mit herrlichen Kirchen, die an Reichtum mit den Perlen unter den Gotteshäusern Portugals zu wetteifern begannen, mit religiösen Stiftungen, die der Armut, der Verlassenheit und Verwaisung mit großer Freigebigkeit zu Hilfe kamen. Von all dieser Pracht sind nur blasse Spuren übrig geblieben. Und doch spiegelt sich darin ein großes, bewundernswertes Volk wider. Jene Männer, die einst Macao schufen, stehen hinter den Schöpfern Batavias an Mut und Tatkraft, an Scharfblick und Umsicht nicht zurück. Was sie leisteten, das war eine Großtat des kolonisatorischen Genies. Und nur das Mißgeschick, das das Mutterland selbst in dem Augenblicke traf, wo die ostasiatische Kolonie ihre höchsten Triumphe feierte, war schuld, daß Macao bald sank, während Batavia als rivalisierende Macht emporstieg. Aber selbst in seinem Verfall ruft Macao einen unvergleichlich erhebenderen Eindruck wach als Batavia. Alt-Batavia macht in seinen Bauten doch zuletzt nur den Eindruck einer echten Krämerstadt. Eine Bevölkerung, dessen Sinn einst auf nichts anderes als auf Gewinn gerichtet war, tritt uns in ihrem Bilde entgegen. In Macao hingegen steht ein ritterliches Geschlecht vor uns. Aus seinen Zügen spricht die Vergangenheit eines Volkes, das Kolonisator und Zivilisator im edelsten und besten Sinne zu sein strebte. Die auri sacra fames trieb den Lusitanier so gut wie den Bataver nach Ostasien. Aber indem Portugals Kolonie alles aufbot, um ihre wirtschaftliche Vormacht auszubeuten, wußte sie auch zugleich der höchsten zivilisatorischen Macht auf Erden, dem Christentum, jene Stellung zu geben, die ihm im Leben der Völker gebührt. Das begründet den tiefen Gegensatz zwischen Macao und Batavia. Wie be-

schämend und verdemütigend war für die Handelsleute Batavias ihr Monopol in Japan geworden. Um sich dieses Monopol zu sichern, unterwarfen sie sich den niedrigsten Bedingungen. Deschima, die kleine Insel im Hafen von Nagasaki, wo sie ihre Faktorei besaßen, war ein wahrer Kerker, aus dem sie nur mit Erlaubnis des japanischen Kerkermeisters heraus durften. Noch bedauernswerter ist die Tatsache, daß die Herren Batavias es waren, die dem Japaner zeigten, wie man am wirksamsten das Christentum vom Inselreich verbannen könnte. Selbst vor Ableugnung des Christentums schrak der Bataver nicht zurück auf dem Boden Japans. Wie ganz anders benahm sich der Portugiese. Man kann ihm manches Unrühmliche in seiner Kolonialpolitik nachweisen, eines aber hat er immer hochgehalten: das war seine Hingabe an den Glauben, für den seine Väter einst im Kampfe mit dem Islam gefochten. Für diesen Glauben war er bereit zu sterben, und sein größter Stolz blieb, ihm unter den Völkern, die er sich unterworfen, Eingang zu verschaffen.

Batavia als Mittelpunkt der niederländischen Vormacht in Ostasien hat so gut wie gar keinen Anteil an dem Einfluß des Christentums auf die indische oder malaiische Völkerwelt. Umsonst sucht man nach Spuren dieses Einflusses unter der eingeborenen Bevölkerung. Und nun schaue man nach Timor hinüber. Die kurze Spanne Zeit, während derer es den Portugiesen vergönnt war, im Malaiischen Archipel zu herrschen, genügte, um das Christentum dauernd im Archipel heimisch zu machen. Und diese katholischen Elemente waren bis vor wenigen Jahrzehnten die einzigen Eroberungen, die der christliche Glaube hier gemacht. Trotz aller Wandlungen ist das von den Portugiesen in die Inselwelt verpflanzte Christentum aus der Mitte der Einwohner nicht geschwunden, ein lebendes Denkmal der alten, ruhmvollen Epoche von Portugals ostasiatischer Kolonialpolitik. Während so Batavia nur das Bild einer den materiellen Interessen zugewandten Stadt in ihren Faktoreien bietet, schwebt über Macao noch etwas von jenem christlichen und heroischen Idealismus, der einst die Schöpfer von Portugals Großmachtstellung in Ostasien beseelte. Und kommt darin nicht auch ein Gegensatz alter und neuer Kolonialpolitik zum Vorschein?

Doch ein anderes Bild ruft uns wieder in die Wirklichkeit Batavias zurück. Das ist der Kampong-tjina, das chinesische Viertel. Welcher Gegensatz zwischen den stillen, verlassenen Steinmassen Alt-Batavias und den vom regsten, laut lärmenden Leben der Zopfwelt erfüllten Gassen und Kanälen der Chinesenstadt! Da ist wirklich China nach Java verpflanzt. Da herrscht eine Bewegung und Tätigkeit, ein Schreien und Lärmen, wie es nur dem Chinesen eigen zu sein scheint. Fieberhaft rennt alles nach Gewinn. Ich sah dies Leben Tag für Tag in China. Das unverfälschte Abbild jener Szenen begegnet dem Auge jenseits des Äquators. Es ist ein wunderbares

Bild 43. Vornehmer Javaner mit Familie. (S. 98.)

Bild 44. Brahmanische Priester auf Java, Nachkommen der alten Hindu-Kolonisatoren. (S. 98.)

Bild 45. Javanischer Prinz von Djokjakarta. (S. 104.)

Bild 46. Javanischer Edelmann der Fürstenlande. (S. 104.)

Volk. Mit unnachahmlichem Geschick weiß es sich in alle Lagen zu finden, und sein wirtschaftlicher und industrieller Instinkt läßt es überall sofort die richtigen Pfade zum Weiterkommen finden. Man betrachte sich doch dieses Völkchen in seinen niedrigen und niedlichen Häusern, mit den großen, buntgemalten Schildern, die den Laden schmücken, und den wildphantastischen Drachenfiguren, die dem ausgeschweiften Dache so recht das chinesische Gepräge geben. Jeder arbeitet und verdient. Namentlich zeichnet sich der Chinese von Batavia durch seine ausgezeichneten Schnitz- und Tischlerarbeiten aus. Aber auch in vielen andern Erwerbszweigen leistet er so Vorzügliches, daß er ein ganz unentbehrliches Glied im gewerblichen Leben der Stadt geworden ist. Und nun gar der chinesische Kaufmann! Daß der Chinese ein geborener Kaufmann ist, das verrät seine Findigkeit hier unter Verhältnissen, die an und für sich nur zu geeignet sind, dem Kaufmann das Leben sauer zu machen. Man versteht es ja recht wohl, wenn die holländische Kolonialregierung den Zufluß des chinesischen Elementes soviel wie möglich einzudämmen sucht im Hinblick auf die erstaunliche Übervölkerung Javas. Und doch findet der Chinese sein Plätzchen unter der Sonne Javas, und mehr als ein Plätzchen, einen Boden, wo er so reich wird, daß er eine wirtschaftliche Macht in Java darstellt. Die Chinesen sind wirtschaftlich so stark geworden, daß sie in Handel und Industrie sich in jeder Weise dem arabischen Kaufmann ebenbürtig, um nicht zu sagen überlegen erweisen. Batavia allein zählt neben 9400 Europäern 26 400 Chinesen. Die Gesamtzahl der Chinesen auf der Insel nähert sich dem fünften Hunderttausend. Diese Zahl fällt um so bedeutsamer ins Gewicht, als es sich dabei nicht etwa um eine große Masse von Kulis handelt, die dem niedersten Erwerb dienen, sondern um Handwerker und Handelsleute, die sich eine geachtete Stellung zu erobern verstanden. Die geldkräftigsten Banken Javas sind in den Händen der Chinesen, und das chinesische Kapital übt einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Insel aus.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich so gerne bei den Chinesen weile. Wer mit eigenen Augen gesehen hat, welche Lebenskraft in diesen Söhnen der gelben Rasse steckt, wird sich nicht wundern, daß ihrer Entwicklung sich die größte Aufmerksamkeit zuwenden muß. Es ist ein wunderbares Volk. Ostasiens Zukunft gehört den Chinesen.

Vor dem Kampong-tjina tritt das Interesse für den einheimischen Stadtteil fast ganz zurück. Die malaiische Bevölkerung hat ihr eigenes, weit ausgedehntes Quartier rings um das alte Batavia. Mit seinen von Hütten und Häusern eingesäumten Kanälen bietet dieses Quartier in der dunkeln Fülle der reichsten Vegetation ein höchst ansprechendes Bild. Der vielfarbige Sarong, das Gewand, das den Malaien so charakteristisch kleidet, gibt ein reiches Kolorit den dichten Massen, die sich von allen Seiten heran-

drängen. Sundanesen, Javanesen, Madurese bewegen sich bunt durcheinander. Den überwiegenden Anteil stellen naturgemäß die Sundanesen, die Bewohner des westlichen Inselteiles.

Die javanische Bevölkerung setzt sich aus drei Gruppen zusammen, die sich der geologischen Bildung der Insel entsprechend auf West-, Mittel- und Ostjava verteilen. Im Westen wohnen die Sundanesen, im Osten die Madurese und in der Mitte die Javanesen. Eine Rassenverschiedenheit besteht nicht zwischen diesen drei Gruppen. Alle drei gehen unzweifelhaft auf einen malaiischen Ursprung zurück. So groß bei oberflächlicher Betrachtung die Verschiedenheit erscheinen mag, bei näherer Beobachtung kommt in Körperbau und Haltung, in Sitten und Gebräuchen die Rasseneinheit in zahlreichen Anzeichen zum Vorschein. Je mehr sich die einzelnen Gruppen im Laufe ihrer Ausbreitung über die Insel verteilten, um so schärfer entwickelten sich die geistigen und körperlichen Verschiedenheiten. Dazu kam nun die Mischung mit dem von außen eindringenden Hinduelement. Diese Infiltration hat einen großen Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt, aber nicht bei allen Gruppen hat sie sich gleichmäßig lang und kräftig fühlbar gemacht. Die Sundanesen im Westen haben sich unter den drei malaiischen Bevölkerungsgruppen am wenigsten von dem ursprünglichen Typus der malaiischen Rasse in Sprache, Sitte und Volkscharakter entfernt. Nur spät und in ganz beschränktem Umfang drang das Hinduelement in den Westen der Insel ein. Auch der östliche Teil der Insel, das heutige Gebiet von Madura, blieb lange Zeit dem Einfluß der einströmenden Hindu entzogen. Dann aber überflutete das Hinduelement den Osten und drang so tief in das malaiische Element ein, daß es dem Volksleben einen ausgesprochen indischen Zug aufdrückte. Am meisten jedoch hat sich in Mitteljava das malaiische und das indische Element vermischt. Aus dieser Mischung ging der Javanese als der vornehmste Bevölkerungsteil der Insel hervor.

Mein Aufenthalt in Weltevreden war kurz bemessen. Es drängte mich nach Mitteljava; dort lagen die wichtigsten Denkmäler altindischer Kunst. Was ich in dem an archäologischen und ethnologischen Schätzen aller Art so reichen Museum von Batavia zu sehen bekam, der Einblick in die im Auftrage der Staatsregierung verfertigten photographischen Aufnahmen, die mir dank einer besondern Liebenswürdigkeit des Chefs der archäologischen Staatskommission zugänglich wurden, bestärkten den Drang, möglichst bald nach den Ruinenfeldern zu gelangen. Die Fahrt führte zuerst nach dem reizend gelegenen Buitenzorg.

28. September 1904.

Von „Wohlzufrieden" nach „Ohnesorg": so denkt sich der Holländer sein Indien, wenn er aus dem von Miasmen erfüllten Alt-Batavia nach seinem lieblichen Heim in Weltevreden flüchtet, um von da nach dem

bereits in einer Höhe von 265 m gelegenen Buitenzorg, dem holländischen Sanssouci, emporzueilen. Die reizend gelegene Bergstadt ist eigentlich nur eine Fortsetzung von Batavia, ein zweites in herrlichster Höhenlandschaft angelegtes Weltevreden. Für ein Sanssouci läßt sich kaum ein schöneres Landschaftsbild denken.

Schnell eilt der Zug durch die Ebene. Wir freuen uns der unvergleichlichen Fülle, die eine gütige Natur verschwenderisch vor dem Auge ausbreitet. Aber es fällt dem Auge schwer, dieses verwirrende Bild des mannigfaltigsten Baumwuchses in sich aufzunehmen. Überall tauchen neue Formen im bunten Wechsel hervor. Hier sind es Gruppen von schlanken Kokospalmen, deren edelgeformte Kugelkronen den Blick fesseln, dort wiegt Bambusgebüsch die hochgeschossenen eleganten Halme; mächtige Farnbäume und Bananen mit ihren Riesenblättern lösen sich ab, und dazwischen schimmern einzelne Wohnungen idyllisch schön hervor. Ganz unvermerkt sind wir emporgestiegen. Im Vordergrund hat sich die landschaftliche Szenerie geändert. Entzückend ist der Blick auf die vulkanische Hochlandschaft; drei gewaltige Vulkankegel werden auf einmal sichtbar, westlich der herrliche Kegel des Salak mit seiner fünfzackigen Krone, östlich der titanenhafte Block des Gede und etwas seitwärts im Hintergrund die Riesengestalt des Pangerango: ein vulkanisches Triumvirat von überwältigender Hoheit und Schönheit. Seitdem die Vulkane aufgehört haben, ihre feurigen Massen herauszuschleudern, hat sich alles in dichtes Grün gekleidet. Die weite Berglandschaft, soweit das Auge reicht, ist in den hohen Regionen mit Urwald bedeckt, während Reisfelder und Kaffeeplantagen sich hinabziehen, bis wilde Schluchten ihnen Einhalt gebieten. Hier fühlt man sich der wirklichen Urwaldregion nahe gerückt. Alles wirkt zusammen, um den urwaldlichen Charakter der landschaftlichen Umgebung in ihrer ganzen Schönheit zur Geltung zu bringen.

Am Bahnhof erwartete mich Msgr Claessens, der hochverdiente Pfarrer der katholischen Gemeinde von Buitenzorg. Bald befand ich mich in seinem schönen Heim, das er mit zwei holländischen Mitbrüdern teilt.

Vor Weltevreden zeichnet sich Buitenzorg durch das angenehmere, frische Klima aus. „Frisch", nun das darf nicht gerade im buchstäblichen Sinne genommen werden; denn die äquatoriale Sonne sendet ihre Strahlen hier ebenso glühend hernieder wie da unten in Batavia. Die höhere Lage ändert daran nichts. Aber die 265 m genügen doch, um die drückende Schwüle der Nacht durch einen aus den Bergtälern kommenden frischen Luftzug abzukühlen. Vor allem aber tragen dazu die mächtigen Regenschauer bei, in denen sich Tag und Nacht die Luft erfrischt und reinigt. Die Regengüsse fallen regelmäßig im Laufe des Nachmittags nieder, und zwar während des ganzen Jahres, selbst in der sog. trockenen Jahreszeit, in der wir uns gerade befinden. Diese Erscheinung führt sich auf die doppelte Nähe des Meeres

und der Berge zurück. Der Streifen Land, der sich zwischen die Berge und das Meer lagert, ist kaum 50 km breit. Dieser schmale Streifen wird durch die Sonne stark erhitzt. Die heiße Luft steigt im Laufe des Vormittags höher und höher empor und verdichtet zu Wolken, die immer enger die hohe vulkanische Umgebung einhüllen. Die elektrischen Kräfte sammeln sich, und plötzlich beginnt das Zucken und Aufflammen der Blitze, das Dröhnen und Donnern des Gewitters. Die feuchten Massen der Lüfte entladen sich und strömen wolkenbruchartig auf den glühenden Boden hernieder: fühlte man noch kurz vorher die ganze stechende Glut der Sonne, so empfindet man jetzt die ganze Frische eines Tropenbades.

Wollte ich das liebliche, in Palmenwäldern und zwischen Bananen verborgene Städtchen schildern, so müßte ich das Bild von Weltevreden wiederholen. Was sich Buitenzorg nennt, ist ein Garten, ein Park. Wir befinden uns in einem Wald von Kokospalmen, Bananen, indischen Feigenbäumen und riesigen Kaktus. Niedere Sträucher drängen sich dazwischen, und von durchsichtigem Schatten umflossen liegen die anmutigen, einstöckigen Häuser im Grün versteckt. Dieser Lustgarten aber erhält einen ganz besondern Reiz durch die tiefe Talschlucht von Tjidani. Das dunkle, schäumende Wasser ist zu beiden Seiten durch dichte, grüne Laubwände eingeschlossen. Aus dem Grün schauen die von Palmen überragten Hütten der Eingeborenen hervor. Den höchsten Glanz aber verleiht das großartige Bergpanorama. Es ist eines der erhabensten Bilder, in denen Gottes Größe sich widerspiegelt. Worte fehlen, um die wuchtige Majestät dieser Kolosse in ihrer romantischen, zackenreichen Gestaltung zu schildern. Um so tiefer prägen sich die Eindrücke ein, die das Bergbild namentlich hervorruft, wenn nach dem luftreinigenden Gewitter die gigantischen, mit dunkler Vegetation bedeckten Massen aus dem Wolkenschleier hervortreten, während die untergehende Sonne in ihren rosigen, violetten, hochgelben Tönen von blendender Helle eine eigentümliche überirdische Klarheit darüber ausgießt, bis die hereinbrechende Nacht dem Feuerwerk ein Ende macht.

Doch der Ruhm von Buitenzorg ist sein Botanischer Garten. Durch ihn hat es sich seinen Weltruf erworben. Es ist eine botanische Anlage, ganz einzig in ihrer Art, weder Garten noch Park, sondern ein dichter Wald von großartigster Mannigfaltigkeit, eine lebendige „Arche Noe" des Pflanzenreiches, in der ähnlich der biblischen Arche, die alle Arten des Tierreiches sammelte, alle Bäume und Sträucher, alle Pflanzenarten der heißen Zone sorgsam gehütet werden, von der hochgewachsenen Palme und dem graziösen Bambus angefangen bis zum Banyan und Waringan, diesen Königsgeschlechtern der äquatorialen Wälder, bei deren Anblick man mit Ehrfurcht erfüllt wird. Wir wandeln unter dem dichten Laub der hoch über uns sich wölbenden Riesenkronen wie zwischen den Pfeilern und unter dem Ge-

wölbe einer majestätischen Kathedrale. Stamm an Stamm, Schaft an Schaft steigt schwungvoll aufwärts. Dazwischen drängt sich allerlei Gras und Kraut empor, während von den Ästen gleich dichten, grünen Riesenmänteln mächtige Lianen herabhängen. Der Garten von Paradenija auf Ceylon ist unstreitig ein Meisterwerk. Aber alles, was dieser Garten bietet, reicht nicht entfernt an das heran, was in Buitenzorg im Laufe zweier Menschenalter angebaut wurde und zu einem Tropenwald auswuchs, der an Schönheit seinesgleichen sucht, an wissenschaftlicher Bedeutung von keinem andern Garten der Welt erreicht wird. Wenn es auch dem Altertumsforscher, der unter den Ruinen vergangener Kultur- und Kunstepochen vielleicht besser zu Hause ist als unter den Schätzen der Tropenlandschaft Javas, versagt bleibt, eine Beschreibung dieses reichhaltigsten aller Tropengärten zu geben, so vermag er sich doch den bezaubernden Eindrücken jenes künstlichen Edens nicht zu entziehen. Das Auge wird nicht müde, die alten, längst bekannten Formen in ihrer neuen Pracht zu bewundern: die verschiedenen Palmarten, die zierlichen Baumfarne, die prächtigen Bambusgebüsche, die riesigen Kletterpflanzen, die vielfarbigen Orchideengruppen, die kolossalen Gewürzlilien. Und wenn es sich an dieser üppigen Schönheit gesättigt hat, dann wendet es sich den Teichen zu, die eines der idyllischsten Bilder in diesem Riesenpanorama bieten. Ihre spiegelnden Flächen sind teils mit den Riesenblättern der Victoria regia, dieser herrlichsten aller Seerosen, bedeckt, teils mit den schimmernden Blüten des mythischen Lotus geschmückt. Rings um die Ufer zieht sich ein Kranz schlankstämmiger Pinangpalmen, deren scharlachrote Blattscheiden schon von weitem aus dem dunkeln Laub hervorleuchten.

Lange verweilte ich in den schattigen Alleen des Gartens, und mein freundlicher Begleiter wurde nicht müde, mir immer Neues und Schöneres zu zeigen. Es ist bekannt, daß die mustergültig eingerichteten Laboratorien des Botanischen Gartens den Forschern aller Länder zugänglich sind. Es bereitete mir besonderes Vergnügen, zu erfahren, mit welchem Erfolge einige katholische Forscher hier Spezialuntersuchungen unternommen hatten. Das Andenken an unsern leider zu früh der Wissenschaft entrissenen, trefflichen Westermeier lebt auch noch in Buitenzorg fort. Alle, welche mit ihm in Berührung getreten, bewunderten den edeln Charakter dieses ausgezeichneten Gelehrten. Es macht immer Freude, in weiter Ferne die Erinnerung an einen lieben Bekannten bewahrt und geehrt zu finden, und wenn diese Freude einem auf einer Weltreise jenseits des Äquators zuteil wird, so tut sie besonders wohl. Und so mögen diese Zeilen, die uns von dem herrlichen Garten Buitenzorgs nach dem stillen Grabe eines edeln katholischen Forschers im fernen Schweizerlande tragen, als ein bescheidenes Blatt, das ich als Andenken aus dem Garten mitnahm, hier eingefügt sein.

4. Oktober 1904.

Um 7 Uhr früh befand ich mich im Schnellzug auf der Fahrt nach Djokjakarta und den „Vorstenlanden". Java ist seiner ganzen Länge nach von einer Eisenbahnlinie durchzogen, welche den westlichen Küstenplatz Batavia mit den östlichen Küstenplätzen Surabaja und Probolinggo verbindet. Die Eisenbahn läuft von Buitenzorg aus zunächst in Windungen durch das hügelige Land auf hohen Dämmen und in Einschnitten, über Brücken und Viadukte nach Süden. Lange Zeit hat man die beiden Riesenvulkane Salak und Gede zur Rechten und Linken, während die Bahn den Bergsattel zwischen den beiden Kolossen übersteigt. Rückblickend genießt man eine herrliche Aussicht in die majestätische Gebirgslandschaft von Buitenzorg. Über die Bergabhänge breitet die Tropenvegetation ihr saftiges Grün aus. Die Höhenzüge bis tief in die Ferne sind mit Urwalddickicht bedeckt. Neuen Reiz gewinnt die Landschaft, sobald das Bergtal von Sukabumi in Sicht kommt. In kühnen Bogenlinien windet sich die Bahn an den bewaldeten Bergwänden empor. Brücken und Viadukte überspannen die Tiefe, und nun bietet sich dem Reisenden nach beiden Seiten eine jeden Augenblick wechselnde entzückende Aussicht auf die Landschaft. Es ist treffend bemerkt worden, daß die besondere Schönheit des Landschaftsbildes auf der glücklichen Verbindung von drei Elementen beruht: im Hintergrunde steigt ein großartiges, meist blau oder rötlich-violett leuchtendes Gebirge empor, in der vorherrschenden Kegelform kündet sich der vulkanische Charakter an; im Mittelgrunde erscheint ein gut gepflegtes Kulturland, in welchem die Terrassen der lichtgrünen Reisfelder überwiegen; im Vordergrunde fesselt die unendlich mannigfaltige Schönheit der tropischen Flora, welche die Hütten und Dörfer der Eingeborenen umgeben. Die reiche Pracht von Schluchten, Felsen, Wäldern auf der von Höhenzügen eingeschlossenen Bahnstrecke läßt das Auge keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Immer deutlicher treten die blauen Kegel der mächtigen Vulkane hervor. Die dazwischen liegenden Kämme und Grate, hoch über das Waldgebirge sich erhebend, sind in phantastische Zacken gespalten.

Wieder windet sich die Bahn an den Gehängen und durch die Schluchten grüner Berge hinauf, überschreitet auf hohen Viadukten tiefe Flußtäler und gewährt herrliche Fernsichten nach Norden. Neue, gewaltige Feuerberge werden sichtbar. In beträchtlichen Steigungen und zahlreichen Windungen arbeitet sich die Bahn den Weg durch zum Hochplateau von Bandung. Gegen Süden erhebt sich eine Hügelreihe, hinter welcher sich die zackigen Bergformen des Kendanggebirges in blauer Ferne emporrecken. Wie in einem Wandelpanorama ziehen die bunten Bilder der Tropenlandschaft an uns vorüber. Die Talgründe und Hochflächen sind überall mit Reisfeldern bedeckt. An den Hängen der Berge senken sich Teeplantagen und Kaffeegärten hinab.

In den Schluchten strecken Baumfarne die zierlichen Wedelkronen aus dem überwuchernden Gewirre niederer Sträuche, Kräuter und Gräser heraus. Bambusstauden und andere Grasgewächse bilden schöne Gruppen an den Ufern der Flüsse, über die der Zug dahinbraust. Zwischen den Reisfeldern liegen wie Inseln die Obstwälder, in denen sich die niedrigen Wohnhäuser verbergen. Kokospalmen, Mangobäume, Brotfruchtbäume, Bananen, Melonenbäume umstehen in buntem Wechsel die Hütten. Die Bewohner aber, Männer, Frauen und Kinder sind in emsiger Arbeit auf den Reisfeldern beschäftigt. Überall sieht das Auge diese Felder in den Talgründen und die Berghänge hinan terrassenförmig angelegt. Jede Terrasse ist mit einem erhöhten Rande umgeben, um eine unausgesetzte Bewässerung zu ermöglichen. Wie eine spiegelglatte Fläche baut sich eine Terrasse über der andern auf, und in der ruhigen, glatten Wasserfläche spiegelt sich der leuchtende Himmel so silberhell wider, daß man meinen könnte, das schönste Spiegelglas breite sich über die sorgfältig parzellierten Felder aus, um wie in einem Aquarium die unter der Wasserfläche keimenden frischgrünen Reisbüschel zu schützen. Und nun stelle man sich die weiten Talgründe und Bergabhänge, so weit das Auge reicht, vor, bedeckt mit diesen flimmernden und glitzernden Spiegelflächen, umrahmt von den üppig grünenden Bambushainen und Palmenwäldern, darüber die romantischen Bergketten mit der Urwaldvegetation bis hinauf zu dem massigen Vulkankegel, aus dem unausgesetzt die trichterförmige Rauchwolke emporsteigt, dann hat man ein kleines Bild von dem, was die Preangerlandschaft dem entzückten Auge bietet.

Unsere Bahnlinie hat die Paßhöhe zwischen Tjiandur und Bandung überstiegen und wendet sich jetzt dem 700 m über dem Meere gelegenen Bandung zu. Im Norden lenkt eine Reihe von Vulkanen durch ihre eigenartige Form die Aufmerksamkeit auf sich. Mancher raucht nach guter holländischer Art sein Morgenpfeifchen und läßt die Rauchwölkchen, die aus der feuerdurchglühten Tiefe ohne Unterbrechung zum Vorschein kommen, mit stolzem Behagen zu dem blauen Himmel emporwirbeln.

Das Plateau von Bandung gleicht einem ungeheuern, rings von majestätischen Bergen eingeschlossenen Park. Die Stadt selbst ist ein Lustgarten, unter dessen Riesenbäumen die zierlichen Landhäuser verschwinden. Die Bahn senkt sich bald von der Höhe in südöstlichem Verlaufe mit sanfter Neigung in die Ebene herab. Zu beiden Seiten der Bahnstrecke breiten sich blinkende Sawahfelder aus; zwischen ihnen liegen die Dorfschaften, in Bambusgebüsch und Palmenhainen versteckt. In vielen Serpentinen führt die Linie abwärts. Allmählich verliert sich die Schönheit des landschaftlichen Bildes in den Niederungen, denen wir uns nähern. Walddickicht mit Bambusgebüsch, sumpfiger Boden mit über mannshohen Farnstauden treten jetzt in den Vordergrund. Die Dunkelheit war bereits

eingebrochen, als wir in Maos ankamen. Hier mußte übernachtet werden; denn während der Nacht verkehren in Java keine Bahnzüge. In frühester Morgenstunde aber ging es schon wieder weiter, und zwar nach der Haupt- und Residenzstadt des Vasallenstaates Djokjakarta. Als im Osten der erste Sonnenstrahl aufblitzte, lag ein herrliches, echt javanisches Landschaftsbild vor uns. Die weite Ebene ist ganz mit Reisfeldern bedeckt. Wie grünende Inseln erscheinen auch hier in dem glitzernden Meer der wogenden Reisfelder die Dörfer mit ihren Palmenhainen. In der Ferne ziehen sich romantische Bergketten hin. Darüber kommt das rauchumwölkte Haupt des Vulkans Slamat zum Vorschein. Bald aber zeigt sich auch gegen Osten schon der gewaltige Merapi. Er kündet uns an, daß wir dem Herzen Javas nahe sind.

5.—7. Oktober 1904.

Gegen $^1/_2$10 Uhr vormittags fuhr der Zug in Djokjakarta ein. Die Stadt, das Zentrum des alten Reiches Mataram, macht mit ihren breiten Straßen, die überall von Baumwuchs eingefaßt sind, einen angenehmen Eindruck. Im übrigen aber bietet sie wenig Sehenswürdiges. Das europäische Viertel ist rings um das die fürstliche Residenz beherrschende Fort angelegt. Das Sultanat Djokjakarta besitzt noch seinen Fürsten, aber er ist nur mehr nominell Beherrscher des Landes. Alle Hoheitsrechte werden von dem holländischen Zivilkommissär ausgeübt, dem eine starke Militärmacht zur Seite steht. Die „Ehrengarde", welche die holländische Regierung dem Sultan im Palaste stellt, bedeutet eine nobilis custodia, welche jeden Schritt und jede Bewegung des Fürsten überwacht. Und die Festung, welche mit ihren dem Kraton zugekehrten Kanonen die unmittelbare Nachbarin des Sultans ist, trägt über ihrem Portal den stolzen Namen „Vredenburg" nach dem Grundsatz: Si vis pacem, para bellum.

Die anziehendste Sehenswürdigkeit der Stadt ist der Kraton. Kraton heißt der von hohen Mauern umgebene Stadtteil, wo der Sultan mit seinem Hofstaat, seinem Kriegsvolk und seinen Leuten wohnt. Es ist eine Stadt für sich, von ungefähr 15 000 Personen bewohnt. Innerhalb seiner Mauern ist alles zusammengedrängt, was an die alte Herrlichkeit des indisch-mohammedanischen Reiches erinnert. Dorthin führte mich am Nachmittag mein liebenswürdiger Gastherr, ein im Dienste der Mission ergrauter Mitbruder der holländischen Ordensprovinz, unter dessen Dach ich ein freundliches Heim gefunden hatte.

Der Kraton bildet ein Rechteck, das mehr als eine Stunde Weges im Umfang mißt. Eine 4 m hohe Mauer schließt den ganzen Komplex ein. Der Eingang von Norden öffnet zuerst den Ausblick auf einen großen, sandigen, von breitkronigen Waringans eingeschlossenen Hofraum, Aloen-Aloen genannt. Es ist der Paradeplatz des Sultans. Alle Festlichkeiten, kriegerische

und volkstümliche Schaustücke finden hier statt. In der Südostecke ist ein Käfig, der Tiger beherbergt. Außerordentliche Feierlichkeiten werden nämlich durch den Reiz eines Tigerkampfes erhöht. Die Krieger, alle mit Speeren bewaffnet, bilden ein Rechteck. In der Mitte des Freiraums befindet sich der Tiger in einem besondern Käfig. Auf einen Wink wird der Käfig geöffnet, und nun sucht der Tiger durch die aus scharfen Speeren gebildete Wand durchzubrechen. Das kostet zwar manches Menschen Blut, aber die Speerwand ist so furchtbar, daß die Wut des Tigers sich zuletzt an ihr verblutet.

Ein friedlicheres Volksfest ist das große Picknick, das der Fürst ab und zu seinem Volke gibt. Hunderte von Körben mit Speisen werden herbeigeschafft. Gegen 5 Uhr nachmittags sammeln sich die Hofbeamten, und wenn die Dunkelheit anbricht, beginnen Tausende von Fackeln zu leuchten. Der Sultan erscheint im Staatskleide hoch zu Roß, von einem glänzenden Gefolge umgeben. Er mustert die großen Volksmassen und fragt, ob alle gegenwärtig seien. Auf die bejahende Antwort hin spricht der Pangoeloe, der mohammedanische Oberpriester, das Gebet. Alle antworten mit einem kräftigen Amen. Und nun lassen sich die Festteilnehmer zum Schmause nieder, während der Sultan sich zurückzieht. Ein lautes Singen und Musizieren beginnt, eine orientalische Nacht im Schimmer des buntfarbigen Lichtes, das sich über die Massen ergießt. Diese Feste tragen viel dazu bei, um aller Kontrolle zum Trotz die Verbindung zwischen Volk und Fürst lebendig zu erhalten. Obschon der Erbe der alten, einst von den Holländern so sehr gefürchteten Macht so streng überwacht wird, daß er nicht einmal ohne Erlaubnis des Residenten seinen Kraton verlassen kann, so hat doch das Volk der Dynastie eine Anhänglichkeit bewahrt, die sich immer zu erkennen gibt, so oft der Fürst sich in den Straßen der Stadt blicken läßt. Und wie mit dem Sultan, so ist es mit dem ungezählten Heer von Prinzen, die den Kraton bewohnen. Der Hof hat es verstanden, sich den äußeren Glanz des Sultanates zu wahren. In diesem Glanz pflanzt sich der Ruhm der indisch-mohammedanischen Vergangenheit bis auf die Gegenwart fort.

An der Westseite des Aloen-Aloen breitet sich eine große, wohl 2000 Menschen fassende Moschee aus mit einer weiten, nach drei Seiten offenen Vorhalle. Viel größeres Interesse als jene Moschee weckte das sog. Waterkasteel, die weitläufige Ruine eines ehemaligen Sultanspalastes. Große, reich mit Arabesken verzierte Portale aus mächtigen Hausteinen, halbverfallene Prunkgemächer, halbüberwachsene Fischweiher und Badebassins, finstere Gänge und Verließe, eingestürzte Mauern und darüber die Kokospalme, die ihre stolze Krone hoch emporreckt, das ist die traurige Erinnerung an des Sultans verblichene Macht und Herrlichkeit. Das Schloß ist eine der zahlreichen Schöpfungen des bauluſtigen Sultans Amangkoe Boewana, eine in ihrer Art großartige Anlage. Man erstaunt über die gewaltigen Mauern, die tiefen unterirdischen

Gänge, die weiten, hochragenden Säle, die fürstlichen Stufen und Pavillons. Die Baupracht war ein letztes Aufleuchten des alten Glanzes, in dem die indische Überlieferung fortlebte.

Es ist merkwürdig, wie tief diese Überlieferung noch in der Dynastie wurzelt, obschon ein mohammedanisches Geschlecht das Erbe übernommen hat. Die Glieder des fürstlichen Hauses zeichnen sich gegenüber den übrigen Javanern durch einen auffallend hohen Wuchs aus. Sollte das auf die Hinduabstammung hinweisen? Man glaubt diese namentlich in der Gesichtsbildung der Fürsten von Djokyakarta wiederzuerkennen. Ein viel greifbarerer Beweis der engen Verbindung liegt in der Sprache und Sage. Das alte brahmanische Indien ist es, das dem geistigen Leben, wie es sich in Wort und Bild widerspiegelt, auch heute noch das Gepräge aufdrückt.

Zum erstenmal wurde die Aufmerksamkeit durch William Marsden auf diese merkwürdige Erscheinung hingelenkt. Als er am Beginn des 19. Jahrhunderts die Völker und Sprachen des Malaiischen Archipels zu studieren begann, beobachtete er mit Staunen, daß sich in der javanischen Sprache überraschende Anklänge an die heilige Sprache des alten Indien, in der Sage die deutlichen Anspielungen auf die Helden und Götter der epischen Dichtungen vorfanden. Es dauerte nicht lange, so stieß er auf die unverkennbaren Spuren der beiden großen Heldenlieder, des Mahābhārata und des Rāmāyana. Ein nach der fernen Insel Java verpflanztes Indien war etwas ganz Neues. Und diese Neuheit regte um so lebhafter zur Untersuchung an, je mehr in der altjavanischen Sprache die Elemente des Sanskrit zum Vorschein kamen. Der Literatur war in dem Namen Kawi („Dichtersprache") ihr indischer Ursprung auf die Stirne gedrückt. Mit der Entdeckung des indischen Einflusses in der Literatur lief die Aufdeckung indischer Denkmäler der Kunst parallel.

Wie ein Rätsel tauchen diese Denkmäler aus dem Dunkel der javanischen Geschichte vor unsern Augen auf. In einer Kunst von wahrhaft monumentalem Gepräge spiegelt sich hier das Leben des alten Indien wider. Es prägt sich darin eine Kraft und eine Fülle aus, wie wir es kaum auf einer so weit entlegenen Insel vermuten möchten. Wenn auf dem Boden Ceylons schon frühzeitig indische Kultur und Kunst erblühten, so überrascht das nicht. Von dem indischen Festland führte eine Inselbrücke wie im Sprunge nach Ceylon hinüber. Anders Java. Es lag in weiter Ferne. Um dahin zu gelangen, bedurfte es festgefügter großer Segler, die dem Sturme trotzen konnten. Und es muß dieser Segler viele gegeben haben; denn der Strom der Hindubevölkerung ergoß sich in mächtigen Fluten nach Java. Die Insel wird erobert, und die gesamte Bevölkerung unterwirft sich nach und nach dem Einfluß des Hinduismus. Große Reiche erblühen im Glanze jenes Kultus, der seinen Mittelpunkt an den Ufern des heiligen Ganges hat.

Indien wird in des Wortes bestem Sinne nach Java so vollständig verpflanzt, daß die Insel durch Jahrhunderte ein zweites Indien wurde, dem nichts fehlte, was das Mutterland an geistigen Errungenschaften besaß. Wie war dies möglich?

Wir haben heute große Kolonialreiche. Sie entfalten die Fülle ihrer Kraft, um die eroberten Striche zu kolonisieren und zu zivilisieren. Und doch wie langsam dringt diese Zivilisation ins Leben des Volkes ein; welchen Aufwandes an Kräften bedarf es, um das Volk Schritt für Schritt wirtschaftlich und geistig zu erobern! Man braucht den Blick nur ein wenig nach der südöstlich gelegenen Inselwelt schweifen zu lassen, um ein anschauliches Bild der Hindernisse zu gewinnen, mit welchen eine moderne Kolonisierung und Zivilisierung unter einem solchen Volkselement zu kämpfen hat. Das Volkselement, das der Hindu auf Java vorfand, war vom selben Schlag. Dem vordringenden Hindukolonisator gelang es, dieses Element geistig und wirtschaftlich auf eine so hohe Stufe zu heben und diese so dauernd zu begründen, daß alle nachfolgenden Epochen hier einen ebenso empfänglichen wie fruchtbaren Boden der Weiterentwicklung fanden. In Java wie in Kambodscha steht ein ganz anderes Indien vor uns. Das ist nicht der weltflüchtige Hindu, der sich sorgsam in seine Kaste einspinnt, sondern der welterobernde Kolonisator und Zivilisator, der kühn und zielbewußt die Schätze der Heimat weiter trägt, um andere Schätze zu gewinnen.

Wann kam dieser kolonisatorische Zug auf? Wann trieb er den Hindu hinaus in die östliche Inselwelt? Was führte den Hindu nach Java? Wie vollzog sich die Umwandlung, aus der Java als eine Kolonie Indiens hervorging? Alles Fragen von höchstem Interesse, und doch suchen wir überall vergebens nach Antwort. In dem Augenblick, wo die javanischen Zeugnisse zu reden beginnen, jene inschriftlichen Denkmäler, welche uns in Mitteljava erhalten geblieben, finden wir die Insel bereits in ein blühendes Kolonialland Indiens umgewandelt. Die älteste zuverlässige Inschrift bleibt bis zur Stunde die Schenkungsurkunde aus dem Jahre 840. Aber damals entfaltete sich bereits auf dem Boden der Insel eine Kunsttätigkeit, welche Werke schuf, die in ihrer Schönheit vielerorts mit den besten Schöpfungen des damaligen Indien wetteifern konnten. Der Hindu war im Vollbesitz Mitteljavas.

Man hätte erwarten können, daß ein so bedeutendes Ereignis, das während vieler Jahrhunderte Mutterland und Kolonialland in engster Berührung hielt, nicht spurlos in der geschichtlichen Erinnerung des Muttervolkes untergegangen wäre. Aber so befremdend es erscheint, es ist für die Geistesrichtung des Hindu nur zu bezeichnend, daß in seiner glänzenden und umfangreichen Literatur kein Schimmer einer älteren Erinnerung an diese durch Jahrhunderte sich fortsetzende Auswanderung nach Java bemerkbar ist.

Unter dem Namen Jávadwīpa lebt die Insel später in der indischen Literatur fort. Zum erstenmal aber begegnet uns der Name fernab von Indien bei dem großen Geographen der römischen Kaiserzeit. Zu Ptolemäus war der Name durch syrische Schiffs- und Handelsleute getragen worden, die von Indien nach Alexandrien zurückkehrten. Ptolemäus berichtet von der Insel: „Man sagt, daß dieses Eiland sehr fruchtbar ist und viel Gold hat." Was die syrischen Händler der römischen Kaiserzeit von dem Reichtum der Insel erzählten, hatten sie nicht aus eigener Wahrnehmung geschöpft. So weit dehnte sich damals die syrische Schiffahrt noch nicht aus. Aus ihrer Erzählung klingt nur ein Echo der Kunde wider, die sie von den seefahrenden Hindu, mit denen sie in Berührung traten, erhalten hatten. Diese Kunde aber setzt voraus, daß bereits seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung Beziehungen zwischen Indien und Java bestanden. Wie weit sich die staatliche und wirtschaftliche Annäherung zwischen beiden damals bereits entwickelt hatte, entzieht sich jeder Kenntnis. Wir müssen drei Jahrhunderte weiter gehen, bis eine neue zuverlässige Kunde davon zu uns dringt. Aber seltsam. Kam die erste Kunde über Indiens Beziehungen zur Insel Java aus dem fernsten Westen zu uns, so müssen wir in den fernsten Osten gehen, um die zweite geschichtliche Kunde zu erhalten. Dort ist es der große Geograph des römischen Weltreiches, hier ein buddhistischer Pilger aus dem chinesischen Weltreich, der das Dunkel aufhellt, das über Indiens überseeischen Unternehmungen ruht.

Der chinesische Pilger Fa-hian berührte auf seiner Rückfahrt von Ceylon nach China die Insel Java. Er hatte sich auf einem großen indischen Kauffahrteischiff, das 200 Passagiere mit sich führte, eingeschifft. Nach glücklicher Überwindung eines heftigen Sturmes erreichte das Schiff die Insel Java. Der chinesische Pilger blieb fünf Monate auf der Insel. Er erzählt, daß hier der Kultus der Brahmanen und anderer Irrlehrer blühe, und bedauert, daß Buddhas Gesetz nicht bekannt sei. Zwischen Indien und Java verkehrten die Handelsschiffe; ja die Insel war bereits ein Mittelglied der Fahrt zwischen Indien und China geworden. Nach Ablauf von fünf Monaten bestieg Fa-hian einen andern Kauffahrer nach China. Das Ziel war Kanton. Je deutlicher diese Angaben die Stellung beleuchten, welche Java auf der großen Handelsstraße zwischen Indien und China gewonnen hatte, um so mehr möchten wir wissen, wie sich denn das brahmanische Indien um jene Zeit auf der Insel entfaltet hatte. Alle Denkmäler schweigen. Plötzlich finden wir uns im Herzen Javas einer gigantischen Bautätigkeit gegenüber. Wann wurde das Abendland mit dieser Kunst bekannt?

Von hohem Interesse ist es, zu erfahren, daß die erste Kunde von der Pracht der javanischen Baukunst durch einen Franziskanermönch nach Europa gelangte, den seligen Fra Odorico da Pordenone. Auf seiner Reise

nach China streifte er Sumatra und Java. Er erzählt: „In der Nachbarschaft dieses Reiches (Sumatra) befindet sich ein großes Eiland mit Namen Java. Es mißt im Umfang wohl 3000 Meilen. Der Beherrscher der Insel gebietet über sieben ihm untergeordnete Könige. Sein Reich ist außerordentlich bevölkert und eines der reichsten Länder der Erde. . . . Der König besitzt einen Palast, der ein Wunderwerk ist. Das Bauwerk ist groß und hat hohe Stufen und breite Galerien. Mit Gold und Silber sind die Stufen bedeckt."

Odorico wird kaum Gelegenheit gehabt haben, auf seiner Durchfahrt die Denkmäler aus dem Augenschein kennen zu lernen. Was er erzählt, berichtet er vom Hörensagen. Aber es ist bezeichnend, daß es gerade die Denkmäler der Kunst sind, deren außerordentlicher Glanz ihm geschildert wird. Bezog sich diese Schilderung ausschließlich auf Paläste? Odorico erwähnt nur die Königspaläste. Aber gerade von den Palästen der Fürsten ist kaum eine Spur mehr zu entdecken. Sie bestanden aller Wahrscheinlichkeit nach ähnlich wie auch heute noch in Birma aus Holz. Es waren fünfstöckige, siebenstöckige Holzbauten, die längst hinweggefegt sind. Es ist anzunehmen, daß die Kunde, welche zu Fra Odorico drang, vor allem den Eindruck widerspiegelt, den die religiösen Denkmäler hervorriefen. Es sind jene großen und mächtigen Bauten, bekannt unter dem Namen Tjandi. In diesem Namen steckt das altindische Caitya, das buddhistische Reliquienheiligtum. Die Tjandis haben den Verheerungen der Vulkane und Erdbeben getrotzt, so viel sie auch von dem wilden, alles auseinander sprengenden Pflanzenwuchs und von der zerstörenden Hand des Menschen zu leiden hatten. Wir finden die Tjandis in allen „Residentien" oder Regierungsbezirken verbreitet, vor allem aber in Mittel- und Ostjava. Hier bilden sie zwei große Gürtel von Denkmälern. Der mitteljavanische Gürtel beginnt auf dem Diëng-Plateau und umfaßt die „Residentien" Bagelen, Kedu, Djokjakarta, Surakarta, Semarang. Der ostjavanische Gürtel erstreckt sich über die „Residentien" Surabaja, Kediri, Pasuruan.

Die Denkmäler des Diëng-Gebirges gehören zu den merkwürdigsten und rätselhaftesten Ruinen Javas. Schon durch die Lage zeichnen sie sich vor allen andern aus. Sie befinden sich nämlich in einer Höhe von 2557 m auf einem rings von Bergen eingeschlossenen Hochplateau, das in der Länge 1700 m, in der Breite 750 m mißt. Über die Hochfläche ergoß sich einst ein glühendes Lavameer. Seitdem sich die flüssige Masse in den festen Stein verwandelt hat, bedeckt der üppigste Pflanzenwuchs den Boden, während im Westen noch der gewaltige Pang-goran, an der Ostseite der Prahu drohend ihre vulkanischen Kuppen erheben. Die ganze Umgebung in solcher Höhe hat etwas Ernstes, Feierliches und lenkte schon von weitem die religiöse Begeisterung der Hindukolonisten auf diese er-

habene Einsamkeit. Hier bot sich ihnen im Angesichte der majestätischen Berge eine Stätte wie geschaffen zur Anlage von Heiligtümern. Und so unternahmen es denn die brahmanischen Kolonisten, auf dieser Höhe ein Heiligtum ganz eigener Art zu gründen, eine Priesterstadt, ein javanisches Benares, fast 2500 m über dem Meere. Es war ein titanenhaftes Unternehmen, in solcher Höhe eine heilige Stadt als Mittelpunkt des religiösen Lebens zu erbauen. Daß sie es zu stande brachten, bezeugen uns die Tempelreste, und die Kupferplatte vom Jahre 840 zählt in ihrer Inschrift den Diëng als ersten unter allen heiligen Bergen auf. Aber wie die Stadt entstand und wie sie ihren Einfluß von der Höhe aus über Java ausdehnte, darüber schweigen die historischen Zeugnisse. Nur ein Denkmal löst dieses Schweigen. Das sind die gewaltigen Stufen, die aus der Niederung zu der Höhe emporführten. Es waren sorgfältig mit Steinplatten bedeckte Treppen, die an verschiedenen Punkten angelegt wurden, so daß die Priesterstadt von allen Seiten zugänglich war. Auch heute noch erregen diese gewaltigen Stufenanlagen, die bis zum Rande des Plateau führen, unsere Bewunderung. Nicht weniger aber überrascht uns auf dieser Höhe der Bau mächtiger Kanäle, welche der Priesterstadt das Wasser zuführten. Überall gewahrt man greifbare Spuren einer großartigen Bautätigkeit. Es waren echte Hindu, die hier oben das Beste und Kostbarste, was sie aus Indien mitgebracht, den Schatz ihres religiösen Lebens, für immer dem Steine eingraben wollten. Aber so rätselhaft der Ursprung dieser grandiosen Priesterstadt ist, so rätselhaft bleibt ihr Untergang. Das Plateau war einst dicht bewohnt. Überall liegen die Steinblöcke der Tempel zerstreut. Welche Gewalt hat die herrliche Schöpfung vernichtet? Vor uns liegt eine weite, mit Gras und Busch bedeckte Fläche. Nur ein paar verhältnismäßig gut erhaltene Tempel ragen daraus hervor. Mancherlei Umstände sprechen dafür, daß die Priesterstadt das Opfer einer gewaltigen vulkanischen Katastrophe geworden ist, die das ganze Plateau mit einer Lavakruste bedeckte. Alle Denkmäler, die noch erhalten sind, senken sich fast 2 m tief in den Boden. Wie ein wahres Pompeji erscheint die in den vulkanischen Massen begrabene Priesterstadt.

Brahmanismus und Buddhismus haben sich um die Wette bemüht, beherrschenden Einfluß auf die Bevölkerung zu erlangen. Der brahmanische Kultus wurde vor allem in der Form des Schiwaismus geübt. Daraus erklären sich die unzähligen Bilder Schiwas und die kegelförmigen Steinsymbole der ihm geweihten Zeugungskraft, auf die man allenthalben stößt. Der Gott wird nicht als der Vernichter, sondern als der Lebenspender verherrlicht. Man stellt ihn dar als bejahrten Mann mit der Gebetsschnur in der einen, den Dreizack in der andern Hand. In dieser Darstellung verkörpert Schiwa den brahmanischen Aszeten. Mit Schiwa vereinigt werden

Wischnu und Brahma dargestellt und bilden so jene Dreiheit, welche den brahmanischen Kultus der Insel beherrscht. Neben diesen drei Gottheiten finden eine bevorzugte Darstellung die blutdürstige Göttin Durga und Ganeça, der Gott der Weisheit. Die Verehrung des Schiwa und der Durga konnten keinen sittlich günstigen Einfluß auf das Volk ausüben. Blutige und schamlose Opfer laufen in diesem Kultus nebeneinander. Eine vorteilhaftere Einwirkung brachte der Buddhismus hervor. Und tatsächlich hat das religiöse Element des Buddhismus tiefere und nachhaltigere Eindrücke im Bewußtsein des Volkes hinterlassen als der Schiwaismus. Als Buddhakultus lebt die Religion der Vorfahren in der Erinnerung der Javaner fort. Obschon heute die Javaner Mohammedaner sind, so steckt doch unter der äußeren mohammedanischen Oberfläche noch die buddhistische Überlieferung und kommt bei jeder Gelegenheit in den abergläubischen Gebräuchen zum Vorschein.

Von der Hauptstadt des alten Sultanates Djokjakarta aus bietet sich Gelegenheit, die bedeutendsten Ruinenfelder Prambanam und Boro-Budor kennen zu lernen. Ersteres liegt dicht bei Djokjakarta, letzteres ist in dreistündiger Bahnfahrt auf dem Wege nach Magelang zu erreichen. Mein erster Ausflug gilt den Ruinen von Boro-Budor.

7. Die Denkmäler der Fürstenlande.

8. Oktober 1904.

Es war noch früh am Morgen. Wie still und feierlich ruhte die Stadt unter den Kanonen des Forts! Nur wenige Gestalten beleben die Avenuen. Bald ist der Bahnhof erreicht. Das nächste Ziel ist Moentilan, bereits tief im Innern der „Fürstenlande" gelegen. Die Bahn führt anfangs durch eine gut kultivierte, mit Zucker- und Tabakpflanzungen, Reis und Indigo bedeckte Ebene, wendet sich aber bald, sachte ansteigend, dem Bergland im Norden zu, über das der Kegel des Merapi beherrschend hinausragt. Der imposante Berggipfel wirkt durch seine Gestalt mächtig auf den Beschauer.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Java einer der bevölkertsten Erdstriche ist. Auf diesem Fleck Erde sind die „Fürstenlande" die volkreichste Landschaft. Die Gesamtbevölkerung beläuft sich heute auf 32 Millionen und ist unausgesetzt im Wachstum begriffen. Und doch ist, abgesehen von den Städten und größeren Ortschaften, eigentlich wenig davon zu sehen. Während in China und Indien die Dörfer und Weiler durchweg weithin erkennbar sind durch ihre offene Lage, liegen hier die Kampongs und Desas im dichten Schatten von hohen Fruchtbäumen versteckt. Die zahlreichen Baumgruppen, welche aus dem Grün auftauchen, geben dem Bilde überall den idyllischen Charakter eines Parkes. Es sind immer dieselben Elemente und doch stets in anziehender Neuheit zusammengestellt. Die reichliche Bevölkerung, das Leben in den Ortschaften, auf den Feldern, am Wege bilden nicht den geringsten Reiz dieser Gegend. Besonders anziehend war die Fahrt durch das Städtchen Moentilan.

Die Ortschaft besteht der Hauptsache nach aus einer einzigen langen Straße, deren Häuser mit Unterbrechungen zu beiden Seiten der Landstraße sich hinziehen. Es waren zum nicht geringen Teil Kaufläden, aber nicht etwa von Javanern gehalten. Hier herrscht der Chinese. Überall sieht man die bezopften Söhne des himmlischen Reiches, als wäre Moentilan eine chinesische Kolonie. Sie sind es, welche den gesamten Handel in diesem bedeutenden Markt in Händen haben. Es hat einen überraschenden Eindruck gemacht, als ich in Batavia und Buitenzorg das chinesische Element in so großen Massen vertreten sah. Doch da ist es immerhin noch erklärlich, Batavia

Bild 47. Auf dem Diëng-Plateau. (S. 109.)

Bild 48. Arjuna-Tempel auf dem Diëng-Plateau. (S. 109.)

Bild 49. Tjandi Mendoet. Relief der Stufenanlage. (S. 115.)

Bild 50. Tjandi Mendoet. Relief der Südseite. (S. 115.)

ist eine große Handelsstadt. Aber hier im Herzen Javas, unter einer ganz javanischen Bevölkerung den Chinesen so zahlreich eingenistet und in so emsigem Handelsbetrieb sich bewegen zu sehen, dieses Bild rückte mir lebhafter als alles, was ich bis jetzt auf Java beobachtet, den unternehmenden Geist dieser einzigartigen Rasse nahe. Gewahrt man ein besser gebautes Haus, so kann man mit voller Bestimmtheit sagen, daß es einem chinesischen Händler gehört, der dort in seinem Toko oder „Laden" allerlei Gebrauchsartikel feilhält.

Die Hütten der Javaner sind recht einfach. Der Bambus, jenes schöne und nützliche, zu vielerlei Zwecken praktisch verwertbare Baumgras, liefert auch für den Bau die Hauptbestandteile. Nach Art der Pfahlbauten ruht der Wohnraum auf Bambusstämmen, die meistens unmittelbar in den Erdboden eingerammt sind. Der einfache Wohnraum selbst wird aus senkrechten Rohrwänden gebildet; eine große Öffnung vertritt Tür und Fenster zugleich. Es bedeutet schon einigen Luxus, wenn der Wohnraum durch Scheidewände in zwei oder drei Kammern geteilt ist. Matten, aus Bambus- oder Palmblättern geflochten, sind über Boden und Wände gelegt; sie decken auch das Dach.

Von Moentilan fuhr ich im Wagen nach dem Dörfchen Mendoet.

Es war entzückend, so im frischen Morgen durch die sonnig helle javanische Feldflur zu eilen und sich an all dem Schönen zu erfreuen, das sich dem Auge darbietet. Da reiht sich Feld an Feld, Palmenhain an Palmenhain. Die ausgedehnten Zuckerrohr- und Indigofelder erregen besonders unsere Aufmerksamkeit. Alles zeugt von einem fruchtbaren Anbau. Ein rauschendes Wasser durchzieht die Ebene. Es ist auf beiden Seiten von schön bewaldeten, ziemlich steil ansteigenden Ufern eingefaßt. Unten am Wasser wachsen Bambusgebüsche mit ihren zierlich gefiederten, überhängenden Halmen, dazwischen großblätterige, rötlich gefärbte Sträucher. Weiter oben an den Hängen stehen größere Baumarten, zwischen ihnen auch vereinzelte Palmen. Bild an Bild flog an uns vorüber. Ehe ich mich dessen versah, war ich mitten in dem Dörfchen Mendoet. Das kleine Kirchlein wies mir den Weg zu dem gastlichen Heim, das sich dem Wanderer öffnete. Balsamig duftende Büsche, riesige Blumen, glänzendes Laubwerk, feine Schlingpflanzen, alles auf das sorgfältigste gepflanzt und gezogen, auf das geschmackvollste geordnet, schmücken den Garten, der die Wohnung umkränzt. Hier verbrachte ich einige der schönsten und lehrreichsten Tage meines Aufenthaltes auf Java.

Den Nachmittag schenkte ich dem Besuche eines buddhistischen Denkmals, nämlich des Tjandi Mendoet. Als um das Jahr 1850 der Resident von Magelang in der ihm unterstellten Ortschaft Mendoet eine Tabakpflanzung anlegen wollte, stießen die Arbeiter beim Umgraben der Erde auf einen massiven Steinbau, und nachdem man tiefer gegraben, legte man einen in seinem skulpturellen Ornament noch trefflich erhaltenen Tempel frei. Bei

näherer Untersuchung entdeckte man noch andere, zum größten Teile verfallene Bauten. Alle Einzelbauten schienen von einer großen Gesamtmauer eingeschlossen gewesen zu sein. Die Tabakpflanzer standen auf dem Boden eines alten buddhistischen Heiligtums. Es war meterhoch mit vulkanischer Erde bedeckt gewesen. Von einer Pflanzung konnte da natürlich nicht mehr die Rede sein. Eine um so wertvollere Bedeutung aber gewann der Tempel, oder wie er gewöhnlich heißt, Tjandi für die archäologische und kunsthistorische Erforschung der Denkmäler Javas.

Da das Tjandi Mendoet in seinem architektonischen Aufbau und ornamentalen Schmuck alle Vorzüge jener Kunst vereinigt, die in den Kolossalanlagen von Boro-Budor und Prambanam einen ins Gigantische strebenden Ausdruck fand, ließ es sich der hochverdiente Chef der archäologischen Kommission zur Erforschung der Altertümer besonders angelegen sein, dieses Miniaturstück jener seltsamen Kunst zunächst aufs sorgfältigste in seinem architektonischen und ornamentalen Elemente zu untersuchen und dann zu rekonstruieren. Durch diesen Wiederaufbau ist Tjandi Mendoet geradezu ein Studienmodell geworden, indem es uns in die Bauhütte jener Kunstepoche einführt und uns die Künstler mitten in ihrer Arbeit zeigt. Wenn die ins Riesenhafte hinausschweifenden Formen von Boro-Budor oder Prambanam es auf den ersten Blick dem Auge erschweren, in den weiten Flächen sofort jenes Ebenmaß der reinen und reichen architektonischen Linien zu entdecken, das bei näherer Betrachtung das Auge entzückt, so offenbart uns der Tempel von Mendoet wie in einem Miniaturbilde jene wunderbare Harmonie von Architektur und Skulptur, die ihren höchsten Triumph in den beiden Hauptheiligtümern der Fürstenlande feiert. Darum wird man dem Manne, der es unternahm, den Tempel aus einem Trümmerhaufen zu neuer Schönheit erstehen zu lassen, aufrichtigen Dank wissen. Es hat zwar keineswegs an Stimmen gefehlt, welche die Art, in der dem Heiligtum seine ursprüngliche Gestalt zurückgegeben wurde, vom archäologischen und kunstgeschichtlichen Standpunkt verurteilen. Dem Grundgedanken, von dem dieses ablehnende Urteil ausgeht, kann man eine gewisse Berechtigung nicht versagen. Denkmäler der Vergangenheit soll man — so wird gesagt — in dem Zustande belassen, in dem sie auf uns gekommen sind, und so wie sie uns überliefert sind, erhalten und hüten. Das ist in solchen Fällen die beste Denkmalspflege. Auf diese Weise bleiben die Denkmäler uns *echte* Zeugen der Vergangenheit. Jede fremde Hand, wenn auch von künstlerischem Empfinden geleitet, verfälscht die ursprünglichen Züge. Solche Einwände kann man durchaus gelten lassen und trotzdem geneigt sein, einem Versuch der Rekonstruktion, wie er von Dr *Brandes* in Mendoet mit Umsicht unternommen wurde, Anerkennung, ja Bewunderung zu zollen. In der Sprache eines großen Künstlergeschlechts redet eine machtvolle religiöse

Empfindung aus dem Bau zu uns. Der wuchtige Aufbau, die klare Gliederung, der reiche Schmuck räumen diesem in seinem Umfang unbedeutenden Werk einen ganz hervorragenden Platz unter den Schöpfungen der indisch-javanischen Kunst ein.

Ich habe lange und eingehend den Bau in allen seinen Teilen geprüft, und es bot dem Auge einen ganz eigenartigen Genuß, den schönen architektonischen Linien nachgehen zu können und zu sehen, wie majestätisch sich das Ganze in den Stufen und Galerien mit den vorspringenden Kanten und Gesimsen aufbaut. Erst in dieser so stilvoll durchgeführten architektonischen Einheit kommt die Skulptur in ihrer Schönheit und Kraft zur Geltung. Das Auge wird unwillkürlich gefangen von der Frische und Lebendigkeit, der Feinheit und Zartheit, mit welcher die Gestalten aus den Steinblöcken ausgemeißelt sind. Die Reliefs, mit welchen die Wandflächen geschmückt sind, zeichnen sich ebensosehr durch die natürliche Frische und Lebendigkeit der Auffassung wie durch Klarheit und Anmut der Zeichnung aus. Die unter dem Baum spielenden, die Mutter umhüpfenden Knaben sind ein köstliches Genrebild. Ein Hauch antiker Schönheit — so fremd den Schöpfungen indischer Kunst — durchweht diese künstlerischen Darbietungen. Die schlichte Naivität, die vollendete Einfachheit unterscheidet sich scharf von dem gezierten, affektierten Wesen des festländischen Hinduismus. Das Denkmal ist in seiner künstlerischen Anlage die beste Einleitung in das Studium der großen Schöpfung von Boro-Budor. Nachdem das Auge sich an dem reizenden Studienmodell von Tjandi Mendoet mit den eigenartigen Formen der javanischen Architektur und Plastik vertraut gemacht hat, ist es ihm um so leichter, in dem gigantischen Steinbau, dem unser nächster Besuch gilt, die Kunst zu würdigen, die dort in wahrhaft monumentaler Weise sich verewigt hat.

Wenn wir die Lage der vielen Heiligtümer der „Fürstenlande" näher ins Auge fassen, so ergibt sich uns sofort, daß hier einst ein Zentrum politischer Herrschaft bestanden haben muß. Die Tempel liegen alle so nahe zusammen, daß sie gewissermaßen den religiösen Mittelpunkt des Fürstentums bildeten. Die Gegend von Djokjakarta hinauf über Magelang nach dem Diëng-Plateau zerfiel in eine fortlaufende Reihe kleinerer Fürstentümer, die alle wiederum zusammengenommen ein größeres Reich bildeten. Jedes dieser Fürstentümer besaß seinen eigenen religiösen Mittelpunkt. Die bedeutendsten unter ihnen waren zweifellos jene beiden kleinen Königreiche, die in Boro-Budor und in Prambanam das Zentrum ihres Kultus hatten. Beide Kultusstätten stellen eine Art Tempelbezirk dar, ganz ähnlich, wie dies in Angkor der Fall war.

Welchen Aufwand an Menschenkräften es bedurfte, um die zahlreichen Baudenkmäler aufzurichten, kann man noch heute aus den Steinmassen er-

kennen, die überall zerstreut liegen. Nur der kleinere Teil ist erhalten geblieben, das meiste ist längst weggeschleppt und teils zum Bau von Häusern und Gartenmauern teils zur Anlage der Wege verwandt worden. Die indischen Fürsten durften sich eine solche Vergeudung menschlicher Kraft wohl leisten. Die große Masse der Bevölkerung leistete Frondienste. Ungezählte Kräfte konnten jahrelang in Anspruch genommen werden. Ein gigantischer, auf die Bewältigung großer Massen gerichteter Zug beherrscht jene fürstlichen Bauunternehmungen, und doch kann dieses architektonische Schaffen sich mit der Leistungskraft nicht messen, welche die indischen Stammesbrüder in Kambodscha entfalteten. Hier geht die Tätigkeit wirklich ins Riesenhafte. Es macht den Eindruck, als habe man in Kambodscha eine systematische Anlage und Verteilung der Heiligtümer über das ganze Land erstrebt. In so gewaltigen Massen hat sich nun zwar die Architektur der javanischen Fürstenlande nicht ausgedehnt und nach allen Richtungen verzweigt. Aber in künstlerischer Vollendung steht das indische Kolonialreich Java der Schwesterkolonie Kambodscha ebenbürtig zur Seite. Die Sorgfalt, welche alle Teile der Bauwerke beherrscht, erweckt unser gerechtes Erstaunen. Diese Sorgfalt in der dekorativen Behandlung aller architektonischen Glieder ist der auszeichnende Vorzug der javanischen Kunst. Man hat beim Anblick der Ruinen das Empfinden, daß man sich den Überresten einer großen Kunstepoche gegenüber befindet. Eine bewunderswerte Mannigfaltigkeit zeigt sich im Ornament, aber ohne alle Überladung. Nirgendwo läuft der plastische Schmuck lediglich auf eine dekorative Spielerei hinaus. Eines ist dabei auffällig: es fehlt der so beliebte Säulenschmuck. Nur als schmale Umrahmung wird der Pfeiler gebraucht, niemals als freistehende Säule, wie in den Tempeln des indischen Festlandes, wo sie in den reizendsten Formen ihre Verwendung findet. Dafür bieten aber Statue und Relief einen mehr als reichlichen Ersatz. In dem Relief hat Java Großes geleistet, ja hier hat das Tochterland sich dem Mutterland weit überlegen erwiesen. Zwischen den Basreliefs des indischen Mutterlandes und denen von Java besteht ein Unterschied wie zwischen Nacht und Tag. Man braucht nur einige wenige Beispiele herauszugreifen. Ein einziges Relief von Mendoet oder Prambanam wiegt künstlerisch die ganze Masse der Skulpturen auf, welche sich in üppig strotzender Fülle über die Tempel von Bhuvaneschwar und Jaggernath in Orissa ausbreiten.

Unsere Bewunderung steigt, wenn wir sehen, wie diese Kunst des Reliefs sich nicht etwa in Einzelbildern versucht, sondern wie sie im stande ist, umfassende Zyklen zu schaffen. Das Größte und Bedeutendste, was indische Reliefdarstellung jemals geleistet hat, findet sich in Boro-Budor. In diesem großartigen Zyklus hat die javanische Kunst ein Riesenwerk geschaffen, dem sich in der gesamten Plastik des Orients nichts Gleichartiges

an die Seite stellen läßt. Kleiner zwar, aber in mehrfacher Hinsicht viel kunstvoller ist der Zyklus von Prambanam. Diese dem indischen Epos entlehnte Bilderreihe ist so frisch und anmutig und doch auch wieder so echt indisch, daß man sich erstaunt fragt: Wie kommt es, daß die indische Kunst in Java eine Entwicklung findet, die sie in dieser künstlerischen Vollendung auf indischem Boden selbst nicht erreicht hat?

Mit dem Relief ist die Meisterschaft des javanischen Künstlers nicht erschöpft. Vortreffliches leistet seine Fertigkeit in der statuarischen Plastik, mag sie dem buddhistischen oder dem brahmanischen Kultus dienen. Die Buddhastatuen sind künstlerisch durchgebildete Figuren, manche von imposanter Wirkung. Noch glänzender aber hat sich die Gewandtheit des Künstlers in der Darstellung der brahmanischen Göttergestalten bewährt. Wischnu und Schiwa, Brahma und Durga, Nandi und Ganeça sind auf Java schöner dargestellt als in irgend einem indischen Tempel. Zwar bleiben das alles für uns fremde, unverständliche Erscheinungen, aber wenn wir einmal von dem fremdartigen Charakter absehen, so werden wir einräumen müssen, daß der Kunstsinn des Steinmetzen sich mit staunenswertem Erfolg in der Ausbildung der Figuren betätigt hat.

9. Oktober 1904.

Heute ist Sonntag, und so habe ich zum erstenmal Gelegenheit, dem Gottesdienst einer javanischen Christengemeinde beizuwohnen. Gegen 8 Uhr füllte sich die Kapelle mit Christen und Katechumenen. Es waren zierlich gebaute Gestalten. Ihre Gesichtszüge sind von feinem edlen Schnitt. Die Tracht besteht in der Hauptsache aus dem buntfarbigen Sarong, der lang auf die nackten Füße herabfallend getragen wird. Im kunstreich gearbeiteten Gürtel, der über den Hüften den Sarong zusammenhält, steckt rückwärts das javanische Kurzschwert. Den Oberkörper bedeckt eine knappe Ärmeljacke. Das Kopftuch wird turbanartig geknüpft, aber so, daß die Stirn in ihrer Mitte hoch hinauf frei bleibt.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich die javanische Missionsschule. Da wurde mir von der javanischen Jugend eine ganz eigenartige Überraschung bereitet. Sie bestand in einer kleinen musikalischen Aufführung, die einzig aus deutschen Melodien zusammengesetzt war. Zuerst sangen die Kleinen in javanischer Sprache: Großer Gott, wir loben dich; Maria zu lieben; Wunderschön prächtige; Stille Nacht, heilige Nacht; Ihr Hirten erwacht. Die frisch und rein gesungenen Lieder wurden von drei Violinen, einem Violoncello, zwei Sopranflöten und zwei Altflöten begleitet. Auf den geistlichen Teil dieses, ich möchte sagen, javanisch-deutschen Knabenkonzertes folgte der weltliche Teil. Die Violinisten und Flötisten spielten der Reihe nach lauter deutsche Volksmelodien: Preisend mit viel schönen Reden; Ich hatt' einen Kameraden; Morgenrot; In einem kühlen Grunde; O Straßburg, o Straßburg; Die

Wacht am Rhein. Alle Melodien gelangen trefflich. Nur als die kleinen Musikanten den alten preußischen Grenadiermarsch spielen wollten, da versagten die alten Knochen der preußischen Grenadiere auf dem Boden Javas. Aber welche Freude, hier im Angesichte der gewaltigen Merapi und Sindoro auf den Ruinenfeldern altindischer Herrlichkeit die schönen Melodien unseres deutschen Volksliedes zu hören! Da vergaß der Altertumsforscher einen Augenblick alle Ruinen alter Kulturherrlichkeit und freute sich der ewig jungen Kraft unseres welterobernden Glaubens, der hier in dieser Wüste des Heidentums und Mohammedanismus mit dem Stabe des Moses aus dem vulkanischen Felsen Javas den erquickenden Strom eines neuen Lebens und eines neuen Liedes herausgeschlagen hatte. Das war ein Sonntag in Mitteljava. Morgen aber geht es an die heiße Arbeit auf den sonnendurchglühten Ruinen von Boro-Budor.

10. Oktober 1904.

Noch vor Sonnenaufgang trug uns ein kleines Wägelchen in sausendem Galopp durch das stille Mendoet. Schnell geht es zwischen den Zuckerpflanzungen hindurch, und bald nimmt uns ein majestätischer Wald auf. Es ist noch so tief dunkel zwischen den Baumriesen, daß es einem fast bange werden könnte vor einem Tiger oder Leoparden, der hier vielleicht sein Versteck gefunden. Doch Gott sei Dank, solche Gefahren sind längst von dem Kulturland der Insel gewichen. Als wir aus dem Waldesdunkel heraustraten, tauchte vor uns aus dem Dämmerlicht eine riesige, im Rechteck angelegte, von einer schmalen Kuppel überragte Steinmasse auf. Das ist Boro-Budor, das großartigste Denkmal, das Kultus und Kunst des Buddhismus jemals hervorgebracht haben. In Gestalt einer gigantischen Terrasse baut sich die Masse auf.

In ernstem Schweigen schauen die Berge ringsum auf uns hernieder, während der Schleier der Nacht sich schneller und schneller von ihrem Antlitz lüftet. Wir beeilen uns, das Heiligtum zu erreichen, um vom höchsten Punkt aus den Ausblick auf das Tal beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne zu genießen. Ohne uns um das Bauwerk zu kümmern, das in der Schönheit seines architektonischen und plastischen Bildes jetzt deutlich erkennbar wird, klimmen wir auf den hohen Treppenstufen zur Spitze und finden uns nach einiger Mühe hoch oben auf dem äußersten Punkt, des Augenblickes harrend, wo die Sonne hinter der vulkanischen Bergkette im Osten emporsteigt. Vor dem Auge dehnt sich ein breites, langgezogenes Tal aus, das mit seinen Palmwäldern und Bambusgebüschen, welche die Dorfschaften umgeben, im Westen bis an den Fuß des schroff ansteigenden, zackig gegliederten Menorehgebirges reicht. Die Hänge der hoch aufragenden Bergkette sind stellenweise ganz ohne Baumwuchs. Um so üppiger klettert in der Tiefe der Wald empor. Gegen Norden zeigt sich das stolze Haupt des Sindoro,

während im Osten die Kegel des Doppelvulkans Merapi in ihrer ganzen Mächtigkeit zur Geltung kommen. Es ist unstreitig eines der schönsten Naturbilder der Erde. Das Eigenartige des Bildes liegt darin, daß es trotz der scharfen Gegensätze zwischen der lieblichen, fluß-, hain- und feldgesegneten Ebene, den grotesken, baumlosen Bergzacken im Süden und den beiden waldfinstern, himmelanstrebenden Doppelkegeln der Vulkane Sindoro und Sumbing im Westen, Merbabu und Merapi, mit ihren Hunderten von welligen oder strahligen Ausläufern, im Osten ein herrliches, harmonisches Ganzes bildet.

Tiefe Stille ruht über dem Tal. Ein leichter, duftiger Nebel breitet sich über die landschaftliche Szenerie aus. Plötzlich erhellt sich im Osten der Horizont, die Helle steigert sich zur Glut. Strahlend steigt die Sonne über dem dunkeln Gebirge empor und gießt ihren goldenen Glanz über das herrliche Bild aus. Die tiefen Schluchten der Vulkanabhänge treten scharf hervor. Die Zucker- und Tabakfelder schimmern im zartesten Smaragdgrün. Die Riesenblätter der Palmen und Pisang werfen die Sonnenstrahlen funkelnd zurück, und unter uns glitzert aus tausend Kräutern und Gräsern der Morgentau. Während das Auge darüber hinwegschweift, steigen wir mit dem mächtigen Bauwerk, auf dessen höchstem Punkte wir stehen, gleichsam über die Ebene empor und werden uns der eigenartigen Stellung bewußt, die dieses religiöse Denkmal im Leben des Volkes, das hier herrschte, einnehmen sollte. In der Größe und Schönheit eines alle andern Denkmäler überstrahlenden Bauwerkes sollte der beherrschende Gedanke des Buddhismus seinen Ausdruck finden.

Der Platz, der ausersehen wurde, empfahl sich wie von selbst zur Anlage eines Heiligtums. Aus der fruchtbaren Ebene, die im Westen von dem Berggelände des Menoreh, im Osten von den waldbedeckten Abhängen des Merapi begrenzt ist, erhebt sich frei und alleinstehend in beherrschender Lage ein Hügel von mäßiger Höhe. Auf diesen Hügel richtete sich die Aufmerksamkeit der Hindukolonisatoren. Durch seine rundliche Gestalt war er wie geschaffen, um den Kern einer Pyramide zu bilden, die in terrassenförmigen Abstufungen emporstieg. Die Stufenpyramide in Gestalt einander überhöhender Terrassen war das Ideal für die Architekten Javas. Je weiter sich die Terrassen ausdehnten, um so mächtiger konnte sich die Pracht der Plastik entfalten. Das Hindernis lag immer nur in der Herbeischaffung der gewaltigen Steinmassen. Hier nun bot der Hügel den natürlichen, festen Kern, und so verwandelte sich die Steinmasse des Hügels in eine mächtige Stufenpyramide. Bei näherer Betrachtung verschmelzen Architektur und Skulptur zu einem herrlichen Ganzen. Was jeden aufmerksamen Besucher sofort überrascht und entzückt, das ist das Ebenmaß, mit welchem der Architekt die Steinmasse gegliedert, die Leichtigkeit, mit der seine Kunst die breiten

Flächen aufgelöst, die Harmonie, mit welcher er alle architektonischen Linien zu einem geschlossenen Ganzen verband. Was zuerst wie eine unförmige Steinmasse erscheint, gliedert sich allmählich zu einem bis ins kleinste künstlerisch durchgeführten Monumentalbau. Wuchtig und massig ahmt der Bau in seiner äußeren Anlage die vulkanische Bergpyramide eines Merapi und Sindoro nach, die von der Ebene aus sichtbar werden. Dem Künstler war es darum zu tun, in der Massenhaftigkeit seiner Granit- und Basaltquadern, die sich übereinander — anscheinend ohne Mörtelverbindung — auftürmen, eine überwältigende Wirkung zu erzielen. Aber die Wucht des Eindruckes durfte nicht um den Preis der Einheit und Harmonie gewonnen werden, und so war sein Streben darauf gerichtet, die breiten Massen und weiten Flächen künstlerisch so zu gestalten, daß ein reich und harmonisch gegliedertes Ganzes aus dem massiven Unterbau schmuckvoll emporstieg. Das Problem, das sich der Meister mit der künstlerischen Bewältigung großer Massen und Flächen gestellt hat, ist ihm in Boro-Budor meisterlich gelungen.

Es bietet dem Auge einen reizenden Genuß, den schönen architektonischen Linien nachzugehen und zu sehen, wie majestätisch sich das Ganze in den Stufen und Galerien mit den vorspringenden Kanten und Gesimsen aufbaut. Erst in dieser so stilvoll durchgeführten architektonischen Einheit gewinnt die Skulptur ihren vollen künstlerischen Wert. Von Galerie zu Galerie gelangt man auf steil emporsteigenden Stufen. Jede Galerie läuft in einer Durchschnittsbreite von 2 m um den Aufbau. Über der fünften Galerie geht der rechteckige Terrassenbau in eine kreisrunde, sich dreifach überhöhende Terrassenanlage über. Die Mitte der oberen Terrasse nimmt ein Stupa in Gestalt eines massiven Kugelbaues ein. Was die Künstler hier zu stande gebracht, dessen wird man sich erst bewußt, wenn man sich Terrasse für Terrasse, Gang für Gang den ornamentalen Einzelheiten zuwendet, welche den eigentlichen Wert des Bauwerkes begründen. Denn der Aufbau der Pyramide selbst bleibt sehr einfach. Er gliedert sich deutlich in drei Partien. Den Unterbau bildet ein gewaltiges Rechteck, dessen Ecken den religiösen Vorschriften gemäß gegen die vier Himmelsrichtungen orientiert sind. Das Rechteck hat einen Umfang von 650 m, der Boden ist mit breiten, trefflich geglätteten Steinplatten bedeckt. In der Mitte jeder Seite ist eine Treppe angelegt, welche von zwei Löwen gehütet wird. Darüber baut sich in Gestalt einer sechsunddreißigeckigen Grundfläche der erste Teil der Pyramide als fünffache Terrasse auf. Dadurch, daß die Architekten die einfachen Linien des Rechteckes in so vielen Kanten brachen, ist es ihnen gelungen, eine große Mannigfaltigkeit den Mauerflächen zu geben. Die Wände spalten sich in viele kleinere Mauerflächen und geben Gelegenheit, die Masse durch die Reliefs harmonischer zu gliedern. So konnte der bildnerische Schmuck in schöner Ordnung dem Auge vorgeführt werden.

Bild 51. Tjandi Mendoet. Buddhastatue. (S. 115.)

Bild 52. Boro-Budor. Nische mit Buddhastatue. (S. 122.)

Bild 53. Boro-Budor. Gesamtanlage. (S. 119.)

In diesem Schmuck entfaltete sich vor den andächtigen Pilgern, während sie ihre Prozessionsgänge veranstalteten, die ganze Fülle der buddhistischen Geheimnisse, sei es in Einzelfiguren, sei es in geschlossenen Gruppen. Um daher diese vielen Terrassen künstlerisch zu verstehen, muß man ihren religiösen Zweck im Auge behalten. Es ist derselbe Zweck, der bei der Anlage eines Reliquienheiligtums immer verwirklicht wird. Rings um das Heiligtum soll sich ein Umgang ziehen, der als Prozessionsweg für die Pilger dient. Je mehr Umgänge es gab, desto glänzender konnte sich die Pilgerprozession entfalten. Dieser Gedanke ist nun am großartigsten in der Stufenpyramide verwirklicht, wo sich Terrasse über Terrasse türmt. Jede Terrasse führt dem Auge des Pilgers neue Bilder aus dem buddhistischen Kreise vor, so daß er aus dem Schauen und Bewundern nicht herauskommt. Je höher er steigt, um so tiefer wird sein Gemüt von der Herrlichkeit Buddhas erfaßt, bis er oben anlangt. Dort gehen die eckigen Terrassen in kreisförmige über und bringen die Gestalt Buddhas in einer ganz neuen Form seinem Blicke nahe.

Die beiden unteren Terrassen sind ohne Brüstung und bilden wiederum eine Art Unterbau für die drei oberen Terrassen, welche mit Brüstungen geschmückt sind. Dadurch gelingt es, die mächtigen Steinmassen lebendiger zu gliedern. Der Besucher des Tempels wird nicht lange bei dem architektonischen Aufbau verweilen. Lebhafter wird ihn der plastische Schmuck in den Bilderzyklen fesseln, welche die Mauerwände der Galerien schmücken. Eine überraschende Kunst kommt in den halberhabenen Reliefdarstellungen zur Geltung. Mit einer Frische und Natürlichkeit sind die Szenen erfaßt, mit einer Feinheit und Lebendigkeit sind sie dargestellt, daß man sich unwillkürlich fragt: Stehen wir hier noch auf dem Boden Javas? Der Meißel des Steinmetzen spielt mit dem Stein und formt den harten Trachyt wie Wachs in lebensfrische Gestalten aller Art um. Der Stein beginnt zu leben und zu reden. Und wenn der mythische Gehalt dieser Zyklen uns mit all den Wunderlichkeiten und Abgeschmacktheiten auch noch so sehr abstoßen mag, so kann doch die Kunst, die sich hier in den Dienst des Mythus stellt, nur die höchste Bewunderung wecken. Es spricht aus diesen Kompositionen ein so edles Kunstgefühl, ein so feines Empfinden für lebenswarme Schilderung, wie wir ihm nur bei Werken wahrer Kunst zu begegnen gewohnt sind. Ein Hauch frischer Poesie ist über diese Szenerien ausgegossen. Man muß längere Zeit in den Galerien und Gängen verweilen, bevor die eigenartige Schönheit dieser fein gearbeiteten Reliefs in ihrem vollen künstlerischen Wert erkennbar wird. Je eingehender sich jedoch das Auge der Beobachtung des Einzelnen zuwendet, desto mehr wächst das Staunen über die Kunst des Meisters, der den Plan dieses plastischen Schmuckes ersonnen und mit so lebendiger Kraft durchgeführt hat. Der stete Wechsel von Relief und Ara-

beske löst die Steinfläche in ein reiches, teppichartiges Muster auf. Sehr schön kommt die künstlerische Sorgfalt in der Ausschmückung der Portale zur Geltung, welche die zu den Galerien emporführenden Stufen überwölben. Besondere Beachtung verdienen die meisterhaft ausgearbeiteten Wasserspeier. Vor allem aber zeigt sich der vor keinem Hindernis zurückschreckende Kunstsinn in dem Ausbau der Steinbalustraden. Dazu bediente sich der Künstler eines doppelten dekorativen Elementes: der Nische und der Glockenpyramide. Rings um die Terrasse zieht sich als Bekrönung der Mauerflächen ein Kranz reich geschmückter Nischen. In jeder Nische thront eine über lebensgroße Buddhafigur. Wenn man bedenkt, daß es sich dabei um nicht weniger als 200 solcher Figuren handelt, so kann man die Leistungsfähigkeit der Künstler einigermaßen beurteilen. Mit diesen Nischen verbindet sich als zweites Ornament die Glockenpyramide, um die langgestreckten Linien zu durchbrechen. Von künstlerischem Feinsinn zeugt die Durchbildung der Kranzgesimse; die Bandstreifen schlingen sich als Laubwerk und Rankengewinde den Flächen entlang. Niemals stößt das Auge auf die nackte Steinfläche, überall begegnet es einem feinsinnig abgewogenen Ornament.

Von ganz besonderem Werte sind die ornamentalen Einfassungen der Reliefs. Durch ihre Reichhaltigkeit nicht weniger wie durch die Anmut und Feinheit der eingewobenen Muster erregen sie unsere Bewunderung. Ranken, Blumen, Blätter weben sich in großer Mannigfaltigkeit um die Bilder und fesseln durch das frische Leben, das in kräftiger Plastik zum Ausdruck kommt. Namentlich überrascht uns die sinnige Art, in welcher sich die Vogelwelt mit dem Pflanzenornament verbindet. Die einzelnen Glieder sind mit liebevoller Sorgfalt ausgearbeitet. Ihre höchsten Triumphe aber feiert die Plastik in dem Bilderzyklus, der dem Gläubigen das Leben Buddhas schildert.

Die Bedeutung dieses Zyklus springt sowohl vom religiösen wie vom künstlerischen Standpunkt aus sofort in die Augen. Denn unter allen Denkmälern, die der Buddhismus im Laufe seiner Wanderungen durch Asien geschaffen hat, findet sich keines, das uns eine auch nur annähernd so reiche Serie der Darstellungen aus dem Leben Buddhas bietet wie Boro-Budor. Die einzigen Denkmäler, welche vergleichsweise in Betracht kommen, sind die von Gandhâra. Nur in ihnen begegnet uns eine fortlaufende Serie solcher Szenen. Aber schon ein flüchtiger Vergleich läßt erkennen, wie sehr die Darstellung von Boro-Budor in der Reichhaltigkeit und in der künstlerischen Vollendung allem überlegen ist, was Gandhâra je hervorgebracht hat. In den plastischen Schöpfungen Boro-Budors entfaltet sich eine monumentale Kunst, während es in Gandhâra mehr die Kleinkunst des Elfenbeinschnitzers ist, die aus dem Stein die Szenen herausmeißelt. Aber ganz abgesehen davon beschränken sich die Künstler von Gandhâra

auf einen verhältnismäßig engen Kreis von Szenen, die mit einer fast sklavischen Treue immer und immer wieder kopiert werden. In Boro-Budor hingegen ist die ganze Legende, wie sie uns die Dichtung „Lalita vistāra" in ihren phantasievollen Bildern schildert, in Stein umgesetzt worden. Die Erzählung dieser bilderreichen Romanze war einfachhin das Textbuch, das der Künstler seiner Buddharomanze in Stein zu Grunde gelegt. Alles, was dieser Sagenkranz an Begebenheiten aus dem vorgeschichtlichen und geschichtlichen Leben Buddhas erzählt, wird in möglichster Vollständigkeit dargestellt. Die Kunst von Boro-Budor stellte sich eine Aufgabe, an die sich weder vor ihr noch nach ihr jemals die Kunst des Mutterlandes herangewagt. Und mit welchem Geschick haben fern vom Mutterland die Künstler des Kolonialreiches ihre Aufgabe gelöst! Wenn auch nicht alle Reliefs von gleichem Werte sind, so offenbart doch jedes einzelne Tableau eine so hohe künstlerische Fertigkeit, daß wir uns erstaunt fragen: Wo erwarben die Künstler diese festen und fertigen Normen, nach denen sie schafften? Nicht wenige Reliefs sind wahre Meisterwerke. Ganz Indien — weder das brahmanische noch das buddhistische — vermag denselben etwas Ähnliches an die Seite zu stellen.

Aber mit diesem einen grandiosen Bilderzyklus begnügte sich der Künstler nicht. Er setzte einen zweiten Zyklus von gleicher Schönheit und Vollendung darunter. Welchen Inhalt diese zweite Serie hat, ist noch nicht mit voller Sicherheit festgestellt. Aber daß auch sie sich an eine dichterische Verherrlichung von Begebenheiten, die enge mit Buddha verwoben sind, anlehnt, ergibt sich aus einer Vergleichung der sich folgenden Bilder.

So brachte es der Künstler zu stande, alles, was Dichtung und Sage um das Leben Buddhas gesponnen, in einem Bilderkreis wiederzugeben, der nicht bloß alles übertrifft, was die gesamte ostasiatische Kunst jemals innerhalb der Plastik hervorgebracht hat, sondern der überhaupt zu den bedeutendsten Leistungen in der Geschichte der Kunst zählt. Man wird sich dieser Leistungsfähigkeit erst vollständig bewußt, wenn man die übrigen Bilderserien dazunimmt, welche die gegenüberliegende Wandfläche schmücken. Es sind plastische Darstellungen der „Vorgeburtssagen" (Jātaka). Solche Darstellungen begegnen uns bereits in den ältesten buddhistischen Skulpturen. Mit Vorliebe wurden diese mannigfaltigen Tierszenen künstlerisch behandelt, aber nirgendwo sind ihrer so viele und in so lebendiger Darstellung im Relief wiedergegeben worden wie hier.

Um den vollen Wert dieser Bilder zur Geltung zu bringen, müßte man jedes einzelne Relief besonders behandeln. Es lassen sich überall hervorstechende Züge echt künstlerischer Auffassung nachweisen, bald in der Art, wie die Gruppen gestaltet sind, bald in der Haltung der einzelnen Figuren. Keinen Augenblick ermüdet die Hand dieses Steinmetzen, und die

Sorgfalt, mit der sich der Künstler in alle Details versenkt, trägt wesentlich zur Schönheit des Gesamteindruckes bei. Gewiß, es ist eine fremde Welt, der man sich gegenübersieht, fremd in den Gestalten, in der Kleidung, in dem Schmuck. Aber wenn sich das Auge einmal an das Fremdartige einigermaßen gewöhnt hat, wird es gewahr, welche Fülle künstlerischer Kraft darin verborgen ist. Meisterhaft versteht es der Künstler, die leitenden Persönlichkeiten in den Vordergrund zu stellen und durch die Haltung und Bewegung den Inhalt des Bildes anzudeuten. Vasallen nähern sich dem Fürsten und bringen ihre Huldigung dar. Eine himmlische Gestalt erscheint über Bergen und Wolken, während grasende Rehe den Waldbereich andeuten. Gerade die Lebendigkeit und Frische, mit welcher die Tierwelt im Rahmen des Bildes verwertet wird, verleiht den Szenerien eine große Natürlichkeit. Je länger man bei den einzelnen Teilen verweilen kann, desto angenehmer und wohltuender berührt das frische Leben, das sich bunt und keck ineinander schlingt. Man beachte z. B. die köstlichen Darstellungen der Bäume, in deren Kronen die Vögel die Früchte abpflücken, während im Vordergrunde Krieger in voller Rüstung den Thron des Fürsten umgeben. Manche dieser Stücke könnte man geradezu klassisch nennen. Wie da alles in flüssigem Leben zusammenwirkt, die Vögel auf den Ästen der Bäume, die Rehe im Walde, die Edelleute in kostbarem Waffenschmuck vor dem König, die Frauen im Dienste der Fürstin! Man hat ein wirkliches Stück indisch-javanischen Lebens vor sich. Dabei muß man besonders achten auf die wechselnde Physiognomie der Gesichter. Das sind nicht die stumpfsinnigen, immer wiederkehrenden Züge der indischen Figuren. Hat man einige wenige gesehen, so kennt man alle. Hier spricht individuelle Auffassung aus den einzelnen Gesichtern. Es wird der glückliche Versuch unternommen, jeder Gruppe ein charakteristisches Gepräge aufzudrücken. Immer versteht es der Künstler, neuen Wechsel in die Szene zu bringen, bald durch dieses bald durch jenes dekorative Element. Seine reiche Phantasie läßt ihn keinen Augenblick dabei im Stich. Wie niedlich ist z. B. die Waldszene dargestellt, in deren Mittelpunkt der indische Sannyasi erscheint, während die Tiergruppe rechts so treu das landschaftliche Bild wiedergibt. Ganz anders sind wieder die Hofszenen mit tanzenden und musizierenden Gruppen. Trefflich gelingen dem Künstler die Reitergruppen. Ein höchst anschauliches Bild stellt die Fischerszene dar; im Meere schwimmt ein großes Segelschiff, dicht mit Personen gefüllt; die einen ziehen die Fische an der Angelleine aus dem Meer, andere bemühen sich auf Kommando an den Stricken des Mastbaumes in der Mitte. Wie sorgfältig der Künstler alle Umstände in Erwägung gezogen, bringt die Almosenszene augenfällig dem Blicke nahe: auf der einen Seite die hilfesuchenden Personen in verschiedenen Haltungen, auf der andern Seite diejenigen, welche die Gaben herbeibringen und verteilen.

Bild 54. Boro-Budor. Zweite Galerie. (S. 120.)

Bild 55. Boro-Budor. Relief der dritten Galerie. (S. 122.)

Bild 56. Boro-Budor. Buddharelief. (S. 125.)

Niemals ist der Künstler verlegen in der plastischen Wiedergabe der Handlung. So kann das Auge mit wachsendem Interesse den Bildern folgen, in denen sich das Leben Buddhas vor dem Auge entfaltet. Bemerkenswert sind die Belagerungsszenen, die Palisadenbauten der Wilden, welche von den indischen Eroberern erstürmt werden. Glänzend entfalten sich die Königszüge mit den Prachtwagen, von sechs Pferden gezogen. Einzelne Kampfbilder sind so voll des Lebens, der Aktion, daß sie unstreitig den besten Leistungen des Altertums an die Seite gestellt werden können. Mit besonderem Interesse wird der Kulturhistoriker die Darstellung des großen Seglers betrachten. Es ist ein vollständig ausgerüstetes Schiff. Die ganze Anlage und Gliederung, Masten, Taue, Segel sind trefflich wiedergegeben. Besondere Aufmerksamkeit weckt die in lebhafter Bewegung dargestellte Tätigkeit der Matrosen. Eine vorzügliche Beobachtungsgabe bekunden die Künstler bei den Darstellungen der einheimischen Bevölkerung. Man hat die zerstreutliegenden Hütten der Malaien, verdeckt vom Grün des Pflanzenwuchses, in treuer Nachbildung vor sich. Manchmal möchte man wissen, was diese oder jene charakteristische Szenerie bedeutet, so z. B. das Bild mit der großen Wage, wo auf der einen Schale ein Vogel sitzt, während auf der andern eine Schlange sich ringelt. Der Künstler lebt mit seiner ganzen Phantasie in den Szenen und sucht überall plastische Züge in dem Gesamtbild hervorzukehren. Immer wieder richtet sich die Aufmerksamkeit auf die köstlichen Tiergruppen, welche die Waldszenerien beleben. Man erkennt hier, wie wenig der Künstler nach der in Indien selbst so beliebten Schablone arbeitete. Alles soll eine individuelle Färbung erhalten. So rückt die dargestellte Szenerie in voller Anschaulichkeit dem Auge nahe. Dieses selbständige Bilden und Schaffen hebt die Bildner von Boro-Budor weit über diejenigen von Gandhāra; dort kopierte der Steinmetz, hier suchte der Künstler im Steine *nachzudichten*, was er in der Legende vorfand. Das bedeutendste Relief ist meines Ermessens das Bild des im sturmgepeitschten Meere ringenden Seglers. Mit überraschender Naturtreue ist der mächtige Schiffskoloß in seinem Bau und in seinem Mastwerk wiedergegeben. Der Sturm hat die Segel weit aufgeblasen, und die Matrosen bemühen sich, Herren des Schiffes zu bleiben. Die Szenerie entfaltet die höchste Lebendigkeit. Über diesem Relief gewahrt man ein anderes, das in der Art, wie Buddha auf dem Meere wandelnd dargestellt wird, keinen geringeren Grad echt künstlerischer Begabung verrät. Will man den vollen Wert dieser Darbietungen ermessen, so muß die Aufmerksamkeit sich den Einzelzügen zuwenden, aus denen die ganze Eigenart des Künstlers spricht. Es ist das allerdings ein recht hartes Stück Arbeit zwischen den sonnendurchglühten Gängen; denn es handelt sich um nicht weniger als 200 große Reliefdarstellungen der Rückwand. Aber erst auf diese Weise wird man sich der gigantischen

Künstlertat bewußt, die hier auf dem Boden Javas von indischen Werkmeistern geleistet wurde. Je tiefer man sich in das Werk versenkt, um so höher steigt die Bewunderung für die Leistungsfähigkeit der javanischen Hindukunst.

Meistens wendet sich das Interesse des Beschauers ausschließlich der Doppelreihe von Reliefs auf der Rückwand zu. Die Bilder der Vorderwand werden weniger berücksichtigt. Sie haben allerdings stark unter dem Verfall des Heiligtums gelitten; trotzdem bieten sie, soweit sie erhalten sind, dem künstlerischen Auge kein geringeres Interesse.

Diese kleinen Reliefs sind Genrebilder voll frischer Natürlichkeit. Mit großer Sorgfalt sind die Einzelzüge im Stein hervorgehoben, so daß die Szenerie mit packender Anschaulichkeit sich dem Blicke darbietet. Vorzüglich gelingen dem Künstler auch hier die Tierbilder, das Leben im Walde, auf dem Felde. Ein echtes Stück der indischen Märchenwelt ist in den Stein hineingearbeitet. Mit köstlichem Humor werden die drolligen Begegnungen und Beziehungen von Mensch und Tier, so wie sie die Fabel schildert, in den verschiedensten Bildern wiedergegeben. Dazwischen erscheint dann Buddha, um den Beschauer zu mahnen, daß es sich um jenes geheimnisvolle Vorleben handelt, durch das der „Erlöser" in tausend Wandlungen hindurchgegangen, bevor er der Welt die Erlösungsbotschaft brachte. Was die Künstler von Boro-Budor in der plastischen Darstellung der Vorgeburtsgeschichten geschaffen, wird diesem javanischen Denkmal für immer die erste Stelle unter allen verwandten Darstellungen sichern.

Wir stiegen zum dritten Umgang empor. Wer da glauben sollte, daß der Künstler es sich nunmehr in der Ausschmückung der Wände leichter gemacht, nachdem er die ganze Fertigkeit seines Meißels auf die verschiedenen Lebensstadien Buddhas verwandt hat, täuscht sich. Mit neuer, man möchte sagen, gesteigerter Kraft setzt er ein, um Buddhas Verherrlichung durch den Kultus in umfangreichen, glanzvollen Bildern zu schildern. Dabei vergesse man nicht, daß es sich nicht etwa um einige wenige Bilder handelt, sondern um eine Galerie von über 100 Reliefs, von denen keines durchschnittlich weniger als 20 Figuren zählt. Im Mittelpunkt des Reliefs erscheint immer Buddha in der feierlich-ernsten Stellung des Lehrers der Götter und Menschen in einer reich ausgeschmückten Nische. Ringsum drängen sich in vier, manchmal sechs Gruppen die anbetenden Gestalten. Und so einförmig der Grundgedanke ist, der dem Ganzen unterliegt, so mannigfaltig sind die Gruppenbilder trotzdem gestaltet. So etwas sucht man auf indischem Boden selbst ganz vergebens. Darum wird man diese Bilder weit sorgfältiger, als es bisher geschehen ist, in den Kreis der indischen Forschung ziehen müssen; denn sie zeigen uns die Entwicklung dieser Kunst auf einer Höhe, die sie in Indien nicht erreicht hat.

Mit steigender Bewunderung folgten wir dem neuen Bilderzyklus. Man glaubt die Wirklichkeit jenes alten Indien, das sich auf dem Boden Javas entwickelte, in den Königszügen, in den Hofszenen, in den Kriegsbildern vor sich zu haben. Wie künstlerisch arm erscheint diesem Bilderschmuck gegenüber das Ornament der südindischen Tempelpracht, so üppig reich es sich auch in den Riesenanlagen von Tanjore, Srirangam, Madura entfaltet hat. An überwuchernder Fülle fehlt es dort nicht, die materielle Leistungsfähigkeit der Architekten Südindiens steht einzig da. Aber was sie auf dem Gebiete der Plastik bieten, ist künstlerisch wertlos gegenüber den Schöpfungen Boro-Budors. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Künstler Javas vom Süden Indiens kamen. Ist in Indien etwa eine Epoche der Kunst, die einst blühte, vollständig aus dem Bereich der Denkmäler, die noch erhalten sind, entschwunden?

Die Vorderwand des dritten Umganges erschließt einen neuen Zyklus. Der Künstler hat den Frommen, die in feierlicher Prozession von Galerie zu Galerie wandeln, noch nicht genug im Stein von Buddhas Größe erzählt. An Reichtum des figürlichen Schmuckes steht dieser Zyklus hinter den andern nicht zurück. Von ganz besonderem Interesse aber sind die Reliefs, welche die Rückwand der vierten Galerie bilden. Wir lernen hier vor allem die javanische Tempelarchitektur in ihren mannigfaltigen und glanzvollen Formen kennen. Es müssen Heiligtümer von auserlesener Pracht gewesen sein. Das meiste ist verschwunden. Um so dankbarer sind wir den Meistern von Boro-Budor, daß sie uns diese Tempelherrlichkeit wenigstens in den Umrissen der Reliefs bewahrt haben. Der Bilderkreis der vierten Galerie ist für sich allein betrachtet eine monumentale Schöpfung ersten Ranges.

Die fünfte Galerie bietet eine neue Überraschung in dem Bilderzyklus, den der Künstler entfaltet. Ein prächtiges Bild ist die Szene, in welcher die gesamte Tierwelt sich Buddha naht, um ihn anzubeten. Aber wertvoller noch sind diese Bilder vom religiösen Gesichtspunkt aus. Sie eröffnen uns einen merkwürdigen Einblick in die Verehrung, mit der Buddhas Persönlichkeit in den verschiedenen Formen seiner Erscheinung umgeben wurde. Was ist doch aus jenem Buddha geworden, der einst in Buddhagaya unter dem Baume der Erkenntnis zur Erleuchtung gelangte, eine Gottheit, die in der Mannigfaltigkeit ihrer Wandlungen hinter Wischnu und Schiwa nicht zurücksteht? Wer das innerste Wesen jenes Buddhismus kennen lernen will, der von den Tälern Gandhāras aus die ostasiatische Kulturwelt erobert hat, findet in Boro-Budor ein Denkmal, das in seinem plastischen Reichtum einen tieferen Einblick eröffnet als alles, was das heutige Indien an buddhistischen Denkmälern noch besitzt.

Von der fünften Galerie führt uns die Stiege zu der abschließenden Terrasse. Das Bild ändert sich mit einem Male. An die Stelle des rechteckigen

Rundganges tritt der kreisförmige Rundgang. Drei breite Kreisflächen heben sich in Gestalt von Terrassen übereinander. Dafür wurde nun ein ganz eigenartiger Schmuck erfunden. Um jede der drei Terrassen schlingt sich ein Kranz von Glockentürmchen. Dieselben bilden aber nicht eine geschlossene Steinmasse, sondern haben die Gestalt eines eigentlichen Glockenmantels, der sich über einem sitzenden Buddha wölbt. Der Glockenmantel ist gitterartig durchbrochen, so daß die Buddhagestalt sichtbar wird. Auf diese Weise gelingt es dem Künstler, das Motiv des Buddha, das er schon in so vielerlei Formen dem Auge vorgeführt hat, in einer ganz neuen Gestalt dem Andächtigen nahezubringen. Auch diese Glocken legen von der seltenen Arbeitskraft Zeugnis ab, über die die Künstler Boro-Budors verfügten. Vom architektonischen Standpunkt aus hätte man zwar etwas anderes erwartet, eine gigantische Kuppel, die sich über dem riesigen Unterbau erhebt. Statt dessen erscheinen diese merkwürdigen Glocken als Umhüllung eines sitzenden Buddha. Aber das entspricht dem Grundgedanken, der in der Pyramide verkörpert werden sollte: Es sollte die ganze Majestät des alle Zeiten und Geschlechter durchdringenden Buddha in der denkbar reichsten Fülle von Figuren vor Augen gestellt werden. Ist der Pilgrim bis zu diesem Punkte gelangt, dann findet er sich in der richtigen Stimmung, um das eigentliche Heiligtum zu betreten. Dieses Heiligtum ist ein Reliquienschrein, der über der dritten Rundterrasse auf einem Unterbau als Kuppel emporsteigt. Der Kuppelbau gleicht demjenigen von Sarnath bei Benares. Das Innere öffnet sich in zwei Kammern. Es waren Reliquienkammern, welche in Verbindung mit einer großen Statue Buddhas Erinnerungen an den „Meister" aufbewahrten. Und nichts spricht so deutlich für die Macht, welche der Reliquienkultus auf die buddhistischen Völker ausübte, als dieser Abschluß des majestätischen Terrassenbaues. In dem Kultus, der den Reliquien Buddhas dargebracht wird, gipfelt das Riesendenkmal. Die Reliquien aber bringen das zur Anschauung, was das innerste Geheimnis des Buddhismus ausmacht, die Vorstellung des im Nirwana zur höchsten Stufe der Erlösung gelangten Buddha.

Das ist Boro-Budor. Wir stiegen zur höchsten Spitze des Denkmals empor und genossen von dort aus einen entzückenden Blick über das Tal, aus dem diese javanische Pyramide als herrliches Zeugnis indischer Künstlerkraft emporragt. Die Wucht und Majestät des Tempels kommt erst voll zur Geltung im Gesamtbilde der landschaftlichen Szenerie.

Das Geschlecht, das dieses Wunderwerk auftürmte, liegt zu unsern Füßen im Schutt der Lavamassen begraben, die sich vom Merapi über das Tal ergossen. Alles scheint darauf hinzuweisen, daß eine furchtbare Katastrophe, die von dem gewaltigen Vulkan ausging, ein blühendes Hindureich mit einem Schlage vernichtete. Von den Fürstengeschlechtern ist auch nicht die

Bild 57. Tjandi Kali Bening. (S. 130.)

Bild 58. Prambanam. Mauerschmuck des Tjandi Schiwa. (S. 131.)

Bild 59. Prambanam. Tjandi Schiwa, Brahma und Wischnu. (S. 131.)

leiseste Spur der Erinnerung übrig geblieben. Die unerschöpfliche Triebkraft des Bodens hat seit vielen Jahrhunderten über das Grab eine grüne Decke des reichsten Pflanzenwuchses ausgebreitet. Gerne möchten wir erfahren, wer dieses Denkmal aufgerichtet hat. Keine Kunde dringt zu uns. Nur die unzähligen Steinquadern reden noch von der religiösen und künstlerischen Begeisterung, die einst einen ganzen Heerbann von Künstlern und Arbeitern aufbot, um dieses monumentalste aller monumentalen Werke des Buddhismus aufzuführen. Nur eine vom höchsten Enthusiasmus getragene fürstliche Freigebigkeit konnte diese Riesenbauten errichten.

15. Oktober 1904.

Von Moentilan kehrte ich nach einem flüchtigen Besuche des Luftkurortes Magelang in das mir liebgewordene Heim von Djokjakarta zurück. Den nächsten Tag widmete ich dem Besuch der Ruinen von Prambanam. Der Ort Prambanam liegt 12 km von Djokja entfernt. Ein prächtiges Viergespann sollte mich in einer Stunde nach dem Ruinenfelde bringen.

Was Angkor-Wat und Angkor-Tom für die alte Hauptstadt der Khmer in Kambodscha waren, das ist Prambanam für jenes Fürstentum gewesen, das sich einst in der Umgebung der heutigen Stadt ausbreitete. Jede Spur von dem Fürstengeschlecht, das hier herrschte, ist verschwunden, aber seine Königsstadt muß eine ganz außerordentliche Ausdehnung gehabt haben. Tempel reihte sich an Tempel. Im Mittelpunkt lag die Tempelgruppe von Prambanam, gegen Osten bildete Tjandi Sari, gegen Westen Tjandi Sewoe die Grenze. Der schöne, mit hohen, stattlichen Bäumen bepflanzte Weg nach Prambanam führt zuerst zu den beiden Heiligtümern, bekannt unter dem Namen Tjandi Sari und Tjandi Kali Bening. Beide liegen etwas abseits vom Wege, das eine rechts, das andere links.

Ein Bauwerk ganz eigener Art ist der Tjandi Sari. Wir bogen von dem breiten Weg ab und folgten einem Fußpfad, der an Zuckerrohrfeldern vorbeiführt. Bald befanden wir uns einem palastähnlichen Bau gegenüber, der in seinen allgemeinen Umrissen unwillkürlich an die Schöpfungen der Renaissance erinnert. Die breiten Wandflächen sind sehr ansprechend durch Fenster und Nischen gegliedert. Eine ganz auserlesene Sorgfalt ist dem plastischen Schmuck der Bauteile gewidmet. Ohne den Eindruck des Überladenen zu wecken, sind die Ornamente so reich verwertet, daß sie der ganzen Anlage ein prächtiges Aussehen geben. Es wird der Versuch gemacht, eine breite Fläche harmonisch zu gliedern, und dieser Versuch verdient alle Anerkennung. Bleiben wir zunächst bei der Ostseite. Das Tor tritt kräftig hervor, Pfeiler bilden den Rahmen. Den Hauptschmuck der Fassade bildet die dekorative Gestaltung der Fenster, die in zwei Reihen übereinander

sich lagern und so den Eindruck zweier Stockwerke hervorrufen. Mit den eigentlichen Fenstern wechseln Blendfenster und Nischen. Alle sind elegant ausgeschmückt, so daß man den Eindruck eines königlichen Palastes erhält.

Nicht weit davon auf der andern Seite der Straße erhebt sich ein in Form eines griechischen Kreuzes errichtetes Bauwerk, der Tjandi Kali Bening. Der Kreuzform entsprechend besteht das Innere aus einem Mittelraum und vier kleinen Seitenräumen. Der mächtige Kali-Kopf über dem Portal erregt sofort die Aufmerksamkeit. Das furchtbare Antlitz mit den runden, hervorquellenden Augen und den hervorbrechenden Stoßzähnen macht einen wilden, unheimlichen Eindruck, zu dem die fünf von den Lippen herabhängenden Lotusblumen in merkwürdigem Gegensatz stehen. Überall tritt dieses schreckenerregende, unheimliche Bildnis an dem Gebäude hervor und gibt auf den ersten Blick zu erkennen, welcher Gottheit das Heiligtum geweiht ist. Die schön behauenen Quadern, in denen die Mauern sich auftürmen, verleihen dem Bau den Charakter eines gediegenen, auf Jahrtausende berechneten Werkes. Aber die Erdbeben haben längst daran gerüttelt und zwischen den Quadern breite Fugen geöffnet. Trotzdem läßt sich an den ornamentalen Bandstreifen und Arabesken noch deutlich erkennen, mit welcher Zierlichkeit und Sauberkeit die Ausschmückung des Denkmals behandelt wurde. Tüchtige Meister und Steinmetzen waren es, die an diesem Denkmal gearbeitet haben.

Nun geht es nach Prambanam. Wir durchschreiten den Kali Opak. Während der Trockenheit ist der Wasserstand des Flusses niedrig, und so konnte unser Viergespann leicht das Flußbett passieren. Bald darauf befanden wir uns in einem herrlichen Wald. Palmen der verschiedensten Arten bilden den Grundbestandteil. Nach kurzer Zeit erreichten wir den Pasar. Es war Markt. Nur langsam findet der Wagen seinen Weg durch das Gedränge der farbig gekleideten Volksmassen. Diese auf und ab wogenden Farben entfalten inmitten des dunkeln Waldes ein fesselndes Bild. Dem nordwärts laufenden Grenzweg folgend, erreichen wir das Dorf Prambanam. Ein Blick auf die südliche Umfassungsmauer zeigt, wie die Steinmassen der alten Heiligtümer schlechterdings als Steinbrüche ausgenutzt wurden. Der Boden steigt jetzt leicht an. Ein dichter Palmenwald überschattet den Weg, der zu der Tempelanlage führt. Hinter den Palmen treten die ersten Trümmer der Tempelgruppe hervor. Sie nehmen sich aus wie ein hoch aufgeschichteter Haufen von Steinblöcken. Der Platz, auf dem das Heiligtum angelegt ist, bildet eine ziemlich ausgedehnte natürliche Erhöhung, über deren Fläche sich eine kräftige Vegetation ausgebreitet. Zum Teil ist der Tempelgrund in Feld umgewandelt, aus dem an einzelnen Stellen noch Mauerreste emporragen. Der sakrale Boden war in seiner ganzen Aus-

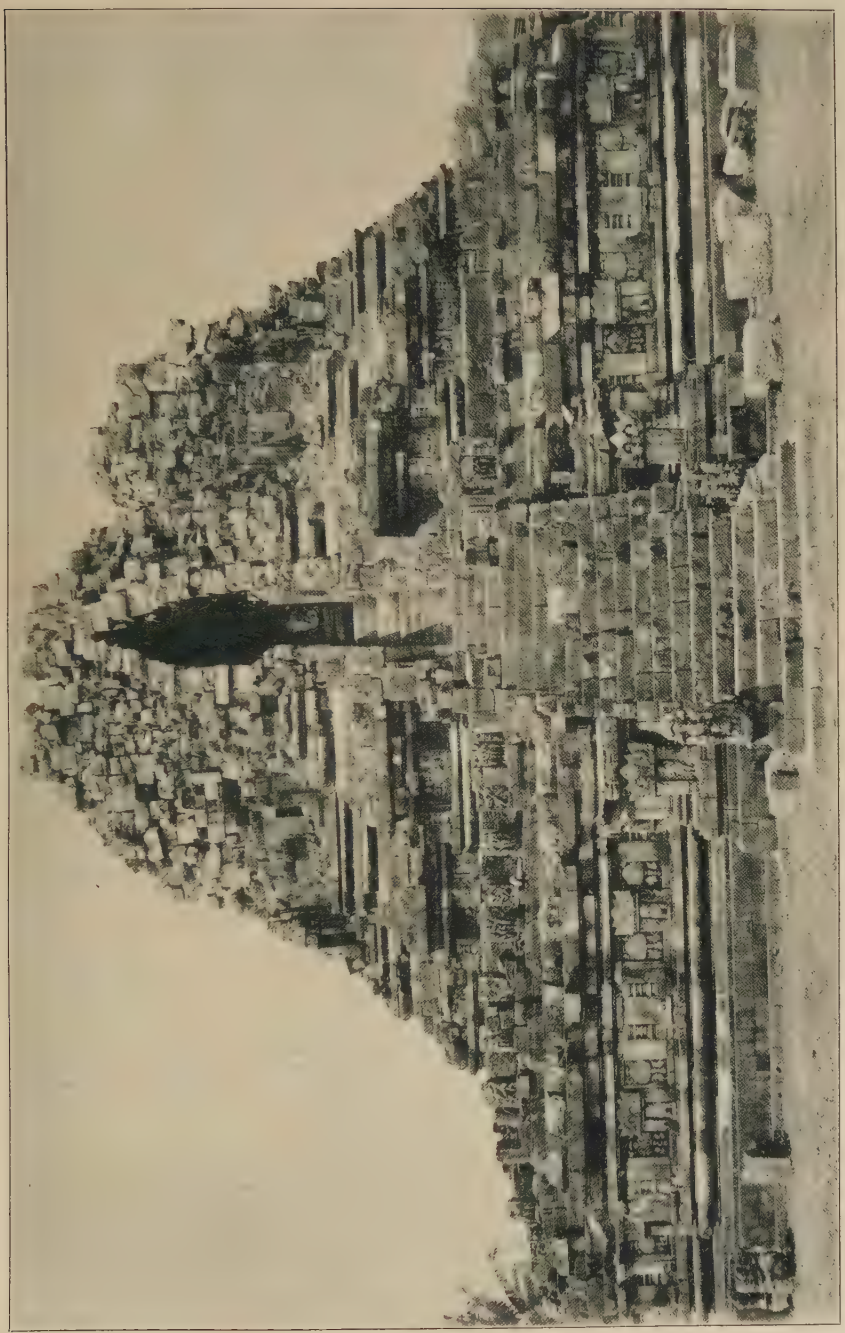

Bild 60. Prambanam. Tjandi Schiwa. (S. 131.)

Bild 61. Prambanam. Mauerschmuck von Tjandi Schiwa. (S. 131.)

Bild 62. Prambanam. Relief aus dem Rāmāyana-Zyklus. (S. 133.)

dehnung von einer dreifachen Mauer umgeben, die nach der Westseite stärker war, um die Heiligtümer gegen den zur Regenzeit mächtig anschwellenden Kali Opak zu schützen. Die nach den vier Himmelsrichtungen gewandten Tore lassen sich noch deutlich erkennen. Zwischen der zweiten und dritten Mauer war ein so breiter Raum freigelassen, daß ein dreifacher Kapellenkranz angelegt werden konnte. All diese Herrlichkeit lag seit Jahrhunderten unter einer dichten Humusschicht verdeckt, bis man zu graben und wegzuräumen anfing. Nacheinander wurden die Ruinen von 156 kleinen Kapellen ans Tageslicht gefördert. Es waren niedliche, auf einem Unterbau angelegte Zellen, zu deren Portal eine Treppe emporführte. Im Innern befand sich ein Bild von Wischnu oder Schiwa, Durga oder Ganeça. Alles ist hier dem brahmanischen Kultus gewidmet.

Wir folgen dem Weg an einer ziemlich steilen Felswand entlang und erreichen die innere Ringmauer. Diese umschließt ein Plateau, auf dem sich acht Pyramiden erheben. Die Heiligtümer sind so verteilt, daß drei auf der Ostseite und drei auf der Westseite liegen, während je ein kleiner Tempel zwischen den zwei Reihen aufsteigt. Die schönste Terrassenpyramide ist die mittlere in der nach Westen gelegenen Reihe, Tjandi Schiwa genannt. Dem Schiwa galt die Hauptverehrung in Prambanam. Brahma und Wischnu stehen ihm zur Seite, ersterer nach Süden, letzterer nach Norden gewendet. Alle drei Heiligtümer sind nach demselben Plane aufgebaut. Auf einem quadratischen Unterbau erhebt sich ein Zwölfeck oder Sechzehneck als erstes Stockwerk, und darauf baut sich ein zweites und drittes Stockwerk auf. In der Mitte einer jeden Seite führt eine Treppe zu der in der Pyramide hineingemauerten Kapelle empor. Der Hauptschmuck des Ganzen beruht auf der plastischen Ausgestaltung des dreifachen Terrassenumganges. Jeder Umgang ist von einer Brüstung eingeschlossen. Dadurch gewinnt der Künstler zu beiden Seiten der Galerie breite Flächen, um einen Bilderzyklus in Relief zu entfalten.

Auf diesen Bilderschmuck ist die Aufmerksamkeit des Besuchers vor allem gerichtet. Die Wandfläche des Unterbaues ist mit 24 Nischen geschmückt, in denen ein schöner Löwe zwischen zwei sakralen Bäumen angebracht ist. Der Löwe sitzt in seiner Nische wie in einem Käfig. Stamm und Wurzeln der Bäume zu beiden Seiten sind fein stilisiert, so daß die Wurzelknollen wie ein kunstvoll gearbeiteter Sockel erscheinen, aus dem der Stamm wie der Schaft einer Säule emporsteigt, der als Kapitäl die Krone des Baumes trägt. Unter dem Baume sitzen mythische Tiergestalten. Wir sehen hier einen ganz neuen, selbständigen Versuch der Flächendekoration. Dem indischen Festland ist diese ansprechende Form fremd. Betrachtet man die Einzelheiten des Entwurfs, so wird man wahrnehmen, wie sorgfältig überall der

Künstler verfährt, wie zierlich er die einzelnen Glieder verteilt. Es ist ihm daran gelegen, das Auge durch schöne, harmonische Formen zu erfreuen, ohne durch Überladung und Überwucherung des dekorativen Elementes die religiöse und künstlerische Andacht zu stören. Jeder Teil ist sinnig ausgebildet. Überall findet das Auge etwas Neues und Schönes, und die künstlerische Ausgestaltung scheint zu wachsen, je höher man emporsteigt. Sie erreicht ihre Vollendung in dem der epischen Dichtung Rāmāyana entlehnten Bilderzyklus.

Das war wirklich eine Überraschung, fast möchte ich sagen eine künstlerische Offenbarung für den indischen Altertumsforscher.

Wenn sich das Auge an die wilden, überwuchernden Formen der altindischen Skulpturen gewöhnt hat, dann glaubt man sich hier in eine ganz andere Künstlerwelt versetzt. Wurzelt dieses zwar dem Inhalt nach ganz indische Denkmal wirklich in einem indischen Kunstleben?

Der Zyklus beginnt mit einer Reihe von Bildern, die Rāmas Kampf einleiten. Wischnu erscheint, mit der Krone geschmückt, vom Glorienschein umgeben. Wir wissen, daß Wischnu sich in seiner siebten Inkarnation als Rāma in der Menschenwelt offenbarte, und begreifen darum, daß die bildnerische Erzählung des Rāma-Mythus von Wischnu ausgeht. Fünf fürstliche Personen, als solche durch die mit Perlen besetzte, spitz zulaufende Krone gekennzeichnet, erscheinen links vom Gott, während rechts der Dämon Rāvana sichtbar wird. Das folgende Bild führt den Beschauer bereits mitten in den Kampf. Der Held jagt seinen Pfeil dem weiblichen Ungeheuer Taraka in die Brust. Lebendig ist Rāmas Haltung wiedergegeben; anziehend ist das niedliche Gruppenbild der Tiere. Kräftige Gestalten, im Kampf begriffen, schildert anschaulich das folgende Bild. Eine Reihe großartiger, jedesmal aus mehreren Szenen zusammengesetzter Reliefbilder zieht nun am Auge vorüber. Der Künstler lebt in seinem epischen Stoffe und ist bemüht, Gestalt für Gestalt, Begebenheit für Begebenheit, in künstlerischem Wettstreit mit der prunkenden Schilderung des Dichters, im Steine wiederzugeben. Deutlich kann man wahrnehmen, welch anregenden Einfluß die farbenreiche Darstellung des Epos auf die Gestaltungskraft des Künstlers ausübt. Er vermag den verschiedenen Gruppen stets wechselnde, lebendige Züge zu geben. Bemerkenswert ist das Zusammenwirken der einzelnen Gestalten. Alles scheint frisch aus dem Leben gegriffen, so schlicht, einfach, natürlich, daß man sich in die Wirklichkeit des alten Indien versetzt glaubt. Man ist überrascht von der Vollkommenheit der Zeichnung und Feinheit der Flächenbehandlung. Von prächtiger Wirkung sind Rāmas Kämpfe mit dem Dämon Rāvana. Wir gewinnen hier einen interessanten Einblick in die Art des damaligen künstlerischen Schaffens und die Ausführung der umfangreichen Kompositionen. Diese Kolossalreliefs sind bis in alle Einzelheiten der

Bild 63 u. 64. Prambanam. Reliefs aus dem Rāmāyana-Zyklus. (S. 132.)

Bild 65. Schiwa.

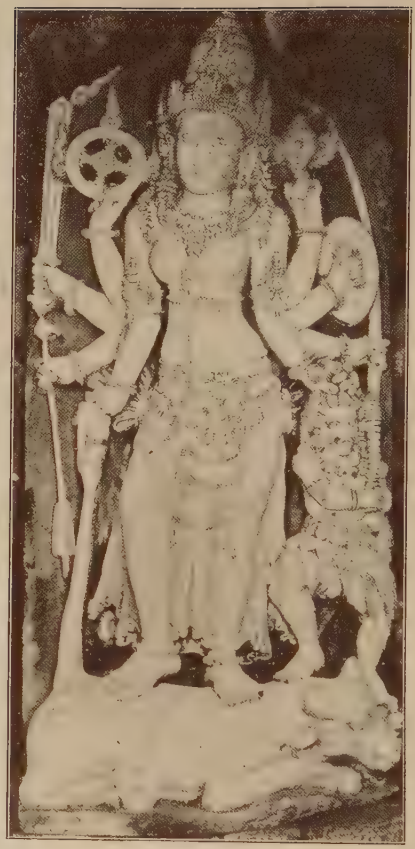

Bild 66. Durga.

Bild 67. Ganeça.

Bild 68. Nandi.

Prambanam. Götterstatuen. (S. 133.)

schmückenden Teile mit zierlicher Sauberkeit bearbeitet. Einen besondern Reiz gewinnt die Frische und Natürlichkeit dort, wo der vom Epos so hoch gefeierte Affe Hanuman mit seinen Gesellen in den Kreis der Darstellung eingeführt wird, um Bundesgenosse des Rāma im Kampfe gegen den Dämon zu sein. Es sind anmutige Reliefgebilde voll köstlicher Schönheit, die von der Lebenskraft der Künstlerzunft ein rühmliches Zeugnis ablegt. Geist und Richtung der Kunsttätigkeit, die hier ihren Sitz hatte, erkennt man an der kühnen Lebendigkeit bei Schilderung des Ringens, an der malerischen Anordnung der verschlungenen Gruppen, an der Mannigfaltigkeit und Prägnanz der Charakteristik. Die Virtuosität eines in langjähriger Technik ausgebildeten Stiles kommt da zum Vorschein. Wohl mangelt der edle Rhythmus, der freie Schwung griechischer Kunst. Es fehlt die Hoheit und der Ernst ihrer Gebilde, der Adel des Idealen, der den unvergänglichen Schöpfungen der Antike aufgeprägt ist. Aber trotz aller Mängel bleibt die gediegene Meisterschaft, mit der hier der Stichel geführt wird, bewundernswert. Man beachte das niedliche Bild, das des Affen Zwiegespräch mit der schönen Prinzessin Sita darstellt, diesen schelmischen Blick und die ungezwungene Bewegung des Hanuman, die vornehm herablassende Haltung der Prinzessin. Nur ein echter Künstler kann ein solches Bild schaffen. Welch stürmische, vorwärtsdrängende Gewalt zeigt sich nicht in den Schlachtenbildern! Es sind wahre Momentaufnahmen in Stein, Prachtstücke dramatischer Schilderung mit Hilfe des Meißels. Nur ungern trennt sich der Beschauer von den reizenden Bildern.

Einen ganz verschiedenen Charakter tragen die großen Reliefs der vierten Reihe. In der Mitte erscheint eine Gottheit; zu beiden Seiten ist in einem Rahmen je ein aus drei sitzenden Figuren zusammengesetztes Bild eingefügt. Das Auffällige bei diesen Gestalten ist, daß sie trotz der scheinbaren Gleichförmigkeit eine große Verschiedenheit in Haltung und Schmuck zeigen. Jedes Bild ist von dem andern verschieden. Eine besondere Sehenswürdigkeit sind die Statuen, mit welchen das Innere der in die Pyramide hineingebauten Kapellen geschmückt ist. Der gewaltige Stier, das Sinnbild Schiwas, ist ein prächtiges Stück. Der naturalistische Zug ist meisterhaft durchgeführt. Mit Nandi wetteifert der rüsselbewehrte Ganeça an Realistik der Darstellung. Prachtwerke sind die Kolossalbilder der sechsarmigen Durga und ihres Gemahls Schiwa. Wer den Schiwatempel aufmerksam in Augenschein genommen, wird vielleicht für die andern Tempel wenig Interesse mehr übrig haben. Und doch lohnt ein Besuch sehr wohl die Mühe, welche der Aufstieg über geborstene Treppen, der Umgang zwischen zertrümmerten Galerien ihm bereitet. Namentlich das Tjandi Brahma und Tjandi Wischnu sind höchst sehenswert. Überall lernt man die gediegene Arbeit des Künstlerkreises bewundern, dem diese Denkmäler ihren Ursprung ver-

danken. Aus der Schönheit und Eleganz der Ornamente leuchtet uns eine Glanzepoche indischer Zivilisation entgegen. Hinweggefegt ist das Geschlecht, das diese Denkmäler schuf, nichts weiß man von ihm. So erscheinen die Heiligtümer inmitten des hohen und dichten, sie umgebenden Waldes wie kleine Inseln, Reste einer in die Tiefe des Meeres versunkenen Kunstwelt.

Wenn wir unsere Wanderung in nördlicher Richtung fortsetzen, so führt uns der Weg an einem eingestürzten kleinen Tempel vorbei und bringt uns zum Heiligtum der „Tausend Tempel", Tjandi Sewoe. Es wird zwar hier mit weniger Recht von tausend Tempeln als im Süden Indiens von tausend Säulen gesprochen; denn die tatsächliche Zahl ist 246. Diese Zahl erreicht nicht einmal jene eines Heiligtums auf dem Diëng-Tafelland, bei dem man 400 Kapellen gezählt hat. Aber immerhin ist die Zahl 246 groß genug, um eine decens veri superlatio bei den Orientalen zu rechtfertigen.

Die Anlage des „Tausend-Tempel-Heiligtums" ist so gestaltet, daß sich um einen Zentraltempel ein vierfacher Kranz kleiner Tempel windet. Der Haupttempel ist zum Teil in einen Trümmerhaufen verwandelt. Das Erdbeben von 1867 tat das übrige, um die Verwüstung vollständig zu machen. Der Aufriß stellt ein griechisches Kreuz dar. In der Mitte findet sich das eigentliche Heiligtum, während jeder der vier Arme eine Seitenkapelle bildet. Auf erhöhter Terrasse angelegt, zeichnet sich der Aufbau nicht weniger durch die schöne Gliederung der einzelnen Teile wie durch ansprechende Dekoration aus, die teils der Tierwelt teils der Pflanzenwelt in anmutigen Formen entlehnt wurde. Die Mauerflächen werden durch zierliche Säulen in kleine Felder eingeteilt. Ein architektonisch interessanter Schmuck ist der Südwand durch die im Spitzbogen ausgeführte Nische gegeben. Wenn man in einiger Entfernung die Wand betrachtet, so erscheinen Säulenstellung und Spitzbogen so verführerisch, daß man glauben sollte, die verzierte Mauerfläche einer gotischen Kirche vor sich zu haben. Erst die Wahrnehmung der drei Glockentürmchen, welche das Feld des Spitzbogens füllen, erinnert uns daran, daß wir uns auf dem Boden eines buddhistischen Heiligtums befinden.

Das Heiligtum stellt einen ganz eigenartigen Versuch dar, den Terrassenbau in einen Kreuzbau umzugestalten. Die Terrasse erhebt sich in Form eines Zwanzigeckes, dessen mittlere Abschnitte nach den vier Seiten hin zu Kreuzflügeln verlängert und ausgebaut sind. In der Mitte jeder Seite sieht man eine große Nische angebracht, die wie eine Grabkammer in die Pyramide hineingebaut ist. Das Innere schmückt eine Statue des wischnuitischen oder schiwaitischen Kultus. Diese Kammer tritt in der zum Kreuzbau umgewandelten Terrasse als selbständige Ka-

Bild 69. Prambanam. Wandschmuck von Tjandi Schiwa. (S. 133.)

Bild 70. Prambanam. Tjandi Sewoe. (S. 134.)

Bild 71. Tjandi Sewoe. Zwerg als Torhüter. (S. 134.)

Bild 72. Tjandi Plaosan. Buddhastatue. (S. 136.)

pelle hervor. So wächst aus der Pyramide ein harmonisch gegliederter Tempel heraus.

In kurzem Abstand von dem zentralen Heiligtum zieht sich eine Mauer um den Bau. Daran schließen sich die beiden ersten Kapellengürtel; der erste zählt 28, der zweite 44 Kapellchen. Diese beiden Gürtel bilden ein engeres Ganzes für sich, das von der nächsten Tempelgruppe durch einen ziemlich breiten Raum getrennt ist. Der dritte Kapellenkranz hat 80, der vierte 88 Heiligtümer.

Alle diese kleinen Tempel tragen so ziemlich den gleichen Schmuck. Über einem kleinen Unterbau erhebt sich das reich verzierte Gehäuse, in dessen Innern ein Buddha thront oder thronte. Die Seitenflächen sind nach innen und außen mit einem von Pfeilern eingerahmten Bild, Statue oder Relief geziert. Auf die einzelnen dekorativen Glieder, Bandstreifen, Pfeiler, Pflanzenmuster ist eine große Sorgfalt verwandt. Überall tritt das Bestreben hervor, ein fürstliches Denkmal zu schaffen. Darum waren die Baumeister besonders bemüht, den Tempeln einen möglichst reichen statuarischen Schmuck zu geben. Dieses Bestreben kommt vor allem bei der Hauptstatue zur Geltung. Es ist immer ein Dhyāni-Buddha, d. h. einer der mystischen Buddhas der Mahāyāna-Schule. In dieser bevorzugten Verehrung jener geheimnisvollen Gestalten des nördlichen Buddhismus erscheint Tjandi Sewoe wie eine Fortsetzung von Boro-Budor. Ja die ganze Anlage weist auf eine innere Verwandtschaft der beiden Heiligtümer hin. Den vier Galerien von Boro-Budor entsprechen die vier Kapellenkränze von Tjandi Sewoe. Die vielen Nischen der einen Buddhastatue, die in ersterem Heiligtum zu einer geschlossenen Masse zusammengedrängt werden, sind in letzterem in einen vierfachen Ring von kleinen Tempeln aufgelöst. So haben wir hier ein zweites, großartiges Denkmal des Mahāyāna-Kultus vor uns, die glückliche Weiterentwicklung von Boro-Budor. Nur eines schwindet: die Dagoba als Mittelpunkt der Reliquienverehrung. Der Bilderkultus hat überall den Reliquienkultus verdrängt. Aller Glanz der Kunst wird aufgeboten, um durch die Schönheit der figürlichen Darstellungen zu fesseln.

Wenn man von Tjandi Sewoe den Weg in östlicher Richtung einschlägt und am Ende desselben nordwärts abbiegt, hat man rechts den Trümmerhaufen von Tjandi Plaosan, zum Teil unter Bäumen und Strauchwerk verborgen, vor sich. Diese Tempelgruppe unterscheidet sich von allen übrigen Bauten. Wenn auch der Grundgedanke derselbe ist: ein Heiligtum, von einem Kapellenkranz umgeben, so ist doch die Art, wie der Gedanke hier verwirklicht wird, ganz verschieden. Die Tempelanlage zerfällt in drei Gruppen. Die zwei gegen Norden gelegenen Gruppen gehören eng zusammen. Die dritte, südliche Gruppe ist von dieser durch einen weiten Freiraum getrennt, so daß man auf den ersten Blick meinen

könnte, diese Fläche sei ebenfalls ursprünglich für eine Tempelgruppe bestimmt gewesen.

Der Hauptbau besteht aus einem Rechteck, das von einer doppelten Ringmauer umgeben ist. Wir betreten die nördliche Hälfte durch einen von zwei Torwächtern bewachten Eingang. Jeder der beiden Dvārapāla ist in der Rechten mit einem Stocke bewehrt. In der linken Hand ringelt sich eine Schlange. Die ganze Nordfläche des Tempelhofes ist von einem Gürtel kleiner Kapellen eingeschlossen, je 18 an der Ost- und Westseite, je 9 an der Nord- und Südseite. Jede Kapelle war im Innern mit einer großen Buddhastatue geschmückt, und zwar sind es auch hier die dem nördlichen Buddhismus angehörigen mystischen Buddha (Dhyāni-Buddha), welche verehrt wurden. Jede Seite war einem dieser Buddha geweiht, die Westseite dem Amitabha, die Südseite dem Ratnasambhava, die Ostseite dem Akshobhya, die Nordseite dem Amoghasiddha. Einzelne dieser Statuen sind noch erhalten. Mit dem Schmuck der Buddhabilder verbindet sich das Ornament der Reliquienschreine, die in Gestalt kleiner Glocken, auf gesonderten Terrassen sich erhebend, in zwei Reihen die Kapellen umgeben.

All diese Tempel, Kapellen, Reliquienschreine finden sich in einem bedauernswerten Zustand der Zerstörung. Die Mauern und Terrassen waren samt ihren kostbaren Skulpturen eine erwünschte Steingrube für die umwohnende Bevölkerung.

Wir wenden uns von dem Kapellenkranz dem eigentlichen Heiligtum zu. Die Tempel bestehen aus je drei Kammern, deren jede etwa 20 m im Geviert mißt. Die Kammern sind untereinander durch eine schmale Tür verbunden. Ihre innere Einrichtung zeigte den gleichen Schmuck, der in einem Altar und einem dreifachen Buddhabildnis bestand. Das Mittelbild ist überall verschwunden, die Seitenbilder sind geblieben. Besonders reich entfaltet sich das Ornament in den Leisten und Bändern, welche sich an den Wänden, über dem Eingang, in den Nischen ausbreiten. Die Kränze und Vögel sind in frischer, anmutiger Zeichnung dargestellt.

Merkwürdig erscheint es, daß die Verwüster, die mit wilder Hand das Heiligtum zerstörten, sich an den beiden herrlichen Buddhastatuen nicht vergriffen haben. Es sind köstliche Erzeugnisse der Hindukunst, Zeugen eines Talentes, das es meisterhaft verstand, aus dem spröden Material jenes Bild hervorzuzaubern, in dem der Glaube des Zeitalters seinen Mittelpunkt besaß. Etwas merkwürdig ist die Haltung des Buddha. Auf dem Lotuskissen sitzend, läßt er das rechte Bein herabhängen und auf einem Kissen ruhen, das von einem Löwen getragen wird; Hals und Arme sind mit vielen Kleinodien zierlich geschmückt.

Eines wird dem Besucher bei diesen Tempeln auffallen: es ist das einträchtige Nebeneinanderwohnen von Buddhismus und Brahmanismus. In

Boro-Budor ist es der Kultus des Buddha, in Prambanam der des Schiwa, welcher im Mittelpunkt steht. Man gewinnt den Eindruck, als habe es zwischen Buddhismus und Schiwaismus keinen andern Gegensatz gegeben wie zwischen Wischnuismus und Schiwaismus. Wie in Indien die Fürsten bald Wischnu bald Schiwa bevorzugten, aber jedesmal doch so, daß der andere Gott nicht ausgeschlossen wurde — es sei nur an den Wischnu-Riesentempel von Srirangam erinnert —, so fühlten sich die javanischen Könige bald zu Buddha bald zu Schiwa hingezogen. Hier war es ein buddhistisches, dort ein brahmanisches Heiligtum, das zum Zentrum des Kultus gemacht wurde, aber immer geschah es in einer Weise, daß auch dem andern Kultus genug Raum zu seiner Entfaltung gelassen war. Ist Prambanam ein schiwaitischer Tempelgrund, so geben der Umgebung von Prambanam die Tempel Tjandi Sewoe und Tjandi Plaosan eine ausgesprochen buddhistische Färbung. Dieses Nebeneinanderwohnen und Ineinandergreifen der beiden Kulte war um so natürlicher, als der Buddhismus in der Verehrung der fünf mystischen Buddha bereits auf dem besten Wege war, im Brahmanismus aufzugehen. Bevor die Verschmelzung eintrat, brach die Katastrophe herein, welche die Tempel in eine Ruine verwandelte. Aber auch als Ruinen nehmen Boro-Budor und Prambanam eine ganz einzige Stelle in der Kunstgeschichte Indiens ein.

Wie gerne hätte ich dem nach Java verpflanzten Indien mehr Zeit geschenkt. Auf den östlichsten Teil Javas und seine Denkmäler mußte ich verzichten. Stehen diese in ihrem religiösen und künstlerischen Wert auch weit hinter denen von Mitteljava zurück, so zeigen sie doch in ihrer Fülle und Größe den immensen Einfluß, den Indiens Kultur gewonnen hatte. Ohnehin fürchte ich, den freundlichen Begleiter schon zu lange unter der steigenden Glut der Sonne Javas aufgehalten zu haben. So wollen wir denn Abschied nehmen von diesen Ruinenfeldern, über denen einst der künstlerische Genius des alten Indien schwebte. Nur einen ganz geringen Bruchteil von Denkmälern haben wir uns im Fluge angesehen; aber auch dieses Wenige genügt, um uns ein annäherndes Bild von der hohen Vollendung zu geben, zu der sich die altindische Kunst auf Java emporgeschwungen hatte. Weder China noch Japan können in ihren Baudenkmälern, so zahlreich und mannigfaltig sie sind, etwas Ebenbürtiges den Schöpfungen der indisch-javanischen Kunstepoche an die Seite stellen.

Was uns Java als indisches Kolonialreich an Denkmälern bewahrt hat, bildet ein würdiges Seitenstück zu der Pracht, die sich als Khmer-Kunst in den großen brahmanischen Schöpfungen Kambodschas erhalten hat. Da ich den Boden des indischen Mutterlandes selbst noch nicht betreten hatte, so stellten die Tempelbauten der beiden Kolonien gleichsam die Vorhalle dar, welche einen ersten Blick in die Religion und Kunst des brahmanischen

Mutterlandes eröffnet, dem sich meine Fahrt allmählich nähert. Eine großartige Zivilisation leuchtet aus diesen Ruinen, ein reich entwickeltes Geistesleben. Gar manche Züge sprechen uns anmutig in dem Bilde an, das sich vor unsern Augen entfaltet. Das tiefe Naturgefühl, die gemütvolle Teilnahme für das Leben der Tierwelt, die träumerische Liebe zum einsamen Walde, die sanfte Ergebung in eigenes Leid, das tiefe Mitleid mit fremdem Kummer, die schmerzliche Überzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen, die aszetische Weltflucht, um etwas Besseres zu suchen, das Erstreben dieses Glückes in innerlicher Beschaulichkeit, das alles sind Züge, die uns das indische Geistesleben in einem recht günstigen Lichte zeigen könnten, wenn sich nicht damit zugleich ein so zügelloser Hang zur Sittenlosigkeit mischte, daß die Wollust selbst in mehreren Gottheiten Verkörperung und religiöse Verehrung fand. Die grotesken, abstoßenden Götzenfratzen der indischen Tempelarchitektur mit ihren vielen Köpfen und Armen mahnen ernstlich daran, daß wir hier denn doch keinen wirklichen Triumph des Menschengeistes vor uns haben. Der edlere, ideale Gehalt des Brahmanismus ist von dem abstoßenden Götzentum widerwärtig umkrustet, das sittliche Streben nach Erlösung von heidnischem Aberwitz völlig überwuchert, Schlangenkult und Affenkult, die sittenlose Krischna-Verehrung und der unzüchtige Schiwa-Dienst verkünden den Triumph der Vielgötterei über die Alleinslehre des Brahmanismus. Der brennende Schwanz des vergötterten Affenkönigs zieht sich, wie einmal scherzhaft bemerkt wurde, in abenteuerlicher Länge durch alle Wandlungen von Kunst und Poesie, und Gott Ganeça mit dem Elefantenrüssel als Gott der Weisheit ist der monumentale Ausdruck der indischen Geisteskultur geblieben. Und was ist aus dem in so gewaltigen Denkmälern verherrlichten Buddhismus geworden? Der vermeintliche Spiritualismus, den Buddha im Gegensatz zu den Brahmanen so sehr betont hatte, führte nach und nach zu dem geraden Gegenteil, zu noch größerem Mechanismus, Formelkram und Äußerlichkeit. In abenteuerlichster Weise mischte er sich mit dem unzüchtigen Schiwa-Kultus, mit abergläubischem Geisterkultus. Der Buddhismus ist nicht mehr jene pessimistische Leidens- und Entsagungslehre, welche Buddha erstrebte, sondern eine bunte Musterkarte des mannigfaltigsten Wahnglaubens, Aberglaubens und des schmutzigsten und verworfensten Götzendienstes. Auf diese Weise bereiteten Brahmanismus und Buddhismus die Wege dem Mohammedanismus, als dieser von Indien her sich über den Malaiischen Archipel auszubreiten begann. Der Islam ergoß sich wie ein verheerender Lavastrom über die brahmanisch-buddhistische Zivilisation Javas. Aber unter der äußeren Schicht des erstarrten Stromes glüht auch heute noch brahmanische und buddhistische Überlieferung als ein weit ausgesponnenes, zum Teil mit der haarsträubendsten Unsittlichkeit verflochtenes System abergläubischer Zauberkunst fort.

Niemand kann die tiefe Kluft übersehen, welche die heidnische Bildung des Hindu von der christlichen Kultur trennt. Die hohen Ideale des Christentums kann auch der größte Erfolg im Bereiche des Materiellen und Technischen nicht ersetzen.

19. Oktober 1904.

Am 14. Oktober sagte ich den schönen Fürstenlanden Lebewohl, um die Rückfahrt nach Batavia anzutreten. Noch einmal entfaltete sich vor dem Auge das herrliche Bild der Preangerlandschaft. Am Abend des 17. Oktober trug mich der „Prinz Hendrick" nach Singapur zurück. Mein nächstes Ziel war Siam.

8. Bangkok.

23. Oktober 1904.

In zweitägiger Fahrt hatte mich der „Sandakan" von Singapur aus wiederum gegen Norden getragen und einem Stück asiatischer Erde näher gebracht, dem ich vor einigen Monaten Lebewohl gesagt. Damals war es der Stromlauf des Mekong, der mich ins Innere der hinterindischen Halbinsel entführte, jetzt wartet unser der würdige Rivale des Mekong, der Menam, um uns vom Süden aus das religiöse Geheimnis desselben Hinterindiens in der Hauptstadt Siams zu erschließen. Dieser Hauptstadt gilt unser Besuch. So knapp die Zeit bemessen ist, so gestattet sie doch, das Bild des von Indien ausgehenden religiösen Einflusses durch einen wertvollen Zug zu ergänzen. Siam gehört als ein sehr bedeutsames Glied zur großen buddhistischen Welt des Ostens. Und wenn es auch nicht gerade ganz neue Bilder buddhistischen Lebens sind, die das merkwürdige Land aufrollt, so bleibt es doch schon von hohem Wert, mit eigenen Augen den Einfluß wahrgenommen zu haben, den Indien in seinen religiösen Idealen auf ein kleines, aber hochbegabtes Volk gewonnen hat.

Als ich in der Frühe das Deck betrat, zeigten sich im Osten die Umrisse des Küstenbildes von Siam. Bergketten tauchen empor und das dunkle Grün des Baumwuchses winkt den ersten Gruß aus einem mir noch unbekannten Lande zu. Nie hätte ich es mir träumen lassen, einmal in diesen Winkel der ostasiatischen Welt, nach dem Golf von Siam verschlagen zu werden.

Während der Dampfer über die Flut gleitet, ist deren bläuliche Farbe in ein smaragdenes Grün übergegangen. Wir nähern uns dem Delta des Menam. Immer reicher tritt die umsäumende Küstenwand hervor. Allmählich ändert sich die grüne Farbe des Meeres, die Oberfläche nimmt mehr und mehr eine schlammige gelbe Färbung an. In einiger Entfernung vor uns scheint sich das Meer sogar in sumpfigen Boden zu verwandeln, aus dem hohes Schilfgras hervorschaut. Eine große Sandbank versperrt uns den Weg. Das ist die berüchtigte Barre des Menam. Wir „stoppen". Der Anker rasselt in die Tiefe. Für heute nacht ist uns das weitere Vordringen verwehrt; wir müssen uns bis zur Flut gedulden, die uns in früher Morgenstunde über die Bank hinüberträgt. Mittlerweile haben wir

unsern Lotsen an Bord genommen, einen wackern Sohn der norwegischen Fjords.

Die Nacht war eingebrochen, und die Leuchtfeuer blitzten auf. Ich werde den Abend niemals vergessen, den ich im Angesichte des geheimnisvollen neuen Landes verbrachte. Während das Auge über die dunkeln Wasser zu dem Ufer hinüberschweifte, das durch einzelne Lichter angedeutet war, trat mir das Bild jener unternehmenden Seefahrer entgegen, die sich vor 400 Jahren zum erstenmal in das Dunkel hineingewagt hatten. Es waren auch hier die kühnen Söhne der Königsstadt am Tajo. Den Portugiesen verdanken wir die erste Kunde und Karte von Siam.

24. Oktober 1904.

Bereits um 4 Uhr in der Frühe lichten wir die Anker. Sachte gleiten wir mit der wachsenden Flut über die Barre und laufen in den Menam ein. Über den Ufern lagert noch das Dunkel. Langsam dämmert der Tag, und die üppige Pracht des Pflanzenwuchses schimmert hervor. Doch was bedeuten jene zahlreichen hellflimmernden Lampions dicht am linken Ufer? In langer Reihe führen sie durch eine noch dunkle Allee zu einem aus Palmen hervorschauenden hohen Gebäude. Ich greife zum Fernglas und erkenne sofort die Umrisse einer Kirche mit schmuckem Turm. Links und rechts flattern Fahnen und Wimpeln auf hohen Masten. Es ist da heute offenbar Festtag. Später erfuhr ich, daß es das Patronatsfest der Christengemeinde war. Heute feiern wir ja das Fest des hl. Raphael. Es mochte etwas nach 5 Uhr sein, wir waren kaum 200 m weiter gefahren, da klang vom Kirchturm über die stillen Fluten des Menam der Schall der Angelusglocke zu mir herüber. Wie freute es mich, gerade in diesem Augenblick, wo ich mich einem neuen fernen und fremden Lande näherte, vom Turme einer Raphaelskirche den ersten Gruß des Landes zu hören, und zwar in der Morgenstunde des Festtags, an dem die Kirche sich dankbar des Schutzes erinnert, mit dem einst Gottes heiliger Engel den jungen Tobias in den fernen Landen des Ostens begleitet und behütet hat! Es war ein erhebendes Bild an der Eingangspforte Siams. Bald sollten ganz andere Bilder folgen.

Wir nähern uns Paknam. Der Fluß macht eine Krümmung, und zwischen Wasser und Strauchwerk taucht ein ziemlich bedeutendes Fischerdorf hervor. Viele Barken und Boote, Einsegler und Zweisegler beleben den Strom. Unsere Aufmerksamkeit wendet sich zuerst den Strandbatterien zu, die halbverstohlen aus dem Grün hervorschauen. Das ist die „Festung" Paknam. „Der Tiger, der seine Krallen verbirgt", heißt sie im Volksmund. Aber der Tiger zeigte umsonst seine „Krallen", als die beiden französischen Kanonenboote „Inconstant" und „Comète" am 11. Juli 1893 vordrangen und zum Entsetzen des Königs auf einmal vor Bangkok lagen.

Lebhafter fesselt unsere Blicke der glockenförmige Pagodenturm, der sich malerisch in seiner weißen, leuchtenden Farbe von dem kräftigen Grün der umgebenden Palmen und Sträucher abhebt. So wenig künstlerischer Wert in dieser Form steckt, so bietet sie doch inmitten des tropischen Wachstums ein höchst malerisches Bild. Man sollte meinen, diese phantastische Form schicke sich besser als jede andere zu der landschaftlichen Szenerie.

Ein farbenreiches Schauspiel entfaltet sich auf den Fluten vor uns. Die Oktoberfeste werden eben gefeiert. Wie in allen buddhistischen Ländern, so ist auch in Siam der Oktober nach alter Überlieferung ein besonders heiliger und festereicher Monat. Die Pagode von Paknam aber zieht vor allem viele Pilger in ihre poesievolle Nähe während der unter dem Namen Thot-Kathin bekannten Feste. Jeden Morgen kommen in aller Frühe Hunderte und Hunderte dieser Andächtigen herbeigefahren. Das Wogen und Drängen der zahlreichen Barken bietet einen prächtigen Anblick. Männer, Frauen und Kinder sitzen in den kleinen Fahrzeugen, alle in die herrlichsten Festgewänder gekleidet. Das Rot, Blau und Weiß der Laien wechselt mit dem gelben Gewand der Bonzen: es war ein Farbenspiel von entzückender Schönheit. Nur der Orient kennt diese Farbenpoesie. Nicht minder anziehend aber war das Volksleben, das sich rings um die Pagode entfaltete. Die Glockenpyramide, Wat genannt, erhebt sich auf einer doppelten Terrasse. Dieselbe ist so angelegt, daß sie einen doppelten Umgang rings um das Heiligtum gewährt. Im Zentrum steigt die große Glocke empor und läuft in eine feine, einem Blitzableiter ähnliche Spitze aus. An den vier Ecken erheben sich kleinere Glockentürme. Eine mächtige grüne Wand von Palmen und Sträuchern schließt das Reliquienheiligtum im Hintergrund ab. Daneben steht der eigentliche Tempel, die Stätte, wo die Bonzen ihre Zeremonien vor dem Bilde Buddhas verrichten. Es ist ein höchst einfacher, anspruchsloser, im Rechteck aufgeführter Bau. Als Tempel gibt er sich in dem dreifachen Giebeldache mit dem leicht geschwungenen Schweife am First zu erkennen. Eine doppelte Pfeilerreihe öffnet den Eingang, eine andere Pfeilergruppe schließt nach hinten das Heiligtum ab. In einiger Entfernung gewahren wir die Wohnungen für die Mönche und die weiten, offenen Hallen zur Beherbergung der Pilger. Man erkennt sofort dieselben Grundbestandteile eines buddhistischen Heiligtums wie in Kambodscha: Glockenturm, Buddhatempel, Mönchskloster, Pilgerherberge. Es war mir sehr lehrreich zu sehen, mit welchem Eifer die bunten Massen sich schon in aller Herrgottsfrühe hinaufdrängten, um ihre Andacht in dem doppelten Umgang um das Heiligtum zu verrichten. Die Hauptstätte der Andacht ist natürlich die obere Terrasse. Hier schieben sich die Andächtigen in dichte Knäuel zusammen. Sie kommen und gehen und machen andern Platz. Das Auf- und Niederfluten will kein Ende nehmen. Dazwischen tauchen die gelben Bonzengestalten

auf. Es war ein Stück echt buddhistischen Lebens. Die ganze Eigenart des Landes kündete sich darin an. Die buddhistische Pagode ist es, die dem Lande und Volke hier wie in Birma das Gepräge aufdrückt.

Zu schnell eilt dieses Bild an uns vorüber. Desto reicher entfaltet sich jetzt zu beiden Seiten des Stromes die Vegetation. Zahlreiche herrliche Baumfarne entzücken das Auge. Daneben breiten wilde Bananenstauden ihre lichtgrünen Riesenblätter aus. Bambusgebüsche streben mit ihren zierlichen Stämmen schlank empor. Stellenweise sind die Flußufer mit einem schmalen Saum von Röhricht bestanden. Über all diese Pracht aber ragt die Palme mit ihrer majestätischen Krone empor, und die Morgensonne wirft ihre glitzernden Strahlen auf die grünen Fächer. Zwischen dem Grün erscheinen kleine Häusergruppen, einfache Pfahlbauten, wie sie dem Auge schon von Kambodscha her vertraut sind. Mit ihnen wechseln kleine Pagoden ab, treue Bilder der phantasievollen religiösen Architektur Siams mit ihrer spitz zulaufenden Pyramide, ihren glockenartig geformten kleinen Türmen und dem von hohen, weiß getünchten Pilastern eingeschlossenen Tempel, dessen Satteldach sich dem Wachstum der tropischen Umgebung harmonisch anschmiegt. Daß wir uns im Lande eines echt buddhistischen Bonzentums befanden, verrieten uns kleine Barken, in welchen die Träger des gelben Gewandes von Hütte zu Hütte fuhren, um sich ihren Morgenreis und ihr Mittagsmahl zu betteln. Dieser Morgenbettelgang zu Wasser und zu Lande ist einer der bezeichnendsten Bräuche des buddhistischen Bonzentums. Die Zähigkeit, mit der an diesem uralten Brauch der indischen Aszeten festgehalten wird, gehört unstreitig zu den auffälligsten Erscheinungen im Leben des buddhistischen Mönchstums. Neu war das Bild der auf dem Wasser von Haus zu Haus fahrenden Mönche; bisher hatte ich sie nur von Tür zu Tür in den Straßen mit ihrem Bettelnapf herumziehen sehen. Vom Flusse biegen sie mit ihren Barken in die kleinen Wasserstraßen ein, die sich seitwärts in das Uferland unter dem Grün der Palmen hineinziehen.

Der Menam windet sich jetzt in einer fast kreisförmigen Schlinge, so daß nur ein schmaler Streifen Landes den oberen und unteren Arm der Krümmung trennt. Die Sampans und Dschunken mehren sich, die Häusergruppen am Ufer werden dichter. Glänzend weiße Glockentürme mit goldenen Spitzen zeigen sich in der Ferne, auf den Dächern glitzert die farbige Masse der Porzellanbedeckung; alles leuchtet und funkelt. Im Hintergrund aber taucht der Koloß der Wat Chen-Pyramide empor.

Wir kommen der eigentlichen Stadt immer näher. In den Pagodentürmen, die friedlich neben den Schornsteinen der Fabriken aufragen, in den großen Handelsdampfern, die rings noch von alten siamesischen Seglern umgeben sind, zeigt sich bereits die Vermischung siamesischer Eigenart und

europäischen Fortschrittes, die heute den hervorstechendsten Zug im Bilde Bangkoks bildet.

Ein wunderliches Durcheinander von Stilformen gewahrt das Auge an beiden Ufern; bald ist die Bauart siamesisch, bald chinesisch, bald europäisch. Bambus, Teakholz, Ziegel wechseln als Baumaterial ab. Es fällt uns sofort die große Zahl der Reismühlen längs dem Ufer auf, ziemlich hohe, meist nach europäischem Vorbild aufgerichtete Bauten, in denen die aus dem Innern herbeigeschaffte Reisernte für den Transport nach Singapur und Hongkong hergerichtet wird. Der Reis ist eine der reichsten Quellen des siamesischen Wohlstandes. Vor den Faktoreien lagern die Reisbarken, schwer mit Säcken beladen. Lange Züge chinesischer Kulis sieht man kommen und gehen. Hier am Strome scheint die Bevölkerung in fieberhafter Tätigkeit.

Jetzt werden die Gebäude der Douane, der Post und Telegraphie sichtbar. An verschiedenen Punkten erscheint die Flagge eines Konsulates oder einer Gesandtschaft. Besonders bemerkenswert ist ein schöner, schlanker Turm, der sich weit über die Palmen emporhebt: es ist die Kirche des „Calvaire". In der Nähe funkelt wieder das Porzellandach einer phantastischen Pagode.

Um 9 Uhr warf unser Dampfer inmitten des Stromes die Anker aus; wir lagen vor Bangkok. Als ich in der nächsten Nachbarschaft Umschau hielt, glaubte ich mich wieder in heimatlicher Umgebung zu befinden, so zahlreich wehte uns hier von allen Seiten die deutsche Flagge auf den vor Anker liegenden Dampfern entgegen. In der Tat hat Deutschland den Dampfer- und Frachtverkehr Bangkoks mit Singapur und Hongkong zum guten Teil erobert.

Aus dem Heimatstraum werden wir bald in die siamesische Wirklichkeit zurückgerufen. Siamesische „Zöllner" erscheinen an Bord zur Gepäckrevision: „Haben Sie Waffen bei sich?" Da ich in der glücklichen Lage war, keine Waffen zu besitzen, so war die Revision bald erledigt. Eine kleine Dampfschaluppe brachte mich ans Land. Hier erwartete mich bereits ein liebenswürdiges Mitglied der Gesellschaft der auswärtigen Missionen. Wir bestiegen — den elektrischen Tram. Das kam mir wirklich urgelungen vor. Man steigt ans Land und glaubt sich nun in einem abgelegenen Winkel des fernen Ostens zu befinden; und siehe da, dicht am Strom steht eine „Elektrische" zur Verfügung wie am Alexanderplatz in Berlin. Inmitten einer ganz siamesischen Umgebung genießt man bereits alle Annehmlichkeiten dieser herrlichen Errungenschaft der Neuzeit. Bangkok besitzt eine vortrefflich funktionierende elektrische Bahn, welche die sog. „New Road" in ihrer ganzen Länge durchzieht. Die „Neue Straße" ist die große Verkehrsader der siamesischen Hauptstadt, indem sie dem Strome, der mitten durch Bangkok geht, in allen seinen Windungen und Drehungen folgt. Es ist eine schöne

Bild 73. **Bangkok mit Blick auf Wat Cheng.** (S. 143)

Bild 74. **Bangkok. New Road.** (S. 144.)

Bild 75. Ayuthya. Tempelruinen. (S. 149.)

Bild 76. Bangkok. Königliche Mausoleen. (S. 152.)

Straße; sie gibt dem Ankömmling sofort ein äußerst günstiges Bild von dem Fortschritt, den Siam in diesem südöstlichen Winkel Asiens gemacht hat. Zu beiden Seiten säumen die Geschäftshäuser die Straße ein, einfache Bauten, meistens aus Backstein nach europäischer Art, bisweilen auch aus Holz nach der Sitte des Landes. Durchweg sprechen sie durch ihre Sauberkeit und Zierlichkeit an. Eines fällt mir aber sofort in diesem Straßenbild und Geschäftsleben auf: das ist das Vorwiegen des chinesischen Elementes. Wenn man sich das Leben und Treiben auf der Straße ansieht, so sollte man wirklich glauben, man wäre in Hongkong oder Schanghai. Der Chinese tritt überall hervor, der Siamese verschwindet. Die großen, schönen Basare sind in den Händen der Chinesen, und aus den kleineren Läden schaut ebenfalls ein Zöpfchen heraus. Der Sohn des Reiches der Mitte ist Herr des Jinrikschaverkehrs, und er gebietet über den in Bangkok außerordentlich regen Droschkenverkehr, der vor 20 Jahren noch etwas ganz Unbekanntes war. Man sieht ihn als Handwerker in allen Zweigen des Gewerbes. Wirklich ein wunderbares Volk! Ich dachte an Singapur, und von dort schweifte der Blick über den Äquator nach Java zurück: das Bild der großen Straße von Moentilan mit ihrem chinesischen Geschäftsleben schwebte mir vor Augen. Hier wie dort dominiert derselbe strebsame, arbeitsame Chinese.

Mit diesen Eindrücken empfängt mich New Road auf dem Boden Siams. Wir sind in der Nähe der Kathedrale oder besser der Stelle, wo das alte Gotteshaus, das eben niedergelegt ist, gestanden hat. Das bescheidene Heim des Apostolischen Vikars von Siam öffnet seine gastliche Pforte. Gerne erinnere ich mich der herzlichen Freundschaft, die ich inmitten der ausgezeichneten Männer fand, denen dieses Arbeitsfeld anvertraut ist. Ihre brüderliche Hilfe ermöglichte es mir, innerhalb der knappen Zeit, die meinem siamesischen Aufenthalt zugemessen war, ein lebendiges Bild des in seinen Pagoden so phantastisch verkörperten indischen Einflusses in Bangkok zu gewinnen.

Die Gesamtbevölkerung des Königreichs Siam dürfte kaum die Zahl von 9 Millionen überschreiten. Diese Bevölkerung verteilt sich so, daß zwei Drittel im Tiefland des Menam, das andere Drittel in den gebirgigen nördlichen Teilen lebt. Eigentliche Siamesen gibt es darunter nur 3 Millionen. Man zählt 2 Millionen Chinesen, 1 Million Laos, 1 Million Malaien und $1^1/_2$ Millionen Kambodschaner und Annamiten.

Der Siamese zeichnet sich durch seinen schön geformten, geschmeidigen Körper aus. In der Haltung der Männer und Frauen liegt etwas Vornehmes. Die Hautfarbe ist olivengelb, das Auge schwarz, mandelförmig geschnitten, die Nase groß und stumpf, die Lippen sind angeschwollen. Von sanftem, schmiegsamem Naturell, ist er geduldig und gelassen, aber auch gleichgültig und träge, ein Feind des Zankens und Haderns, daneben jedoch heimtückisch, furchtsam, servil, kindlich, fast kindisch heiter, mehr dem Spiel

und Vergnügen als ernster Arbeit ergeben: so bietet sich das siamesische Volk heute dem Beobachter dar. Alles in allem genommen steht es gegenüber den Bewohnern Kambodschas auf einer höheren Stufe der Gesittung. Was dem Siamesen fehlt, das ist der Ernst und die Ausdauer. In dem Reichtum des Bodens findet er alles, um ein sorgenfreies Leben zu führen.

Man braucht nur oberflächlich Umschau zu halten, um sofort zu erkennen, wie tief Indien in das Leben eingewachsen ist. Religion und Recht, Sprache und Sage, Kunst und Literatur, kurz alles das, worin sich das höhere geistige Leben eines Volkes ausspricht, ist wesentlich vom Geiste des alten Indien getragen. Dieser Einfluß drang zuerst von Kambodscha aus in das Menamtal ein. Es war aber nicht ein buddhistischer, sondern ein brahmanischer, ein auf der alten Sprache und Literatur des rechtgläubigen Indien gegründeter Einfluß. Mit der Ausdehnung der Herrschaft der Könige Kambodschas breitete sich die blühende Kultur der Khmer im Mekonggebiet immer weiter in dem von den Fluten des Menam befruchteten Tale aus. Am unmittelbarsten spricht sich dieser ältere Einfluß Indiens noch in den zahlreichen, über das Land zerstreuten Sanskritinschriften aus. Die Schrift, deren sich jene Denkmäler bedienen, ist der von Kambodscha entlehnt. Diese aber ist aus der indischen, d. h. aus dem sog. Devanagari des Sanskrit hervorgegangen. In dem Einfluß Indiens vollzog sich ein durchgreifender Wandel, als die heutigen Siamesen das Land eroberten. Diese sind erst ziemlich spät eingewandert. Sie selbst nennen sich nicht „Syama" (Siamesen), sondern Thai, ein Wort, das nach der gewöhnlichen Deutung der „Freie" im Gegensatz zum Sklaven bedeutet. Die große Familie der Thai umfaßt zahlreiche Äste; die bedeutendsten sind bekannt unter den Namen Laos und Siamesen. Die Thai drangen von dem Hochplateau von Yunnan und von Tibet aus immer mehr gegen Süden und Südosten vor, indem sie, dem Laufe der beiden großen Ströme Menam und Mekong folgend, nach und nach die ausgedehnten Ebenen auf beiden Seiten der Flüsse besetzten. Bei diesem Vordringen schoben sie die bereits zivilisierten Völker der Annamiten, Kambodschaner, Malaien und Birmanen immer mehr gegen die Küste zurück, während die Ureinwohner in die Wälder getrieben wurden.

Im Menamtal entwickelte sich der eine Zweig der Thai zu solcher Macht, daß er durch seine höhere Kultur bald den andern Thaistämmen überlegen war. Die Laos beherrschend und Kambodscha zum großen Teil erobernd, dehnte er sich bis an das Küstengebiet aus, um zuletzt selbst unter der malaiischen Bevölkerung der Halbinsel Malakka Wurzel zu fassen. Das mochte an der Wende des 10. und. 11. Jahrhunderts n. Chr. gewesen sein. Seit dieser Zeit werden die neuen Beherrscher des Menamtales von den angrenzenden Völkern „Syam" genannt. Sie selbst nannten sich die Thai noi, die „kleinen

Thai", im Gegensatz zu den Thai Yai, „den großen Thai", wie die Halbwilden Laos genannt wurden.

Nachdem die Thai noi sich endgültig zu Herren des Gebietes gemacht hatten, vermischten sie sich bald mit den Nachbarvölkern. Selbst noch auf einer niederen Kulturstufe stehend, griffen sie begierig die Errungenschaften auf, deren sich die eroberten Gebiete seit Jahrhunderten unter dem Einfluß des indischen Staatslebens erfreuten. Dieses Staatsleben war brahmanisch, auf den Überlieferungen der alten Rechtsbücher gegründet, welche die indischen Kolonisatoren in dem Menam- und Mekongtal zur Geltung gebracht hatten. Erst später und ganz allmählich gewann die buddhistische Mönchsgemeinde die Oberhand über die brahmanische Kastenordnung. Mochte die brahmanische Kaste noch so mächtig sein, so konnte sie sich trotzdem nicht in der Mitte der halbzivilisierten Eroberer halten. Der Eroberer war zu stark, um sich dem einzwängenden Gesetz der Kastendespotie zu unterwerfen. Je weniger aber die selbstherrliche und alles andere hoch überragende Stellung der brahmanischen Kaste in diese neue Bevölkerung paßte, um so leichter und ungezwungener konnte sich die buddhistische Gemeinde an diese primitiven Völkerschaften anschmiegen. Frei von allem Kastenzwang in ihrer körperschaftlichen Organisation, war die buddhistische Gemeinde wie geschaffen, um sich aufs engste mit den Völkern zu verbinden und sie auf eine höhere Kulturstufe zu erheben. Der buddhistische Mönch war der geborene Lehrer des Volkes; er wurde der Erzieher der Siamesen. Seit dem 12. Jahrhundert beginnen Ceylon und Birma entscheidenden Einfluß auf das religiöse Leben der Siamesen zu gewinnen. Von dort empfängt die buddhistische Mönchsgemeinde den Kanon der heiligen Schriften, und mit dem Kanon der in Pali abgefaßten Bücher breitet sich die Kenntnis des Pali immer mehr aus, so daß nach und nach die Sprache der Thai mit einem starken Prozentsatz indischer Worte durchsetzt wird. Der Einfluß des Pali auf die einheimische Sprache wurde besonders durch die Schule begünstigt. Die Grundlage des Unterrichts, so primitiv dieser gestaltet war, beruhte auf den heiligen Büchern. Dadurch war dem Eindringen der heiligen Sprache Tür und Tor geöffnet, und so darf es nicht überraschen, auf Schritt und Tritt dem indischen Elemente in der Sprache zu begegnen; je höher die Stilart ist, um so mehr bemüht sich der Schriftsteller, seine Ausdrucksweise mit indischen Worten zu durchweben. Erst dieses fremde Element verleiht der Sprache in seinen Augen ein höheres und vornehmeres Gepräge. Mit dem buddhistischen Kambodscha stimmt Siam darin überein, daß die männliche Bevölkerung, soweit sie Anspruch auf die Rechte eines „Freien" erhebt, eine Zeitlang unter der Zucht der Bonzen im Kloster zubringt. Während dieser Zeit tragen die Knaben das Bonzengewand. Es ist darum leicht verständlich, daß die Bonzengemeinde einen so außer-

ordentlichen Einfluß auf das Volk ausübt. Die Bonzen waren und sind auch heute noch die Schulmeister des Landes. Darin steckt das Geheimnis ihres Einflusses. Was die große Masse des Volkes an primitiven Kenntnissen besitzt, das verdankt sie ihren Bonzen. Durch diese werden alle mit einigen Stücken der heiligen Schrift bekannt. Jedermann lernt bestimmte Abschnitte auswendig, um sie in dem Tempel oder auch in stiller Hausandacht laut herzusagen. Es sind teils Gebetsformeln in Pali teils Erzählungen in siamesischer Sprache. Das Gedächtnis wird nicht übermäßig dabei belastet; aber eben weil es nur kleine Lehr- und Lesestücke sind, die ähnlich unserer Bibel dem Gedächtnis eingeprägt und immer wiederholt werden, so geht ihr Inhalt den Siamesen sozusagen in Fleisch und Blut über. Das Erlernte ist wie ein heiliges Band, das sie während des ganzen Lebens enge mit den Pagoden und deren Hütern verknüpft, in denen sie ihre alten Lehrer verehren.

Im Distrikt von Bangkok allein gibt es nicht weniger als 290 solcher Klosterschulen mit 8700 Mönchen. Die Organisation dieser Bonzengemeinschaften ist hier wie überall sehr einfach. Es ist eine Bruderschaft, der ein Oberhaupt zur Überwachung der Pagode und ihrer religiösen Feste vorsteht. Jede Pagode hat ihren aus der Mitte der Bonzen gewählten Vorsteher. So stolz ihr Titel „Fürst der Gemeinde" klingt, so wenig Bedeutung kommt ihm zu. Eine Ausnahme machen die königlichen Pagoden und die von Prinzen und Prinzessinnen gegründeten Klöster. Diese Bonzengemeinden werden nicht selten von einem Gliede der königlichen Familie selbst geleitet, das sich dem Bonzentum zeitlebens ergeben hat. Im übrigen aber läßt es sich der König als Chef aller Pagoden angelegen sein, die Verwaltung der Einkünfte der einzelnen Klöster durch besonders bestellte Beamte von Zeit zu Zeit prüfen zu lassen.

Der Ausbreitung der Bonzenschulen und der Verpflichtung, eine Zeitlang im Kloster das Bonzengewand zu tragen, ist es zuzuschreiben, daß die meisten Männer in Siam ganz so wie in Birma lesen und schreiben können. Sowenig der Buddhismus sonst sich literarischer und wissenschaftlicher Erfolge rühmen kann, so hat er doch durch die Ausbreitung des elementaren Unterrichtes sich ein großes Verdienst um die geistige Hebung des Volkes erworben. Die jungen Leute sind lernbegieriger und der höheren Bildung leichter zugänglich geworden.

An dem Gebrauch, daß jeder junge Mann einige Zeit im Kloster zubringt, wird so streng festgehalten, daß auch die Söhne der besten und vornehmsten Familien sich diesem religiösen Zwange nicht entziehen können. Nicht selten kommt es vor, daß junge Prinzen und Edelleute, die an europäischen Universitäten den Studien obgelegen, bald nach ihrer Rückkehr aus Europa sich in ein Kloster zurückziehen, um für einige Zeit das gelbe Ge-

wand anzulegen und mit kahlgeschorenem Kopf unter den andern Bonzen zu leben. Diese äußere Anhänglichkeit an die buddhistischen Gebräuche schließt keineswegs den Skeptizismus in den oberen Kreisen aus. Aber trotz allem Fortschritt sieht der Siamese in der Bonzengemeinde die religiöse und sittliche Grundlage seines Volkes. Was Siam an höherer Bildung besitzt, verdankt es dieser. Die Mönchsgemeinde wurde die Hüterin der religiösen Güter des Volkes, und als solche durfte sie eine dem Königtum ebenbürtige Stelle inmitten des Volkes beanspruchen. Diese Stelle wurde ihr in einer Weise zuerkannt, daß der Träger der königlichen Macht gewissermaßen eins mit dem Träger des gelben Gewandes wurde.

25. Oktober 1904.

Mein erster Ausflug führte mich nach dem alten Ayuthya. Nach einer ziemlich zuverlässigen Überlieferung wurde Ayuthya im Jahre 1350 gegründet. Seit dieser Zeit war es Hauptstadt des Landes bis zur Zerstörung durch die Birmanen im Jahre 1767. Vorübergehend war es schon 100 Jahre früher einmal im Besitz des Königs von Pegu gewesen.

Wir zogen die Eisenbahn einer Dampferfahrt auf dem Menam vor. In etwa drei Viertelstunden befanden wir uns im Angesichte der alten siamesischen Königsstadt. Was wir vor uns haben, ist nur ein weites Trümmerfeld, das in einem Umfang von etwa 14 km die Flächenausdehnung der „Unbezwingbaren" andeutet, die sich aus den Fluten des Menam als Insel erhebt. Man erhält beim Anblick der Mauermassen sofort den Eindruck eines echt buddhistischen Zentrums. Mächtige Glockentürme zeichnen sich im Hintergrunde der grünen Vegetation ab, die überall ihre Blätter und Wurzeln ausbreitet. Gruppen von Säulen werden sichtbar, schlanke Schäfte mit einfachem Kapitäl, und dazwischen gewahrt man zerbrochene Statuen von Buddha, manche, wie nicht anders zu erwarten, von kolossalen Dimensionen. Als vor mehr denn 200 Jahren der französische Jesuit La Loubère Ayuthya besuchte, fand er es noch von dem Glanze des königlichen Hoflagers umgeben. Mit seinem Berichte in der Hand konnte ich mir ein Bild von der Herrlichkeit des alten Ayuthya machen.

Den Mittelpunkt der Stadt bildete die Königspagode. Gigantische Wächter hüteten den Eingang; die Pfeiler und Mauerflächen leuchteten in Gold. Davon ist allerdings heute keine Spur mehr zu entdecken. Zahlreiche Statuen Buddhas schmückten das Innere. Eine Statue, die Buddha in sitzender Haltung darstellte, erreichte eine Höhe von 2 m. Es wird uns dann von einem andern bedeutenden Heiligtum berichtet, das sich etwa 100 Schritte weiter in Gestalt einer mächtigen Terrasse erhob. Diese Terrasse lag inmitten eines Parkes und war von einer dreifachen Mauer umgeben. Zwischen der ersten und zweiten Umfassungsmauer stiegen 16 riesige Glockenpyra-

miden empor, 4 auf jeder Seite des Rechtecks. In der Mitte der Pyramiden strahlte aus den Nischen der Glanz goldener Buddhastatuen hervor. Die zweite Umgürtung war in Gestalt einer 39 m langen und 33 m breiten Galerie angelegt, deren Halle sich nach der Terrasse hin öffnete. Mehr als 300 goldene Statuen schmückten nach La Loubères Angabe die Galerie. Es waren offenbar Darstellungen der 500 „Heiligen" des Buddhismus. Unter ihnen waren 12 in gewaltiger Größe ausgeführt und so verteilt, daß je eine Statue in der Mitte und an den beiden Ecken jeder Seite stand. Innerhalb des freien Raumes vor der Halle erhoben sich 24 Pyramiden auf kleineren Terrassen, je 11 auf jeder Seite. Interessant ist die Beschreibung, die von dem Aufbau dieser Heiligtümer gegeben wird. Den Hauptbestandteil derselben bildete eine halbkugelförmige Masse. Aus der Halbkugel, die vergoldet war, stieg eine Spitze hervor, welche als Baldachin einen mit Glocken geschmückten Schirm trug. Das Hauptheiligtum selbst war in Gestalt einer mehrstöckigen breiten Pyramide angelegt. Eine Terrasse baute sich über der andern auf. Um die erste Terrasse zog sich der Galerie entlang ein Kranz von 36 Glockentürmen, 9 auf jeder Seite, aber von verschiedener Größe; darüber erhob sich eine zweite und dritte Terrasse, jede mit einem ähnlichen Kranz von Glocken geschmückt. Die oberste Terrasse trug einen in Kreuzform angelegten Bau, aus dessen Mitte ein mächtiger Pyramidenturm emporstieg, während kleinere Türme die vier Arme des Kreuzes überragten. Auf jeder Seite führten breite Stufen von Galerie zu Galerie nach dem Heiligtum.

So sah und beschrieb vor 200 Jahren P. La Loubère die Stadt Ayuthya. Von dieser Herrlichkeit ist so gut wie nichts mehr vorhanden. Das Auge gewahrt nur mehr Trümmer, eine unförmige Masse von Schutt, Buddhastatuen, große und kleine, manche von ganz gigantischen Dimensionen, hier ein Rumpf, dort ein Kopf, wahre Gigantenhäupter; die Kuppeln und Pyramiden sind eingefallen, die Säulen zum Teil eingestürzt, zum Teil in der oberen Hälfte abgebrochen. Und über alle Trümmer spannt die tropische Vegetation ein wildes Gestrüpp von Strauchwerk und Schlingpflanzen aus. Etwa 2 km nördlich von der Stadt steigt der Goldberg empor. So nennen die Siamesen einen hochansteigenden Turm, der auf einem gewaltigen Unterbau angelegt ist. Seine Masse erhebt sich in mehreren Terrassen, die von Galerien umgeben sind. Auf der obersten Terrasse bildet das von einer Kuppel überwölbte Heiligtum in Kreuzform den Abschluß. Im Innern des Heiligtums befand sich unmittelbar unter der Kuppel eine Kolossalstatue Buddhas. Auch hier bietet sich heute dem Auge nur mehr ein Bild der Verwüstung dar. Wie stechen diese Trümmer doch von denen in Angkor-Wat ab! Dort ist der kräftige Sandstein zum Bau verwandt worden, und obschon der Tempel nur mehr eine Ruine ist, so muß doch Schritt um

Schritt der Urwald mit den Steinwällen kämpfen, die ihm widerstehen. Niemals vergißt man das Bild der herrlichen Galerien, Türme, Säulen und Terrassen der Khmer-Kunst. Hier hingegen hat es die vordringende Vegetation leicht. Das Schlingwerk zerbröckelt den Backstein, aus dem Mauer, Säulen und Statuen aufgeführt sind. Wie mächtige Sand- und Geröllhaufen breiten sich die Trümmer aus.

Als wir wiederum in Bangkok eintrafen, erhellte das elektrische Licht New Road, und ein buntfarbiges Straßenbild, von Siamesen und Chinesen, Malaien und Annamiten belebt, schimmerte in dem bläulichen Scheine, der sich über die Menschenmassen ergoß, die durch die Straßen zogen.

26. Oktober 1904.

Die nächsten Tage gehören der Besichtigung der neuen Hauptstadt des Landes. Seit gestern wehen die kühleren Winde aus dem Norden. Wenn es auch noch „mörderisch“ heiß um die Mittagszeit ist, so laden doch die Morgen- und Nachmittagsstunden zur Rundfahrt durch die Pagoden- und Palaststadt innerhalb des Lagunennetzes des siamesischen „Venedig“ ein. Das heutige Bangkok ist noch eine recht junge Stadt, unter Siams verschiedenen Hauptstädten die jüngste Gründung. Aber „die Stadt der Oliven“, Bang Kog, hat das religiöse Erbe der älteren Hauptstadt ungeschmälert übernommen. Ayuthya war im Jahre 1767 von den Birmanen erstürmt und in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Die Zerstörungsherrschaft der birmanischen Eindringlinge währte zwar nicht lange; bereits nach drei Jahren wurden sie davongejagt. Aber um den Ruhm Ayuthyas, von dessen Glanz uns die Berichte der französischen Gesandtschaft Wunderdinge erzählen, war es geschehen. Die Hauptstadt des Landes wurde näher ans Meer verlegt. Ein unscheinbares Fischerdorf am Menam verwandelte sich in jene königliche Residenz, die sich heute zu beiden Seiten des Stromes in einer Länge von 10 km und in einem Umfang von 40 km ausdehnt. Seit 1772 residieren hier die Könige von Siam. Darum rühmt sich das neue Ayuthya all der stolzen indischen Titel, mit welchen das alte geschmückt war: „Hauptstadt der Götter, erhabene Königsstadt, glücklich und unverletzbar, großer und unvergleichlicher Ort.“

Man hat Bangkok das „Venedig des Ostens“ genannt. Eine Wasserstadt ist allerdings Siams Hauptstadt. Vom Strome aus dringen unzählige Kanäle in das Innere der Altstadt ein und durchschneiden ihren Boden in des Wortes eigentlichstem Sinne. Der Kanal ersetzt hier die Straße. Aber welche Kanäle! Da vergeht recht bald alle Poesie von Venedig. Es ist immer eine bedenkliche Sache, Bilder des Westens auf den Osten zu übertragen, zumal wenn es sich um solche handelt, in denen uns die edelsten Schöpfungen des abendländischen Kulturlebens entgegentreten;

nur zu leicht wird eine falsche Vorstellung geweckt. Von dem Venedig des Westens besitzt Bangkok höchstens den Schlamm und Schmutz der Kanäle der Lagunenstadt. Ich traf es indessen glücklich auf meiner Fahrt. Die Flut schwoll an und erfüllte vom Strom aus die breiten Gräben und Kanäle mit Wasser. So konnte ich eine kleine Fahrt ins Innere der Stadt unternehmen und mir die Paläste dieses Venedigs des Ostens, armselige Pfahlbauten, die aus dem Sumpfe emporragen, behaglich ansehen, soweit von Behaglichkeit in dem Gedränge der Barken, in dem Rufen und Schreien und nicht zuletzt in der morastigen Atmosphäre die Rede sein kann. Wehe, wenn die Flut zurückweicht! Von dem Schlamm, der dann die Kanäle füllt, und von den Dünsten, die aus dem Sumpfe emporsteigen, kann man sich keine Vorstellung machen. Unwillkürlich fragt man sich, wie es die Menschen überhaupt noch aushalten können in den Barken, die dann alle tief im Moraste stecken, oder in den Behausungen, die über dem Schlamm auf den Pfählen ruhen. Und doch bringt der größte Teil der Bevölkerung Bangkoks sein Leben teils in diesen Barken teils in den Pfahlbauten zu. Man sollte meinen, das Sumpffieber lasse kein Leben hier aufkommen. Auf einer hölzernen Treppe klettert man zu den Wohnräumen über den Pfählen empor. Das Dach ist gewöhnlich weit vorladend und hält auf diese Weise die stechenden Sonnenstrahlen fern. Bambusgeflecht dient auch hier wie überall im Orient als Vorhang. Mit diesen bescheidenen Schutzvorrichtungen bleibt es mehr ein sonniges als ein wonniges Leben, das in den armseligen Behausungen geführt wird.

Ich atmete herzlich froh auf, als ich mich wieder einigermaßen außerhalb dieser Sumpfatmosphäre auf der schönen Straße befand, die den Wat Rajapohit berührt. Hier hat der Fortschritt der europäischen Zivilisation erfolgreich eingesetzt. Ein breiter Fahrweg führt unter dem überschattenden Laubdach der Tamarinden an einem gut ausgemauerten Kanal vorbei. Gegenüber erhebt sich in phantastischen Spitzen und Kuppeln das Mausoleum für die Kinder des königlichen Harems. Es ist ein wunderliches Bild, das sich auf einmal dem Auge darbietet. Der gegenwärtige König hat hier einem jeden der verstorbenen Kinder seines Harems einen kleinen Tempel erbaut, der die Asche der Hingeschiedenen birgt. In dem Schmuck dieser Tempelchen kommt nun die seltsamste Mischung von abendländischen und siamesischen Elementen höchst grotesk zur Erscheinung. Hier ist diese Grabstätte streng im Glockenstil der siamesischen Pagode aufgeführt, dort stößt man auf eine Renaissancekapelle, daneben steht ein Tempelchen in gotischem Stil, etwas weiter ab kommt der Barockstil zum Vorschein. Jedes Tempelchen, mag es nun gotisch oder romanisch, Renaissance oder Zopf, chinesisch oder birmanisch sein, enthält eine Statue Buddhas. Man denke sich die halbnackte Figur des indischen Weltweisen in sitzender oder stehender Haltung als

Bild 77. Siamesische Bonzengruppe. (S. 148)

Bild 78. Alter Wat am Kanal. (S. 155.)

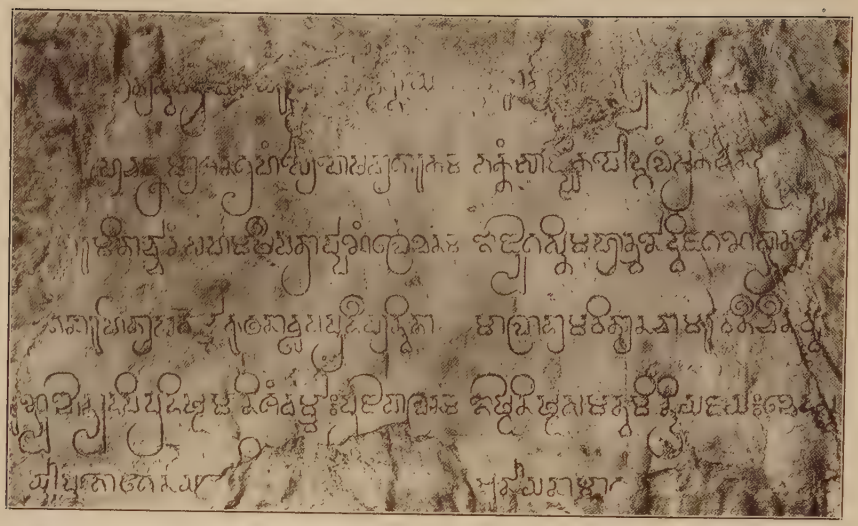

Bild 79. Siamesische Sanskritinschrift. (S. 146.)

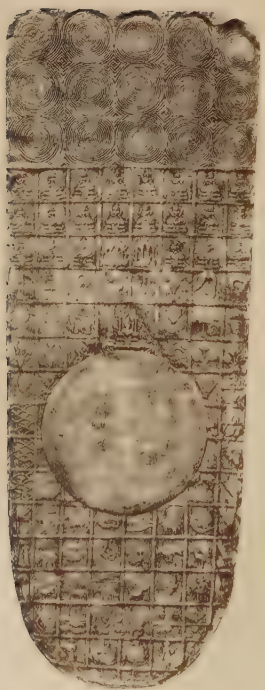

Bild 80. Buddhapada. (S. 161.)

Bild 81. Bangkok. Eingang zum Wat Pho. (S. 161.)

Schmuck eines gotischen Tempels! Etwas Abgeschmackteres als dieses Babel der Stilarten auf der Begräbnisstätte der siamesischen Haremsprinzen und -prinzessinnen ist mir im ganzen Orient noch nicht vorgekommen.

Rings um diesen Stadtteil beginnt sich im weiten Halbkreis ein neues Bangkok zu erheben. Mit hohem Interesse beobachtet der Ankömmling in dem Straßenleben, das sich dort entfaltet, die Mischung der verschiedenartigen Bevölkerungselemente, Chinesen und Malaien, Annamiten und Siamesen, dazwischen einige Europäer, hier im Jinrikscha, dort im Einspänner. Behutsam radelt das Fahrrad durch die Menge. Der alte Stadtturm aber schaut mit Befremden über die zinnengekrönte Mauer auf die elektrischen Drähte, die sich über die Straße spannen. Auch uns mutet das Bild des Fortschrittes in diesem versteckten Winkel seltsam an.

Wir sind am Fuße des goldenen Hügels angelangt. „Golden" heißt er wohl, weil man hier ebensowenig Gold findet wie Kohlen in dem „Kohlenhügel" des kaiserlichen Schloßparkes in Peking. Zum Ersatz bietet die kleine Pagode auf der Höhe ein wirklich goldenes Bild von Bangkok im leuchtenden Strahl der Tropensonne. Wir unterbrachen die Fahrt und stiegen auf dem trefflichen Pfad, der sich rings um den Hügel schlängelt, sachte empor. Die Aussicht lohnte den Aufstieg. Es war ein entzückender Rundblick. Wie ein großer reicher Garten, zwischen dem sich der Menam in einer fast halbkreisförmigen Krümmung hindurchwindet, lag Bangkok mit seinen schimmernden und glitzernden Pagodentürmen vor uns. Es ist doch eigentümlich, wie es überall bei diesen Völkern an der südöstlichen Ecke Asiens der Buddhismus ist, der dem Bilde die ureigenste Physiognomie aufdrückt. Der Tempel ragt über das tagtägliche Leben hinaus, und in den phantasievollen Kuppeln, Glocken und Spitzen spricht sich des Volkes Eigenart mit packender Anschaulichkeit aus. Bangkok ist im wahren Sinne eine Stadt der Pagoden, und wer Indien in der weiten Sphäre seines religiösen und künstlerischen Einflusses kennen lernen will, findet diesen Einfluß hier nicht in den Ruinen einer entschwundenen Pracht. Auf Schritt und Tritt begegnet ihm Indien im lebendigen Bilde des von königlicher Gunst getragenen Buddhismus. Von dem phantastischen Bilde der Pagoden wendet sich das Auge dem Strome zu. Die Majestät eines großen Stromes gibt sofort dem landschaftlichen und künstlerischen Bilde einen großartigen Zug. Umrauscht von den steigenden Fluten, die vom Meere herkommen, scheint die Stadt selbst emporgehoben zu werden. Das Bild, das in der Nähe so abstoßend wirkt, gewinnt immer mehr an Poesie, je weiter es in die Ferne rückt, und beim Anblick dieses anmutigen Wechsels von üppigem Pflanzenwuchs und schimmernder Wasserflut möchte man sich fast mit dem „Venedig des Ostens" halbwegs versöhnen. Das Unschöne der niederen Pfahlbauten verschwindet unter der mächtigen Vegetation, die in tausend herrlichen Formen einen

dichten grünen Schleier über das Kanalnetz auszubreiten scheint. Wie zarte Silberfäden leuchten die schmalen Wasserstreifen im Glanze der Sonne. Während wir hinabsteigen, ist dem Auge Gelegenheit geboten, die Schönheit der Farnbäume zu bewundern, deren Fiederkronen sich hier auf hohen Stämmen wiegen. Wir folgen der breiten Straße, die uns in die Umgebung Bangkoks zu dem „Sommerpalais" des Königs führt. Tschulalongkorn hat sich etwa 5 km außerhalb Bangkoks einen schönen Park angelegt und ihn mit Edelwild bevölkert. Das königliche Schloß erhebt sich inmitten der Anlage. Es ist ein recht ansprechender Bau im Renaissancestil mit weiten, luftigen Hallen, von reizenden Gärten umgeben. Den heutigen Herrscher Siams kennzeichnet eine ausgesprochene Vorliebe für den fürstlichen Glanz europäischer Höfe, und man vergäße fast, im Schatten eines asiatischen Herrscherhofes zu weilen, würden uns die überragenden, weit ausladenden und geschnörkelten Dächer der königlichen Pagode nicht in die Wirklichkeit Siams zurückführen. Bei aller Vorliebe für europäisches Wesen vergißt König Tschulalongkorn keinen Augenblick, daß er Siamese und Buddhist ist. Der König ist im wahren Sinne des Wortes der erste Buddhist, ja der erste Bonze des Landes, und allen Wandlungen zum Trotz ist er unter seiner goldstrotzenden europäischen Galauniform der erste Bonze des Landes geblieben. Daher ist er aufs eifrigste bemüht, in der Anlage neuer Pagoden das Bonzentum des Landes zu fördern, und nichts deutet die enge Verknüpfung von Königtum und Bonzentum bezeichnender an als die Tatsache, daß der Erbe der königlichen Krone das gelbe Bonzengewand eine Zeitlang als echter Bonze getragen haben muß, bevor er würdig ist, das königliche Erbe anzutreten. Gerade in dem Augenblicke, wo ich in Bangkok ankam, weilte der Kronprinz als Bonze in einer der königlichen Pagoden und machte unter Leitung eines Halbbruders des Königs, der als „Abt" der Bonzengemeinde vorsteht, alle religiösen Übungen der Bonzen mit. Der Kronprinz soll sich allerliebst in seiner Bonzentracht ausnehmen. Das Haupt ist glatt geschoren, die linke Schulter und der linke Arm entblößt, während über die rechte Schulter das Gewand in weiten Falten herabfällt; die Hand läßt durch die Finger die Kugeln der Gebetsschnur gleiten, und in den Mienen spiegelt sich der liebenswürdige Ernst eines echten Bonzen wider. Ein Kronprinz als „Mönch"! Ein eigentümlicher Gebrauch fürwahr in einem Lande, das sich bereits ganz allen technischen Errungenschaften der europäischen Kultur erschlossen hat. Bangkok hat seine Eisenbahn, die es mit dem Innern des Landes verbindet, seine elektrischen Trams, die im Wettbewerb mit den Kanälen nach jeder Richtung die Hauptstadt durchschneiden, sein elektrisches Licht, das alle Hauptstraßen erhellt. Und während so Europas Kultur überall ihren Einzug feiert, ja sogar mit ihrem elektrischen Lichte bis hinein in die Räume leuchtet, wo die weißen Elefanten als „heiliges"

Kleinod des buddhistischen Siam gehütet werden, sitzt der Kronprinz unter den Bonzen und murmelt mit ihnen die alten Gebetsformeln der Palisprache. Morgen legt er das gelbe Mönchsgewand wiederum ab und kehrt in sein mit allem europäischen Luxus ausgestattetes Kronprinzenpalais zurück. Zu gleicher Zeit soll das Land dann erfahren, welche Tochter des Landes vom König auserkoren wurde, an des Kronprinzen Seite künftig das königliche Diadem zu tragen.

Eben haben die großen, dem Ende der Regenzeit geweihten Jahresfeste begonnen, in denen sich König und Volk wiederum enge mit der buddhistischen Mönchsgemeinde verbinden. Man kann es schon an den vielen gelb gekleideten Gestalten sehen, die in größeren und kleineren Gruppen sich durch die Straßen bewegen. Da kommt uns gerade eine prächtige Gruppe entgegen. Ein älterer Mönch schreitet in würdiger Haltung daher. Der breite Schirm, ein Abzeichen der Würde, wird ihm nachgetragen. Einige jüngere Bonzen folgen. Andere Jünger Buddhas schlendern behaglich durch die Straßen und lassen sich bald an dieser bald an jener Türe in ein Gespräch ein. Man merkt, daß Festtagsstimmung eingezogen ist. Als wir in die New Road einbogen, rannte unser Wagen mitten in einen religiösen Festzug. Voran wurden Fahnen und Standarten getragen. Es folgten zahlreiche Mönche; in ihrer Mitte sah man Nachbildungen von Pagoden, buddhistische Embleme und Statuen. Den Glanzpunkt des Zuges aber bildete eine große, schwere Statue eines vergoldeten Buddha, die mit unendlicher Mühe getragen, oder besser gesagt, über die Straße geschleift wurde. Den Festzug begleiteten drei siamesische Musikkapellen. Sie verstanden es, mit ihrem ohrenbetäubenden Lärm den großen Volkshaufen in die richtige Stimmung der Festwochen zu versetzen, die mit ihren großen königlichen Umzügen von Pagode zu Pagode nun folgen sollen. Der König selbst wird, umgeben von aller Pracht des Hofes, von einem Kloster zum andern ziehen, um als erster Bonze des Landes alle Bonzen mit einem neuen gelben Gewande zu erfreuen. Dem Beispiele des Königs folgen alle reicheren Siamesen, indem sie diesen oder jenen Mönch mit einem neuen Ordensgewand beschenken. Ihr buddhistischer Eifer zeigt sich überhaupt in der großen Zahl von Bonzen, die sie unterhalten. Wenn am Morgen die Glocken der Pagoden durch die Straßen Bangkoks tönen, dann halten die Hausbewohner sich bereit, um dem bettelnden Bonzen den Almosennapf zu füllen. Scharenweise ziehen diese durch die Straßen mit ihren großen Töpfen im Arm, alte und junge Bonzen. Keiner wird der Pflicht überhoben, auch wenn es sich nur um die äußere Formalität eines Bettelganges handelt. Es ist eine der wenigen Übungen, an denen die Bonzengemeinden Südasiens mit einer Zähigkeit festhalten, als handle es sich dabei um ihre Existenz. Nicht weniger deutlich spricht für den religiösen Eifer des siamesischen Buddhismus die große Zahl der Pagoden

und Bonzereien, welche immer noch errichtet werden, als besäße ihrer das Land noch nicht genug. Der Reiche baut Heiligtümer in Gestalt von Tempeln oder von Türmen. Er errichtet Glockenpyramiden, in deren Kammern die Aschenurne niedergelegt wird. Die Armen lassen es sich nicht nehmen, wenigstens eine Buddhafigur oder eine Miniaturpagode zu stiften.

Die Siamesen sind heute besonders stolz auf ihre Rechtgläubigkeit, und seitdem Ceylon und Birma ihre Selbständigkeit verloren haben, betrachtet sich der König von Siam als den einzigen Hort und Hüter der rechtgläubigen Überlieferung. Sowohl er wie die vornehmsten Prinzen des königlichen Hauses haben wiederholt zu erkennen gegeben, welchen Wert sie auf das Patronat über den südlichen Buddhismus legen.

Wie tief aber die Zivilisation herabsinkt, sobald der Buddhismus zur Alleinherrschaft gelangt, das zeigt das buddhistische Siam am augenscheinlichsten im Niedergang der religiösen Kunst. Man mag von dem *inneren* künstlerischen Wert der Schöpfungen des brahmanischen Kolonialreiches eine noch so bescheidene Meinung hegen, der brahmanische Götzenkultus mag noch so viel Abstoßendes, Ekelerregendes haben, das eine steht trotzdem unbestreitbar fest, daß die allmählich sich geltend machende Alleinherrschaft des Buddhismus für Siam den Niedergang des künstlerischen Schaffens bedeutete. Der buddhistische Glaube blühte auch unter brahmanischem Zepter in dem großen indischen Kolonialreiche vom Mekong bis zum Menam, und die Freigebigkeit der Fürsten widmete ihm bedeutende Denkmäler; aber die Schöpfer dieser Denkmäler waren *brahmanische* Künstler. Eine und dieselbe Kunst war es, die *damals* dem brahmanischen und dem buddhistischen Kultus diente. Das Emporkommen des Buddhismus entzog der Kunst die besten künstlerischen Kräfte. Es ist so überaus charakteristisch für brahmanisches Wesen, daß sich überall, wo die brahmanische Staats- und Gesellschaftsordnung emporblühte, ein ausgesprochen architektonisch gestaltender Sinn zeigt. Die Ufer des Irawadi und des Mekong schmückte eine von stolzem Streben getragene Bauluft mit Schöpfungen, in denen die gleiche Monumentalpracht zur Geltung kommt wie am Ganges. Diese Architektur findet kein Echo unter den neuen, noch in den Anfängen der Zivilisation steckenden Herren des Landes. Sich selbst überlassen, verstanden es weder Birmanen noch Siamesen, das architektonische Werk des brahmanischen Kolonialreiches nachzubilden. Die alten Denkmäler fallen in Trümmer. Die neuen Meister verstehen sich nicht einmal darauf, die prachtvollen Vorbilder zu kopieren. Die Steinmassen, deren sich die Vorgänger zum Bau bedienten, werden durch Backstein, Zement und — Holz ersetzt. Der Zimmermann tritt, wie in Kambodscha, an die Stelle des Steinmetzen, aber es ist nicht der künstlerisch veranlagte Zimmermann wie in Japan. Wohl sind es bisweilen Pagoden von recht bedeutenden Maßen, die an die Stelle der grandiosen

Werke der brahmanischen Vorzeit treten; aber es fehlt diesen Kolossalleistungen jeder monumentale und künstlerische Zug.

Man hätte erwarten können, daß der Reichtum an ausgezeichneten Hölzern die künstlerische Ausbildung des Holzbaues gefördert hätte; davon ist jedoch nichts wahrzunehmen. Es ist lehrreich, auch hier mit dem siamesischen Baumeister den japanischen zu vergleichen. Die Baukunst des Japaners ist nie über die Holzarchitektur hinausgekommen. Aber wie trefflich hat er es verstanden, das Material, das ihm zur Verfügung stand, künstlerisch auszubilden! Was er geleistet, bezeichnet ganz gewiß nicht die Höhe architektonischen Schaffens; aber es ist ihm gelungen, seinem Holzbau ein formvollendetes Gepräge aufzudrücken in den Teilen, auf die sich beim Holzbau vornehmlich das Auge richtet: Tor und Bedachung sind Meisterwerke der Kunst des Zimmermanns.

Einen ganz armseligen Eindruck machen diesen Glanzleistungen gegenüber die siamesischen Pagodenbauten mit ihren einförmigen Portalen und Bedachungen, denen jeder Schwung künstlerischen Strebens abgeht. Man kopiert und kopiert immer wieder dasselbe Modell. Für ein Volk, das ohne jedes selbständige Streben sich nur an die althergebrachten Formen hält, ist dieses Modell allerdings wie geschaffen.

Der Siamese pflegt die Pagoden nach ihrem Stifter zu unterscheiden. Es gibt Pagoden des Königs, der Prinzen und Prinzessinnen, der Edelleute und Mandarine, des Volkes. Was uns unter dem Wat als buddhistisches Heiligtum in Bangkok begegnet, ist nichts als eine lose Vereinigung der gewöhnlichen Bestandteile einer Niederlassung der alten buddhistischen Mönchsgemeinde.

Eine Pagode setzt sich immer aus einer ganzen Anzahl von größeren und kleineren Bauten zusammen. Zwischen den einzelnen Bauten ziehen sich die Gänge und Höfe hin. Das Ganze umschließt eine Mauer, deren vier Portale der alten Überlieferung entsprechend nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Betritt man den inneren Hof, so lenkt zuerst ein rechteckiges Gebäude die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist von einer Galerie umgeben und öffnet in einer Vorhalle den Zugang zum Innern, wo im Hintergrunde die Statue Buddhas erscheint. In einem Abstand von etwa 3 m bezeichnen Weihesteine den sakralen Bannkreis der Pagode. Ein Tempel dient der Abhaltung von Zusammenkünften der Bonzengemeinde. In seinem Namen Bot hat sich die Erinnerung an die ursprüngliche Bestimmung erhalten. Es ist die Halle, wo das Patimokha, die kurz gefaßte Darstellung der Disziplinarvorschriften, allmonatlich der Mönchsgemeinde vorgelesen wird. Der öffentliche Gottesdienst hingegen wird in dem Brah Vihan abgehalten, einem in rechteckiger Gestalt aufgerichteten Bau ohne Galerie und Halle. Eine goldene Statue Buddhas schmückt gewöhnlich

das Innere. Vor der Statue ist der Sessel für das Haupt der Bonzengemeinde aufgestellt.

Den Mittelpunkt der Bauten bildet die glockenähnliche Pyramide, die sich über einer mehrstöckigen Terrasse erhebt. In ihrer Form pflanzt sich der alte, in Gestalt eines mächtigen Grabhügels errichtete Reliquienschrein fort. Es ist das treueste Symbol des Buddhismus, der Inbegriff des Erhabensten, was der Buddhismus besaß. Darum wird ihnen stets die größte Aufmerksamkeit zugewandt, und je bedeutender das Heiligtum ist, desto größer ist auch die Zahl dieser Glockenpyramiden. Große und kleine Glocken erheben sich rings um die Hauptpyramide. In der Form nähert sich der siamesische Glockenschrein demjenigen von Ceylon und Nepal. Nur der symbolische Baldachinaufsatz fehlt in Siam. Gleich großen goldenen Nadeln steigen die Spitzen empor.

Wie in alter Zeit auf indischem Boden in den Tälern des Fünfströmelandes, so baut man auch heute die Reliquienschreine in Siam, indem man zunächst die Aschenüberreste der verbrannten Leiche in einer Röhre luftdicht verschließt. Diese Röhre wird in einem Gefäß zusammen mit den sieben kostbaren Gegenständen, welche das alte Rituell vorschreibt, aufbewahrt. Zu diesen Kostbarkeiten zählen Gold und Silber, Perlen und Juwelen, kleine vergoldete Buddhastatuen. Alles das wird mit dem Reliquienbehälter in eine Kammer vermauert, und über dieser Kammer baut sich dann die Glockenpyramide auf.

Zum Schmucke der Pagoden gehören die heiligen Teiche. Jeder größere Tempel besitzt ein solches Wasserbassin. Aber wie ärmlich nehmen sich diese sakralen Teichanlagen gegenüber den großartigen Bassins aus, die einst, kleinen Seen vergleichbar, die Opferterrassen der brahmanischen Heiligtümer mit ihren Fluten umgaben, zu denen man auf herrlichen Stufen herabstieg.

Ein uns bereits bekanntes Bauwerk ist der Chattamukh, jene Terrasse in Form eines griechischen Kreuzes, dessen vier Arme mit einer Statue Buddhas geschmückt sind. Der Name „Vierfaches Antlitz" weist auf den Ursprung aus der altbrahmanischen Zeit zurück. Wir haben in Kambodscha den in vier Gesichtern nach den vier Himmelsrichtungen schauenden Brahma kennen gelernt. Das vierfache Antlitz des Brahma ist durch vier gewaltige Buddhaköpfe ersetzt worden. Diese brahmanische Kreuzform galt den buddhistischen Siamesen für so heilig, daß sie nur in den von Königen und Prinzen erbauten Pagoden angewandt werden durfte. Man ging in der Verehrung dieser Form so weit, daß man es selbst den Christen untersagte, ihre Kirchen in Form eines lateinischen Kreuzes zu erbauen.

Ein nach allen Seiten offener Pavillon lenkt die Aufmerksamkeit auf sich durch das drei- oder fünffach überladende Dach. Es ist der Mondob.

Seine Verwandtschaft mit der indischen Tempelform gibt sich schon in dem Namen zu erkennen: mondob oder mandapa. Mit Vorliebe benutzt man diese Form für die Aufbewahrung des Buddhapada (Buddhas Fußspur) oder einer besonders verehrten Buddhastatue.

Das einzige Bauwerk, das vom architektonischen Gesichtspunkt aus einige Beachtung verdient, ist der Prah Prang genannte Pyramidenturm. In einer größeren Anzahl breit angelegter Terrassen steigt der Turm empor und schließt in Gestalt einer grandiosen Säule ab. Die durchschnittliche Höhe ist 30—40 m, in einzelnen Fällen erreicht der Turm eine Höhe von 60—90 m. Die Säule schmückt gewöhnlich ein mächtiger Dreizack. Dort, wo die Turmwand mit der farbigen Pracht der emaillierten Ziegel bekleidet ist, übt der Aufbau eine malerische Wirkung aus.

Für den Siamesen besteht die Schönheit eines Tempels nicht in seiner Architektur, sondern in dem dekorativen Aufputz, den ihm die vielfarbige Glasur der Ziegel gibt, mit welchen die Dächer und Wandflächen bedeckt werden. Diese rechteckigen Glas- und Porzellanplättchen, welche in den mannigfachsten Formen und Farben in die Außenwände eingefügt werden, wirken, von der Ferne gesehen, wie ein leuchtendes Mosaik, in dem die blendende Lichtflut ein wunderbares Farbenspiel hervorruft. Man muß diese Pyramidendächer mit ihrer Glasur- und Porzellanbedachung selbst gesehen haben, um sich ein Bild machen zu können von dem magischen Farbenglanz, den der Strahl der Sonne über diese Flächen ausgießt. Das ist eigentlich das Schönste, was Bangkok dem künstlerischen Auge bietet. Künstlerisch kann zwar diese Wirkung kaum genannt werden; es ist nichts anderes als eine bezaubernde Spielerei, die sich harmonisch in den Rahmen des ganzen Bildes einfügt, in dem sich das für Farben und Feste so empfängliche Volk uns darbietet. Man ergötzt sich an der Farbenpracht, die sich in silhouettenartigen Linien der Dächer ganz idyllisch von dem umgebenden Grün der Palmen abhebt.

In diesem gehaltlosen Bilde religiöser Kunst spiegelt sich die innere Gehaltlosigkeit des Buddhismus wider. Mag er noch so sehr das Auge durch den Glanz und Flimmer seiner Bauten und Bilder bestechen, einer Zivilisation, die sich lediglich unter dem Einfluß der buddhistischen Bonzengemeinde entwickelt, fehlt der tiefere Gehalt religiösen und sittlichen Strebens. Solange es nun auch her ist, daß der Kultus der Buddhagemeinde zur Alleinherrschaft im Menamtale gelangt ist, so gewahrt man doch keine Spur eines nennenswerten Fortschrittes. Wie Land und Leute heute sich dem Auge in den Schöpfungen des gesellschaftlichen und geistigen Lebens darbieten, so war es vor 500 Jahren. Der Buddhismus hat das Volk keinen Schritt weiter gebracht. Dieser Stillstand liegt ganz gewiß nicht am Volke selbst; denn dieses Volk ist von Hause aus begabt und empfänglich für jede Art des

Fortschrittes. Wie lebhaft sich diese Empfänglichkeit regt, wenn sie befruchtet wird, zeigt das Bangkok der letzten 20 Jahre. Aber der buddhistischen Gemeinschaft, so tief sie auch ins Volk eindringen mag, ist es nun einmal nicht gegeben, dessen innerste Kräfte zu entfalten und zu veredeln. Die buddhistische Mönchsgemeinde vermag wohl tiefer stehende Völker und Stämme über die untersten Stufen roher Gesittung emporzuheben. In ihrem Kultus vermittelt sie ein religiöses Leben, das den primitiven Kultusformen jener Stämme überlegen ist. Die Bilder ziehen von selbst das Auge an; die Kolossalstatuen Buddhas, hier in sitzender, dort in aufrechter Stellung, erfüllen mit Ehrfurcht und Grauen. In den Pyramiden, die sich über der Asche der Verstorbenen auftürmen, wird eine edlere Form des Totenkultus unter das Volk verpflanzt. So kann es der Mönchsgemeinde nicht schwer fallen, ihre Herrschaft inmitten eines tiefer stehenden Volkes zu begründen und zu erhalten.

Die nächsten Tage waren dem Besuche der Pagoden Bangkoks, seinen Klöstern und Pyramidentürmen gewidmet. In diesen phantastischen Bauten spricht sich das siamesisch-buddhistische Leben am anschaulichsten aus.

27. Oktober 1904.

Vom goldenen Hügel des Wat Saket schlugen wir die Straße ein, die uns an den Resten der zinnengekrönten Mauer des alten königlichen Schlosses vorbei zu Wat Suthat führte. Wir betraten einen weiten, mit Steinplatten belegten Hof; ringsum ziehen sich die Wohnungen der Bonzen. Unsere Aufmerksamkeit wendet sich dem phantastischen Bau im Mittelpunkte zu, ein echtes Bild siamesischer „Baukunst“ mit geschweiften Dächern, deren grotesker Eindruck noch erhöht wird durch die durchbrochenen Pagodentürmchen, welche sich auf der Terrasse erheben. Im übrigen bietet sich der Bau in den von hohen Pfeilern getragenen Vorhallen ganz artig dem Auge dar. Was aber diesem Tempel seinen Reiz verleiht, das ist die köstliche Gruppe von Bonzenfiguren, die das Innere schmückt. Im Hintergrunde des Heiligtums erscheint die Riesengestalt des Buddha in sitzender Stellung mit untergeschlagenen Beinen. Ganz geheimnisvoll leuchtet die Goldfläche des mehr oder weniger nackten Oberkörpers durch das Halbdunkel. Vor dem reichgeschmückten Unterbau, auf dem die Statue ruht, sitzt ein zweiter, viel kleinerer Buddha in Lebensgröße auf seinem Lotuskissen. Diesem gegenüber sind in sechs Reihen mit je sieben Gliedern Statuen verteilt, welche die Bonzengemeinde darstellen sollen, wie sie dem Worte des Meisters lauscht. Die Jünger Buddhas, wie sie uns tagtäglich vor die Augen treten, sind mit packender Anschaulichkeit in Alabaster dargestellt. Wunderlich nimmt sich die Gruppe dieser stummen Gemeinde von Kahlköpfen aus. Es ist ein bezeichnendes Bild des in der Mönchsgemeinde organisierten Buddhismus. Was Buddha für

Bild 82. Bangkok. Wat Pho. (S. 161.)

Bild 83. Bangkok. Buddhagalerie des Wat Pho. (S. 161.)

Bild 84. **Wat Suthat. Tempelinneres mit Buddha und Bonzenstatuen.** (S. 160.)

Bild 85. **Bangkok. Wat Cheng.** (S. 163.)

das Volk bedeutet, das ist er einzig durch die um ihn vereinte Bonzengemeinde, in deren Gliedern er fortlebt.

Auf dem Wege zur Verbrennungsstätte berührten wir einen weiten Platz, auf dem sich ein mächtiges Gerüst aus Holz erhebt. Die Pfosten erreichen eine Höhe von etwa 24 m. Das Ganze sieht wie ein Galgen aus, und man denkt unwillkürlich an das Los des Ärmsten, der hier oben baumeln muß. In Wirklichkeit ist aber der vermeinte Galgen eine grandiose Schaukel und dient zur Belustigung für die großen siamesischen Kinder am Schaukelfest. Die Feierlichkeit besteht darin, daß in einiger Entfernung von der Schaukel auf hoher Stange ein Preis ausgesetzt wird, den der Schaukelnde erhaschen muß. In mächtigem Schwung suchen sich die beiden Schaukler der Bambusstange zu nähern, einmal, zweimal; die Menschenmasse ist in erregter Spannung; zum drittenmal, frohes Jauchzen ertönt. Der Preis ist gewonnen.

Zu den beachtenswertesten Pagoden zählt Wat Pho. Die mächtigen Spitzenpyramiden wirken mit den hoch hinausragenden Tempeldächern zu einem charakteristischen Bilde siamesischer Architektur zusammen. Namentlich vom Flusse aus nehmen sich die Lichteffekte der farbenreichen Bedachung malerisch aus. Wir nähern uns dem Heiligtume durch die Pforte, an der zwei gigantische Wächter in Panzerrüstung, die Hände auf ein Riesenschwert gestützt, Wache halten. Eine grimmige Maske bedeckt ihr Antlitz. Die Terrassen rings um die verschiedenen Bauwerke, Glockentürme, Pyramiden, Buddhanischen sind mit allerlei bizarrem Zierat ausgestattet, bei dem uns eine merkwürdige Mischung von chinesischen und indischen Elementen auffällt. Unser Besuch gilt dem schlafenden Buddha. Bangkok wäre kein Zentrum buddhistischen Lebens, wenn es nicht wenigstens *einen* Riesenbuddha in liegender Stellung besäße. Als wir in das Halbdunkel eintraten, hatten wir ein wahres Monstrum eines solchen vor uns; der ins Nirwana eingegangene Buddha hat die außerordentliche Größe von fast 30 m angenommen. Es ist wirklich eine Kolossalfigur. Die Statue ist aus einer Mischung von Kalk, Lehm und Backsteinen hergestellt und in ihrer ganzen Ausdehnung vergoldet. Das Kostbarste daran sind wohl die Fußsohlen; sie zeigen eine prächtige Perlmuttereinlage. Auf diese Weise wird mit der Verehrung des Buddha die Anbetung von dessen mystischer Fußspur in der Gestalt des so sehr beliebten *Buddhapada* verbunden. Von kaum geringerem Interesse ist in der Wat Pho-Pagode die Galerie der buddhistischen „Heiligen". Diese lange Reihe der sitzenden Mönchsgestalten zählt zu den verehrungswürdigsten Ornamenten eines buddhistischen Zentralheiligtums. Was das buddhistische Bonzentum erstrebt: Überwindung des Lebens und Leidens, das wird hier in den starren Gestalten der zur Höhe der Heiligkeit emporgestiegenen Bonzen ausgeprägt. Die Halle zieht sich im Rechteck rings um die Pagode. Während

die nach dem Tempelhof hin sich öffnende Seite der Galerie durch schmucke Säulen unterbrochen wird, lehnen sich an die Rückwand seltsame Figuren. Eine Figur ist der andern vollkommen gleich: es ist die fast ganz unbekleidete Gestalt des Buddha in sitzender Stellung mit unterschlagenen Beinen; der rechte Arm fällt nach vorne herab, während der linke nach innen gekehrt ist. Der Kopfputz ist echt siamesisch: geringeltes Haar mit spitz zulaufendem Schopf. Die sitzende Figur ruht auf dem Lotuskissen, während die Rückwand hinter jeder Statue eine ausgemalte Nische als Einfassung zeigt. Wenige Darstellungen scheinen auf das Gemüt der Buddhisten so eindrucksvoll zu wirken wie diese langen Reihen der Buddha. Was uns im höchsten Maße eintönig vorkommt, hat einen ganz eigenen Reiz für die Buddhisten aller Länder. Dieselben Buddhareihen sind es, denen wir in China und in Japan, in Birma und in Ceylon begegnen.

Die Fahrt auf dem Menam zum Besuch der am andern Ufer gelegenen Wat Cheng-Pagode bot mir Gelegenheit, das Stromleben Bangkoks kennen zu lernen. Ein großer Teil des Geschäftslebens der Hauptstadt bewegt sich auf dem Strome. In den zahllosen großen und kleinen Kähnen kommen die Händler mit ihren Früchten und Fischen und andern Lebensbedürfnissen herangefahren. Alles kann man auf dem Strome haben. Die Barken der Gemüse- und Fischhändler bilden wie die Buden eines Marktes lange Reihen. Der Käufer läßt sich in einer kleinen Piroge daran vorbeifahren und handelt von Barke zu Barke. Die Händler bringen ihr ganzes Leben auf dem Wasser zu; der Boden des Kahnes ist ihr Vaterland, über dessen Rand geht ihre Heimat nicht hinaus. Da werden sie geboren, da leben und sterben sie; sie kennen sozusagen nur das Wasser des Menam.

Ein besonders charakteristisches Bild auf dem Strome sind die schwimmenden Häuser, Wohnungen in des Wortes eigentlichem Sinne, die entweder auf mächtigen Flößen aus Bambusrohr oder auf zwei kleinen, pontonähnlichen Barken ruhen. Diese Wasserwohnungen scheinen recht komfortabel eingerichtet zu sein. Bei vielen zieht sich eine Veranda rings um die Räume und überrascht das Auge durch den Schmuck, den Blumen und tropische Pflanzen den Balustraden geben. Die schwimmenden Häuser dienen vornehmlich den chinesischen Händlern als Aufenthalt. Unter den Händlern, namentlich den besser gestellten, nehmen die Chinesen die erste Stelle ein. Stellenweise glaubt man sich nach Kanton versetzt, so sehr ähnelt das Leben auf dem Menam dem Leben und Treiben auf dem Perlstrome. Jedes Gewerbe, alle Handelsgegenstände sind hier vertreten: Tee, Seide, Porzellan, dann Spezereien, Früchte, Gemüse. Der Käufer findet alles in diesen schwimmenden Läden, und die glänzenden Firmenschilder der Chinesen in goldenen Buchstaben auf rotem oder schwarzem Grunde locken ihn verführerisch an. Recht gut kann man vom Schiff aus das Leben auf der Veranda beobachten. Da sitzen

die Käufer, die aus dem Innern des Landes kommen, niedergekauert auf dem Boden der Galerie und lassen sich die Herrlichkeit der Ladenschätze zeigen. Andere ziehen in ihren Kähnen, die mit den gekauften Artikeln reich beladen sind, ab und machen neuen Käufern Platz. Auch ganz idyllische Familienszenen gewahrt das Auge: Kinder, die auf der Veranda spielen, Frauen, die die häuslichen Geschäfte besorgen, ältere Leute, die ganz behaglich auf Bänken und Stühlen sitzen und plaudern. Hie und da ist eines der schwimmenden Häuser mit Wimpeln nach chinesischer Art geschmückt, und ein tolles Knattern der Petarden betäubt das Ohr. Da wird offenbar eine chinesische Hochzeit gefeiert. Am meisten aber überrascht in diesem Treiben und Drängen der Kähne und Barken die musterhafte Ordnung. Die siamesische Strompolizei scheint trefflich organisiert. Ihre Kähne schwärmen nach allen Seiten zwischen den Barken und Häusern aus.

Unser Kahn hat uns durch das schwimmende Häusermeer glücklich zum andern Ufer herübergetragen. Wir legen dicht vor der großen Porzellanpyramide an. In ihrem Glanz erinnert sie lebhaft an die Porzellanpagoden Chinas.

Wat Cheng ist vielleicht das älteste unter allen Bauwerken Bangkoks. Schon aus weiter Ferne begrüßte uns die Pyramide, als wir uns Bangkok näherten. Ihr vergoldeter Dreizack ragt nahezu 90 m über der untersten Terrasse empor. Die Lage der Pagode dicht am Strom ist prachtvoll. In dieser stolzen Lage beherrscht die Pyramide das ganze Flußbild. Der Schmuck des glitzernden Porzellanmosaiks, die Türme und Spitzen, Glocken und Glöckchen, die mit reicher Skulptur bedeckten Tore aus Teakholz, die steil ansteigenden Stufen, welche zu den Nischen mit ihren Buddhastatuen emporführen, die vergoldeten Statuen selbst, diese schimmernde Farbenpracht ruft im Zusammenwirken der vielerlei Formen den Eindruck einer großartigen Phantastik wach, die in einer wildwuchernden Fülle grotesker Bilder jedes edlere Schönheitsgefühl erstickt.

Natürlich macht sich auch das chinesische Ornament in dem Schmuck der Pagoden geltend, namentlich dort, wo chinesische Bonzen leben. Die siamesischen und chinesischen Bonzen halten sich gesondert, und wie sie sich in dem Schnitt ihres Bonzengewandes unterscheiden, so folgen sie auch in den Pagoden ihrem eigenen chinesisch-buddhistischen Ritus, zu dem die Architektur in Einklang gebracht wird. Das Einfluten chinesischer Elemente begann übrigens nicht erst seit der neueren Zeit. Die Beziehungen zwischen China und Siam sind uralt. Spätestens seit dem 6. Jahrhundert erscheinen in den chinesischen Annalen Berichte über Gesandtschaften, welche zwischen dem Königreich und dem Tale des Menam und China ausgetauscht wurden.

Den Beschluß des heutigen Tages bildete ein Besuch bei den königlichen Brahmanen Bangkoks. Es lebt in ihnen noch ein letzter, kümmerlicher Rest

der alten Kolonialherrlichkeit des brahmanischen Indien fort. Sie mögen im ganzen 80 Familienhäupter zählen. Ihre Wohnungen sind rings um einen armseligen Tempel angelegt, der aus drei unbedeutenden, von einer Mauer umgebenen Bauwerken besteht. Von den Bonzen unterscheiden sich die Brahmanen auf den ersten Blick durch das lange, zum Chignon geflochtene Haar. Das weiße Zeremoniengewand und der kegelförmige Hut erinnern lebhaft an die Brahmanen der Insel Bali im Malaiischen Archipel, Java gegenüber. So winzig ihre Zahl gegenüber den nach Tausenden zählenden buddhistischen Bonzen ist, so zeigt doch das Vorrecht, das ihnen eingeräumt ist, wie tief trotz aller buddhistischen Wandlungen noch die Erinnerung an das altbrahmanische Königtum in den Überlieferungen Siams wurzelt. Der Brahmanengemeinde bleibt nämlich die Weihe des neuen Königs vorbehalten. Der siamesische Eroberer des Menamtales wollte als Erbe des altbrahmanischen Königtums gelten. Durch eine den Brahmanen vorbehaltene Weihe sollte dieses Königtum sich auf den neuen Herrscher fortpflanzen. Einzig und allein zu diesem Zwecke wird inmitten eines ganz vom buddhistischen Bonzentum beherrschten Volkes diese kleine Gruppe von Brahmanen unterhalten. An ihrer Spitze steht ein Guru unter dem stolzen Titel eines Maharaja-Guru, als sei er noch der Purohita oder „Oberpriester", einst der erste Minister des brahmanischen Königs. Mit der Weihe des Königs bleibt auch die Weihe des königlichen Elefanten dem Maharaja-Guru vorbehalten. Was bedeutet auch Siams König ohne seinen weißen Elefanten?

28. Oktober 1904.

Der heutige Tag bleibt ausschließlich dem religiösen und politischen Mittelpunkte des Landes, wie er sich im Palast des Königs verkörpert, vorbehalten. Alles, was die architektonische und dekorative Phantastik buddhistisch-siamesischer Kunst zu leisten vermag, findet sich in dem königlichen Palast wie in einem Brennpunkt vereinigt. Der Palast ist auch in seiner neuen Gestalt ganz nach altasiatischem Vorbild als eine Stadt für sich angelegt. Die Königsstadt ist die eigentliche Stadt, alles andere schwindet vor ihrem Glanz. Von hohen und dicken Mauern umgeben, umfaßt der Flächenraum, der von Nord nach Süd 3 km, von Ost nach West 2 km mißt, die königlichen Paläste mit weiten Höfen und breiten Zugängen, die Kasernen, Magazine und Stallungen.

Es bedarf einer besondern Erlaubnis seitens des Ministeriums des königlichen Hauses, um die Königsstadt betreten zu dürfen. Wenn man sich dem königlichen Schlosse nähert und dann auf einmal diese zahlreichen Türme und Türmchen, Zylinder, Pyramiden und Glockenbauten gewahrt, die da emporsteigen, so glaubt man sich einem großen Bonzenkloster gegenüber. Die Königsstadt erscheint wie eine geschlossene Gruppe von Pagoden

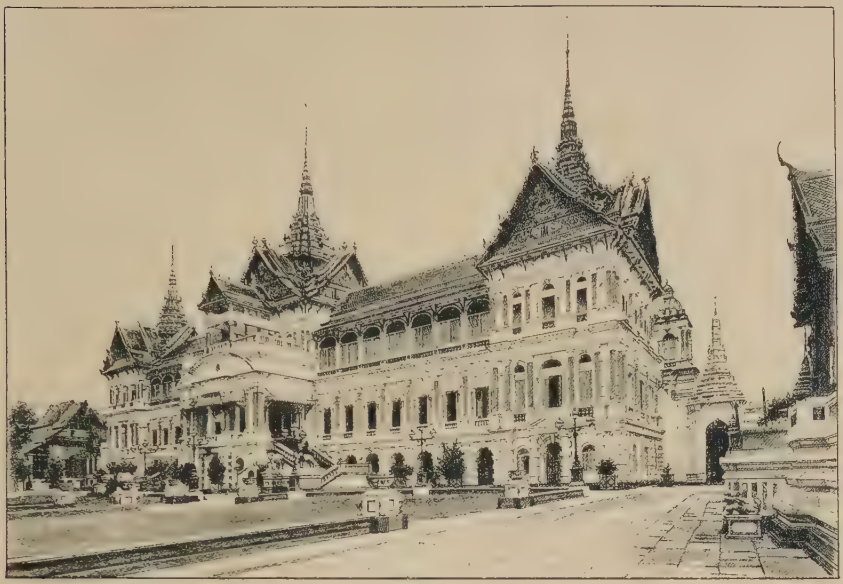

Bild 86. Bangkok. Königlicher Palast. (S. 164.)

Bild 87. Bangkok. Hof des Königlichen Palastes. (S. 164.)

Bild 88. **Bangkok. Wat Prakeo.** (S. 165.)

Bild 89. **Bangkok. Terrassen von Wat Prakeo.** (S. 165.)

und Klöstern. Bis zu einem gewissen Grad entspricht ja auch dieser erste Eindruck der Wirklichkeit. Wie der König der erste Bonze des Landes ist, so ist sein Palast auch das erste Bonzenkloster des Reiches, und darum ist alle Pracht und Schönheit, über welche Siams buddhistische Kunst verfügt, aufgeboten, um dem Palast das Gepräge der religiösen und künstlerischen Weihe des Buddhismus zu geben. Welcher Art dieses Gepräge ist, läßt sich besser im Bild als im Worte wiedergeben. An dem äußeren Aufbau nicht weniger als in der inneren Einrichtung kommt das unbeschreiblich phantastische Spiel dieser religiösen Kunst zur Erscheinung. Das Auge wird verwirrt beim Anblick der unzähligen Spitzen und Kuppeln, Windungen und Terrassen. Überall muß die für Siam so charakteristische Turmspitze hervortreten, um dem Bilde seinen religiösen Charakter zu geben: die architektonische Form wird zum Symbol des Kultus. Den Mittelpunkt dieses Glanzes bildet die Pagode Wat Prakeo. Der Name bedeutet „Pagode des Edelstein". Und ein „Juwel" unter allen Pagoden Bangkoks ist das Heiligtum, wenn man darunter den Inbegriff dessen versteht, was die Phantastik siamesischer Kunst hervorzubringen vermag. Schon aus der Ferne macht sie sich durch ihre Turmspitzen bemerkbar. Alles, was der siamesische Tempel an eigenartigen Formen besitzt, ist in der Anlage dieser Pagode zusammengedrängt: der Pyramidenbau, der in fünf oder sieben Stockwerken emporsteigt, die in sieben Stufen emporwachsende, in eine feine Spitze auslaufende Dachform und das dreifach überladende Dach mit seinen weit ausschweifenden Schnäbeln am First, dann der eigentliche Glockenturm als selbständiges Heiligtum, daneben die mit grotesken Skulpturen geschmückten Nischen, in denen Buddha bald sitzend bald stehend thront, die kleineren und größeren Pavillons oder Mondobs, die symbolischen Baldachine. Es ist das Spiel einer närrischen Einbildungskraft, das sich in der Masse von Treppen und Terrassen, Pyramiden und Dächern mit ihrem Gold und Email, ihrem Glas und Porzellan entfaltet. Und nun auf der Terrasse dieses Gewimmel von großen und kleinen Glockentürmen, von Buddhafiguren und Götzenfratzen, von Elefanten, Löwen, Tigern in Stein! Die groteske Phantasie des Siamesen kann sich nicht genugtun in der Anhäufung der bizarrsten Formen. Eine große Zahl sakraler Löwengestalten sind in alle Ecken der vielen Galerien verteilt. Mit ihnen wetteifern die gigantischen Torwächter, Kolossalgestalten, deren grimassenhaftes Aussehen Schrecken einflößt. Zu diesem verwirrenden Spiel der Linien gesellt sich nun die schillernde Farbenpracht der Wandbekleidung und des Daches; die Porzellan- und Glasplatten werfen in vielfarbigem Schein das grelle Licht zurück, das auf sie fällt. Es ist amüsant, sich dieses Farbenspiel anzusehen. Während sich die Betrachtung in dem Vielerlei der farbigen und phantasievollen Erscheinungen verliert, dringt sie immer tiefer in das Grundwesen dieses religiösen und künst-

lerischen Lebens ein. Das Ganze ist ein religiöses und künstlerisches Spielwerk. Für ein Volk von Kindern arbeitet die religiöse Phantastik dieser Kunst in den Skulpturen, welche die Portale und Fenster einrahmen oder die den Giebel schmücken. Dem Außenbau entspricht das Innere. An Gold, Silber, Email und Porzellan fehlt es nicht, und die Farben sind verschwenderisch reich ausgegossen, um dem Innenraum einen möglichst üppigen Glanz zu geben. Aber wer diese Unzahl von goldenen und silbernen Statuen und Statuetten in allen Ecken und Nischen aufgestellt und aufgetürmt sieht, glaubt sich zuletzt in einem großen Schauladen von Spielzeug für Kinder zu befinden, allerdings für königliche Kinder, und darum schimmert und glitzert alles von Kostbarkeiten fürstlicher Freigebigkeit. Rings um die Pagode zieht sich eine Galerie, die unsere Aufmerksamkeit durch die Bilder weckt, in denen die altindische Dichtung des Rāmāyana dem Auge vorgeführt wird. Obschon ohne höheren künstlerischen Wert, zeigt der Zyklus von Bildern doch, wie tief das indische Element in das Volksbewußtsein der hinterindischen Völker eingedrungen ist. Die Episoden der Rāma-Legende sind hier in ein ganz siamesisches Gewand gehüllt, als spielten sich die Begebenheiten des Raubes der Sita und der Eroberung Ceylons auf dem Boden Siams ab.

Wir wenden uns zu dem Heiligtume, das unter dem Namen Bot als die eigentliche Halle für die religiösen Zeremonien der Bonzen bekannt ist. Ringsum erheben sich die Sakralsteine, welche das Heiligtum von den übrigen Teilen abgrenzen. Der Weg führt an einigen reich verzierten Nischen vorbei und bringt uns zur Hauptpforte, an der ein riesiger Löwe Wache hält. Die Pforte zeigt in eleganter Arbeit schöne Elfenbeinverzierungen. Im Innern sehen wir uns von der ganzen flimmernden Pracht der zahlreichen großen und kleinen Buddhastatuen umgeben. Es sind in den meisten Fällen Weihegeschenke, manche in ihrem Material von ganz außerordentlichem Wert. Der religiöse Sinn des Königs und der Prinzen gibt sich in den niedlichsten Gold- und Silberfiguren zu erkennen; viele sind mit kostbaren Perlen und Edelsteinen besetzt. Das kostbarste Stück des Tempels ist die nach Angabe der Siamesen aus einem einzigen Smaragd geschnittene Buddhafigur, die als der Talisman des Landes betrachtet wird. Es ist ein chinesisches Beutestück; aber das kostbare Stück hat nur den einen Fehler, daß es gar kein Smaragd, sondern deutlich als Nephrit erkennbar ist. Doch das beeinträchtigt den religiösen Wert des im Hintergrund des Heiligtums aufgestellten Bildes nicht. Die ganze Umgebung der Buddhastatuette glitzert von Gold und Perlen.

Von dem Wat Prakeo wandten wir uns dem Wat Maha Theat zu; es ist die „Pagode der erhabenen Gebeine", das „St-Denis" der siamesischen Könige. Die Asche der verstorbenen Könige und Prinzen wird hier aufbewahrt. Das Heiligtum ist in Gestalt der für das königliche Haus vorbehaltenen merkwürdigen Kreuzesform aufgebaut und mit einem fünf-

fachen Dache überdeckt, das an dem Schnittpunkt der vier Arme des Baues von einer Pyramide überragt wird. Wie alle Bedachungen, so ist auch diese Pyramide reich mit Porzellanplatten bedeckt. Ein üppiger Skulpturenschmuck ziert die Giebelfelder und Ränder, und das Gold, das eine sehr ausgiebige Verwendung findet, gießt eine glänzende Lichtflut über das Ganze. Natürlich breitet sich im Innern die Buddha-Herrlichkeit in zahlreichen Figuren und Figürchen aus. Die bemerkenswerteste Statue ist ein aus einem Kristall geschnitzter Buddha, der ein Halsband aus Rubinen und eine mit Diamanten geschmückte Pyramidenkrone trägt. Die Stätte, wo die Leiche des Königs und der Prinzen verbrannt wird, hatte ich bereits gestern besucht. Es ist Wat Tepsorin, ein ausgedehnter Rasenplatz, in dessen Mittelpunkt sich mehrere recht schmucke Pagoden aus neuerer Zeit erheben. Recht bezeichnend für das Babel der Stilarten ist die Verwendung ägyptischer Säulen in der Galerie des Hauptheiligtums neben dem echt siamesischen Ornament der Spitzenpyramide in den Giebelfeldern.

Und nun geht es zu den berühmten und, ich füge gleich hinzu, berüchtigten „weißen" Elefanten. Ich sage „berüchtigt", denn wer an das „Weißtum" dieser Albinos glaubt, leidet ganz entschieden an Farbenblindheit; es ist ein ziemlich schmutziges Gelbgrau, in das dieses fürstlichste aller fürstlichen Tiere gekleidet ist. Doch lassen wir den „weißen" Elefanten in dem durch tausendjährige Überlieferung erworbenen Anspruch auf diesen Namen ungestört. Als „Reich des Elefanten" kündigt sich ja das Königtum dem Ankömmling sofort in der siamesischen Flagge an, die auf rotem Grund einen schneeweißen Elefanten zeigt. Es ist bekannt, daß die Elefanten-Albinos seit der ältesten Zeit sowohl in den brahmanischen als in den buddhistischen Ländern überaus geschätzt wurden. Das königliche Tier galt in seiner helleren Farbe als eine Art göttlichen Wesens; und die abergläubischsten Vorstellungen verbanden sich mit seinem „Weißtum". Je weißer der Elefant, um so größer des Herrschers Glück. Wie um ein Königreich, so kämpften die birmanischen, siamesischen und kambodschanischen Fürsten um den Besitz eines weißen Elefanten. Er war der Talisman ihres Glückes, und je mehr weiße Elefanten ein Herrscher besaß, um so höher stand er im Ansehen der Völker. Man ging noch weiter und bestritt sich gegenseitig das Vorrecht, einen weißen Elefanten zu besitzen. Namentlich war dieses „Vorrecht" eine Quelle steter Feindseligkeiten zwischen Siam und Birma, und da nun glücklicher- oder unglücklicherweise die Wälder Siams an solchen Albinos reicher waren als diejenigen Birmas, so wurde dies der Anlaß zu unausgesetzten Einfällen der Birmanen. Die stolzeste Beute solcher siegreichen Einfälle waren immer die weißen Elefanten. Zur Zeit, da der französische Jesuit Bruguière Siam besuchte, besaß der Hof von Ayuthya sieben weiße Elefanten.

Die Nachricht von der Entdeckung eines weißen Elefanten wurde früher wie eine Siegesnachricht im ganzen Lande aufgenommen. Überall rüstete man sich, um dem weißen Gast bei seinem Einzug einen königlichen Empfang zu bereiten. Der weiße Elefant stand ja im Range nur dem Könige nach, und darum wurde auch der glückliche Entdecker sofort mit dem höchsten Landesadel belohnt. Der ganze Adel des Landes zog dem Tiere entgegen. Es wurden besondere Wege gebaut, um die Überführung an das Gestade des Menam zu erleichtern. Das Schiff, das den Elefanten trug, war aufs herrlichste geschmückt. Die Kriegsgaleeren des Königs begleiteten dasselbe. Unter Gebeten und Gesängen wurde das Tier nach der Königsstadt gebracht. Der König und alle Prinzen erwarteten den Zug am Landungssteg, und in festlichem Gepränge wurde der Elefant in die königliche Residenz gebracht, nachdem ihm zuvor kostbare Gaben geopfert worden. Bevor der Elefant die Königsstadt betrat, wurde an ihm die feierliche Weihe vollzogen. Am Eingang zur Stadt sind auf beiden Seiten des Weges Tribünen errichtet; dort sitzen in langer Reihe die etwas herabgekommenen Sprößlinge der alten Geschlechter und besprengen unter lauten Gebeten das Tier. Ist die Zeremonie vollendet, so werden zum Ausdruck der Freude Tauben und anderes Geflügel in die Luft geschleudert und in Freiheit gesetzt. Nun wendet sich der stattliche Zug dem königlichen Palast zu, wo für den erlauchten Ankömmling in der Nähe des Königs ein eigener „Palast“ erbaut worden. Von dem Augenblick an, wo der weiße Elefant von seinem „Palast“ Besitz ergreift, wird er auch mit allen königlichen Ehren umgeben. Der große Baldachin, dieses in allen hinterindischen Ländern verehrte Symbol des Königtums, erinnert jeden Siamesen, daß er sich dem Elefanten nur wie einem Gliede der königlichen Familie nähern darf. Nachdem man huldvoll der königlichen Hoheit einige Ruhe gestattet hat, kommt der König, um dem Tier einen Namen zu geben, der es den Prinzen königlichen Geblüts gleichstellt. Später präsentiert sich dem neuen „Prinzen“ eine Gruppe von Tänzerinnen und führt zu seiner Belustigung einen Reigen auf, und damit er nach den Anstrengungen bald in süßen Schlummer verfalle, spielt am Schluß eine Musik allerlei zarte Weisen.

Der Elefant hat seine „Priester“, die an seiner Seite beten, aber auch seine Tänzerinnen, die ihn erheitern. Erstere sind der Brahmanenkaste, letztere dem königlichen Corps de ballet entnommen. In der Vermenschlichung und Vergöttlichung ging man bis in unsere Zeit so weit, daß dem „klugen“ Tiere selbst Staatsangelegenheiten zur Beratung vorgelegt wurden. Sein Hingang war ein Staatsereignis und ein Gegenstand allgemeiner Landestrauer. Als vor wenigen Jahren ein Elefant verendete, blieben die Brahmanen drei Tage im Stalle, um den „Geist“ des erhabenen Toten in Empfang zu nehmen.

Bild 90. Bangkok. Glockentürmchen. (S. 163.)

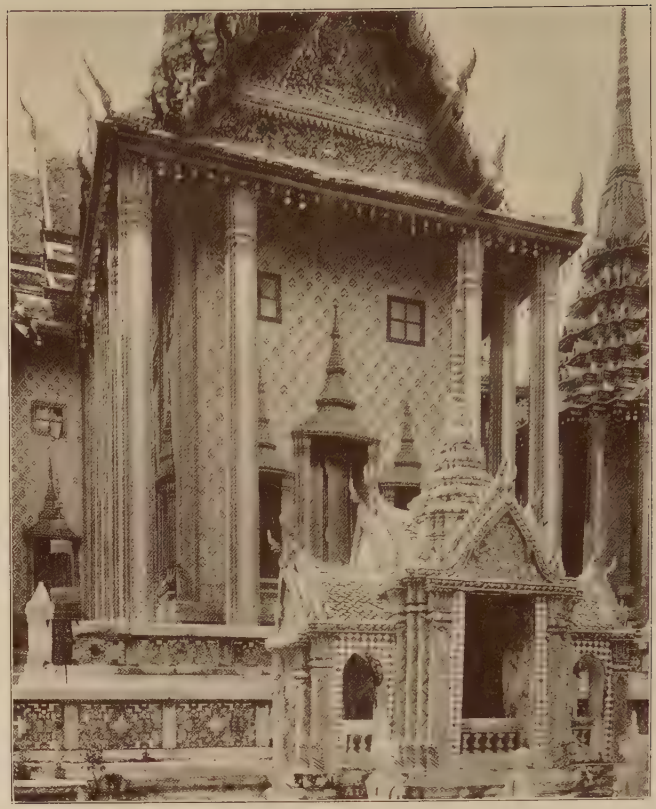

Bild 91. Bangkok. Vom Wat Prakeo. (S. 165.)

Bild 92. **Bonzenschule.** (S. 163.)

Bild 93. **Tänzerinnen.** (S. 168.)

Dieser Elefantenkultus gehört zu den befremdlichsten Erscheinungen des hinterindischen Volkslebens. Die Zeiten haben sich allerdings stark geändert, und der Ruhm des weißen Elefanten weicht vor dem eindringenden Strahl der Zivilisation mehr und mehr in den Schatten der Unterwelt zurück. Nur in Siam weht sein Bild noch als glorreiches Banner des Landes. Siam ist die letzte Hochburg seiner Herrschaft, jedoch deuten Zeichen der Zeit darauf hin, daß auch diese Hochburg bald zusammenbricht. Der glückliche Entdecker wird nicht mehr in den Adelsstand erhoben, aber immerhin wird dem Tiere noch ein festlicher Empfang von der ganzen Stadt bereitet. Die Straßen sind geschmückt, und die übrigen weißen Elefanten ziehen dem neuen Ankömmling entgegen, um ihn als königlichen Bruder zu empfangen. Der weiße Elefant bleibt der „Schutzgeist" des Landes, wenn auch ein recht dickhäutiger.

Mit einer wohlberechtigten Neugierde betrat ich den „Palast" dieser „göttlichen" Tiere. Jeder der vier Elefanten ist in einem besondern hohen, luftigen Stalle untergebracht. Daß es sich um eine Art „Heiligtum", und zwar um ein buddhistisches, handelt, verrät uns der goldene Schrein mit einer Statue Buddhas, der wie ein kleines Kapellchen in jedem Stall in einer Nische angebracht ist. Sorgfältig ist alles eingerichtet, und für den leiblichen Bedarf der „himmlischen" Kolosse ist in ausgiebigster Weise durch die großen Haufen von kleinen Heubündeln gesorgt, die im anliegenden Raume liegen. Jedes Tier „verfügt" über einen eigenen „Hofstaat" von Sklaven, die immer in seiner Nähe weilen und nachts bei ihm schlafen müssen. Ich verabschiedete mich von Ihren Königlichen Hoheiten, den weißen Elefanten, indem ich ihnen ein gutes Bündel Heu vorwarf. Mit einer graziösen Verneigung des Kopfes nahmen die Hoheiten die Gabe entgegen. Vom „Palast" der Elefanten wandte ich mich dem Palast des Beherrschers des „Reiches vom weißen Elefanten" zu. Im Vorübergehen besichtigte ich die Pagode, wo die Sammlung der buddhistischen heiligen Bücher aufbewahrt wird. Keinem größeren Tempel fehlt diese Sammlung, und es ist eine beachtenswerte Erscheinung, wie in allen buddhistischen Ländern der größte Wert darauf gelegt wird, den heiligen Kanon dieser Bücher zu besitzen. Die Sammlung der heiligen Schriften des Buddhismus ist dadurch ohne Zweifel eine der verbreitetsten Büchersammlungen der Welt geworden. Als ich die schönen siamesischen, ceylonesischen und birmanischen Palmblatthandschriften sah, dachte ich an das buddhistische China und Japan und an die vielen Heiligtümer, zu deren kostbarsten Schätzen der buddhistische Kanon gerechnet wird. Hier wie dort ist seit der Einführung des Buddhismus alles aufgeboten worden, um diesen heiligen Schatz an besonders verehrungswürdiger Stätte aufzubewahren. Man sah in ihm die Grundlage des höchsten geistigen Lebens, das Unterpfand des sittlichen Fortschrittes. Und

darum scheuten die Fürsten keine Opfer, um die „heilige Schrift" von den berufenen Hütern des Schatzes stets in einer mit königlicher Freigebigkeit ausgestatteten Bücherhalle aufbewahren zu lassen.

Je charakteristischer sich in den Pagoden der Königsstadt das vom Buddhismus beherrschte Wesen der Siamesen widerspiegelt, um so größere Enttäuschung ruft der Palast des Königs, seine Residenz, wach. Wir erwarten naturgemäß ein echt siamesisches Bauwerk im Stile jener Tempel, deren Dächer durch das Farbenspiel ihrer leuchtenden Porzellanplatten und Glasbedeckung das Auge überraschen; statt dessen bietet sich dem Blick ein wunderliches Gemisch von Stilarten dar. Im Unterbau und in dem oberen Stockwerk herrscht in den Galerien die Renaissance mit abwechselnd ionischen und korinthischen Säulen, nach oben hingegen wächst der Palast in den weit ausgeschweiften Dächern und Türmen zu einer wahren Pagode aus. In der Architektur der Bedachung kommt ausschließlich das siamesische Element mit seinem phantastischen Schnörkelwerk und seinen Pyramiden zur Geltung. Diese Mischung von abendländischen und siamesischen Elementen streift ans Kindische. Die Außenseite ist nur der treue Ausdruck des Ornamentes der Säle und Galerien. Der höchste Glanz vereinigt sich im Thronsaal zu einer grotesken Verbindung aller möglichen Arten ornamentaler Prachtstücke. Man mag das Bestreben, sich dem abendländischen Element zu nähern, gern anerkennen, aber wenn es in einer Weise angewandt wird wie hier, so wird die Vereinigung auch der kostbarsten Prunkgegenstände in ein Zerrbild fürstlichen Glanzes verkehrt.

30. Oktober 1904.

Mein letzter Besuch galt den blühenden Missionsgemeinden der katholischen Kirche in Bangkok und Umgebung. Das bunte Völkergemisch, aus dem sich Bangkok zusammensetzt, ist auch auf die Entwicklung der katholischen Mission von erheblichem Einfluß gewesen. Ohne die Chinesen und Annamiten stände es heute um die siamesische Mission noch recht ungünstig. Man sollte meinen, der Siamese, so buddhistisch er auch äußerlich in seinem Leben scheinen mag, sei für jede höhere Auffassung der Religion fast unzugänglich; die religiösen Gebräuche, die Feste und Feierlichkeiten der Pagoden sind ihm nur eine Art religiösen Spielzeuges. Ein tieferes Verständnis für des Menschen höheres Ziel fehlt ihm. Ganz anders der Chinese und Annamit oder Kambodschaner. Hier hat denn auch der christliche Glaube wirklich tiefe Wurzel gefaßt, und so besitzt das heutige Bangkok große und schöne christliche Gemeinden unter den Chinesen, Annamiten und Kambodschanern. Eine jede dieser Gruppen bildet für sich eine große Pfarrei mit prächtiger Kirche. In ganz besonderer Weise interessierte mich der chinesische Teil der katholischen Bevölkerung. Auf meine Bemerkung, daß

es wohl eine harte, wenig Genugtuung bietende Aufgabe sein müsse, inmitten einer ganz dem materiellen Gewinn lebenden Bevölkerung den Samen des Evangeliums auszustreuen, antwortete man mir: „Wie? Undankbar, unfruchtbar? Das Gegenteil trifft zu; gerade die Chinesen sind das dankbarste Arbeitsfeld für den Glaubensboten. Es ist eine Freude, unter ihnen zu arbeiten. Einmal Christen geworden, sind es die solidesten und frömmsten. Sie bleiben durchweg ihrem Glauben treu. Viele von ihnen kommen schon als Christen aus ihrer südchinesischen Heimat nach Siam. Auch in der Fremde üben sie ihren Glauben mit großem, oft mit bewunderungswürdigstem Eifer aus." Man wies mich dann auf Birma hin. Man sollte meinen, diesem ganz auf Erwerb gerichteten Leben fehle jeder ideale Zug, jede Empfänglichkeit für eine höhere Auffassung vom Leben gehe in dem Strudel des wirtschaftlichen Ringens verloren. Ich hatte auf einer meiner Rundfahrten die große Begräbnisstätte der Chinesen berührt. Da reihte sich Grabhügel an Grabhügel, mit Gestrüpp überwachsen. Die Steintafel am Kopfende gab in chinesischen Zeichen Name und Lebenslauf des Verstorbenen an. Nur wenige Denkmäler verrieten etwas mehr von der berühmten chinesischen „Pietät" gegen die Hingeschiedenen. Die große Masse der Gräber starrte uns in einem Zustande der größten Vernachlässigung entgegen. Das Vieh weidete dazwischen. Gerade dieses Gräberfeld, das sozusagen zur öffentlichen Weide geworden war, erschien mir wie ein packendes Bild jenes chinesischen Ringens und Strebens, das, immer nur auf Gewinn bedacht, die Kräfte zwar aufs höchste anspannt, aber zuletzt an der Erde hängen bleibt. Wie überrascht war ich, im Kreise meiner liebenswürdigen Gastherren eines ganz andern belehrt zu werden. Überall, wo sich größere chinesische Kolonien gebildet, sind auch lebenskräftige chinesische Christengemeinden aufgeblüht. Die birmanische, annamitische und siamesische Mission zählt die Chinesen zu ihren eifrigsten Gliedern; und gerade hier, wo der Chinese losgelöst ist von seinem heimatlichen Boden, zeigt er am besten, was in ihm steckt. Im Kern des Volkes schlummert ein echter religiöser Zug; er braucht nur glücklich angeregt zu werden, um sich in den herrlichsten Äußerungen eines zu den höchsten christlichen Idealen emporschwingenden Lebens zu entfalten.

Ich wohnte am nächsten Tage einem Morgengottesdienst in der katholischen Kirche bei. Welch herrliches Bild! Wir hatten vor uns eine ganze Schule bezopfter Büblein, die mit kräftiger Stimme unter der Leitung von Schulbrüdern klangvolle Lieder sangen. Der frische, helle Klang der jungen Sängerschar schlug wie ein frohes Hoffnungslied an unser Ohr, andeutend, daß auch über das scheinbare Totenfeld der uralten chinesischen Kultur einmal der Frühlingshauch eines neuen Lebens dahinziehen wird. Er wird die Fesseln des Materialismus sprengen und die schlummernden

Kräfte eines geistig hochbegabten Volkes zu einem höheren Streben entfachen. Alle Hoffnung ist vorhanden, daß dank dem hingebenden Eifer ausgezeichneter Glaubensboten das Kreuz seinen erobernden Einfluß immer weiter über Siam ausdehnen wird. An Stelle eines dem Fetischismus nicht unähnlichen Kultus, wie er im Reiche des weißen Elefanten gepflegt wird, wird die Herrlichkeit unseres Glaubens ihre lebenspendenden Strahlen immer weiter und tiefer in die Bevölkerung eindringen lassen. Dem buddhistischen Siam wird ein christliches Siam an die Seite treten.

31. Oktober 1904.

Gegen Nachmittag besteige ich den „Sandakan", der mich noch einmal nach Singapur zurückführen soll.

9. Rangun.

10. November 1904.

Am Abend des 9. November blitzte das Leuchtfeuer an der Einfahrt des Rangunflusses über die dunkle Meeresfläche wie ein erster Gruß aus einem neuen, unbekannten Lande zu uns herüber. Wir näherten uns dem alten „Goldland" Birma. Bereits in der Frühe wurde aus weiter Ferne die Schwai Dagun-Pagode sichtbar. Als das stolze Wahrzeichen des Landes der Pagoden steigt die goldene Pyramide hoch über den flachen, reich mit Palmen geschmückten Küstensaum empor. Ein imposantes Bild stellt diese Riesenglocke dar. Ihr Rand hat einen Umfang von 425,4 m, und sie erhebt sich zu einer Höhe von 116,2 m, ist demnach höher als die Spitze der St Pauls-Kathedrale in London. Der Mantel der Glocke ist von unten bis oben reich vergoldet. Darüber ergießt sich die leuchtende Flut der Sonnenstrahlen und läßt den gewaltigen Bau wie eine einzige Goldmasse funkeln. Nur die Wirklichkeit vermag ein Bild von der eigenartigen Schönheit dieses Heiligtums zu geben.

Die Schwai Dagun-Pagode ist der ehrwürdigste Wallfahrtsort aller Länder des hinterindischen Buddhismus. Seine glitzernde Turmspitze zieht alljährlich Hunderttausende von Pilgern aus allen Teilen Birmas, Siams, Kambodschas nach dem Hügel, der die Pagode trägt, und man begreift es recht wohl, daß das Gemüt der buddhistischen Pilger zur höchsten Begeisterung gestimmt wird, wenn sie zum erstenmal dieses goldenen Kolosses ansichtig werden. Die Riesenglocke steht in der Tat einzig da unter allen Heiligtümern des Buddhismus im Osten. China und Japan, Ceylon und Java besitzen künstlerisch bedeutsamere Denkmäler, aber einer solchen gigantischen Leistung kann sich nur ein Land rühmen, das unter allen Ländern des Buddhismus den ersten Anspruch erheben darf, das „Land der Pagoden" zu sein. Diesem merkwürdigen Lande, dem buddhistischsten aller buddhistischen Länder des Ostens, galt mein Besuch. Die ceylonesische Chronik erzählt uns, daß zur Zeit des Königs Asoka zwei buddhistische Mönche, namens Sono und Uttaro, nach Suvarna bhumi, dem „goldenen Lande" zogen. Darunter muß ohne Zweifel Birma verstanden werden. Daß bereits zu Anfang der christlichen Zeitrechnung zwischen Indien und Birma ein reger Verkehr bestand, geht aus der Kenntnis hervor, welche schon die alten Geographen

der römischen Kaiserzeit von dem „goldenen Lande“ unter dem Namen des „goldenen Chersones“ hatten. Es war eine der ersten Kolonien, welche Indien in den angrenzenden Ländern gründete.

Als Indien es unternahm, sich in seiner staatlichen und religiösen Organisation auszubreiten, war die gegenüberliegende Küste der birmanischen Halbinsel einer der nächstliegenden Ansiedlungspunkte. Das erste indisch-birmanische Kolonialreich erhob sich in der Umgebung des heutigen Malmei und Martaban. Hier entwickelte sich ein bedeutendes Emporium des indischen Handels. Eine enge Verbindung bestand zwischen den Hafenplätzen an der Ostküste Indiens und dem Golf von Martaban. Den Mittelpunkt dieses Kolonialreiches bildete das heutige Thatung.

Eine andere indische Kolonie entfaltete sich in der Umgebung des heutigen Prome; das bedeutendste Zentrum buddhistischen Lebens aber wurde Pagan am Ufer der Irawadi. Prome und Pagan gehören als Mittelpunkte der staatlichen und religiösen Entwicklung längst der Vergangenheit an; sie werden heute von Rangun und Mandale überstrahlt. Beide Städte verkörpern in ihren großen Heiligtümern in glänzender Form den birmanischen Buddhismus.

11. November 1904.

Rangun ist eine jener herrlichen Schöpfungen, die der kolonisatorische Genius des britischen Welthandels innerhalb der letzten 50 Jahre auf dem Boden Ostasiens im Kampfe mit den größten Hindernissen zu stande gebracht hat. Weder die trotzigen Felsen Hongkongs noch die sumpfigen Gelände Singapurs konnten den ausdauernden Unternehmungsgeist des Briten aufhalten, und so entwickelte sich auch Rangun zu einer der ersten indischen Handelsstädte an einem Punkte, der bis zum Jahre 1852 jeder wirtschaftlichen Bedeutung entbehrte. Bis dahin war es nur ein Wallfahrtsort gewesen.

Wenn es ein Volk Ostasiens gibt, das noch im eigentlichen und ursprünglichen Sinne buddhistisch genannt werden kann, so ist es die Bevölkerung der alten Königreiche Pegu und Arakan. Unter einer Bevölkerung von acht Millionen gibt es sieben Millionen Buddhisten. Und das sind nicht etwa Buddhisten nach Art der Chinesen und Japaner, die mit ihrer Verehrung Buddhas die nationalen Kulte zu verschmelzen wissen, dort den Konfuzianismus, hier den Schintoismus. Der birmanische Buddhist ist durch und durch dem Glauben an seinen Buddha ergeben. Buddha ist ihm eins und alles, und die Mönchsgemeinde ist als Trägerin des Buddhakultus schlechthin die geistige Macht des Landes. Sie war es, als Birma noch unter seinen einheimischen Königen stand, sie ist es geblieben, nachdem das fruchtbare, in seiner ganzen Länge von den Fluten der Irawadi durchströmte Land unter das britische Zepter gekommen ist. Die buddhistische Mönchsgemeinde Birmas überragt in ihrem Einfluß selbst diejenige von Ceylon.

Darum wird eine „Wanderung durch die Länder des Buddhismus“ am allerwenigsten auf „das Land der Pagoden“ verzichten dürfen, und an keinem Punkte läßt sich besser dieses Eldorado der Jünger Buddhas kennen lernen als in den beiden Hauptstädten des Landes: Rangun und Mandale.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung des schmalen Streifens, der sich am rechten Ufer des Rangunflusses hinzieht, ist auch der Aufschwung des Buddhismus schnell gestiegen. Man findet bald in den bereits sehr modernen Straßen Ranguns das Scherzwort bestätigt, daß die drei hervorragendsten Dinge Birmas seine Pagoden, seine Pohngyis und seine Paria-Hunde seien. Es macht sich vielleicht in dem Scherzwort ein bißchen Vorliebe für anlautenden Gleichklang geltend. Aber leugnen läßt es sich nicht: was Birmas neuer Hauptstadt das Gepräge aufdrückt, das sind seine Pagoden und seine unter dem Namen Pohngyis bekannten Bonzen. Wie das Auge allenthalben auf die spitz zulaufenden Glockentürme stößt, die über den niedrigen Häuservierteln emporsteigen, so begegnet man auf Schritt und Tritt dem gelben Gewande der Bonzen. Das buddhistische Mönchstum wußte sich bald so heimisch zu machen in den schnell emporwachsenden, von breiten, schönen Straßen durchkreuzten, mit Dampftrams belebten Stadtvierteln, als hätte es immer so „komfortabel“ hier gelebt. Je näher man der Schwai Dagun-Pagode kommt, um so buddhistischer färbt sich die Umgebung der Heiligtümer, die der Verehrung Buddhas gewidmet sind.

Das hervorragendste Denkmal ist der Glockenturm. Er heißt hier Zaydu. Darin begegnet uns ein alter Bekannter, der altindische Reliquienschrein, indisch Caitya oder Stupa genannt. Für die großen nationalen Heiligtümer des buddhistischen Kultus bedient man sich häufiger des Wortes Payah. Alle diese Bauwerke werden nach einem sehr einfachen Muster aufgerichtet. Sie erheben sich über einer mehrstufigen Terrasse in Form eines Kegels, der sich nach oben scharf zuspitzt. Der Schirm bildet als Symbol der Heiligkeit den Abschluß. Eine wirkliche Kunst darf man in diesen Glockenheiligtümern nicht suchen. Der buddhistische Stupa hat der religiösen Bautätigkeit eine Richtung gegeben, die sie in den Banden starrer Überlieferung festhält. Nur wo diese Richtung sich der brahmanischen Kunst nähert, gewinnt auch die buddhistische Kunst ein reicheres Gepräge. Das war der Fall in der Glanzepoche von Pagan.

Unter jedem Heiligtum muß eine Reliquie oder zum wenigsten ein heiliger Gegenstand begraben werden. Ohne den Reliquienschrein darf kein Denkmal errichtet werden. Das erste, was beim Bau einer Pagode fertiggestellt wird, ist der viereckige Raum, in welchem die heiligen Gegenstände aufbewahrt werden. Es ist seltsam, mit welcher Treue in Birma an der ursprünglichen Reliquienkammer, wie sie uns in Sanchi und bis hinauf zu den Topen des Fünfströmelandes begegnet ist, festgehalten wird. Diese

Reliquienkammer hat allerdings hier bisweilen eine ganz andere Gestalt angenommen; sie hat sich bei den großen Heiligtümern zu einem Raum von 10 bis 20 m erweitert, der wieder in verschiedene kleinere Räume eingeteilt wurde.

Wunderbare Geschichten erzählen die alten Palmblätter von der fürstlichen Freigebigkeit, wenn es sich um die Anlage einer Reliquienkammer handelte. Eine Platte von schneeweißem Marmor, mit Diamanten besetzt, bildet die Unterlage, eine andere, gleich kostbare Platte die Decke der Kammer. Der König spendet eine goldene Statue Buddhas; kleinere Statuen seiner Schüler bilden einen Kreis um ihn. Daran reihen sich zahlreiche andere Statuen in kostbarem Metall neben ungezählten Opfergaben der verschiedensten Art. Daß der König und seine Frauen Gold im Werte von 10 Millionen hineingelegt, ist natürlich eine Fabel, aber kostbare Geschenke begleiten auch heute noch die Deposition einer Reliquie.

Kein Werk ist so verdienstlich wie der Bau einer Pagode, keines wird sowohl auf Erden wie im Jenseits so reich gelohnt wie die Stiftung eines Reliquienschreines; es bezeichnet den Höhepunkt aller guten Werke. Wer eine Pagode baut, heißt Payatagah. Der Payatagah wird schon auf Erden wie ein Heiliger verehrt; er ist der endlichen Erlösung unbedingt sicher. Für ihn gibt es keine neue Wiedergeburt, kein neuer, im Tode endigender Kreislauf des Lebens; ihm leuchtet nur das beseligende Nirwana. Die andern Werke sichern wohl eine glücklichere Form der Wiedergeburt. Wer eine Glocke oder ein Bild spendet, ein Rasthaus oder einen Brunnen für die des Weges kommenden Wanderer baut, darf sicher sein, daß er in einem neuen Kreislauf des Lebens eine bevorzugte Stellung einnimmt; aber seinem Verdienst haften noch Schwächen des irdischen Daseins an. Nur beim Payatagah findet der Tod lauteres, ungetrübtes Verdienst. Dieser Gedanke ist so tief in das Volksleben eingedrungen, daß der Fromme in Erwartung eines so glorreichen Lohnes alles, was er erübrigen kann, aufspeichert, um sich durch den Bau einer Pagode den Lohn des Nirwana zu sichern. Daraus entspringen immer neue Pagoden, während man die alten verfallen läßt. Es lohnt sich nicht, den älteren, dem Verfalle nahen Stiftungen den früheren Glanz zurückzugeben, auch wenn die darauf verwandten Summen dem Bau einer neuen Pagode gleichkämen. Eine Ausnahme machen nur die nationalen Heiligtümer, die großen Wallfahrtsorte Rangun, Pegu, Prome, Mandale; in allen andern Fällen fließt das Hauptverdienst bei der Wiederherstellung dem ursprünglichen Stifter zu. Daraus erkläre ich mir den befremdenden Gegensatz, der jedem bald in die Augen fällt, daß sich dicht neben einer alten Pagode, die man mit ein bißchen Sorgfalt leicht vor dem Verfalle schützen könnte, neue, in frischem Schmuck leuchtende Glockentürme erheben. Auf die innere Disposition des Gebers kommt es

Bild 94. Rangun. Schwai-Dagun-Pagode. (S. 173.)

Bild 95. Rangun. Die fünfhundert Heiligen des Buddhismus. (S. 182.)

Bild 96. Rangun. Eingang zur Schwai-Dagun-Pagode. (S. 178.)

Bild 97. Rangun. Kapellenkranz der Schwai-Dagun-Pagode. (S. 180.)

gar nicht an. Auch dem verrufensten und verkommensten Menschen ist die Erlösung gesichert durch die bloße Stiftung einer Pagode.

Die Weihe eines Paya ist darum ein hohes Fest. Die Hauptzeremonie dabei besteht in dem Besprengen mit Wasser. Der Weihehandlung liegt der Gedanke zu Grunde, alle Götter und Geister anzurufen, daß für ewige Zeiten eine heilige Stiftung gemacht werde. Tropfen für Tropfen muß das Wasser herabträufeln. Dabei beten die Mönche: „Fest ist mein Glaube an die drei kostbaren Dinge: den Herrn, das Gesetz, die Gemeinde. Ich mache diese Stiftung, um von allen gegenwärtigen und zukünftigen Übeln befreit zu werden. Mögen alle Geschöpfe, die in den vier Stadien der Strafen Qualen erdulden, die seligen Wohnungen der Götter erreichen, mögen alle meine Verwandten und Freunde, mögen alle Wesen, die diese Erde und die 10 000 Welten bewohnen, teilhaftig werden der Früchte dieses verdienstvollen Werkes: die Erde und ihr Geister, Hüter dieses Ortes seid mir Zeuge dieses verdienstlichen Werkes."

So viele buddhistische Wallfahrtsorte in China und Japan, Kambodscha, Java und Ceylon ich bereits gesehen habe, so weckt doch jedes neue Heiligtum von neuem das lebhafte Interesse des Forschers. Es sind *nationale* Wallfahrtsorte, volkstümliche Heiligtümer. Nirgendwo kommt des Volkes Eigenart so anschaulich zur Erscheinung als in den Zentren seines Kultus. Alles, was es denkt und empfindet, spricht es hier am unmittelbarsten aus.

Von den vier Hauptheiligtümern, welche Birma besitzt: Schwai Dagun in Rangun, Schwai Mawdaw, der Lotusschrein in Pegu, Schwai Sandaw, die Pagode des heiligen Haares in Prome, und der Mahah Myat Muni, der Tempel des erhabenen Heiligen in Mandale, ist der heiligste Reliquienschrein die Pagode von Rangun. Ihre „Geschichte" wird in den Palmblätterhandschriften der Tempel aufbewahrt. Die älteste „Geschichte" erzählt, wie einst der „Heilige" ein Büschel seiner Haare, das er abgeschnitten, unter die ersten Laienverehrer, drei Brüder, verteilt habe. Diese Brüder kamen später als Sendboten der neuen Lehre nach Birma und legten das ihnen anvertraute Kleinod der Haare im Innern des Heiligtums, das sie gründeten, nieder. So entstand nach und nach dieses Zentrum des buddhistischen Kultus. Könige und Fromme wetteiferten in der Ausschmückung des Heiligtums. Seine Höhe soll ursprünglich nur 8 m betragen haben. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Glocke immer wieder mit neuen Backsteinmänteln umkleidet. Auf diese Weise schwoll das ursprünglich kleine Bauwerk ähnlich wie in Ceylon zu dem gewaltigen Koloß an.

Auf dem Wege zum heiligen Hügel gewahrt man allerlei verkrüppelte Gestalten, welche die Mildtätigkeit der Pilger anflehen. Einen düstern Eindruck machen die Aussätzigen. Die ersten Stadien der Krankheit schauen aus ihrem Antlitz schon so entstellend, daß das Auge sich erschreckt abwendet.

Den Fuß des Hügels umsäumen viele buddhistische Klöster. Ihre hoch emporragenden, reich geschmückten Holzdächer heben sich phantastisch von dem üppigen Pflanzenwuchs ringsum ab. Zwischen Palmen und Mangroven versteckt gewahrt man Pilgerhäuser für Mönche und Laien aus fernen Ländern. Siam und Kambodscha sind durch besondere königliche Stiftungen für die aus diesen Ländern jahraus jahrein herbeiziehenden Pilger vertreten. Sie sind augenblicklich überfüllt. Es gewährt ein malerisches Bild, wie sich diese verschiedenen Volkstypen hier herumdrängen. Alles strebt der Tempelterrasse zu. In den Läden bietet man farbige Kerzen, den Pilgern Räucherstäbchen, Fahnenwimpel mit farbigen oder goldenen Gebetsformeln, Goldblätter, Blumen und Früchte als Opfergaben an.

Der gewaltige Glockenbau erhebt sich auf einem Hügel, der in zwei Terrassen künstlich umgestaltet wurde. Die obere Terrasse steigt nur 50 m über die Ebene empor und mißt in der Länge 382,6 m, in der Breite 215 m. Von vier Seiten aus führte ehemals eine Treppenanlage zu dieser Terrasse hinauf. Heute begnügt man sich mit zwei, einer im Osten und einer im Süden. Wir benutzen die südliche Anlage. Unser Wagen ist an dem Fuß der Terrasse angelangt. Zwei riesige geflügelte Löwen halten am Eingang Wacht, plumpe, phantastische Tierkolosse. Bis jetzt ist mir noch nichts so Rohes unter die Augen gekommen wie das Bild dieser Untiere mit ihrem weit sich öffnenden Schlund, zwischen dessen gewaltigen Zahnreihen ein breiter Zungenlappen hervorschaut. Und solche abstoßende Gebilde erscheinen als Hüter des größten Heiligtums des Landes. Darin spricht sich ein gutes Stück des innersten Wesens jener religiösen Empfindungen aus, die das Volk beherrschen, das vor uns die Stufen hinansteigt. Es ist nicht das beseligende Empfinden eines Glaubens, der Frieden spendet, sondern ein Glaube, der seine Bekenner in ewiger Furcht hält. Furcht und Schrecken bleibt der Grundzug des religiösen Lebens der ostasiatischen Kulturwelt. An der Förderung dieses Grundzuges hat der Buddhismus den wesentlichsten Anteil.

Ein mit phantastischem Schmuck überladener Torbogen nimmt uns auf. Aus allen Ecken und Nischen schauen uns roh gearbeitete Götterfratzen entgegen. Nur dort, wo das Schnitzwerk sich an Blatt und Blume hält und in Rankengewinden sich emporschlingt, wird das Auge ein wenig mehr befriedigt. Das trifft für einzelne Ornamente des Holzdaches zu, das den Aufstieg zur Terrasse überdeckt. Um die Gläubigen in die dem Heiligtum entsprechende Stimmung zu versetzen, werden in den Abbildungen mit Vorliebe die Qualen der Unterwelt dargestellt, und zwar in den widerwärtigsten Szenen. Zu beiden Seiten der Treppe drängt sich Kaufbude an Kaufbude, wo alles feilgeboten wird, was die Andacht der Gläubigen dem Buddha darzubringen pflegt, wahre Jahrmarktsbuden, voll der ergötzlichsten Gegenstände. Alles andere eher als angenehm sind die Stufen, über die wir

hinaufsteigen. Sie sind so ungleich gearbeitet, die einen aus Backstein, die andern aus Steinplatten, in buntem Wechsel durcheinander, daß man bei jeder Stufe achtgeben muß, um keinen Fehltritt zu tun. Stufe für Stufe ist die fromme Stiftung irgend eines Pilgers, und die Ungleichheit der Stiegen soll wohl verhindern, daß man zu schnell hinauf und hinab steigt. Es ist ein wahrer Bußgang. Endlich ist die obere Terrasse erreicht.

Den Mittelpunkt der Terrasse nimmt ein Aufbau in Gestalt eines Achtecks ein, und darauf erhebt sich der gewaltige Kegel des Stupa. Hoch auf der Spitze leuchtet der vergoldete, aus getriebenem Eisen gearbeitete Schirm mit seinen zahlreichen Ringen. An jedem Ringe hängen im Umkreis viele goldene und silberne, mit Juwelen verzierte Glocken und Glöckchen. Sobald der Wind sich etwas stärker regt, schlagen die Glocken an, und ein seltsames Klingen zittert durch die Luft. Der Schirm ist ein Geschenk des verstorbenen Königs Mendun. Mit dem König wetteiferte das ganze Land in Geschenken. Perlen und Edelsteine wurden aus allen Teilen Birmas gespendet, um die Ringe auszuschmücken, aus denen der Schirm sich zusammensetzte. Um das gewaltige Eisenstück an seine Stelle zu bringen, bedurfte es eines Kostenaufwandes von einer Million Mark. Als Wahrzeichen, daß das alte Birma noch in seinen Überlieferungen festgewurzelt ist, sollte der Schirm hoch oben in seinem goldenen und silbernen Schmuck ins Land hinein strahlen; denn das Symbol des Schirmes ist das durch 2000 Jahre geheiligte Abzeichen der engen Verbindung von Königtum und Bonzentum. Gerade darum bot der König alles auf, um auf eigene Kosten und mit Hilfe seiner eigenen Leute dieses Symbol königlicher und buddhistischer Oberherrlichkeit als Krone der Pagode aufzusetzen. Aber die britische Regierung sah darin einen Versuch, sich zum Herrn Unterbirmas in den Augen der gutgläubigen buddhistischen Bevölkerung zu proklamieren. Darum untersagte sie anfänglich die Aufrichtung des Schirmes. Man fand zuletzt einen Ausweg. Der Schirm wurde an der Grenze von eingeborenen Beamten Unterbirmas und von den Vertretern religiöser Körperschaften, die britische Untertanen waren, in Empfang genommen und nach dem heiligsten Orte Birmas gebracht. Es war ein technisches Meisterstück, den Eisenkoloß heraufzuschaffen; aber die religiöse Begeisterung, die das Land erfaßt hatte, überwand alle Schwierigkeiten. Als kostbare Reliquie wird der alte Schirm neben dem Hauptheiligtum aufbewahrt.

Ein ganz hervorragendes, aber zugleich sehr kostspieliges Verdienst erwerben sich die Könige durch Erneuerung der Goldbekleidung. Man sollte kaum glauben, daß das Gold, das uns aus der Ferne entgegenleuchtet, echtes Gold ist. König Sinbyo Schin schenkte eine Goldmasse im Gewichte seines Körpers, um die Pagode von neuem zu vergolden. Zum letztenmal wurde

das Gold 1871 erneuert, als König Mindun den kostbaren Schirm aufsetzen ließ.

Aber die Vergoldung ist nicht ein den Fürsten Birmas vorbehaltenes Verdienst. Ich sah zahlreiche „Fromme" die Stufen der Pyramide emporklettern, um Goldblätter auf den Mantel zu kleben. Ganze Pakete dieser Goldblättchen kann man in den Buden rings um die Pagode kaufen. Aus der Masse dieser aufgeklebten Goldblättchen erklärt es sich, daß so viele hellere und dunklere Streifen an der goldenen Fläche des Mantels wechseln. Der Gesamteindruck dieser gewaltigen Goldfläche ist großartig und wohl einzig in seiner Art.

An den Ecken des Unterbaues erheben sich mythische Riesengestalten, halb Löwe halb Mensch. Ringsum sind Löwengestalten angebracht, die weit den Rachen aufsperren. Diese Tierfratzen bilden ein seltsames Element innerhalb des religiösen Bildes, das sich hier vor den Augen entfaltet. Überall stößt der Blick auf Kapellen mit Kolossalbildern eines sitzenden oder stehenden Buddha. Die dicke Goldschicht, welche das Holz oder den Alabaster bedeckt, ist von dem Rauch der vielen brennenden Kerzen und Räucherstengel ganz geschwärzt. Und nun gar dieses Heer kleiner Buddhas, das sich allenthalben hervordrängt, hier aus leuchtend weißem Alabaster, dort aus vergoldetem Holz, an einer andern Stelle aus einer mit Farben überzogenen Lehmschicht. Wenn ein Mann keine Pagode bauen kann und nicht einmal so viel Geld besitzt, um ein kleines Klösterchen zu gründen, so ist er doch gewiß nicht so arm, daß es ihm unmöglich wäre, eine kleine Statue aus Marmor, Holz oder Erz zu stiften. Zur Aufnahme dieser Votivbilder sind besondere Kapellen gebaut. Die Votivkapellen sind voll der wunderlichsten Figuren.

Der Birmane besitzt ein unleugbares Geschick in der Bearbeitung des Marmors und Alabasters. Die Kunst hat sich durch Jahrhunderte in den Familien vererbt. Zahlreich sind die Dörfer, deren männliche Bewohner sich ausschließlich mit der Marmorbearbeitung beschäftigen. In einem Lande, das sich durch eine fast einzig dastehende Freigebigkeit für Tempel und Klöster auszeichnet, wird das nicht überraschen. In keinem buddhistischen Lande habe ich so viele und so kostbare Statuen in einem einzelnen Heiligtum beisammen gesehen wie hier. Das Auge verwirrt sich inmitten dieses bunten Spieles gemeißelter oder geschnitzter Figuren, die hier in ehrfurchtsvoller, dort in wild ausgelassener Stellung, hier betend, dort tanzend, hier belehrend, dort kämpfend uns entgegentreten. Alle Ungeheuer, mit welchen eine üppige Phantasie die Wälder und Ströme Birmas bereichert, sind aufgeboten, um diesem höchsten Heiligtum des buddhistischen Landes das richtige Gepräge zu geben. Mit diesen Gestalten wechseln eine Unmenge kleiner Glockentempel. Es ist ein ausschweifendes Bild, dem alles fehlt, was religiöses Leben atmet.

Und doch drängen sich dichte Massen dazwischen, um auf Steinaltären ihre Blumenopfer oder Räuchergaben darzubringen. Einen charakteristischen Zug geben diesem Bilde die hohen Masten mit wehenden Fahnen. In die Fahnen sind besondere Streifen eingenäht, welche Szenen aus dem Leben Buddhas und seiner Jünger darstellen oder Formeln in großer, festlicher Schrift zeigen, durch die Buddha angerufen wird. Viele Gebetsflaggen sind aus Papier in phantastischen Formen geschnitten, stellen Löwen und Tiger, Drachen und Elefanten dar. In der Mitte prangt ein frommer Spruch in Pali. Da lese ich z. B.: „Mögen durch das Verdienst dieser Flagge die Mittwochskinder unter Geistern und Menschen gesegnet sein." Blumen, einzeln oder zu Buketts vereint, Kerzen in allen Formen und Größen sind bevorzugte Weihegaben. Mächtige Kerzen sind neben dem Schrein aufgestellt.

Die ganze Ideenwelt, unter deren Einfluß die buddhistische Bevölkerung steht, erscheint auf dieser Terrasse in den grotesken Verkörperungen, die das Auge allenthalben wahrnimmt. Welche Öde und Leere des geistigen Gehaltes! Da ist nichts, was das Auge wahrhaft erfreuen, den Geist erheben könnte. Ist dies das letzte Ergebnis einer Religion, die 2000 Jahre auf diesem Boden sich entfalten konnte, getragen von der hochherzigsten Gunst der Fürsten, gefördert von dem unerschöpflich freigebigen Sinn der Gläubigen?

Seltsam ist die Haltung beim Beten. Die Männer knien nicht, sondern hocken auf den Hacken, den Körper nach vorn gebeugt, die Hände zusammengefaltet und bis zur Stirn erhoben. Es ist Gebrauch, zum Gebet irgend eine Weihegabe mitzubringen, eine Gebetsfahne, Blume, Kerze, einen Reiskuchen.

Ein charakteristisches Element im buddhistischen Kultus sind die Glocken. Darum darf es nicht überraschen, diesem Schmuck im birmanischen Tempel in allerlei Formen zu begegnen. Die Liebhaberei für Glocken ist ein besonders hervorstechender Zug bei den Birmanen geworden. Jede Pagode besitzt deren zum wenigsten etliche Dutzend in allen Größen. Die meisten sind fromme Stiftungen; immer neue Glocken und Glöckchen kommen dazu. In den Mantel der Glocke sind gewöhnlich einige Anrufungen Buddhas in Pali gegossen. Gleich der Weihe der Pagode ist der Glockenguß eine religiöse Feier; Musik und Gesang wechseln dabei mit allerlei Zeremonien und Gebeten ab. Ein außerordentlicher Enthusiasmus pflegt bei solchen Gelegenheiten die Menge zu erfassen; Frauen und Mädchen werfen ihren Perlschmuck, Gold- und Silberringe in die glühendflüssige Erzmasse. An vielen Glocken sind die Spuren dieser seltsamen Votivgaben deutlich erkennbar.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten der Pagode ist die große Glocke, welche König Theravati im Jahre 1840 dem Heiligtume stiftete, als er Rangun besuchte. Wir fanden sie bald in ihrem Holzgehäuse an der Ostseite der Terrasse, wo sie an einem mächtigen Querbalken hängt, der von zwei

in die Erde gerammten Pfosten getragen wird. Fünf bis sechs Personen finden bequem Platz innerhalb des Mantels. An Umfang steht sie nur der Glocke von Mengun nach. Sie ist ein Werk von trefflichem Guß und bezeugt die religiöse Begeisterung, welche der Buddhismus bis in die jüngste Zeit wachzuhalten wußte. Unausgesetzt kommen Pilger und schlagen mit dem Holzblock an den Mantel der Glocke, so daß die dumpfen und unheimlichen Glockenschläge beständig an unser Ohr dröhnen. Für die Gläubigen sind es Festtöne, Klänge aus der Welt der buddhistischen Geister. Darum empfanden es auch die Birmanen so schmerzlich, als die Engländer nach dem zweiten birmanischen Kriege die Glocke als Siegesbeute nach Kalkutta bringen wollten. Die „Geister" kamen zu Hilfe. Beim Verladen schlug die Glocke über Bord und sank auf den Meeresgrund. Alle Hebeversuche der englischen Ingenieure waren umsonst. Da boten sich die Birmanen an, die Glocke emporzuziehen aber unter der Bedingung, daß sie dem Lande verbleibe. Spottend willigte man ein. Und siehe da, es gelang, den ehernen Koloß von dem Meeresgrunde emporzuziehen. Im Triumph wurde die Glocke nach Rangun zurückgebracht. Daß dieser Sieg über alle technischen und mechanischen Errungenschaften der Fremden den Schutzgeistern des Landes zugeschrieben wurde, versteht sich von selbst.

Die Glocken sind nicht da, um wie bei uns das Volk zur religiösen Feier herbeizurufen und dem Kultus durch den vollen Klang eine feierlichere Stimmung zu geben. Ein gemeinsames Beten der Buddhagläubigen besteht überhaupt nicht, kein Gottesdienst, der alle Glieder einer Gemeinde vereinigt; jeder murmelt seine Formeln für sich. Wenn ein Umstand es greifbar vor Augen rückt, wie töricht das Gerede von einer buddhistischen „Kirche" ist, so ist es die Art, in der sich die Buddhisten ganz unabhängig voneinander ihrer Andacht hingeben. Kein innerliches Band verknüpft sie, niemals findet ihre Andacht einen gemeinsamen Ausdruck; jeder kommt und geht, wie es ihm gefällt, wirft sich vor diesem oder jenem Buddha nieder, der ihm am meisten zusagt. Die Hauptsache dabei ist der Anschlag der Glocke, der die Geister zu Zeugen der Andacht machen soll. Es ist ein kindlich-kindisches Spiel des religiösen Gefühls, das in dieser Glockenandacht sich kundgibt. Je heller und reiner der Klang der Glocken, um so lieber hören die Geister zu.

Das Bild dieser vielen Glocken und Schreine, Statuen und Fahnenstangen, welche die große Pagode umgeben, ist im Rahmen des reichen Tropenwuchses so eigenartig entwickelt, daß keine Feder den Eindruck wiedergeben kann, den es hervorruft. Das üppigste Dekorationsspiel entfaltet sich in dem Schnitzwerk, mit dem alle Teile des Heiligtums verschwenderisch ausgeschmückt sind. Als Ganzes genommen wird uns diese ornamentale Ausstattung der Säulen und Architrave, der Decken und Dächer kaum an-

sprechen. Wenn man sich aber von dem höchst unkünstlerischen Gesamtbilde zu den Einzelheiten wendet, dann wird das Auge doch von manchen ornamentalen Gebilden überrascht, die einen hohen Grad von Schönheit in ihren Mustern verraten. Man beachte die mächtigen Holzsäulen, welche den Vorraum des Heiligtums bilden. Die Schnitzarbeiten, welche die Flächen durchbrechen, zeugen von einer außerordentlichen Feinheit und Gewandtheit des Stichels. Die Pracht eines solchen Ornamentes muß auf das Auge des frommen Pilgers, der sich zum erstenmal der Stätte naht, einen mächtigen Eindruck machen. Die spielende Dekorationskunst scheint mit ihrem phantastischen Schlingwerk von Formen und Gestalten darauf berechnet, die Sinne des Gläubigen in staunender Bewunderung gefangen zu halten. Immer reichere und kühnere Formen drängen sich dem Blicke auf, je tiefer der Pilger in das Heiligtum eindringt. Das Auge sucht vergebens nach einem Ruhepunkte. Tausend Linien spielen da in kecken Windungen ineinander über und lassen nirgendwo einen einheitlichen Gesamteindruck der schönen Einzelformen aufkommen. Dazu nehme man noch die wunderbaren Licht- und Farbenreflexe und die glitzernde Vergoldung, welche den Eindruck des Ganzen erhöhen, dann mag man sich vorstellen, welche Gewalt dieser Glanz der Formen und Farben auf das Gemüt des ehrfurchtsvoll nahenden Gläubigen ausüben muß. Ist das nicht schon für ihn ein Stück des buddhistischen Himmels? Und nun gar, wenn er in einem solchen Heiligtum alle die großen und kleinen Statuen Buddhas aus reinstem Alabaster vor sich sieht! In feierlicher Würde sitzt der Lehrer der Völker da. Es ist überall dieselbe geheimnisvolle Erscheinung.

Heute und in den nächsten Tagen wird ein hohes buddhistisches Fest gefeiert, eines der vielen, die im Laufe des Jahres, ganz besonders aber im März und Oktober die Andächtigen aus allen Teilen Birmas herbeilocken. Der Birmane hält treu an diesen Festen. Ein solches Fest ist immer ein besonders glücklicher Tag, um sich ein großes Verdienst zu erwerben. Das Pagodenfest sammelt daher außerordentliche Volksmassen um die Heiligtümer. Alles ist in diesem Augenblick in fieberhafter Tätigkeit, um die Vorbereitungen für den Abend zu treffen. Man glaubt sich in ein großes Picknick versetzt. Zelte sind aufgeschlagen, in denen die Mönche festlich bewirtet werden sollen. Reiche Familien und Körperschaften wetteifern in dem bunten Schmuck, der den einzelnen Zelten gegeben wird. Durch den Reichtum an farbigen Lampions aller Art hebt sich das Zelt der Chinesen vor den andern Zelten heraus. Man rechnet es sich zur höchsten Ehre, heute Abend die Mönche zu bewirten. Lange Tische sind mit allen Arten von Früchten und Backwerk reich ausgerüstet. Ein reiches Büfett ladet überall die gefeierten Jünger Buddhas ein. Von ganz besonderem Interesse sind die Einrichtungen, die getroffen werden, um die Häupter der buddhistischen

Mönchsgemeinden würdig zu empfangen. Für das geistliche Oberhaupt Birmas ist ein glänzender Pavillon improvisiert mit Speisesaal und Schlafgemach. Das Schlafgemach hat ein feines Ruhelager mit vergoldeten Pfosten und vergoldeten Stühlen. Im Speisesaal ist die Tafel geradezu üppig mit den feinsten und schmackhaftesten Dingen gedeckt. Alles ist rein und zierlich hergerichtet und zeugt von außerordentlicher Aufmerksamkeit für das buddhistische Mönchstum. Darin läßt sich der Birmane von keinem andern buddhistischen Volke überbieten. Weder in Siam noch in Kambodscha noch viel weniger in China und Japan habe ich ähnliche Kundgebungen buddhistischer Frömmigkeit gesehen.

Birmanen und Chinesen, Tamulen und Bengalen drängen sich in ihren farbenprächtigen Kostümen auf allen Seiten, ein steter Wechsel von Formen und Farben umflutet uns. Dort knien sie vor den Heiligtümern und bringen in ungezählten Verbeugungen dem Buddha ihre Verehrung dar. Hier schlagen sie an die Glocken, um die Geister aus dem Jenseits herbeizulocken. Überall sieht man kleinere Gruppen auf dem Boden kauern, aufmerksam einem Wahrsager lauschend. Es ist ein köstliches Bild. Majestätisch sitzt der Zeichendeuter da; links und rechts hat er eine Anzahl Palmblatthandschriften oder gedruckte Bücher liegen; in der Linken hält er eine Tafel und schreibt Zahlen darauf, addiert sie und zeigt das Ergebnis seinen Klienten. Der Ernst und die Sicherheit, mit der dieser Trug den armen Leutchen vorgetragen wird, wirkt unbeschreiblich komisch. Und wie aufmerksam Männer, Frauen und Kinder horchen, bisweilen leisen Beifall nickend, dann auf einmal erstaunt oder erschreckt das Auge starr auf den Deuter richtend, bald mit einem seligen Lächeln sich der goldenen Hoffnungen freuend, die der Gaukler mit mathematischer Gewißheit ihnen begründet. Wir gehen weiter. Ein Bild taucht auf einmal auf, so widerlich und abstoßend, daß sich das Auge entsetzt abwendet. Die häßlichsten Krüppelgestalten von Kindern und Erwachsenen bieten sich den Vorübergehenden dar, und je unförmiger die Verrenkungen sind, desto mehr Volk drängt sich hinzu, von Neugierde und Mitleid zugleich getrieben. Da zeigt man einen Knaben von etwa fünf Jahren; er hat einen Riesenkopf, größer als der des stärksten Mannes, aber Ärmchen und Beinchen so dünn und klein wie Holzstöckchen, dazu noch verdreht und verbogen. Ein anderer Knabe war ohne Beine und Arme, ein brauner, unförmlicher Fleischklumpen, auf dem ein winziges Köpfchen saß, aus dem wehmütig ein paar Kinderäuglein hervorschauten. Es ist ein unbeschreiblich trauriges Bild, und doch wird es vielleicht noch überboten durch die Gruppen indischer Büßer, auf die man im Vordergrunde der Hauptheiligtümer stößt. Diese nackten Gestalten mit ihrem langen, struppigen Haarwuchs, ihrem wilden Blick, der aus den tiefen, dunkeln Augenhöhlen flammt, haben etwas Unheimliches. Hier hat sich die menschliche Natur selbst aufs tiefste erniedrigt und ent-

Bild 99. Ein dem Bonzenkloster geweihter Knabe. (S. 185.)

Bild 98. Rangun. Buddhastatue. (S. 180.)

Bild 100. **Birmanische Familie.** (S. 184.)

Bild 101. **Rangun. Inneres einer Pagode mit dienstuenden Bonzen.** (S. 185.)

würdigt. Einer dieser Fakire sitzt inmitten des Hofes unter der glühenden Mittagssonne und läßt sich von dem stechenden Strahl peinigen.

Das ist das große Heiligtum von Rangun. Man braucht nicht lange zwischen den Kuppeln und Glocken, Türmen und Statuen zu wandern, um zu sehen, wie eng der Buddhismus oder, besser gesagt, die buddhistische Mönchsgemeinde mit dem Leben des birmanischen Volkes verflochten ist. Das Bonzentum durchdringt das Volksleben in einer Weise, daß es die Seele der Nation geworden ist. Das Volk hängt an seinen Buddhas und an seinen Bonzen wie an seinem eigensten Wesen. Es hat das aber nichts Überraschendes, wenn man gewahrt, wie das Leben des einzelnen von früher Jugend an mit der Gemeinde der Mönche verflochten wird.

Auch heute noch muß der Birmane, wenn er sich der gesellschaftlichen Privilegien erfreuen will, eine wenn auch noch so kurze Zeit im Kloster zubringen. Ist der Knabe acht oder neun Jahre alt, so wird er den Mönchen anvertraut. Das „Kloster" ist allen offen, dem Kinde des armen Fischers wie dem Prinzen von königlichem Geblüt. Und weil alle einmal durchs Kloster gegangen sein müssen, so lernen die meisten Birmanen lesen und schreiben. Darum gibt es tatsächlich wenige Analphabeten.

Wie ein Prinz wird der Knabe gekleidet und behandelt, den die Eltern dem Buddha weihen. Ein reiches, mit Gold und Silber durchwirktes Gewand schmückt ihn; auf dem Haupte trägt er jene phantastische, aber kostbare Pyramidenkrone, eine Nachbildung der heiligen Glockentürme, die das ausschließliche Vorrecht der Götter und Prinzen ist. Seltsam berührt die prunkvolle, glitzernde und schimmernde Ausstattung. Unter einem königlichen Schirme, von den Eltern und Verwandten im Feiertagsschmuck geführt, von den Freunden und Nachbarn begleitet, zieht der Knabe auf einem prächtig geschmückten Pony zur Pagode. Dort werden auf einem Tisch alle Arten birmanischer Tafelgenüsse als Geschenk für die Bonzen niedergelegt, der Aspirant aber wird vor die im Kreise sitzenden Ältesten der Bonzengemeinde geführt. Mit gefalteten, zur Stirn erhobenen Händen wirft er sich nieder und bittet um Aufnahme. Dreimal wiederholt er die Bitte, dann wird ihm die Aufnahme bewilligt. Die fürstliche Kopfbedeckung wird entfernt, die Prunkgewänder werden abgelegt; das Haupt wird kahl geschoren, und der Kleine erhält das gelbe Bonzengewand. Von jetzt ab ist der Kyoung sein Heim.

Was der Kleine an Wissen erwirbt, trägt vorwiegend einen religiösen Charakter. Der Unterricht zielt zwar nicht ausschließlich darauf hin, aus dem jungen Birmanen einen großen Verehrer Buddhas zu machen, so ein Stück „Phongyie" im Laiengewande. Aber die Bücher, welche dem Schüler in die Hand gegeben werden, die Lehrstücke, die er seinem Gedächtnis einprägen muß, gehören alle ohne Ausnahme dem Bereiche der heiligen Literatur an.

So wird der Kleine, ohne daß er es gewahr wird, von Buddha und seiner Lehre erfüllt.

Der geistige Wert einer solchen Schule ist darum nicht gerade übermäßig hoch anzuschlagen. Die Hauptbücher, die man sich aneignet, bleiben religiöse Texte mit den buddhistischen „Zehn Geboten" und gewissen Paliformeln, die der Verehrung Buddhas dienen. Der Schüler lernt die Erzählungen aus dem Leben Buddhas und seiner Schüler auswendig und wird in die Gebräuche des buddhistischen Lebens eingeführt. Auf diese Weise aber prägt sich dem empfänglichen Gemüte des Kindes schon frühe die Achtung vor jenen ein, in denen ihm leibhaftig die Gestalt desjenigen vor Augen tritt, den sie in tausend Bildern ringsum dargestellt sehen. Sind es nicht dieselben Züge, ist es nicht das gleiche Gewand, das beide kennzeichnet?

Die feierliche Zeremonie des Kahlscherens und der Anlegung des gelben Gewandes hebt den Birmanen aus dem niederen Zustand eines tierischen Lebens in den höheren des menschlichen Daseins. Er wird „geistig" wiedergeboren. Ohne diese religiöse Wiedergeburt erwartet den Birmanen nur eine Wiedergeburt unter den Tieren. Daraus mag man ersehen, welchen Einfluß die Lehre von der Seelenwanderung auf ein halbzivilisiertes, im Kampfe mit der Tierwelt lebendes Volk ausüben muß. Als Tier wirst du einst unter diesen Tieren wieder zur Welt kommen! Aber ein Tag im Kloster mit dem gelben Gewande bekleidet, das befreit dich für immer von dieser Sorge. So etwas versteht der Halbbarbar! Darum wird dem „Wiedergeborenen" auch ein neuer Name beigelegt. Der weltliche Name unterscheidet ihn nicht vom unvernünftigen Tier. Der neue Name ist ein heiliger Name; denn er wird immer den in der heiligen Sprache des Buddhismus überlieferten Namen entlehnt. In dem neuen Namen werden ihm alle Rechte eines wirklichen Mitgliedes der religiösen Gemeinde verbürgt.

So nimmt Buddha vollständig Besitz vom Leben des Birmanen, er begleitet dieses Leben bis zum Grabe. Der Eintritt in die religiöse Genossenschaft ist daher der wichtigste und feierlichste Augenblick im Leben eines Birmanen. Die Zeit dafür ist gewöhnlich der Varscha, die „Regenzeit", eine Jahreszeit, welche durch die Gebräuche des ältesten Buddhismus zu einer Zeit heiliger Zurückgezogenheit gemacht worden ist.

Erst wenn sich der Birmane der Disziplin des Klosters unterworfen hat, sichert er sich eine glückliche Zukunft für ein späteres Leben. Es ist klar, daß eine solche Mönchsgemeinde, in der jeder Birmane eine Zeitlang zugebracht haben muß, um vollberechtigtes Glied der staatlichen Gesellschaft zu sein, einen unbegrenzten Einfluß auf das Volk gewinnt. Auch dem späteren Alter können diese Jugendjahre nicht aus der Erinnerung schwinden. Der Kyoung mit seinem hohen Turm und seinen goldig leuchtenden Säulen und Wänden war einmal seine Wohnung, die Mönche in ihrem verehrungs-

würdigen Gewande seine nächste Umgebung, ja er selbst hat einst dieses Gewand getragen. Tausend Jugenderinnerungen verknüpfen ihn noch mit dem Kloster: die Schreibstunden und Lesestunden in dem Saale des Klosters, die Spiele im Schatten des Klostergartens, die Erzählungen, heitere und ernste, seines Schulmeisters.

Aber nun erwarte man nicht, daß der Mönch besondern Eifer in der Belehrung des Volkes durch „Predigt oder Katechese", wie wir sagen würden, entfaltet. Es mag wohl vorkommen, daß sich die Mönche bei besonders festlichen Gelegenheiten zu einer kleinen Ansprache herbeilassen, oder daß reiche Gaben ihnen die Zunge lösen. Aber das bleibt Ausnahme, und wenn es geschieht, dann beschränkt sich der „Unterricht" auf eine Wiederholung der im Kanon enthaltenen Vorschriften und Formeln und auf einen Hymnus auf die aus der Freigebigkeit fließenden Verdienste. Niemals erhebt sich der Vortrag zu einer Erklärung des Textes der heiligen Bücher, niemals zu einer Entwicklung der sittlichen Vorschriften. Von einem innerlich erneuernden Einfluß des Mönchtums findet sich keine Spur. Nirgendwo gibt sich dies deutlicher zu erkennen als in der alten Hauptstadt Oberbirmas.

10. Mandale.

13. November 1904.

Der Schnellzug verließ gegen Mittag Rangun, um uns in 21stündiger Fahrt nach der „Goldenen Stadt" zu tragen. So wenig Reiz die Umgebung an landschaftlichen Schönheiten bietet, so war die Fahrt doch überaus unterhaltend durch die endlose Reihe buddhistischer Heiligtümer, die sich dem Weg entlang hinziehen. Es ist wirklich auffällig, wie viele Pagoden das Land besitzt. Ceylon verfügt gewiß über eine hübsche Anzahl dieser weißgetünchten Glockenpyramiden, aber das heiligste Land des heutigen Buddhismus erscheint arm im Vergleich zum Lande der Pagoden. Es gibt kein Dorf, so dürftig es auch sein mag, das nicht wenigstens ein schönes und reinlich gehaltenes Heiligtum besitzt. Allenthalben tauchen ihre Spitzen über den grünen Schleier hervor, mit welchem die Palmengruppen die Häuser umgeben. Da wird kein Hügel oder Höhenzug sichtbar, er mag noch so kahl und felsig aussehen, nie fehlt ihm das glitzernde Gold oder das schneeichte Weiß eines Turmes. Es war wirklich ergötzlich zu sehen, wie sich das Land in unzählbaren Wiederholungen mit diesem wunderlichen Erzeugnis des religiösen und künstlerischen Sinnes der Buddhisten bedeckt hat.

Die Bonzen lieben es, ihre Heiligtümer an hervorragenden Punkten, auf vorspringenden Felsen anzulegen, und eine ganz besondere Vorliebe zeigt sich für die Wahl solcher Orte, die recht schwer zugänglich sind und nur unter Lebensgefahr erreicht werden können. Ein charakteristisches Beispiel dieser Art ist der Kyauk-hti-yu. Diese kleine Pagode ist einzig durch ihre Lage. Der Berg, auf dem sie steht, erhebt sich zu einer Höhe von 1099 m und zeichnet sich durch seinen wild zerrissenen und zerklüfteten Kamm aus. Gewaltige Felsblöcke schieben sich über den jäh abfallenden Grat vor, als schwebten sie frei in der Luft. Auf einem der am weitesten vorspringenden Blöcke erhebt sich eine Pagode. Weil ihr Besuch mit Lebensgefahr verbunden ist, darum ist sie in ihrer wie über einem Abgrund schwebenden Lage ein Gegenstand abgöttischer Verehrung. Pilger klettern hinauf, um sie mit Kränzen zu schmücken; Perlen und Edelsteine werden von oben in den Abgrund geschleudert im dankbaren Bewußtsein, daß man jetzt des Nirwana sicher ist. Die widersinnigsten Fabeln knüpfen sich an die phantastische Form des Felsblockes, auf dem die Pagode steht. Die

Sage geht, Buddha habe einst einem seiner Jünger ein Haar als Reliquie geschenkt, und an diesem Haar hänge jetzt durch Buddhas Kraft der Felsblock frei in der Luft, ohne herabzustürzen. Dieses „Wunder" begeistert die Pilger zu halsbrecherischen Manövern. Wieviele Pilger bei diesem verwegenen Aufstieg in den Abgrund des Nirwana gestürzt sind, verschweigt die fromme Erzählung. Alle Pagoden dieser Art übertrifft ein Heiligtum bei Malmen. Die Pagode Kyaittiyo Paya ist in einer so gefährlichen Lage aufgerichtet, daß man sich erstaunt fragt: Wie war es möglich, die Ziegel- und Eisenmassen, die zum Bau der Pagode nötig waren, da heraufzubringen? Aber dem Fanatismus dieser buddhistischen Frömmigkeit wird auch das Unmögliche möglich. Tausende und Tausende klettern alljährlich die steilen Felsen hinauf, schwingen sich an schmalen Bambusstangen empor oder setzen auf höchst unzuverlässigen Baumstämmen, über gähnende Abgründe. Männer, Frauen, Kinder sind dabei noch mit allerlei Opfergaben beschwert. Das Heiligtum, obschon hoch oben, leuchtet in einem Glanze von Gold und Perlen, als befände es sich unten am Meere, wo es der Freigebigkeit der Gläubigen so leicht erreichbar ist.

14.—16. November 1904.

Mandale ist eine der größten Klosterstädte Ostasiens, eines der bedeutendsten Zentren des buddhistischen Mönchtums.

Mein erster Ausflug galt dem Mandalehügel. Es ist dies eine schmale Hügelkette, die sich in geringer Entfernung außerhalb der Stadt erhebt. Auf halbem Wege machen wir vor einer hochragenden Buddhafigur Halt, die ganz mit Gold bedeckt ist. Mit dem Finger scheint sie auf den strahlenden Turm des königlichen Palastes hinzuweisen. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach der größte Marmormonolith der Welt. In sitzender Stellung erreicht Buddha eine Höhe von 7,8 m. Die Eleganz und Sauberkeit der Arbeit stellt der Meisterschaft der Künstler von Mandale ein glänzendes Zeugnis aus. Rings im Umkreis des Zentralbaues, in dem sich die Kolossalstatue befindet, sind zahlreiche kleine Kapellen mit spitzen Türmchen errichtet. Jede enthält ein goldenes Buddhabild. Alle diese Statuen schauen zu dem Koloß im Mittelpunkt hinüber. Man kann an der Anlage dieses ganz aus Buddhastatuen bestehenden Heiligtums erkennen, wie alles darauf berechnet ist, das Volk mit der Vorstellung von Buddha zu erfüllen. Die Predigt des Buddhismus in Birma ist wesentlich eine Bildersprache. Keine Sprache vermag eine so glänzende und überzeugende Volksberedsamkeit zu entfalten wie diese Bildersprache im Herzen eines ungebildeten Volkes. Die Begeisterung für Buddhabilder hat ganze Felsen in eine einzige Statue Buddhas umgewandelt.

In einem halben Stündchen brachte uns der Wagen an den Fuß des Hügels. Der Aufstieg war etwas mühsam, über Geröll und zwischen

Steinblöcken hindurch, immer steiler und steiler werdend, und noch dazu in einer Temperatur von 34° C. Der Pfad war einst trefflich gepflegt; denn eine durch die ehrwürdigsten Überlieferungen geweihte Pagode erhob sich auf der Höhe. Zahlreiche Pilgerzüge zogen den Pfad hinauf, aber es ist still geworden, seitdem der Glanz des altbirmanischen Königtums erloschen ist. Die kleineren Pagoden, die aus dem Strauchwerk auftauchen, zerfallen zusehends im Kampfe mit dem überwuchernden Gestrüpp. Endlich ist die Höhe erklommen. Ein prachtvoller Ausblick öffnet sich auf das herrliche Tal des Irawadi. Zum erstenmal wird die „Pfeilschnelle" in ihrer ganzen Schönheit sichtbar. Es ist ein Strombild, das man niemals vergessen wird. Majestätisch rollt der breite Strom seine friedlichen Wasser zwischen flachen, grünenden Ufern durch eine weite Ebene, welche die Berge im Norden und Westen begrenzen, bald wie ein Silberband leuchtend, aus dem wie funkelnde Smaragde einzelne Inseln hervorblitzen, bald unter der Glut der Sonne wie flüssiges Gold strahlend. Aus dem leichten Dunstschleier tritt Amarapura hervor, „die Stadt der Unsterblichen", die aber ein sehr sterbliches Aussehen in ihren vielen Ruinen darbietet, Pagodentürme und Klöster mit hoch emporragenden Dächern, zum Teil noch im Golde glitzernd. Gegen Nordost zeichnen sich die kahlen, steilen Höhen von Sagain am Horizonte ab; jeder Vorsprung trägt ein Pagodentürmchen. Wie verschieden ist doch dieses Bild der zahllosen Glocken und Spitzen, welche allenthalben auftauchen, von den landschaftlichen Bildern, die bis jetzt am Auge vorübergezogen sind: China, Japan, Siam, Kambodscha. Jedes dieser Länder hat seine eigene Physiognomie, und in jedem Lande ist es die Religion, die dem landschaftlichen Bilde in ihren Denkmälern ein so charakteristisches Gepräge aufdrückt, daß kein Bild mit dem andern verwechselt werden kann. Die Pagoden mögen in unsern Augen wenig künstlerischen Wert besitzen. Welche Schönheit darf ein chinesischer Pagodenturm in Anspruch nehmen, wenn er losgelöst wird von seiner Umgebung? Und doch gibt er der landschaftlichen Staffage einen ganz eigenen Reiz. Es ist, als käme ein Stück des innersten Volkslebens da zum Vorschein und bringe das Volk selbst in seinem Sinnen und Streben dem Auge nahe. Man möchte tiefer in sein Geheimnis eindringen. So erging es mir während so mancher Fahrten auf den Fluten des Jangtsekiang, ähnliches empfinde ich auch in diesem Augenblick. Dicht vor uns breitet sich in weiter Ausdehnung Mandale aus. Die „Goldene Stadt" erscheint wie ein einziger großer Garten. Palmen und Pagoden ragen schlank aus dem dichten Grün des Pflanzenwuchses empor. Die Häuser sieht man kaum; der grüne Vorhang verdeckt sie. Um so lebhafter beschäftigt sich das Auge mit der Pracht der Bäume und dem phantastischen Schmuck der Pyramidendächer. Ich habe viele Städte des Ostens in ungleich schönerer Lage gesehen, aber keine übt in ihrer parkähnlichen Schönheit einen solchen Zauber aus wie

Bild 102. Amarapura. Pagoden. (S. 190.)

Bild 103. Mandale. Königspalast. (S. 191.)

Bild 104. Sagain. Glocke des Königs Mendun. (S. 191.)

Bild 105. Junge Bonzen und Novizen. (S. 193.)

Mandale von der Höhe des Hügels gesehen. Am herrlichsten nimmt sich in diesem Garten von Palmen das königliche Schloß aus. Es erscheint mit seinen zahlreichen Türmen und Dächern, die aus dem grünen Schleier hervorschauen, wie eine Stadt für sich. In einem mächtigen Rechteck umgibt ein 8 m hoher Wall das Schloß. Jede der vier Seiten des Walles dehnt sich in einer Länge von etwas mehr als 2 km aus, so daß der Umfang des Schloßbezirkes 10 km beträgt. Rings um den Wall zieht sich ein 76,3 m breiter Graben, über dessen Wasser in der Mitte jeder Seite eine Brücke führt. Die ganze Anlage von Wall und Graben in so beträchtlicher Weite und Ausdehnung macht aus der Ferne einen wirklich königlichen Eindruck. Von fesselnder Wirkung ist der Gegensatz zwischen dem blendenden Schimmer der Spiegelfläche des Grabens und dem tiefdunkeln Grün ringsum. Dieses Bild wird bald durch andere Szenen abgelöst, die sich in nächster Nähe dem Auge darbieten. Da glitzert der hochragende Turm der „Pagode des königlichen Verdienstes", und rings um den Koloß herum ziehen sich im Rechteck die langen, weißen Linien der 450 kleinen Pagoden. Nicht weit davon entfernt kommt aus den Palmen ein anderer Koloß zum Vorschein, um den sich ein Kranz von 80 kleineren Kapellen mit spitzen Türmen schlingt. Allenthalben tauchen neue Zeugen des buddhistischen Lebens in üppiger Fülle auf. Hier hat sich wirklich der Buddhismus im architektonischen Bilde der Stadt malerisch schön ausgeprägt. Das ist Mandale, die stolze Stadt, welche vor 50 Jahren der selbstherrliche Wille des Königs Mendun schuf, um die „Stadt der Unsterblichen" (Amarapura) zu ersetzen. Ein echtes Stück asiatischen Völkerlebens spielt in diesem Umtausch der Rollen. Des Herrschers Wille genügt, um die eine Stadt in Schutt fallen zu lassen, während eine neue Stadt emporsteigt. Auch das neue Mandale ist bereits alt geworden, seitdem es seinen König verloren hat, der fern von den schönen Ufern des Irawadi in der Verbannung lebt. Es ist im höchsten Maße bezeichnend für orientalische Fürstenpracht, wie schnell eine Stadt von dem Umfang Mandales entstehen, wie glänzend sie sich in ihren Bauten entwickeln konnte. Ist Birma das Land der Pagoden, so ist Mandale die Stadt der Pagoden, und die größte aller Pagoden ist der Palast, den sich König Mendun baute. Das Königsschloß stellt im Luxus seiner Bauten, ähnlich wie der Palast des Königs von Siam, eigentlich nur ein im großen Stil angelegtes Bonzenkloster dar, worin der König als der erste Bonze des Landes lebte. Alle dem birmanischen Kloster- und Pagodenbau eigentümlichen Ornamente kommen hier zur Entfaltung.

Das ist der Eindruck, den der Ankömmling von dem weltabgelegenen Mandale erhält. Als Kloster- und Pagodenstadt ist es der alten Kaiserstadt Japans, Kioto, am ähnlichsten. Als sich das Bild der unzähligen Pagoden und Klöster vom Mandalehügel aus vor dem Blicke aufrollte, trat

mir lebhaft das farbenreiche Bild vor Augen, das sich vom Kiomitsuhügel in Kioto darbot. Hier wie dort ist es das Bonzentum, das in seinen Heiligtümern und Klöstern der Hauptstadt das Gepräge aufdrückt. Und wie sich Kultus und Kunst des japanischen Buddhismus am besten in Kioto erhalten haben, so läßt sich das birmanische Bonzentum in seinem Einfluß auf Religion und Kunst des Landes nirgendwo so gut beobachten wie in der Klosterstadt Mandale.

Als ich in früher Morgenstunde meinen ersten Ausflug ins Innere der Pagodenstadt unternahm, bot sich mir ein köstliches Bild buddhistischen Mönchslebens in den Straßen dar. In hellen Haufen zogen die gelbgewandeten Gestalten durch die Stadt. Jeder Bonze trug seinen Almosentopf, und gemessenen Schrittes, ernst und schweigsam, näherten sie sich den Wohnungen, um die Morgengaben der Frommen entgegenzunehmen. Das Bild war eine ansprechende Ouvertüre zum Besuch der Klöster Mandales. In dem birmanischen Kyoung hat das buddhistische Kloster unzweifelhaft seine reichste künstlerische Ausbildung. Weder China noch Japan können ihm in der architektonischen Anlage etwas Ebenbürtiges an die Seite stellen.

Der Kyoung, das „Kloster", erhebt sich auf einem von Säulen getragenen Unterbau. Um den Unterbau zieht sich eine Galerie, deren Balustrade mit Schnitzwerk bedeckt ist. Das Bild dieser wunderlichen Götzen und Fratzen, um das sich allerlei Rankenwerk schlingt, läßt sich nicht beschreiben. Die Einbildungskraft des Künstlers bietet alles auf, um dem Ganzen einen möglichst reichen grotesken Charakter in den mannigfachen Skulpturen zu geben. Pfeiler und Pfosten, Balkon und Balustrade, Giebel und Turm, alles ist von unten bis oben in freigebigster Weise ausgeschmückt. Die königliche Freigebigkeit fand hier keine Grenze, um aus dem besten und edelsten Holze das Schönste herauszugestalten, dessen die birmanische Kunst fähig war. Was die Holzskulptur in Birma leistet, ist zwar nicht das Schönste, wohl aber das Üppigste, das sie überhaupt auf ostasiatischem Boden hervorgebracht hat.

Die „Pagode der Königin", im Mittelpunkt der Stadt gelegen, ist eines der besten Beispiele birmanischer Holzarchitektur. Der ganze Aufbau zeichnet sich durch eine schöne Gliederung und Zusammenfassung aller Teile aus. Der freiliegende Unterbau ruht auf reich geschmückten Säulen. In dieser Beziehung schließt sich die Anlage dem Bau des einfachen birmanischen Hauses an. Die bewohnten Räume des gewöhnlichen Hauses ruhen auf Pfählen, um sie gegen die wolkenbruchartigen Regenschauer der Tropen zu schützen. Reich verzierte Balustraden umgeben die Galerie, welche sich um die Wohnräume zieht. Den eigentlichen Schmuck des Hauses aber bildet das Dach, das in sieben Stockwerken sich auftürmt. Es hat sich für die Anlage des Daches ein ganz eigenartiger Stil in Birma ausgebildet in dem

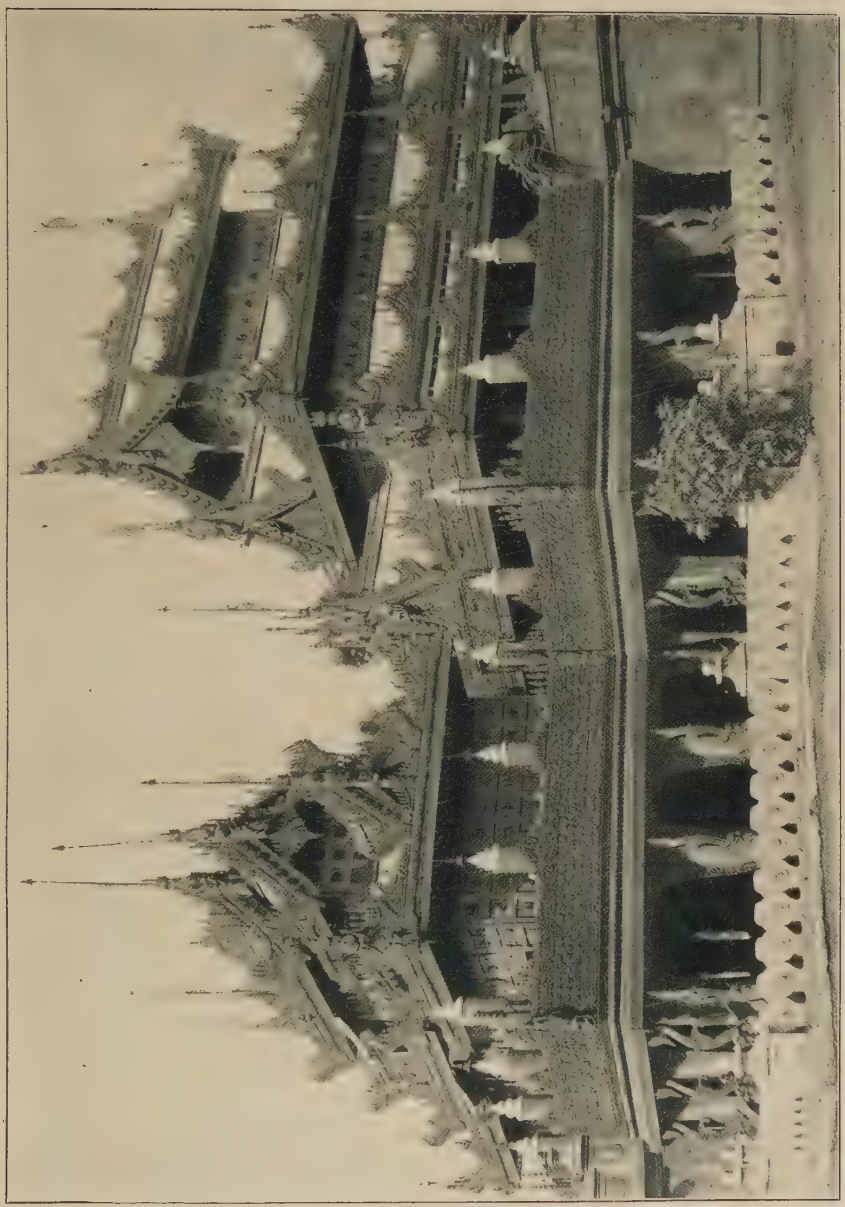

Bild 106. Mandale. Pagode der Königin. (S. 192.)

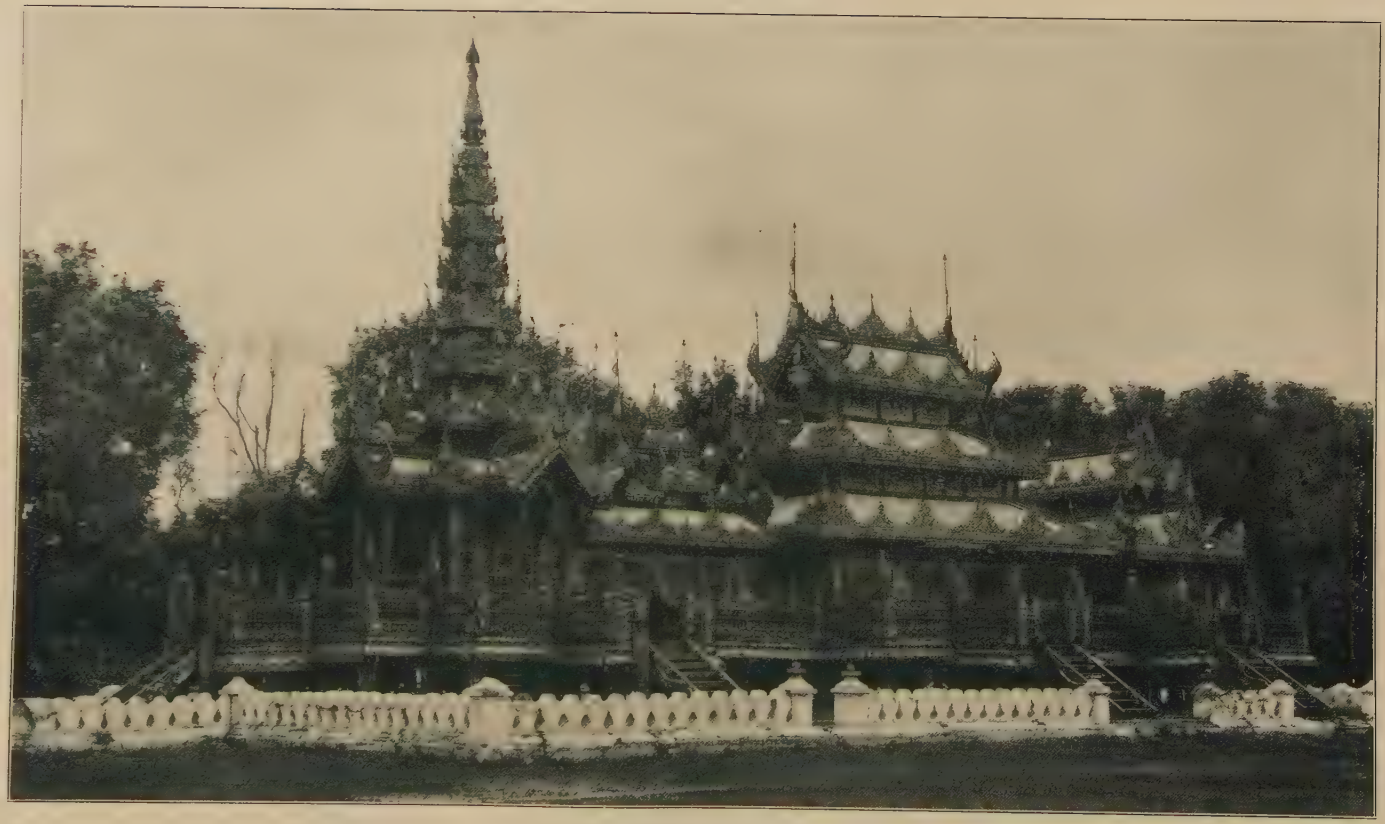

Bild 107. **Mandale. Kloster des Königs Thibaw.** (S. 193.)

Aufbau der Pyramidenform, die das Vorrecht der Klöster und königlichen Paläste bleibt. Auch einzelnen königlichen Würdenträgern wird das Pyramidendach zugestanden. Die Zahl der einander überragenden Dächer richtet sich dabei genau nach dem Ansehen des Klosters oder des Würdenträgers. Durchgängig besteht die Pyramide aus drei oder fünf Dächern. Dem königlichen Palastturm bleiben sieben Dächer vorbehalten. Eine vorzügliche künstlerische Wirkung erzielt das Pyramidendach durch die Verteilung des plastischen Schmuckes, der sich in Blumen und Rankengewinden über die Giebelfelder ausbreitet, an den Rändern des Daches hinschlängelt, um die Pfeiler windet, die Seitenflächen einsäumt und zuletzt in schlanken, vergoldeten Spitzen ausläuft. Der birmanische Baumeister versteht es, der hoch emporstrebenden Dachpyramide einen kühnen Schwung zu geben, und so phantastisch uns dieses Spiel von Spitzen und Zacken auf den ersten Blick erscheinen mag, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Künstler hier einen in seiner Art bewundernswerten Stil der Holzarchitektur zu entwickeln verstanden. In dem krausen Gefüge von Drachen und Schlangen und sonstigen Tiergestalten spricht sich die buddhistische Phantastik höchst energisch und originell aus. Die einzelnen Teile des Baues lassen mancherlei Wechsel zu durch die Art, wie sie untereinander verbunden und verflochten werden. Pavillon, Balustrade, Turm und Säulenhalle, alles wirkt in der verschiedenartigsten Verbindung zu einem schönen Ganzen zusammen. Eines der herrlichsten Beispiele dieses Holzbaues ist König Thibaw's „Kloster".

Und nun stelle man sich die zahlreichen Türme vor, wie sie aus dem üppigen Pflanzenwuchs emporsteigen, rings von allen Arten Palmen umgeben, die ihre majestätischen Kronen ausbreiten. Beim Anblick dieses Zusammenwirkens einer tropischen Natur und tropischen Kunst versteht man einigermaßen das Wesen und den Wert dieses grotesken Stiles, und je länger man das landschaftliche und künstlerische Bild gemeinsam auf sich wirken läßt, um so harmonischer passen sich die Formen des Werkes der Menschenhand der schwelgenden Pracht der tropischen Vegetation an.

Unser nächstes Ziel war das „Heiligtum des königlichen Verdienstes", der Tempel der 450 Pagoden. Der Weg dahin brachte uns wiederum in die Nähe des Mandalehügels. Der Tempel der 450 Pagoden ist unstreitig eine der bedeutendsten Schöpfungen des buddhistischen Birma und geeignet, uns eine Vorstellung von der Macht zu geben, die bis in die jüngsten Tage noch der Buddhismus auf das Herrscherhaus ausübte. Das Denkmal verdankt seinen Ursprung dem unter dem Namen „Kriegsprinz" gefeierten Onkel des von den Engländern entthronten Königs Thibaw. Dieser Prinz war ein begeisterter Verehrer des Buddhismus. Um die Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit dem Lande zu erhalten, berief er die gelehrtesten Mönche zu

einer Textkommission zusammen. Diese bezeichneten ihm 450 der besten Bücher des buddhistischen Kanons als die treuesten Urkunden der Lehre. Ein jedes dieser Bücher ließ nun der Prinz auf einer 2 m hohen Marmorplatte eingraben. Die Marmorplatten sollten in besondern Kapellen aufgestellt werden. Aus dieser Idee ging das „Heiligtum des königlichen Verdienstes" hervor. Der Besuch des Heiligtums bietet dem Wanderer einen außerordentlich lehrreichen Genuß in jenen Marmorurkunden der buddhistischen Lehre. Kein anderes buddhistisches Land kann sich einer solchen Urkundensammlung rühmen. Wir überschreiten das große Hauptportal und wenden uns dem Mittelpunkt der ganzen Anlage zu: es ist, wie nicht anders zu erwarten, ein mächtiger Glockenturm, der sich in mehreren Stufen auf breiter Terrasse erhebt. Um dieses Zentrum ziehen sich in Gestalt eines Rechtecks drei Reihen Kapellen. Zwischen den einzelnen Reihen breitet sich ein gartenähnlich angelegter Rasen aus. Die einzelnen Kapellen sind im Viereck aufgebaut. Das Innere ist von jeder Seite durch ein reichgeschmücktes Portal zugänglich. Eine Kuppel überragt das Ganze. In der Mitte erhebt sich die Marmortafel, auf der je ein heiliges Buch im ursprünglichen Text der heiligen Palisprache, aber in birmanischer Schrift, sehr schön eingemeißelt ist. Welchen Eindruck mußte diese Pracht der Marmortafeln, in denen sich die Urkunden der heiligen Lehre für immer verewigen sollten, auf das so empfängliche religiöse Gemüt der Birmanen machen?

Wenn die buddhistische Mönchsgemeinde an irgend einem Orte noch Gelegenheit hat, seine ganze Macht zu entfalten, so ist es die Umgebung von Mandale. Sehenswert sind die Trümmer der Riesenpagode Mengun Payah, deren Bau König Mengun begonnen hatte. Die gewaltigen Steinmassen sind deswegen so interessant, weil sie uns zeigen, welche unsinnigen Summen auf den Bau der Heiligtümer bis in die neuere Zeit verwendet wurden. An Größe und Schönheit sollte der Bau selbst die Schwai Dagun-Pagode übertreffen. Der Unterbau hatte bereits eine Höhe von 47,2 m erreicht, als dem verrückten König das Geld ausging. So steht denn jetzt nur eine gewaltige Backsteinmasse da, wie ein riesiger Backsteinofen, der auf allen Seiten klaffende Risse zeigt. Aber selbst in seinem unvollendeten und zerfallenden Zustande legt das Denkmal ein beredtes Zeugnis ab von den Anstrengungen, welche königliche Freigebigkeit machte, um den Buddhismus zu verherrlichen.

König Mendun wollte das Unternehmen seines Vorgängers noch in einem andern Bau überbieten. Ein großartiges Heiligtum sollte am Rande der Schan-Berge bei Mandale aus Granitblöcken angelegt werden. Kanäle wurden gegraben, um das Material an Ort und Stelle zu bringen, und ganz Ober-Birma zu Frondiensten herangezogen: aber auch dieses Werk blieb unvollendet.

Beachtenswert ist das Ceylonische Kloster. Es enthält eine treffliche Bibliothek, die beste des Landes in ihrer Sammlung buddhistischer Palmblatthandschriften.

Nicht so kunstvoll, aber darum nicht weniger beachtenswert sind die aus Backstein erbauten Klöster in der Umgebung von Mandale. Sie erheben sich in Form eines rechteckigen Terrassenbaues zu bedeutender Höhe. Rings um die Haupthalle ziehen sich Galerien, die mit Bildern aus dem Leben Buddhas geschmückt sind. Alles ist aufgeboten, um diesen Klöstern einen fürstlichen Glanz zu geben. So entspricht es der Vorstellung von der Würde des Mönches. Das Äußere wie das Innere glitzert und funkelt in Gold und Silber. Mit Staunen betrachtet man die Pfeiler und Balustraden, an denen ganz außerordentliche Massen Goldes verschwendet werden. Silberne Glocken und Glöckchen schmücken das Dach.

Eine besondere Beachtung verdient die Mosaikbekleidung, welche den Wänden in farbigen Gläsern gegeben wird. Dieses Farbenspiel der tausend kleinen Spiegel ist von phantastischer Wirkung. Hier gibt sich die Phantasie einer ausschweifenden Freiheit hin. Das entspricht so ganz der kindlichen Einbildungskraft, die für nichts mehr empfänglich ist als für möglichst farbige Wirkungen. Auf den inneren Wert des Farbenspiels kommt es dabei nicht an. Kein Volk hat es in dieser Glasmosaik, oder sollen wir nicht lieber sagen Scherbenmosaik, zu so großer Virtuosität gebracht wie der Birmane.

Die Verwaltung der Pagoden ist sehr darauf bedacht, die Bauten in ihrem alten Glanz zu erhalten, und da die größeren Klöster über bedeutende Ländereien verfügen, so wird aus den Erträgnissen ein nicht unbedeutender Teil der Ausschmückung zugewandt.

Zu den angesehensten Pagoden zählt die Schwai Sandaw-Pagode in Mandale. Sie wurde von König Mendun zum Andenken an seine Lieblingsfrau erbaut. Die Reliquienkammer, welche von dem Glockenmantel bedeckt ist, besteht aus einem Raum, der 18,6 qm in der Ausdehnung und 3,3 m in der Höhe mißt. Der Raum wurde in verschiedene Zimmer eingeteilt, in denen die Geschenke des Königs und seiner Höflinge aufgestellt wurden. Im innersten Raum war die kostbare Hauptreliquie, angeblich ein Teil der Haare Buddhas, niedergelegt. Die gestifteten Geschenke waren zum Teil recht kostbar: goldene Miniaturpagoden und Miniaturdarstellungen von Klöstern in Gold und Silber, Bildnisse Buddhas und seiner Schüler aus Edelmetall oder aus fein poliertem Alabaster, manche 1—3 m hoch, eine Anzahl von goldenen Kassetten, die Modelle des heiligen Zahnes enthielten, dazu noch verschiedene andere „kostbare" Dinge, farbiges Glas, kostbare Steine ganz nach der altbuddhistischen Überlieferung, welche die „sieben kostbaren Dinge" für die Ausstattung der Reliquie vorschreibt. Unter diese vom Ritus vorgeschriebenen Kostbarkeiten war auch eine Maschine

zur Fabrikation von Sodawasser geraten. So paßt der birmanische Reliquienkultus die Vorschriften und Gebräuche für die ehrenvolle Aufbewahrung der Reliquien dem Fortschritte der modernen Zeit an: ein Sodawasserapparat neben der goldenen Statue Buddhas! Steht das buddhistische Birma nicht im Zeichen des Fortschrittes?

Mandales Hauptheiligtum ist die Arakan-Pagode. Von vielen wird der Mahat Myat Muni Payah — so heißt sie auf birmanisch — dem Schwai Dagun gleichgestellt. Jedenfalls besitzt sie in der mächtigen Buddhastatue aus Bronze einen Schatz, um den sie alle andern Heiligtümer Birmas beneiden. Daß wir uns in der Nähe eines großen Heiligtums befinden, verrät der Menschenstrom, der durch die Straße dem Wallfahrtsort zuflutet. Dem breiten Fahrweg entlang ziehen sich die Läden, in denen Statuen, Glocken, Miniaturpagoden, überhaupt alle Arten von Weihegeschenken zum Verkauf ausgestellt werden. Viel kauflustiges Volk drängt sich beständig heran, und ein echtes Stück religiösen Lebens der Birmanen läßt sich in diesen Buden beobachten. Ich wurde auch hier lebhaft an Kioto erinnert, wo die Straßen, welche zu den großen buddhistischen Tempeln führen, mit Läden eingesäumt sind, welche dem Pilger ihre Andachtsgegenstände und Weihegaben in allen Formen darbieten. Wir schreiten durch eine Säulenhalle und finden uns innerhalb des Heiligtums. Es ist ein ganz neuer Bau und zeigt wiederum, wie lebhaft sich bis in unsere Tage der Glaube an Buddha in diesem Volke erhalten hat. Die 252 Säulen sind reich mit Schnitzwerk geziert und vergoldet. Von auserlesener Pracht ist der Schrein, der das Hauptheiligtum birgt. Die Nische, in der die Statue aufgestellt ist, wurde in freigebigster Weise ausgeschmückt. Es ist derselbe üppige Schmuck, wie er uns bereits bei dem Hauptheiligtum des Landes in Rangun begegnet ist, ein phantastischer Wirrwarr von Blumen und Blättern und Rankengewinden. Uns stößt diese überwuchernde Fülle ab. Aber paßt ein anderer Schmuck in diese tropische Umgebung?

Die Bronzefigur des Buddha mißt 3,6 m in der Höhe. Das ist wenig gegenüber den Buddhakolossen aus Bronze, welche Japan besitzt. Die Statue ist keineswegs aus einem Guß, sie besteht vielmehr aus drei Teilen. Die Legende weiß Wunder zu erzählen, wie sich diese drei Stücke durch Buddhas Huld so harmonisch zusammenfügten, daß die Verbindungsstelle ganz unsichtbar wurde. Und nun gar der Ruhm der Schönheit, dessen sich die Statue erfreut! Leider vermochte ich von dieser Schönheit nichts wahrzunehmen. Das Alter hat jedenfalls den jugendlichen Glanz entstellt, und in dem dunkeln Raume macht das Bild einen gespensterhaften Eindruck, wenn aus der Vorhalle der Schimmer der vielen Kerzen auf die Bronze fällt. Die Gläubigen selbst dürfen sich dem Bilde nicht nahen, das ist das Vorrecht der Bonzen. Beständig gehen diese gelben, leicht geschürzten Gestalten

Bild 108. Mandale. Pagode des „Königlichen Verdienstes". (S. 198.)

Bild 109. Mandale. Portal der Pagode des „königlichen Verdienstes". (S. 194.)

Bild 110. Mandale. Die „unvergleichliche Pagode". (S. 195.)

aus und ein, um die Weihekerzen aufzustellen. Je näher die Kerze dem Bilde steht, desto wirksamer ist ihre verdienstliche Kraft. Den ganzen Tag strömen ohne Unterbrechung Pilgergruppen durch die Hallen. Sie ziehen von einem Bilde zum andern, werfen sich nieder, opfern Kerzen und Blumen, bis sie endlich das Hauptheiligtum erreichen. Alle Klassen der birmanischen Gesellschaft, alle Altersstufen sehen wir vertreten. Wer wollte leugnen, daß es diesen Pilgern ernst ist mit ihren Opfergaben? Hunderte von Meilen sind viele herbeigekommen, und die ganze Pilgerfahrt kostet ihnen ein erhebliches Sümmchen Geld. Stunden und Stunden halten sie es in diesem Dunst und Qualm zahlloser Räucherstäbchen und Weihekerzen aus. Mitleid erfüllt uns beim Anblick eines von Natur edeln, hochherzigen Volkes, das in solche Bahnen religiösen Wahnes getrieben wird. In einer langen Galerie gewahrt man zahlreiche Votivtafeln; viele Dankinschriften leuchten in goldenen Buchstaben auf Marmor. Solange es noch einen königlichen Hof gab, wurden jeden Morgen fürstliche Opfergaben aus dem Palast in den Tempel gebracht. Einer der königlichen Minister erschien unter dem weißen Baldachin als Vertreter des Königs vor Buddha. Diese Zeiten sind dahin.

Ganz amüsierlich ist es, der Fütterung der Vögel und Fische, namentlich der Tauben in der Arakan-Pagode zuzusehen. Mit tiefer Ehrfurcht nahen sich die Pilger, um die Tierchen mit Reisknödel zu füttern. Gleich allen andern charakteristischen Vorschriften des Buddhismus wird auch die Sorge für die Vögel mit besonderem Eifer gepflegt. Der Fromme kauft Vögel, um sie aus religiösen Beweggründen zu füttern: er weiß ja nicht, ob nicht irgend einem höheren Wesen, das in diesem Vogel wiedergeboren wurde, die zarte Sorge geschenkt ist.

Untrennbar vom birmanischen Kultus war bis in die jüngste Zeit auch der weiße Elefant. Er wurde in des Wortes wahrstem Sinne als „König" betrachtet und mit allen Abzeichen königlicher Würde bekleidet. Der Hacken des Elefantenlenkers, 1 m lang, war mit Perlen und Edelsteinen dicht besetzt, aus denen besonders große Rubinen hervorstrahlten; der Griff war aus Kristall mit goldener Einfassung. Eine mächtige Krone in Gestalt einer Tiara ruhte auf dem „königlichen Haupte". Ein kostbares Stirnband, mit den neun traditionellen Edelsteinen geschmückt, kündigte die Herrscherwürde an. Von ganz auserlesener Pracht aber war das Gälagewand bei festlichen Gelegenheiten. Auf der Stirne leuchtete außerdem eine goldene Tafel, auf der alle Titel des Elefanten eingegraben waren. Ein Kreis kostbarer Steine war über der Tafel angebracht. An den Ohren hingen gewaltige Ohrgehänge aus Gold und Silber und Perlen herab. Die Decke war aus kostbarem Scharlach, mit Gold und Silber verbrämt, aus der Rubine und Diamanten funkelten. Der Elefant besaß ein eigenes Lehen, aus dessen Einkünften er gefüttert wurde, einen eigenen königlichen Minister, der für seine Bedürfnisse

zu sorgen hatte, einen königlichen Hofstaat von 30 Personen, der ihn bediente, einen eigenen Palast, den kein Birmane betreten durfte, ohne vorher die Fußbekleidung abgelegt zu haben. Der Erwerb eines weißen Elefanten war ein Ereignis, das der Geburt eines Erbprinzen gleichkam. Als im Jahre 1831 ein weißer Elefant eingefangen wurde, erkannte ihm der König die Apanage eines Kronprinzen zu. Leider hatte der Krieg mit England gerade damals alle Quellen des Landes erschöpft. Darum wurde eine feierliche Gesandtschaft an den Elefanten abgesandt; dieselbe sollte ein königliches Schreiben überreichen. Darin bat der König den Elefanten, doch nicht beleidigt zu sein darüber, daß ihm einstweilen die Revenüen nicht bezahlt würden. Es wurde ihm die Versicherung gegeben, daß nach zwei Monaten alle Einkünfte ihm zufließen sollten.

Auch dieser Zug gehört in das birmanische Bild des Buddhismus. Buddhistischer Kultus ist es, der jene phantastische, den indischen Völkern eigene Verehrung des Elefanten zu diesem Wahnbild der Vergöttlichung gesteigert hat.

Von dem Glanze der großen Klöster stechen die kleineren Gruppen von Hütten, die in der Nähe angelegt sind, merkwürdig ab. Die Hütten sind, wie alle Wohnungen, auf Pfählen angelegt und aus Teakholz gezimmert. Ihre Bestimmung ist höchst bezeichnend für den Charakter des birmanischen Mönchswesens. Damit der Reichtum und das der Freigebigkeit entspringende Wohlleben die „Brüder" nicht ihrem wahren Berufe entfremde, zieht sich die ganze Gemeinde von Zeit zu Zeit in einfachere Behausungen zurück; sie leben in Zelten und Hütten, jeder getrennt für sich, um alle Zeit der Betrachtung zu widmen.

Das, was dem buddhistischen Mönche Birmas seinen Einfluß verleiht, ist die scheinbare Verachtung alles Irdischen, die er in seiner Erscheinung verkörpert. Seine Kleidung und Lebensart bringt diese Verachtung zum Ausdruck. Ein Phongyie ist ein wandelnder Buddha, ein lebendiges Memento an die Gestalt des großen Lehrers, in dem der Birmane sein kostbarstes Gut besitzt. Der Birmane wird Mönch, um in den Stand eines höheren Lebens zu treten. Dieses höhere Leben besteht in der allmählichen Loslösung von den Banden des leidensvollen Seins. Der Bonze braucht nur in der Gemeinde auszuharren, um allmählich zur höchsten Stufe emporzusteigen; daher ist der älteste auch der vollkommenste. Alle Vollkommenheit richtet sich mit mathematischer Sicherheit nach der Zahl der Jahre, die man in der Mönchsgemeinde verbracht hat.

Aus diesem Stande eines höheren Lebens leitet sich die außerordentliche Ehrfurcht her, mit der das Volk den Mönch umgibt. Jedes Dorf, so klein es auch sein mag, besitzt zum wenigsten sein Klösterchen, in dem einige Mönche der Betrachtung leben. Ein Gebüsch von Tamarinden und Palmen

deutet unfehlbar auf einen Kyoung hin. Alle diese Klösterchen sind aus Holz errichtet. Die Wohnräume erheben sich in Gestalt eines langgestreckten Rechteckes auf einem Pfahlbau etwa 8—10 Fuß über dem Boden. Ein überdeckter Balkon schlingt sich um die Zellen, zu denen eine Holztreppe emporführt. Ein zweites Stockwerk ist nicht zulässig; es würde dem Ansehen des Mönches widerstreiten, einen andern über sich zu haben. Hier lebt nun die Mönchsgemeinde in vollständiger Abgeschiedenheit von dem tagtäglichen Leben. Die Laienwelt darf sich nicht in unmittelbarer Nähe ansiedeln. Der Palmenhain hält das Geräusch der Welt fern, und die Auserlesenen bringen ihre Tage dahin ohne jede Sorge, daß der ruhige Strom ihres Lebens gestört werde; denn eine fromme und freigebige Bevölkerung schenkt ihnen mehr, als sie zum täglichen Unterhalt bedürfen. Alle Welt ist erfüllt von der Erhabenheit des klösterlichen Lebens und spendet darum gerne, um den Mönchen die Möglichkeit zu gewähren, sich durch die Betrachtung vom Kreislauf der leidensvollen Geburten zu befreien. Kein Wunder, daß es einer solchen Mönchsgemeinde an Novizen niemals mangelt. Die Zahl der Mitglieder wächst. Es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß das birmanische Bonzentum etwas von seinem Einfluß eingebüßt hätte.

Das Leben des buddhistischen Mönches ist daher trotz aller vorgeblichen Losschälung von dem Irdischen ein sehr angenehmes. Nichts liegt dem Birmanen mehr am Herzen, als daß es den „Brüdern" an nichts mangele. Das Beste, was Garten und Küche besitzen, wandert ins Kloster. Der Birmane weiß, was dabei auf dem Spiele steht. Und so drückend und kostspielig uns die Verpflichtung scheinen mag, die der Laie dem Kloster gegenüber empfindet, so erfüllt dieser sie doch gerne; denn nur durch Freigebigkeit gelingt es ihm, jenes Verdienst zu erwerben, dessen er bedarf, um von den Sorgen einer bösen Wiedergeburt befreit zu werden. Bei keinem buddhistischen Volke ist die Idee der Wiedergeburt mit allen ihren Folgen so tief in das praktische Leben eingedrungen. Wer weiß, in welcher abscheulichen Gestalt man wiedergeboren wird, wenn nicht das Maß des Verdienstes, das die Erlösung bringt, erreicht wird? Durch nichts aber läßt sich dieses Verdienst leichter gewinnen als durch Freigebigkeit an die Mönche. Einen einzigen Mönch mit Nahrung versorgen ist verdienstlicher, als hundert gewöhnliche Sterbliche vom Hungertod befreien. Es ist bezeichnend, wie in den Dorfklöstern der Bauer sorgt, daß es dem Mönche nie an gutem Wasser mangelt. Damit legt er sich selbst häufig ein hartes Opfer auf. Auch dort, wo es in der Trockenzeit an Wasser mangelt, räumen die Dorfbewohner den paar Mönchen die beste, häufig die einzige Quelle des Dorfes ein. Und da es eine große Sünde wäre, wenn der Mönch aus demselben Teiche trinken müßte, aus dem jung und alt der Dorfbewohnerschaft sich sein Wasser holt, so wird ein ganzes Dorf bisweilen gezwungen, eine Meile weit sich

das Wasser herbeizuschaffen: so hart lastet die Tyrannei des buddhistischen Mönchtums auf dem gemeinen Mann. Um Fremde von den für die Mönche reservierten Brunnen fernzuhalten, hängt man ein gelbes Tuch an einem Pfosten auf.

Die Organisation, auf der die buddhistische Mönchsgemeinde in Birma ruht, ist eine sehr einfache. Man unterscheidet Novizen, wirkliche Mönche und Vorsteher der Mönche. Jedes Kloster hat seinen Lokalvorsteher; die Klöster eines Distriktes bilden eine Provinzialgruppe, die von einem höheren Bonzen geleitet wird. Über allen Klöstern Birmas aber steht der Rat der Sadaw, der alle Angelegenheiten des Ordens überwacht. Es gibt acht solcher Sadaw. Sie leben in Mandale und heißen „Höchste Wächter der Lehre". Der Sadaw unterscheidet sich äußerlich nicht von den gewöhnlichen Mönchen; seine Kleidung ist die des jüngsten Mönches. Es ist in der Tat merkwürdig, wie sehr das Prinzip der unbedingten Gleichheit in den birmanischen Mönchsgemeinden zur Geltung kommt. Auch das beruht auf der Grundlehre vom „Verdienst". Wer weiß, ob nicht der arme Aussätzige, der am Eingang der Pagode um ein Almosen bittet, in einer neuen Wiedergeburt als ein Fürst, der reiche Kaufmann hingegen als ein elendes, verachtetes Tier geboren wird?

Die Tagesordnung eines Klosters ist sehr einfach. Der Mönch steht auf, wenn es so hell ist, daß man, wie es in der Bonzensprache heißt, die Adern in der Hand unterscheiden kann. Beim Schalle des Gong erhebt sich die ganze Gemeinde vom Lager und begibt sich vor das Bild Buddhas, um dem „Heiligen" die Verehrung darzubringen. Alsdann stellt sich jeder dem Vorsteher des Klosters vor und gelobt ihm zu gehorchen. Nun beginnt das Reinigen und Säubern der Klosterräume, welches die jüngeren Glieder der Gemeinde besorgen; die älteren widmen sich der Betrachtung. Einige sammeln auch Blumen und schmücken damit das Bild Buddhas. Dann rüstet man sich zum Bettelgang; der Abt stellt sich an die Spitze der Prozession, die sich nun in verschiedene Straßen verteilt. Auch der höchste Rang befreit nicht von der Verpflichtung, mit dem Bettelnapf am Morgen auszuziehen; selbst der gelehrteste und berühmteste Mönch kann sich diesem Gebrauch nicht entziehen. Ist er alt und grau geworden, so mag ihn das bis zu einem gewissen Grade davon entbinden, aber ab und zu muß auch er ausgehen, um den Buchstaben des Gesetzes zu erfüllen. Langsam schreiten die Bettler mit ihrem großen Napf durch die Straßen. Sie machen Halt, wenn sich ihnen jemand nähert, um Reis, Früchte oder Gemüse in den Almosentopf zu werfen. Merkwürdigerweise aber dürfen sie kein Wort des Dankes erwidern, ja nicht einmal die Augen erheben; denn nicht der Geber ist es, der sich huldreich erweist, sondern der Mönch, welcher dem Freigebigen Gelegenheit bietet, ein Almosen zu spenden. Kein Blick

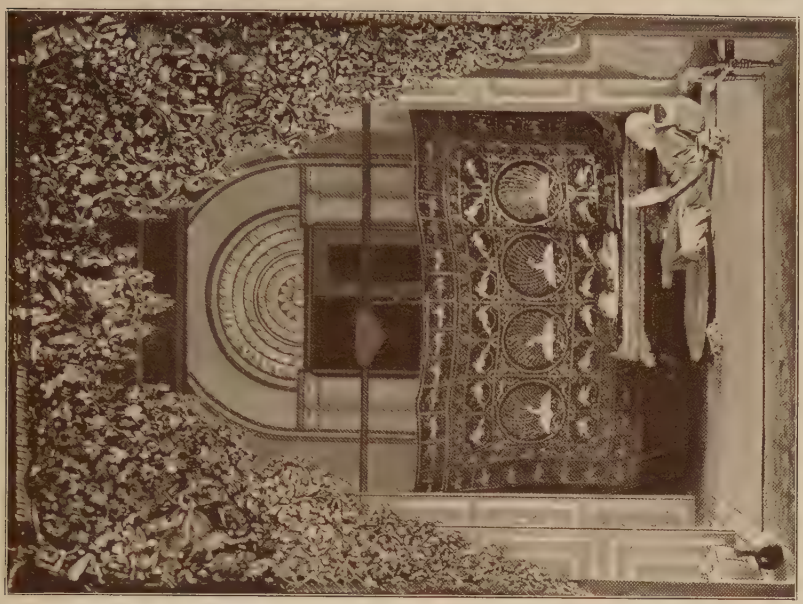

Bild 112. Ein Sadaw, Mitglied des obersten Rates der Bonzen. (S. 200.)

Bild 111. Bonze als Einsiedler. (S. 198.)

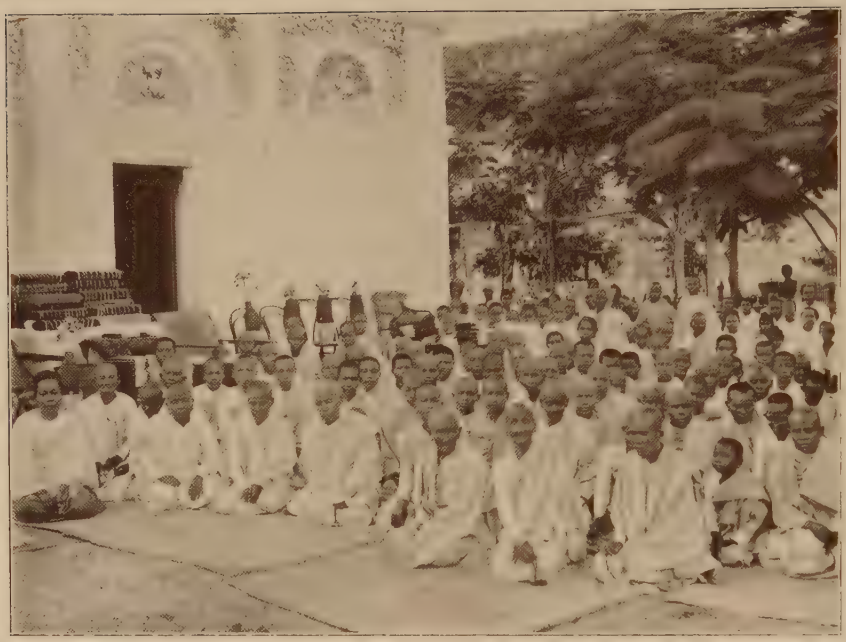

Bild 113. **Bonzen und Bonzinnen.** (S. 200.)

Bild 114. **Bonzen auf dem Bettelgang.** (S. 201.)

lohnt die Freigebigkeit. Die Augen starr auf den Boden gerichtet, die Hände unter dem Napfe zusammengefaltet, schreiten diese leibhaftigen Buddhas durch die Straßen. Zwischen 6 und 8 Uhr morgens wimmelt es auf den Straßen Mandales von gelben Gestalten; zählt die ehemalige Königsstadt doch gegen 10000 Bonzen in ihren Klöstern. Innerhalb einer Stunde ist der Rundgang beendet. Die Töpfe sind gefüllt, und nun sieht man die Scharen schwer beladen heimkehren; es fehlen selbst die modernsten Genüsse wie Bier und Sodawasser nicht. Manche Mönche sind von Knaben begleitet, die das Geschenkte tragen. Dem Vorsteher des Klosters folgt immer der Ehrenbaldachin.

Sind alle zurückgekehrt, so wird ein Teil der Gaben dem Buddha geopfert. Dann begibt man sich zum Mahl. In früherer Zeit war es strenge Vorschrift, daß man nur genoß, was man im Almosentopf erhalten hatte. Die Zeiten sind andere geworden. Das Kloster hat seinen eigenen Koch, der inzwischen ein warmes Mahl bereitet, das die Brüder erwartet, wenn sie von ihrem Bettelgang heimkehren. Dieses Mahl ist jedenfalls besser als das Gemisch von rohem und gekochtem Reis, von Erbsen, Fischen, Kokosnüssen usw., das sich in dem Bettelnapf angesammelt hat. Man gibt das Gesammelte den Schülern und Fremden, die an die Pforte kommen, den Rest den Hunden. Wenn die jüngere Bonzenschar das Geschirr gewaschen hat, darf sie sich einem geräuschlosen Spiel hingeben. Ein zweites, kleineres Mahl, bestehend aus Früchten, wird kurz vor Mittag genossen. Dann beginnt die Arbeit, oder sie sollte beginnen: Unterricht, Lesen, Schreiben.

Das ist das Leben der Mönche. Sie sonnen sich in der warmen Sonne religiöser Freigebigkeit. Von dem Ernste eines höheren geistigen Lebens kann nicht die Rede sein. Man lungert herum und verplaudert und verschläft die besten Tagesstunden. Die Lehre vom Verdienst und ihre Auslegung durch die Mönche sorgt dafür, daß die religiöse Gemeinde niemals Hunger leidet. Die Mönche rezitieren ihre Gebete, aber die allerwenigsten verstehen, was sie murmeln und beten. Sie lernen wohl lange Abschnitte der Palitexte auswendig und wissen sie gemeinsam herunterzuplappern, aber sie sind zu denkfaul, um sich in das Studium des Sinnes dieser Abschnitte zu vertiefen. Die ganze Ausbildung, die das Kloster gibt, beschränkt sich auf eine äußere Dressur. Wenn „Kleider Leute machen", so macht das gelbe Gewand den Bonzen von Birma zum besten buddhistischen Mönch.

Die Verehrung, mit der man den Mönch im Leben umgeben, begleitet ihn über den Tod hinaus. Der Mönch „stirbt" nicht. Wenn er aus dem Kreislauf dieses Lebens scheidet, so kehrt er in die höchsten Regionen der himmlischen Wesen zurück. Darum heißt das Leichenbegängnis eines Mönches „die Rückkehr zur großen Herrlichkeit". Selbst ein junges Mitglied der

Bonzengemeinde wird mit großem Prunke begraben. Ist es aber ein hervorragendes Mitglied, ein Mönch, ausgezeichnet durch sein Wissen und seine Tugend, ehrwürdig durch die Zahl der Wahs oder Fastenmonate, die er im Kloster verlebt, dann zieht die Leichenfeierlichkeit Tausende aus allen Teilen des Landes herbei.

Sobald der Tod eingetreten ist, wird der Leichnam gewaschen und in einer gar merkwürdigen Weise „einbalsamiert". Die Eingeweide werden herausgenommen und die Bauchhöhle mit heißer Asche, Sägemehl und Spezereien ausgefüllt. Entweder wird nun eine Wachsschicht über den ganzen Leib ausgebreitet, oder — und dies ist noch häufiger der Fall — man wickelt den Leichnam fest in ein weißes Tuch von Kopf bis zu Füßen ein; diese Hülle wird nun mit Öl durchtränkt und eine Lackschicht darüber gegossen, welche man alsdann vergoldet. Der Sarg besteht nicht, wie bei den Laien, aus zusammengefügten Brettern, sondern ist ein ausgehöhlter Baumstamm, der mit einem schweren Deckel verschlossen wird. Die Mönche lassen sich solche Holzstämme, die ihnen einst als Sarg dienen sollen, zum Geschenke machen und bereiten den Klotz schon für das Begräbnis vor. Das Innere der Höhlung soll nämlich vergoldet sein gleich dem Körper, der hineingebettet wird. Dieser Sarg wird nun in einen zweiten, kostbaren Sarg gelegt. Alles wird aufgeboten, um den äußeren Sarg mit großer Pracht zu bekleiden. Mosaik aus farbigen Glasscheiben wird mit Vorliebe zum Schmuck verwandt. Die breiten Wandflächen sind in Felder eingeteilt, welche mit Szenen aus dem Leben Buddhas ausgefüllt werden. Bevorzugt wird Buddhas Begegnung mit dem alten Manne, dem Kranken, dem Blinden, seine Flucht aus dem Palast, sein Aufstieg zum Himmel. Am Sarkophag ist die Figur eines Drachen angebracht. Sein Bild soll an den Schlangenfürsten erinnern, der einst Buddha gegen einen mächtigen Regenschauer schützte, indem er sich siebenfach um dessen Leib wand und seine Haube als schützende Decke über dem Kopfe Buddhas ausbreitete. Es ist eine Lieblingslegende.

Mittlerweile haben die Freunde des Verstorbenen eine Sammlung eröffnet, um die Mittel zur Veranstaltung eines feierlichen Leichenbegängnisses zu erhalten. An der Sammlung beteiligen sich die Vorsteher der benachbarten Dörfer und die Verwalter der Stiftsgüter der Klöster. Man erbaut aus Teakholz einen reich geschmückten Pavillon: das „Kloster des Toten", wie es in der offiziellen Sprache heißt. Der Baldachin über dem Pavillon deutet auf die siegreiche Vollendung des Lebenslaufes hin. Phantasie und Aberglauben haben die Totenkapelle mit den wunderlichsten Bildern ausgestattet. Die ganze buddhistische Phantastik in ihren grotesken Auswüchsen kommt zum Vorschein. Dahin strömen nun selbst aus entfernten Gegenden die Pilger, um dem Entschlafenen ihre Ver-

ehrung zu zollen: er ist ja ein wahrer „Buddha“ geworden. Sie bringen dem „Heiligen“ ihre Opfer in Blumen und Früchten dar und spenden mit voller Hand zur Totenfeier bei. Der Leichnam bleibt so lange der öffentlichen Verehrung ausgesetzt, bis die notwendigen Summen aufgebracht sind. Während dieser Zeit werden viele Feste gefeiert; Musikbanden spielen, und die Börse der Pilger, derselben, die vielleicht schon reichlich gespendet haben, wird immer wieder von neuem in Anspruch genommen. Das dauert mehrere Monate, manchmal über ein Jahr. Endlich ist das Geld zusammen.

Ein glückverheißender Tag ist von dem Astrologen zur Abhaltung der Feier bestimmt und unter den Klängen des Gong weit und breit in der Gegend bekannt gegeben worden. Von allen Seiten ziehen die „Leidtragenden“ herbei; viele kommen mit kleinen Pagoden aus Holz, welche rings um den Turm aufgestellt werden.

Eine gewaltige Menschenmasse drängt sich um den „Totenpavillon“. Unter den Klängen der Musik wird der Sarg herabgenommen und auf einen niedrigen schweren Wagen geladen, der von einem grandiosen Turmbaldachin überdeckt wird. Es folgt ein Bild, das jeder Beschreibung spottet. Vorn und hinten werden am Wagen gewaltige Taue angebracht. An diesen beginnen nun die stärksten Männer zu ziehen. Ein wilder Kampf unter ohrenbetäubendem Lärm entbrennt zwischen den beiden Parteien. Verstärkungen werden herbeigeholt; wenn ein Seil reißt, so muß ein neues herbeigeschafft werden. So zieht sich während mehrerer Stunden der Kampf hin; endlich ist der Sieg entschieden. Es ist eines der größten Verdienste, einen Mönch zu dem Scheiterhaufen zu fahren. Dieses Verdienst fällt jenen zu, die den Sieg im Ringkampf davon getragen; ihre Dörfer haben Anspruch auf die Reliquie. Dem turmähnlichen Katafalk folgen im Zuge viele andere Wagen mit mächtigen Darstellungen in Holz: Türme, Schiffe, Kähne, selbst Dampfboote und Lokomotiven sind nachgebildet; Tiergruppen, besonders Löwen und Elefanten, erscheinen in natürlicher Größe. Dazu nun die schillernde Pracht der Kostüme. Den Straßen entlang, durch die der Zug geht, sind die Häuser mit Fahnen geziert; wimpelgeschmückte Bäume sind aufgepflanzt. Ganze Regimenter von Maskierten gehen dem Sarge voran oder folgen ihm. Der Sinn verwirrt sich beim Anblick dieses wilden Taumels. Frauen und Mädchen in den reichsten Prachtgewändern begleiten den Zug und tragen Opfergaben. Endlich ist der Scheiterhaufen erreicht. In Gestalt einer Pagode steigt ein mächtiger Turm aus Holz in sieben Stockwerken empor. „Sieben“ ist die königliche Zahl. In den sieben Stockwerken werden die sieben Himmel versinnbildet, zu denen der Verstorbene emporgestiegen ist. Der Turm ruht auf einem quadratischen Unterbau von 4 bis 8 m Höhe und erreicht selbst eine Höhe von 15 bis 20 m. Der Sarg wird auf die oberste, von einem Baldachin bedeckte Plattform gebracht. Rings um den

Verbrennungsturm ist eine gewaltige Masse von Brennstoff, Holz, Pech und Öl, aufgeschichtet. Aber es wäre gar zu poesielos, den Scheiterhaufen durch einfaches Feuer zu entzünden; man bedient sich vielmehr dazu der Brandraketen, die aus einer bestimmten Entfernung auf den Scheiterhaufen geschleudert werden. Diese Brandraketen sind wochen- und monatelang vorbereitet worden. Sie werden aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellt und die Höhlung mit leicht entzündbaren Brennstoffen ausgefüllt. Dem Äußeren des Baumstammes werden allerlei phantastische Figuren gegeben; Tiger, Löwen, Götzen sind nichts Ungewöhnliches. Manche sind 2—3 m lang. Unzählige solcher Brandraketen werden in der Leichenprozession mitgeführt. Junge Männer und Mädchen schreiten singend und tanzend voraus und preisen die Macht des Pulvers und seine Treffsicherheit. Ein schauerlicher Anblick ist es, wenn das Bombardement auf den Scheiterhaufen beginnt. Viele Raketen verfehlen ihr Ziel und fahren in die Menge; es gibt Verwundete, ja Tote. Endlich gelingt es, eine Rakete in die Brennmasse zu schleudern; im Nu steht der Turm in Flammen. Ein entsetzliches Gejohle entsteht. Unter lautem Jubel stürzt ein Dach nach dem andern ein. Plötzlich bricht die Hauptmasse des Turmes zusammen. Ein unbeschreibliches Schreien und Johlen ertönt. Das ist das Nirwāna, die Vollendung des „Seligen".

Wenn die Asche abgekühlt ist, suchen die Glieder der Mönchsgemeinde nach den Überresten. Diese werden sorgfältig gesammelt und an einem geweihten Ort in der Nähe der Pagode begraben. Handelt es sich um einen besonders heiligen Mann, so wird die Asche mit den Knochen zu einem Brei zerstampft und daraus eine Buddhafigur geformt, die im Kloster aufgestellt wird.

Die Tage, die ich in Mandale verbringen konnte, rechne ich zu den wertvollsten Partien meiner Fahrt durch die buddhistischen Länder. Erst in der unmittelbaren Berührung mit einem Volke, das ganz durchdrungen ist von dem Glauben an Buddha, wird man sich der Bedeutung bewußt, die die buddhistische Bonzengemeinde für die sittliche Läuterung und geistige Förderung des Volkslebens gewonnen hat. Keinem Zweifel unterliegt es, daß diese Gemeinde es verstanden hat, das Volk mit jenem Erlösungsgedanken, der im Nirwāna des Buddha dargestellt wird, lebendig zu durchdringen. Aber wie sticht von der hoheitsvollen Erscheinung des christlichen Erlösungsglaubens diese hohle und veräußerlichte Auffassung des Buddhaglaubens ab! Die Unfähigkeit zur tiefsinnigen Gestaltung des religiösen Gedankenkreises schaut dem Kultus und der Kunst des Buddhismus aus den blöden Augen seines Buddhatypus heraus. In dem Bilde Buddhas aber, mag es im Marmor oder im Holz noch so glänzend verwirklicht sein, versinnbildet sich nur die Bonzengemeinde selbst als die Trägerin des buddhistischen Erlösungsgedankens in ihrer religiösen und sittlichen Armut.

Bild 115. Einbalsamierter Bonze. (S. 202.)

Bild 116. Pagan. Ananda-Pagode. (S. 205.)

Bild 117. **Katafalk als Tempelpyramide.** (S. 203.)

Bild 118. **Pagan. Königspagode.** (S. 206.)

Mit diesem Eindruck schied ich von einer der größten Kloster- und Pagodenstädte der buddhistischen Welt.

20. November 1904.

Die Rückfahrt nach Rangun wählte ich über Pagan. In den Ruinen dieser Stadt lebt die glänzendste Schöpfung des älteren Buddhismus auf birmanischem Boden fort. Die Fahrt auf dem Irawadi bot Gelegenheit, den Strom in seiner ganzen Schönheit von Mandale bis Prome zu genießen.

Einen fesselnden Eindruck macht der Gegensatz der beiden Ufer an manchen Partien des Stromes. Während das Ufer auf der rechten Seite in der ganzen Üppigkeit tropischer Vegetation prangt, erscheinen die Höhenzüge auf dem linken Ufer kahl und ausgebrannt. Dann erhebt sich wiederum das Ufer zu reich mit Baumwuchs bestandenen Hügelketten. Herrliche Baumgruppen wechseln mit Felsen ab, dunkle Täler ziehen sich in das Innere, kleine Dorfgruppen schauen zwischen den Palmenhainen hervor. Vom Strome aus ergab sich ein herrliches Bild der zahllosen Pagoden, mit denen die Hügelreihen, die Felsvorsprünge, die höchsten Punkte der Berge besetzt sind. Da rollt sich das Land der Pagoden in seiner ganzen Pracht vor den Blicken auf. Von allen Seiten tauchen die leuchtenden weißen Türme auf. Weit hinaus strahlen die vergoldeten Spitzen der Pyramiden. Große, massige Tempel werden daneben sichtbar. An jeden Tempel knüpft sich irgend eine Legende aus dem Leben Buddhas; denn es versteht sich von selbst, daß Buddha in einer der zahllosen Vorgeburten auch einmal Birma mit seiner Gegenwart beglückt hat. Aus dieser Zeit stammen in der Vorstellung des Birmanen die zahlreichen Reliquien, deren sich das Land erfreut. Das ganze Vorleben Buddhas wurde allmählich nach Birma verlegt.

Je mehr wir uns Pagan nähern, um so breiter wird der Strom. Man glaubt sich einen Augenblick in einen See versetzt, so weit treten die Ufer zurück. Dann verengt sich wiederum der Strom. Auf einmal tauchen Pagoden aus der dichten Vegetation hervor: Pagan, die altberühmte Tempelstadt des Ostens, liegt vor uns. Zuerst lenkt die mächtige Ananda-Pagode die Aufmerksamkeit auf sich; dann erscheinen die glitzernden Pyramidentürme, deren Dächer wie Gold leuchten. Soweit das Auge reicht, stößt es auf Tempelspitzen in allen Formen, während sich im Hintergrunde herrliche Palmen wie mächtige Guirlanden mit ihren Fächerkronen hinziehen. Das Uferbild schaut so fremdartig drein, so ganz verschieden von allem, was ich in Rangun und Mandale gesehen habe, daß ich mich aus Birma in ein anderes Land versetzt glaubte.

Die Trümmer von Pagan bedecken das Flußufer in einer Ausdehnung von 13 km. Die Zahl der Tempel, die teils in Ruinen teils in gutem Zustande noch erhalten sind, beläuft sich auf etwa 800.

Die Stadt liegt heute ganz verlassen da. Die Hütten, die sich dem Ufer entlang hinziehen, sind von Nachkommen der Sklavenfamilien bewohnt, welche den Tempeln zugeteilt waren. Und doch war Pagan einst die großartigste Pagodenstadt des Ostens. Keine Stadt konnte sich einer so großen Zahl von Tempeln rühmen.

Ein landläufiges Sprichwort sagte, in Pagan könne man keinen Schritt tun, ohne mit dem Fuß den Stein eines Heiligtums zu berühren. Ein paar der alten Heiligtümer sind wieder hergestellt worden. In ihren schneeweißen Flächen heben sie sich malerisch von den dunkeln, mit Vegetation übersponnenen Trümmern ab.

Alle Arten von Glockenpyramiden steigen vor uns empor; die einen bewahren noch den breiten, kugelförmigen Typus des altindischen Reliquienheiligtums, andere entwickeln die spitz zulaufende siamesische Form. Manche Gruppen lassen sich in ihren phantastischen Gestalten mit keiner andern Form vergleichen. Es muß das alles sich einst zu einem herrlichen Bilde verwoben haben, aus dem die kreuzförmigen Gewölbebauten mit ihren hohen Türmen besonders charakteristisch hervortraten. Viele Tempel sind heute ganz mit Gestrüpp überwachsen. Dichtes Strauchwerk bedeckt die Türme; Schlingpflanzen winden sich an den Mauern empor und zersprengen die Wände. Über all diesen Schuttmassen erheben sich die großen Tempel von Ananda und Gaudapalin wie Visionen einer entschwundenen Welt.

Das Bemerkenswerteste an diesen Tempeln sind ohne Zweifel die Gänge und Kapellen mit ihren Kolossalfiguren Buddhas. Diese Figuren, bald stehend bald sitzend, erreichen eine Höhe von 9—14 m. Viele sind aus Holz und vergoldet. Die Erbauer sahen es besonders darauf ab, die Kapellen und Korridore so einzurichten, daß das Licht durch den langgestreckten Raum unmittelbar auf die Statue fiel.

Die stehende Figur des Buddha in der Ananda-Pagode erreicht eine Höhe von 12,5 m; sie zählt zu den bedeutendsten des Landes. Wir folgen den langen, dunkeln Gängen; überall herrscht tiefes Schweigen. Plötzlich stehen wir vor einem geheimnisvoll erleuchteten Bilde Buddhas. Auf den buddhistischen Pilger muß der erste Blick auf das Bild einen mächtigen Eindruck machen. Das Licht läßt die Umrisse der Buddhagestalt geisterhaft hervortreten; alles ist darauf berechnet, den Andächtigen mit einem ehrfurchtsvollen Grauen zu erfüllen. Diese gewaltigen Statuen in den stillen, einsamen Heiligtümern von Pagan sind ernster und eindrucksvoller als die vielen glitzernden und schimmernden Bilder in den heitern Tempelnischen von Mandale und Rangun.

Wer Pagan in allen seinen Trümmern kennen lernen will, wird nicht bloß einige Tage, sondern einige Wochen darauf verwenden müssen. Aber auch ein Aufenthalt von nur wenigen Tagen läßt schon die Pracht er-

kennen, von der einst Marco Polo ein so glänzendes Bild in seiner Darstellung des von Kublai Chan unternommenen Heerzuges gegen Birma entworfen hat. Pagan muß in jenen Tagen den Ruhm der reichsten und herrlichsten Stadt Ostasiens genossen haben. Angelockt von dem Glanz und Reichtum der ostasiatischen Weltstadt, unternahm der tatarische Beherrscher Chinas, der gewaltige Kublai Chan, einen Kriegszug nach Birma. Marco Polo schildert bei dieser Gelegenheit die in Gold und Silber leuchtenden Türme der Heiligtümer Pagans, wie sie weithin im funkelnden Glanze der Sonne sichtbar die Ufer des Stromes beherrschten. Er erzählt von den vielen Glocken und Glöckchen, welche die Türme schmückten. Solche Pracht hatte er selbst in China nicht gefunden.

All diese Herrlichkeit ist geschwunden, aber der Glanz, welchen einst die Heiligtümer des Buddhismus über die alte birmanische Königsstadt ausgegossen, lebt in den neuen Königsstädten Birmas, in Rangun und Mandale fort, als wären niemals Kriegsstürme über das Land hereingebrochen.

11. Kalkutta.

25. November 1904.

Zwei Jahre sind verflossen, seitdem die westlichen Ghats von Indien aus der Ferne sichtbar wurden, um nur zu schnell wiederum im Zwielicht der Dämmerung zu verschwinden. Damals ging es nach China. Mittlerweile haben den Wanderer seine Fahrten glücklich durch China und Japan, Java und Kambodscha, Siam und Birma hindurchgeleitet. Zum zweitenmal taucht vor seinem Blick das Märchenland Indien auf, aber diesmal nicht wie ein flüchtiges Luftbild, das eine kurze Weile das Auge bezaubert.

Wir nähern uns dem mächtigen Hugli, einem der vielen Deltaarme, durch die sich die vereinten Wasser des Ganges und Brahmaputra in den Golf von Bengalen ergießen. Am 22. November hatte ich Rangun verlassen. In zweitägiger, etwas stürmischer Fahrt brachte mich die „Palamcotta" von der Küste Birmas an das so lang ersehnte Gestade Bengalens, und in der Frühe des 25. November befand ich mich auf den Wassern des Hugli. Sachte und behutsam, fast schleichend, gleitet der Dampfer über die schlammigen Fluten, als fürchte er jeden Augenblick aufzulaufen. Die Uferlandschaft enttäuscht. Käme ich gerade von Europa, ohne je ein tropisches Landschaftsbild gesehen zu haben, so würde der erste Anblick einer indischen Landschaft wohl angenehm überraschen; aber seitdem das Auge die Herrlichkeit des Pflanzenwuchses von Java genossen hat, kommt ihm das Ufergelände trotz seiner riesigen Palmen dürftig vor.

Der Uferrand ist dicht mit Schilf bewachsen. Davon führt auch der Huglizweig des Delta (Hugla = „Schilf") seinen Namen. Erst dahinter gewinnt die Vegetation ein reicheres Gepräge. Wohin das Auge schweift, überall stößt es auf flaches Land; keine Kette malerischer Hügel unterbricht die Eintönigkeit. Das ist die Einfahrt zur Hauptstadt des indischen Reiches. Je näher wir Kalkutta kommen, um so mehr belebt sich der Hugli mit Dampfern und Seglern, während sich die großen und kleinen Fabriken und Magazine immer zahlreicher ans Ufer herandrängen. So wenig Neues und Überraschendes diese Bilder bieten, so steigt doch meine Erwartung immer höher, je näher uns der Dampfer nach der Hauptstadt des reichsten und großartigsten Kolonialreiches der Erde bringt. Zu langsam scheint uns der Dampfer voranzukommen. Das Auge richtet sich mit einer gewissen Spannung

gegen Nordost, um den ersten Blick auf Indiens Hauptstadt zu erhaschen. Am östlichen Ufer soll bald der treue Hüter der Stadt, Fort William, sichtbar werden. Die großen Emporien der Weltstraße, Colombo, Singapur, Hongkong, Schanghai, deren glanzvolles Bild in der Erinnerung mir vorschwebt, sind Tochterniederlassungen der Beherrscherin Indiens. In ihrer Macht treten sie vor Kalkutta zurück — auch in ihrer Pracht?

Da macht plötzlich der Hugli eine starke Krümmung. Fort William liegt vor uns, das Wahrzeichen Kalkuttas, ein gewaltiges Oktogon, von einem breiten und tiefen Graben eingeschlossen, und dicht daneben wird das Häusermeer der rund 1 Million Einwohner zählenden Stadt sichtbar. Es ist ein durchaus modernes Bild. Wo ist Indien, das Märchenland Indien mit seinen feenhaften Palästen und Tempeln? so mag sich gar mancher Ankömmling fragen. Überall tauchen palastähnliche Bauten hervor, bei deren Anblick wir uns an das Ufer der Themse versetzt glauben, während die „Palamcotta" sich ihren Weg durch das themseartige Getriebe der Dampfer und Segler zur Landungsbrücke, dem Prinsep's Ghat, sucht. Von Bord aus gesehen macht Kalkutta den Eindruck einer feierlich imposanten, sich selbstbewußten Pracht. In der fürstlichen Physiognomie kündigt sich die Größe des in ihr verkörperten Herrschertums an.

Bald befand ich mich am Land; zum erstenmal stand ich auf indischem Boden. Trotz allem europäischen Luxus der Bauten kündet das Bild der dunkeln Hindugestalten, die sich überall herandrängen, mir an, daß ich im Lande des heiligen Gangesstromes angekommen. Schnell trägt mich der Wagen über die Esplanade nach dem gastlichen Heim, das meiner in Park Street harrt. Prachtvolle Plätze, Springbrunnen, großartige öffentliche Gebäude lenken das Auge auf sich. Ein herzlicher Willkomm meiner belgischen Mitbrüder wurde mir in der Wohnung des Erzbischofs von Kalkutta zu teil. Im Erzbischof aber fand der Wanderer den väterlichen Freund, der ihm die Tage in Indiens Hauptstadt zu einem ebenso belehrenden wie anziehenden Aufenthalt machte.

30. November 1904.

Die Hauptstadt des anglo-indischen Reiches ist, verglichen mit den uralten Städten Indiens, ein Emporkömmling, und zwar ein sehr schnell aufgewachsener. An der Stelle, wo heute die Erbin der alten Mogulherrlichkeit stolz ihr Haupt erhebt, standen vor 200 Jahren einige armselige Fischerdörfer, das eine davon hieß Kälighat, das andere Govindpur. Im Jahre 1686 hatten die englischen Kaufleute, welche Hugli am oberen Lauf des gleichnamigen Stromes verlassen mußten, Govindpur von Prinz Alim, dem Sohne des Kaisers Aurangzeb, angekauft. Das Dorf bot einen trefflichen Ankerplatz für die Kauffahrteischiffe, und die Ostindische Kompanie beeilte sich, die Niederlassung in eine befestigte Anlage mit Wällen, Gräben

und Bastionen zu verwandeln. Dieses ältere Fort bildete den Kern des durch neue Ankäufe langsam sich erweiternden englischen Emporiums, das den Namen Kälighat annahm, und die durch den schnellen Verfall des Mogulreiches unausgesetzt wechselnde politische Situation öffnete ihm durch seine glückliche Lage einen wachsenden Einfluß auf den Lauf der schnell sich folgenden Ereignisse. Einen Augenblick allerdings schien der Aufschwung in Frage gestellt, als der Nawab von Bengalen, Suraj-ud-Daula, sich 1756 des Forts bemächtigte. Die Tage der Eroberung und Besetzung Kalkuttas durch den Nawab bilden das einzige dunkle Blatt in den Annalen der Hauptstadt. Der größte Teil der Besatzung und der englischen Residenten konnte sich zwar retten, um so brutaler aber verfuhr der Sieger gegen die übrigen. Die Gefangenen, Männer und Frauen — es waren ihrer 146 — wurden in einen bloß 6,08 m im Geviert messenden Raum gezwängt und während der Nacht dort festgehalten. Zwei kleine Fensteröffnungen gaben Luft. Den nächsten Morgen erlebten nur 23 der Unglücklichen, alle übrigen waren erstickt. Das war am 20. Juni 1756. In der Geschichte lebt das furchtbare Ereignis unter dem Namen Black Hole fort. Aber die Demütigung währte nicht lange; im Jahre 1757 war Kalkutta wiederum im Besitze der Ostindischen Kompanie, und die Schlacht von Plassey am 23. Juni 1757 entschied endgültig über Bengalen zu Gunsten Englands. Von diesem Jahre leitet sich das neue Kalkutta her. Das alte Fort wurde aufgegeben; ein neues erhob sich etwas weiter den Hugli hinab unter dem Namen Fort William. Schnell stieg die Stadt empor, und 50 Jahre später war sie die unbestrittene Erbin der zusammenbrechenden Macht der Mogulkaiser, die neue Herrin Indiens. Weitere 50 Jahre vergingen, und aus dem Fischerdorf war die Stadt der Paläste geworden.

Der architektonische Sinn des Engländers hat alles aufgeboten, um der Stätte, von der aus heute die Geschicke Indiens gelenkt werden, ein monumentales Gepräge in den öffentlichen Bauten zu geben. Nicht mit Unrecht trägt Kalkutta den stolzen Namen einer Stadt der Paläste. Dem Strand entlang wird Kalkuttas Glorie, der Maidan, sichtbar. So heißt eine gewaltige Esplanade, groß genug, um eine Stadt aufzunehmen. Menschlicher Fleiß hat hier aus einem Sumpfgelände, dem Herd der Malaria, eine der schönsten Promenaden gemacht, die ich jemals gesehen. Dem Koningsplein in Batavia steht er an Ausdehnung allerdings nach, aber er übertrifft ihn weit in der Schönheit der Anlage. Mit Batavia hat übrigens Kalkutta auch das gemein, daß beide wegen ihres mörderischen Klimas lange Zeit verrufen waren. Das Sumpffieber forderte so furchtbare Opfer, daß der Volksmund den in Kalkutta umgewandelten ursprünglichen Namen Kälighat, Ghat der Göttin Käli, in Golgotha, Schädelstätte, umdeutete. Das europäische Viertel war von einem Gürtel von Sümpfen so eingeschlossen,

Bild 119. Kalkutta. Jaina-Tempel. (S. 211.) (Phot. Dr Boeck, Bern.)

Bild 120. Kalkutta. Gartenanlagen eines Jaina-Tempels. (S. 211.) (Phot. Dr Boeck, Bern.)

daß sich in der Regenzeit ringsum ein langgestreckter See bildete. Diese Sümpfe sind jetzt ausgetrocknet, und heute gilt Kalkutta für eine der gesundesten Städte Ostasiens. An Stelle des Fieberherdes zieht sich ein Kranz von Prachtbauten um die herrlichen Plätze, auf denen man sich nach London versetzt glaubt, wenn man den Blick über die architektonische Staffage gleiten läßt. Denkmäler und Bildsäulen schmücken die öffentlichen Gärten und Spaziergänge. Ganz besonders erregten die auf dem Maidan errichteten Denkmäler von anglo-indischen Größen meine Aufmerksamkeit bei der ersten Rundfahrt. Das Andenken der Schöpfer und Pfleger des indo-britischen Reiches, Cornwallis, Wellesley, Hastings, Bentinck, Auckland, Canning, Elgin, Lawrence, und der andern großen Männer ist in Stein und Erz verherrlicht. Für den Ostasienfahrer ist das ein ganz neues Bild. So glänzend sich die großen Emporien der Weltstraße, Colombo, Singapur, Hongkong auf englischem, Saigon und Batavia auf französischem oder holländischem Kolonialboden, in ihren Bauten dem Auge darbieten, so überwiegt doch in dem architektonischen Schmuck der Städte das wirtschaftliche Gepräge. Anders Kalkutta. Der Kultus seiner großen Männer verleiht der Hauptstadt Indiens den Ausdruck weltbeherrschender Größe. In den großen Gestalten, die vor das Auge hintreten, empfindet der Ankömmling etwas von jener Tatkraft, die ein Werk zu stande gebracht, um das die mächtigsten einheimischen Herrschergeschlechter Indiens vergebens gerungen haben. Dem vorurteilslosen Beobachter wird die anglo-indische Herrschaft, wie sie hier vor ihm steht, bewundernde Anerkennung abringen, mag er auch im einzelnen noch mancherlei Mängel und Schatten entdecken. Unser Auge ist ja immer viel schärfer für die Schwächen. Während das, was seinen geordneten Gang nimmt, als etwas Selbstverständliches hingenommen wird, heftet sich der Blick an alle Mängel des ungeheuern Verwaltungskörpers; und je länger sich die Betrachtung in diese Schwächen verbohrt, um so mehr stumpft die Empfänglichkeit für das wahrhaft Große ab, das hier geleistet wurde. Den Lichtseiten stehen gewiß nicht unbedeutende Schattenseiten gegenüber, und doch ist das Beispiel, das heute Indien bietet, ohnegleichen in der Geschichte der Kolonisation. Britische Staatskunst hat ein Indien geschaffen, so groß und reich, wie es noch nie eines gegeben hat. Wir kennen hinreichend Indiens alte Geschichte, und diese Geschichte bleibt, so viele glanzvolle Seiten sie auch in den Unternehmungen ihres staatlichen, in den Schöpfungen ihres gesellschaftlichen Lebens aufrollen mag, eine Kette ununterbrochener Kriege. Kaum ist es einer stärkeren Hand gelungen, große Landesstrecken Indiens politisch zu vereinigen, so beginnt bereits der Hader, und diesem folgt bald der Verfall. Wenn aber ein Land ununterbrochen im Kampfe liegt, dann steht die Bedrückung des Schwachen immer im Vordergrund. Der Krieg verlangt Geld, und der Sieger will den Ruhm seines Erfolges in

großen Denkmälern verewigen, die Macht seiner Herrschaft im Glanze seines Hofes leuchten lassen. Indiens altes Verwaltungssystem war ein durch Jahrtausende überliefertes System der Erpressung geldgieriger Herrscher und Richter. An Stelle der Gerechtigkeit waltete die Willkür des richterlichen Spruches. Die Tribunale waren käuflich. Der Reichtum des Landes floß in den Händen von privilegierten Klassen zusammen, während die unteren Massen kaum etwas Besseres als ein Sklavenlos genossen. Mit den neuen Herren zogen Friede und Gerechtigkeit ein. Indien erlebte in seiner materiellen wie in seiner intellektuellen Entwicklung einen Aufschwung ohnegleichen. Man braucht nur einen Blick auf die Volksmassen zu werfen, die sich in bunter Tracht durch die Basars von Kalkutta bewegen, oder sich die betenden Gruppen in den Hindutempeln oder in den Moscheen auch nur flüchtig anzusehen, um in dem Bilde der die verschiedensten Elemente friedlich und sicher zusammenhaltenden Hauptstadt das Kaiserreich selbst in den festen Grundlagen vor sich zu haben, die das staatsmännische Genie Englands dem wankenden und schwankenden Koloß gegeben hat.

Was der kolonisatorische Genius Englands innerhalb eines Jahrhunderts erreicht hat, das bezeugt wohl kein Ereignis glänzender als die allgemeine Volkszählung im Jahre 1901. Die Nacht des 1. März 1901 wird für immer einen Markstein in der Geschichte Indiens bilden. Die Art, in der es gelang, ein Reich, das sich von der Grenze Persiens bis vor die Tore Chinas, von den Schneepässen des Himalaja bis zu den Tropenwäldern Ceylons, von Afghanistan bis nach Siam erstreckt, in einer einzigen Nacht durch die Volkszählung nach jeder Richtung hin zu bestimmen, läßt deutlicher als alles andere das große Werk in die Erscheinung treten, das der englische Eroberer durchgeführt hat. Weder die Ausdehnung des Reiches noch die Masse der Völker, weder die Verschiedenheit der Sprachen noch der Religion, nicht einmal das Chaos der Kasten bildete eine Schranke für die Zählung; das immense Gebiet ist ein geschlossenes Reich geworden. Selbst die glänzendsten Tage der Mogulherrschaft haben eine solche Einheit und Geschlossenheit Indiens nicht erlebt. Darum darf man ohne Übertreibung sagen, daß in jener denkwürdigen Nacht, die $1^1/_2$ Millionen Beamte zur Volkszählung in Bewegung setzte, das neue Kaiserreich Indien seinen höchsten Triumph erlebt hat.

Einen nicht geringen Anteil an diesem großartigen Erfolg hat die von Anfang an zielbewußt durchgeführte wissenschaftliche Erforschung des Landes. Den Sammelpunkt aller Arbeiten zur Erforschung von Indien bildet seit nahezu einem Jahrhundert die Asiatic Society of Bengal. Es ist die älteste aller der Erforschung des asiatischen Völkerlebens dienenden Körperschaften der wissenschaftlichen Welt. Von dem ausgezeichneten Kenner der indischen Sprache und Literatur Sir William Jones ins Leben gerufen,

sollte diese Körperschaft ein Brennpunkt allseitiger Erforschung des indischen Volkstums werden. Was ihrem Schöpfer als stolzes Ideal vorschwebte, hat die Körperschaft in ihren großartigen Unternehmungen zur Erschließung Indiens glänzend erfüllt. Die jugendlich feurige, alle Kräfte zur Teilnahme wachrufende Begeisterung des Begründers verband bald eine Elite der tüchtigsten Verwaltungsbeamten zu gemeinsamer Arbeit. Inmitten einer aufreibenden Arbeit sah man Richter, Regierungsbeamte, Offiziere, Direktoren der Ostindischen Kompanie trotz eines mörderischen Klimas noch die Ausdauer bewähren, um ihre Mußestunden Arbeiten zu widmen, welche die ganze Geisteskraft des Mannes in Anspruch hätten nehmen können. Es war alles noch unbebauter Grund und Boden: Sprache, Literatur, Religion, Recht, Sitte, Kunst, Geschichte. Die Werkzeuge, welche die Bebauung dieses jungfräulichen Bodens ermöglichten und die Arbeit erleichterten, mußten erst geschaffen werden. Aber das Ziel war verlockend. Mit der wirtschaftlichen Erschließung Indiens sollte die wissenschaftliche Erschließung, mit der politischen Eroberung die intellektuelle Hand in Hand gehen. Je tiefer das Verständnis in das innerste Leben des Volkes eindrang, je weiter sich die Kenntnis der Lebensgewohnheit, der religiösen und moralischen Eigenart des Volkes ausdehnte, um so deutlicher erhellten sich die Bahnen, welche die Verwaltung dieses immensen staatlichen und gesellschaftlichen Körpers einzuschlagen hatte, um die Bevölkerung Indiens *geistig erneuernd* zu beherrschen. So wurde die in der Asiatic Society organisierte wissenschaftliche Erforschung des indischen Volkslebens ein bedeutsames Werkzeug in der Hand des indo-britischen Staatsmannes, um die geheimnisvolle innere Welt von 300 Millionen menschlicher Wesen zu entschleiern, welche getrennt sind durch die Verschiedenheit des Blutes, des religiösen Glaubens, der Kaste, der Gebräuche und der Traditionen. Es gereichte mir daher zur besondern Genugtuung, daß es mir bereits wenige Tage nach meiner Ankunft vergönnt war, dem alten, geschichtlich denkwürdigen Heim der Asiatic Society einen Besuch abzustatten. Die liebenswürdige Aufnahme versetzte mich bald in freundliche Beziehung zu jenem Kreise von Männern, in dem sich die Überlieferungen der Gesellschaft ehrenvoll fortpflanzen. Ein Vergnügen ist es, mit diesen Männern zu verkehren, von denen nicht wenige, wie einmal treffend bemerkt wurde, den Stoff eines Helden besitzen, die ein Stück Diplomat, Richter, Soldat, Administrator sein müssen und mit alledem noch ein Stück Forscher auf den verschiedensten Gebieten verbinden.

Keine geringere Freude aber war es für mich, gleich in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Kalkutta zu erfahren, welch bevorzugten Anteil die *katholische Mission* an der Förderung dieser wissenschaftlichen Erschließung Indiens nimmt.

Das gastliche Heim, das ich im Hause des Erzbischofs gefunden, eignete sich trefflich zum Ausgangspunkt meiner Fahrten durch das östliche und nördliche Indien. Zu diesen Fahrten bedurfte es einer wissenschaftlichen Führung, eines religionsgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Wegweisers. Auf Kultus und Kunst richtete sich in erster Linie des Wanderers Aufmerksamkeit. Die Führung bot ihm das freundliche Heim in einem reichen Schatz von Werken über Indiens Religion und Kunst. Der dort gesammelte Bücherschatz hat sich unter dem Namen Goethals Library einen Ehrenplatz in der wissenschaftlichen Welt Kalkuttas erobert. Es ist eine alle Zweige der Erforschung Indiens umfassende Sammlung der wertvollsten Veröffentlichungen aus älterer und neuerer Zeit. Ihr Schöpfer ist der im Jahre 1901 verstorbene Erzbischof Goethals.

Erzbischof Goethals ist unstreitig einer der größten und verdienstvollsten Kirchenfürsten Indiens. Ausgezeichnet durch eine bewundernswerte Weite des Blickes, verband er mit einer seltenen Klugheit und Einsicht einen unerschrockenen Mut und eine zähe Ausdauer. An die Spitze des großen Missionsfeldes von Kalkutta berufen, hatte der zum Regieren wie geborene Mann in der Hauptstadt Indiens und in naher Berührung mit den Männern, denen die Verwaltung des indischen Reiches anvertraut war, den kongenialen Boden zur Entfaltung der ausgezeichneten Fähigkeiten im Dienste des Apostolates gefunden. Von dem Tage an, wo er in der ehrwürdigen Kathedrale von Kalkutta sein Hirtenamt angetreten, war er darauf bedacht, der Kirche die ihrer religiösen und moralischen Bedeutung zukommende Stellung im Mittelpunkt des staatlichen und wissenschaftlichen Lebens von Indien durch lebendige Teilnahme an den großen Aufgaben der Zivilisation zu erringen. Trägerin der von Christus den Aposteln übertragenen Weltmission zur Belehrung der Völker, Vermittlerin der im menschgewordenen Sohne Gottes der Menschheit geschenkten sittlichen Güter sollte die apostolische Wirksamkeit zugleich die hehre Förderin aller natürlichen Güter inmitten eines nach intellektuellem Fortschritt ringenden Volkes werden. Die Mission durfte nicht mehr länger in dem engen Bereich festgehalten werden, in den sie gebannt schien, losgelöst von jeder Berührung mit dem geistigen Aufschwung, der sich im Zentrum des wissenschaftlichen Lebens vollzog, abgeschnitten von jeder Teilnahme an der fortschreitenden Erforschung des indischen Kulturlebens. Während eine auserlesene Schar von Männern die unter dem Namen des großen Apostels von Indien ins Leben gerufene Unterrichtsanstalt zu hoher Blüte brachte, war er selbst darauf bedacht, enge Fühlung mit den vornehmsten Vertretern des wissenschaftlichen Lebens in der Asiatic Society zu gewinnen. Die hohe Bedeutung dieser wissenschaftlichen Körperschaft konnte dem scharfen Auge des Bischofs nicht entgehen. In der Art, wie hier die wissenschaftliche Erschließung des indischen Volkslebens in den Dienst der höchsten Auf-

gaben des anglo-indischen Staatslebens trat, sah er den Weg vorgezeichnet, den die Mission einschlagen mußte, wollte sie die ihr zukommende Stellung im Herzen Indiens gewinnen und festigen. Der Glaubensbote durfte nicht achtlos an der wissenschaftlichen Erforschung Indiens vorübergehen. Indem er sich an ihr beteiligte, diente er ebensosehr der erhabenen Aufgabe, der sein ganzes Leben gewidmet, als dem Lande, das seine neue Heimat für immer geworden war. Der Missionär zieht zwar nicht in ferne Lande, um neue Sprachen und Literaturen zu entdecken, geographische und ethnologische, religions- und rechtsgeschichtliche, sitten- und kunstgeschichtliche Kenntnisse zu sammeln; aber je tiefer er in das Volksleben eindringt, um so deutlicher zeigen sich auch ihm die Wege, die ins Herz des Volkes führen. Und welch gewaltiges, rätselhaftes Volksleben tritt dem Glaubensboten in dem Augenblick entgegen, wo er mit dem indischen Volke in Berührung kommt! Dieser Gedanke begeisterte den Bischof zu dem Plane, die wissenschaftliche Erforschung Indiens in den Dienst der Mission zu stellen. Die an seiner Seite wirkenden Kräfte lud er ein, sich an den verschiedenen Zweigen der Erforschung zu beteiligen. Dazu bedurfte es einer Organisation, sollte die Teilnahme nicht dem Zufall überlassen werden, eines festen Sammel- und Stützpunktes, sollten die Teilnehmenden nicht wiederum bald inmitten ihrer apostolischen Arbeit von dem Begonnenen abgelenkt werden. Darum entschloß sich der Erzbischof, der Teilnahme an dem wissenschaftlichen Leben in seiner eigenen Residenz ein Heim zu schaffen. Und ein besseres Heim konnte ihr nicht bereitet werden als durch Anlage eines alle Zweige der Erforschung zusammenfassenden Bücherschatzes. Was dem einzelnen Glaubensboten nicht erreichbar war, das sollte dieser Bücherschatz ihm bieten: Hilfsmittel, die ihm neue Wege zeigten und ihn in der eigenen Arbeit unterstützten. In einem Schatz der vorzüglichsten Werke über Indien war der sicherste Sammelpunkt und festeste Stützpunkt der Organisation gegeben. So entstand die Goethals Library, eine Vereinigung des Besten, was über Indien und die indischen Nachbarländer geschrieben wurde. Der Missionär findet hier Werke, die selbst in den größten Bibliotheken Europas zum Teil schwer zugänglich sind. Mit feinem Verständnis wählte Bischof Goethals überall das wirklich Gute, Wichtige, Förderliche aus. Es sollte nicht eine Sammlung von Kuriosa, sondern von wissenschaftlich bedeutenden Werken sein. Wie trefflich dies gelungen ist, bezeugt auch dem Fernstehenden der reichhaltige Katalog, der in sich schon durch den Hinweis auf die ausgedehnte Literatur ein überaus wertvolles literarisches Hilfsmittel jedem darbietet, der sich mit dem Volksleben Indiens beschäftigt. Die Begründung einer Bibliothek, die in ihrem indischen Bücherschatz dem Glaubensboten Hilfsmittel zur Verfügung stellte, um welche nicht wenige deutsche Universitätsbibliotheken sie beneiden müssen, war eine wissenschaftliche und eine apostolische Tat.

Welcher Wert dieser Teilnahme an der wissenschaftlichen Durchforschung Indiens im höchsten gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt beigelegt wird, davon gab mir später die erlauchte Versammlung, die sich zum Jahrestag der Asiatic Society unter dem Ehrenvorsitz des Vizekönigs Lord Curzon in den historischen Räumen einfand, ein glänzendes Bild. Der oberste Beamte des Reiches, umgeben von den höchsten Regierungsbeamten, Engländer, Hindu, Mohammedaner, alle in bevorzugter gesellschaftlicher Stellung, bildeten die Runde um die langgestreckte Tafel, auf der während eines Jahrhunderts schon so manches bedeutende Ergebnis der Forscherarbeit niedergelegt wurde. Die Festsitzung war eine vornehme Verkörperung der großen Ziele, die sich die Asiatische Gesellschaft gestellt hat. Es sind Aufgaben, die, wie der Redner in seinen geistvollen, mit spannender Aufmerksamkeit verfolgten Ausführungen darlegte, heute zwar nicht mehr den verlockenden Reiz des Neuen haben wie in den Tagen von Jones und Colebrooke, dafür aber um so weiter über die Gangeshalbinsel hinausführen, um Indiens weltgeschichtliche Stellung im Gesamtkreis der ostasiatischen Völker zu ergründen: „Indiens Kultus und Kunst in ihrem Einfluß auf die Völker des Ostens." Dieses Wort des Redners klang wie das Programm meiner eigenen Wanderungen durch die ostasiatische Kulturwelt.

Eine anschauliche Erläuterung erhielt Lord Curzons Rede durch die wissenschaftlichen Ergebnisse der eben aus Lhassa zurückgekehrten englischen Tibet-Expedition. Ein ganzer Berg tibetanischer Handschriften war in der Imperial Library aufgeschichtet. Zahlreiche Bilderrollen mit Darstellungen aus dem Leben Buddhas, Statuen und liturgische Gegenstände des Lamakultus waren der Besichtigung zugänglich gemacht. Man hatte den Eindruck, daß die geheimnisvolle Welt des Dalailama der Hauptstadt des indischen Kaiserreiches mit einem Schlage nahegerückt war.

3. Dezember 1904.

Man braucht nicht lange innerhalb der gewaltigen Volksmassen Kalkuttas, unter den vielerlei Gestalten und Typen sich zu bewegen, um zu erkennen, daß es eine Titanenarbeit war, welche dieses bunte Durcheinander von Millionen unter einem Zepter zu einer solchen Einheit zusammenbrachte. Kalkutta ist in seiner Bevölkerung der treue Spiegel ganz Indiens.

Das indische Kaiserreich umfaßt 1766597 Quadratmeilen; davon stehen 1087204 Quadratmeilen unmittelbar unter britischer Verwaltung, 679393 Quadratmeilen verteilen sich auf die mittelbar unter englischer Verwaltung stehenden Eingeborenenstaaten. Es wurde in der Nacht vom 1. März 1901 eine Bevölkerung von 294361056 Personen festgestellt, von denen 231899507 auf das britische Gebiet, 62461549 auf die Eingeborenenstaaten fallen. Die bevölkertste aller Provinzen ist Bengalen mit

78½ Millionen Einwohnern. Daran reiht sich der Provinzialverband von Agra und Oudh mit rund 48½ Millionen und Madras mit nahezu 43 Millionen. Bombay sank durch Hungersnot und Pest auf 25½ Millionen, und das Pandschab zählt ein Drittel von Bengalen. Unter den Eingeborenenstaaten steht das Land des Nisam von Haidarabad mit 11 Millionen an der Spitze; ihm folgt Radschputana mit 10 Millionen, Mittelindien mit 9 Millionen, Maisur mit 5 Millionen. Es würde demnach eine Bevölkerung von 167 Seelen auf jede Quadratmeile kommen, wenn diese gleichmäßig verteilt wäre. Das trifft jedoch nicht zu. Die Verteilung ist eine sehr ungleiche. Im Delta von Bengalen kommen auf eine Quadratmeile 552, in der ostgangetischen Tiefebene 489, in der westgangetischen Tiefebene 409, an der Südostküste 359, an der Südwestküste 334, in Südindien 259 Einwohner; dagegen zählt das Dekhan auf einer Quadratmeile nur 151, Gudscherat 136, Zentralindien 122 Einwohner.

Wenn der Reisende, von Europa kommend, zum erstenmal sich in der Mitte dieser flutenden Volksmasse befindet, so wird es ihm schwer, den einen Typus von dem andern zu unterscheiden. Dem ungeübten Auge scheinen alle Inder die gleichen Gesichtszüge zu besitzen; der aufmerksame Beobachter macht sich indessen bald von jener Täuschung frei und entdeckt schnell eine außerordentlich große Verschiedenheit in den Typen, denen er auf Schritt und Tritt begegnet. Der stete Umgang mit den verschiedenen Klassen der Bevölkerung wird für ihn zu einer Art ethnologischen Unterrichts, und mit jedem Tage schreitet er in der indischen Völkerkunde voran. Der erste Schritt vorwärts besteht darin, daß er lernt, einen Hindu von einem Mohammedaner zu unterscheiden. Später bietet sich Gelegenheit, die unterscheidenden Merkmale eines Pandschabi und eines Gurkha, eines Radschputen und eines Tamulen kennen zu lernen. Er wird nicht länger einen Maratha-Brahmanen für einen Madrasi, einen Bewohner Orissas für einen Abkömmling von Kaschmir halten; kurz, er lernt unterscheiden, was man Provinztypen nennen könnte. Es sind Ortsgruppen, Rassengruppen, Sprachengruppen, die der Verschiedenheit europäischer Nationen entsprechen.

Es lassen sich in diesem bunten Wirrwarr von Volkstypen sieben große Gruppen unterscheiden. Diese verteilen sich in ihrer Hauptmasse auf ziemlich fest umgrenzte Landstriche Indiens, ohne jedoch dabei von andern Teilen der Halbinsel ganz ausgeschlossen zu werden. Seit undenklicher Zeit bewegte sich unausgesetzt ein Strom von Westen gegen Osten, von Norden gegen Süden, der die verschiedenartigen Elemente der Bevölkerung mischte. Im Laufe dieser Bewegung drangen auch, nachdem die mächtigen Flutwellen der erobernd vordringenden arischen Rasse sich ausgebreitet hatten, immer noch neue, kleinere Gruppen nach, Handelsleute, Landeigentümer, Priester, und bewahrten ihren eigentümlichen Rassentypus.

Die älteste der sieben großen Gruppen ist zweifellos die drawidische. Sie dehnt sich von Ceylon bis in das Gangestal aus, durchdringt Madras, Haidarabad, die Zentralprovinzen und hat sich vielleicht am reinsten in Chotanagpur wie eine Art Insel inmitten der bengalischen Bevölkerung erhalten. Der drawidische Arbeiter ist überall leicht erkennbar, wo immer man ihm begegnet, ob als Kuli in den Plantagen von Assam oder Ceylon, oder in den Reisfeldern Bengalens, ob als Straßenfeger in Kalkutta oder als Träger in Rangun oder Singapur. Die schwarze Haut, die kleine Figur, die negerähnlichen Proportionen verraten ihn schnell. Sein Widerpart ist der indo-arische Typus, der das alte Fünfströmeland, Radschputana und Kaschmir bevölkert. Der schlanke Körperwuchs, der schöne Gesichtsausdruck, der scharfe, gedankenvolle Blick, die helle Elfenbeinfarbe der Haut lassen in diesem prächtigen Menschenschlag bald die kaukasische Rasse erkennen. Der stolze Bewohner Radschputanas ist auch heute noch der treueste Vertreter jenes arischen Eroberers, der vom Nordwesten durch das Pandschab eindringend, allmählich sich zum brahmanischen Zivilisator Indiens emporgeschwungen hat. Hier hat sich die uns stammverwandte arische Rasse am reinsten erhalten. Einen erheblich veränderten Charakter zeigt das kaukasische Element Indiens in der arisch-drawidischen Mischung. Der Name weist darauf hin, daß sie aus einer Verbindung der erobernden Arier mit den unterworfenen Drawiden hervorgegangen ist. Wir begegnen diesem Typus im mittleren Gangestal hinauf bis nach Agra, dem „Mittelland" der alten vedischen Überlieferung. In ihm hat sich der Hindu als der entschiedenste Vertreter des von der brahmanischen Gesellschaftsordnung beherrschten indischen Lebens ausgeprägt. Obschon die Radschputen von viel reinerem arischen Geblüte sind, so gelten doch nicht sie, sondern die arisch-drawidischen Mischlinge als die eigentlichen Träger des Hinduismus.

Zwei ganz eigenartige Typen vertritt der Bengale im Osten und der Marathe im Westen der Halbinsel. Im unteren Lauf des Ganges hat sich der Eroberer mit einem mongolischen und einem drawidischen Element vermischt. Aus dieser Vermischung ging der für Bengalen so charakteristische Typus der drawidisch-mongolischen Gruppe hervor, die, obschon sie sich heute als die Hüterin und Vorkämpferin des echten Hinduismus gebärdet, in Wirklichkeit ein Mischling der mongolischen und drawidischen Stämme ist, die vor der Ankunft der Arier über das Deltagebiet des Ganges sich ausbreiteten.

Auf der entgegengesetzten Küste der Halbinsel, den westlichen Ghats entlang, mischte sich derselbe arische Eroberer mit einem drawidischen und einem türkischen Element. Daraus entsprang die skythisch-drawidische Gruppe, deren vornehmster Vertreter heute der kriegerische Marathe ist; es

Bild 121. Indier aus niederer Kaste. (S. 218.)

Bild 122. Indier aus höherer Kaste (Geldwechsler). (S. 218.)

Bild 123. **Mitglieder einer indischen Kaufmannszunft.** (S. 218.)

Bild 124. **Indische Schauspielertruppe.** (S. 218.)

ist eines der intelligentesten Bevölkerungselemente Indiens. Die kühnen Felsenburgen der Marathen tragen den Ruhm der tapfern Krieger, denen der englische Eroberer jeden Fuß breit Landes abringen mußte, auch heute noch weithin ins Land.

Die Gegend des Himalaja bis nach Assam und Birma bevölkert die mongolische Rasse, während eine türkisch-persische Gruppe sich über die Nordwestgrenze bis nach Belutschistan und Afghanistan ausbreitet.

Das sind die Grundelemente der Bevölkerung des indischen Reiches. Sie stellen Volks- und Rassengruppen dar, von denen eine jede für sich betrachtet groß genug ist, um einen bedeutenden Staatskörper bilden zu können. Der Marathe und Bengale, der Radschpute und Drawide, jeder einzelne ist so reich und mächtig, und zwar in der Entwicklung des geistigen Lebens nicht weniger wie in der Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte, daß er ein großes, achtunggebietendes Volk vor Augen stellt.

Daß es einer einzigen Macht gelingt, ein Länder- und Völkergebiet, das als Ganzes betrachtet so groß wie Europa, in seinen Teilen so verschieden wie die Staaten Europas ist, in den Organismus einer einzigen Verwaltung zusammenzufassen, ist ein Werk, das die höchste Bewunderung wachruft. Unser Staunen wächst, wenn wir sehen, mit welchen Hindernissen der britische Herrscher zu kämpfen hatte, um eine aus so ungleichartigen Elementen zusammengesetzte Volksmasse mit seinem Einfluß bis in die letzten Winkel zu durchdringen.

Hier trat ihm die Welt des Hindu mit ihrem Chaos von Göttern und Untergöttern, mit ihrem Gewebe der kindischsten Fabeln und abstoßendsten Gebräuche, mit ihren Kasten und Sekten gegenüber; dort die Welt des Islam, durchglüht von dem Bewußtsein, einem ungeheuern religiösen Gemeinwesen anzugehören, welches sich aus dem Herzen Indiens bis an die Dardanellen erstreckt und dessen Angehörige sich in Peking und im Innern von Afrika begegnen. Die beiden gewaltigsten, um nicht zu sagen furchtbarsten religiösen Grundmächte Asiens, zwei ihrem innersten Wesen nach feindselige Korporationen, die durch ein Jahrtausend in Fehde liegen, hat der Beherrscher Indiens zu einer Einheit verbunden, in deren Mitte er die fast sprichwörtlich gewordene Achtung des Engländers vor der Majestät des Gesetzes so erfolgreich zur Geltung bringt, daß der Wanderer heute von der Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Kabul hoch im Norden bis zum Kap Komorin im Süden, auf den kleinen Seitenwegen nicht weniger wie auf der großen Heerstraße die Wohltaten eines tiefen Friedens und einer unbedingten Sicherheit genießt.

Indien ist das Land der Kontraste; das zeigt sich nirgendwo deutlicher als im Bereiche seiner Sprachen. Da gibt es solche, deren Lautregeln die Ausdrucksweise auf einige wenige hundert Worte beschränken, andere,

die auch die einfachsten und uns geläufigsten Vorstellungen nicht auszudrücken vermögen, und daneben blühen Dialekte von solcher Üppigkeit des Wortschatzes, daß sie mit jeder europäischen Sprache im Reichtum und in der Genauigkeit des Ausdruckes den Wettbewerb aufnehmen können. Es gibt Mundarten, wo jedes Wort aus einer einzigen Silbe besteht, und wiederum andere so biegsam, daß die eine Silbe sich mit einer unbegrenzten Zahl anderer Silben zu einem Riesenwort verbinden kann. Es gibt Dialekte, denen jedes Nomen und Verbum abgeht, und andere, die in dem grammatischen Aufbau hinter unsern klassischen Sprachen nicht zurückstehen. Wir begegnen den unkultivierten Sprachformen der halbwilden Bevölkerung Assams, denen bis vor kurzem noch jeder schriftliche Ausdruck fehlte. Nicht weit davon liegt ein Sprachgebiet, das mit den herrlichsten Literaturerzeugnissen überdeckt ist. Es gibt Sprachen, die auf eine Überlieferung von drei Jahrtausenden zurückblicken, und solche ohne jedes Echo der Vergangenheit; Mundarten, überbürdet mit Worten, die einer toten, längst begrabenen Sprache entlehnt sind, und Dialekte, die alle Vermischung verschmähen, wo jedes Wort den Duft des heimatlichen Bodens aushaucht. Man kennt Landstriche, wo jeder Berg seinen eigenen Dialekt hat, und Gebiete, wo innerhalb Tausenden von Meilen nur eine einzige Sprache herrscht.

Über dieses bunte Sprachengemisch hat britische Tatkraft endgültig gesiegt, aber es bedurfte eines ganz außerordentlichen Aufgebotes von Spürsinn und Geduld. Während nahezu 30 Jahren wanderte die Sprachforschung unsichern Schrittes durch das Dickicht der indischen Sprachen. Wohl gelang es einigen hervorragenden Forschern wie Caldwell, Beames, Hoernle, der Untersuchung einige breite Wege zu erschließen; aber fernab von diesen wenigen offen gelegten Pfaden bedeckte die üppige Masse des Sprachwuchses weite Gebiete, die nach wie vor ein geheimnisvolles Land blieben. Seit acht Jahren beginnt sich dieses Urwalddickicht dank der systematisch durchgeführten Klassifizierung zu lichten. Der Zensus von 1901 konnte nicht weniger als 147 verschiedene Sprachen feststellen, die sich in ihrer großen Masse auf drei Hauptgruppen verteilen: die indo-europäische Familie mit 25 Dialekten, die munda-drawidische mit 24, die indo-chinesische mit 92 Abarten; dazu kommt noch eine malaiische und eine semitische Gruppe.

Kaum geringer als das sprachliche ist das religiöse Babel Indiens. Auch hier bewegt sich die Verschiedenheit in den größten Gegensätzen von den primitivsten und niedrigsten Kultusformen an bis hinauf zu den entwickeltsten Systemen der Religionsphilosophie. In weiten Strecken des Kaiserreiches wuchern noch die gröbsten Formen des Animismus oder Fetischismus, jenes den primitiven Völkern eigentümlichen Kultus, der ein unbestimmtes, dunkles „Etwas", eine Macht oder Gewalt in der Erscheinung von Bäumen und

Bergen, Felsen und Fluten verehrt. Daneben gedeiht der Geister- und Ahnenkultus, aber vor allem ist es der Hinduismus selbst, das religiöse Erbe der arischen Eroberer Indiens, aus dem sich ein wahrer Hexensabbat von Kulten entwickelt hat. Fragt man nach dem Namen des religiösen Bekenntnisses des Hindu, so kann man nur sagen: Sein Name ist Legion. Da gibt es Schaiwa, Waischnawa, Smärta, Säkta, Saura, Lingayat, Pasupat, Wallabhacarya, Bhairawa. Innerhalb der einzelnen Sekten hat sich wiederum eine große Mannigfaltigkeit der Kultusformen entwickelt; dazu kommen die Sekten der Jaina und Sikhs. Dem Hinduismus gegenüber steht der Koloß des Islam als eine geschlossene Masse. Der Zensus schätzt die dem Animismus ergebene Bevölkerung auf $8\frac{1}{2}$ Millionen, die sich über den größeren Teil Indiens verteilt. Mohammedaner gibt es $62\frac{1}{2}$ Millionen, der Hinduismus zählt 207 Millionen. Letzterer ist trotz der furchtbaren Eroberungszüge des Islam die Religion Indiens geblieben.

Über alle diese Gegensätze des religiösen Bekenntnisses hat die politische Einsicht und Umsicht des Eroberers den Sieg davongetragen. Er vermochte die religiösen Gegensätze zwar nicht aufzuheben, sie dauern in ungeschwächter Stärke fort, aber der Arm des Eroberers hat sich stärker als alle Fehde und Feindschaft der Sekten untereinander erwiesen.

Doch der größte Triumph ist ihm im Bereiche des durch zahllose Kasten gespaltenen gesellschaftlichen Lebens beschieden gewesen. Nicht als habe er die Kasten auseinandergesprengt, das scheint vorderhand so gut wie unmöglich, wohl aber ist die Absperrung der kleinen und kleinsten gesellschaftlichen Gruppen durch die starren Vorschriften der Kaste kein Hindernis gewesen, um nach und nach die politische Herrschaft bis in den kleinsten und verborgensten Winkel des gewaltigen Volkslebens hineinzutragen.

Der Brahmane leuchtet wie die Sonne im Mittelpunkt der Kasten. Er ist das bewegende Zentrum dieses gesellschaftlichen Planetensystems. Unzählige soziale Einzelkörper bewegen sich heute wie Planeten um jene Sonne. Wenn Ursprung und Entwicklung dieses sozialen Systems auch noch tief im Dunkel liegen, so ist es doch dem unermüdlichen Eifer und der kühnen Entschlossenheit des neuen Herrn gelungen, in dieses Chaos von Gruppen und Abteilungen Licht zu bringen. Wem es Vergnügen bereitet, alle jene Gruppen, Untergruppen, Abzweigungen, Abteilungen, die nach Tausenden zählen, kennen zu lernen, findet in der jüngsten Statistik vor sich ein klar gegliedertes Bild dieser anscheinend chaotischen Masse. Wendet er sich nach Belutschistan, an die Nordwestgrenze, so erfährt er, daß die dort ansässige türkisch-persische Bevölkerung in sieben Hauptgruppen zerfällt, unter denen die Stämme der Afghanen, Baloch, Brahwi hervorragen, die zusammen 2723145 Seelen ausmachen. Er lernt jede einzelne Gruppe innerhalb der Hauptgruppen kennen und weiß, daß z. B. die Käkar in der Gruppe der

Afghanen 107825, die Zehri in der Gruppe der Brahwi 50176, die Buledi in der Gruppe der Baloch bloß 5769 Anhänger zählten. Er wandert durch Kaschmir und das Fünfströmeland nach Radschputana, um die indo-arische Bevölkerung kennen zu lernen. Hindu und Mohammedaner treten ihm entgegen. Er findet die Hindu in sieben großen Gruppen verteilt, und der Zensus vermag ihm nicht bloß genau anzugeben, wie viele Millionen die Priesterkaste und die Kriegerkaste zählt, sondern stellt auch fest, wie viele Glieder z. B. jede der 36 Unterabteilungen der Kaste der Ackerbauer umfaßt. Von den Hindu geht er zu den Muselmännern über; auch hier ist es gelungen, Umfang und Zahl aller Gruppen festzustellen. Erst wenn man einmal anfängt, diese Gruppen bis in ihre letzten Abzweigungen zu verfolgen, die skythisch-drawidischen in Bombay und Baroda, die arisch-drawidischen in Oudh, Agra und Allahabad, die drawidischen in Madras und Zentralindien, die mongolisch-drawidischen in Bengalen, die mongolischen in Assam und Sikkim, wenn man dieses bunte Durcheinander von Klassen und Gruppen wahrnimmt, die sich immer neu spalten, und dann zugleich aufs genaueste über den Umfang jeder, auch der kleinsten Gruppe der letzten Abzweigung unterrichtet wird: beim Anblick dieser den Riesenkörper zusammenfassenden Arbeit wird man sich des Werkes bewußt, das die politische und wirtschaftliche Eroberung Indiens innerhalb eines Jahrhunderts erzielt hat.

Mit diesem Eindruck empfing mich das Kaiserreich Indien auf dem Boden seiner Hauptstadt, als mich eine Rundfahrt den schönen Denkmälern entlang führte, welche England seinen großen Staatsmännern errichtet hat. Die Weisheit und Unerschrockenheit der leitenden Staatsmänner, die Tapferkeit und Manneszucht einer von Helden geführten Armee, die Einsicht und Ausdauer eines auserlesenen Beamtenkörpers, die Hingebung und Unbescholtenheit der Diener der Justiz: das alles drängt sich in diesem Stein und Erz zu einem erhebenden Bilde zusammen. Mag auch manche dunkle Wolke ihre Schatten auf einzelne Verwalter des indo-britischen Reiches geworfen haben, in dem Gesamtbild tritt das Dunkel vor dem Glanze zurück, mit dem die Dankbarkeit das Andenken der Schöpfer des indischen Kaiserreiches umgeben hat.

4. Dezember 1904.

Heute morgen begab ich mich zur Imperial Library. In ihrem Chef, dem Generalsekretär der Asiatic Society of Bengal, hatte ich einen liebenswürdigen Freund gefunden. Dankbar werde ich mich stets der wertvollen Dienste erinnern, die mir von dieser Seite zu teil wurden. Der Morgenbesuch gab Anlaß zu einer köstlichen Begegnung in den schönen Bibliotheksräumen unter all den jungen, „wissensdurstigen" Babus, die hinter ihren Zeitschriften und Büchern saßen. Mein würdiger Cicerone führte mich einmal

durch die Galerien der Bibliothek, um mich mit den literarischen Schätzen seines „Reiches" bekannt zu machen. Plötzlich lenkte er meine Aufmerksamkeit auf ein Werk hin mit dem Bemerken: A splendid Book. Ich schaue zu, und was war's? P. Baumgartners zweiter, der indischen Literatur gewidmeter Band der Weltliteratur in dritter und vierter Auflage. Ich gestehe, selten hat mir auf meinen Fahrten eine plötzlich auftauchende Erinnerung an die deutsche Heimat eine so ungetrübte Freude bereitet wie diese Begegnung mit unserem ehrwürdigen Forscher und Schriftsteller auf der Galerie der Imperial Library von Kalkutta. Es war mir, als böte sich in dem Augenblick, wo ich im Begriffe stand, die Wanderungen durch das brahmanische und buddhistische Indien anzutreten, mein treuer Mitbruder aus weiter Ferne zum Führer an. Ist es ihm zwar versagt geblieben, „indische Fahrten" zu unternehmen, so ist doch seine „Literatur Indiens" ein „Indienfahrer" im besten Sinne geworden, und mehr als das, „ein Indienführer" in des Wortes vornehmster Bedeutung, ein Cicerone, der den Wanderer in das innere Leben des Volkes, dessen Land er durchstreift, einführt. Würde man mich nach einem „Indienführer" fragen, so könnte ich keinen zuverlässigeren und anziehenderen Begleiter empfehlen als dieses groß angelegte Werk, dessen wundervolle Darstellungskunst alle Sprödigkeit des so ungleichartigen Stoffes zu überwinden verstanden hat.

Einen Augenblick mochte wohl die Befürchtung einigermaßen berechtigt sein, ob die Aufgabe, welche eine alle Völker des Ostens umspannende Weltliteratur stellt, selbst dem genialen Literaturhistoriker nicht zu groß sein werde, um der unendlich reichen Eigenart des ostasiatischen Völkerlebens gerecht zu werden. In einem Zeitalter, wo der gelehrte Spezialismus auf allen Gebieten das Zepter schwingt, wo es immer wieder heißt, daß man sich auf das kleinste beschränken müsse, um zur wahrhaft gründlichen Erkenntnis durchzudringen, konnte ein derartiges Unternehmen wie „eine dilettante Vermessenheit" erscheinen. Der Erfolg hat alle Erwartungen überflügelt. Was dieser Führer an gelehrtem Stoffe dem Wanderer bietet, hat er in mühsamem Studium sich erarbeitet. Überall gewahrt man die sammelnde und sichtende Hand eines Mannes, der sich nicht mit einigen am Wege gepflückten Studien und Lesefrüchten begnügt, sondern den verschlungenen Pfaden der Forschung nachgeht, um über allen Fortschritt im Bereiche unseres literarischen Wissens von Indien gewissenhaft zu unterrichten. Darum herrscht denn auch innerhalb der fachwissenschaftlichen Kreise nur eine Stimme der Anerkennung. Und wenn eben erst „Die Literaturen Indiens und Ostasiens" wegen der „zahlreichen bibliographischen Notizen und Quellenangaben" als „treffliches Nachschlagebuch" empfohlen wurden, so liegt darin der beste Beweis für die wissenschaftliche Zuverlässigkeit dieses literarischen Führers durch Indien.

Aber alle spezialistische Sorgfalt, die sich dem fachkundigen Blick auf Schritt und Tritt verrät, hätten die „orientalischen Gerichte“ nicht „genießbar und ansprechend“ gemacht, es wäre totes Inventar geblieben, wenn sich mit dem Gelehrten nicht der Künstler verbunden hätte, um durch eine glückliche Verschmelzung des wissenschaftlichen und künstlerischen Elementes der reichen Fülle des Stoffes Leben einzuhauchen. Der Verfasser hat mit staunenswertem Fleiße gesammelt und geforscht. Aber er schreibt nicht um des bloßen Stoffes willen, dem Gelehrten reicht der Künstler die Hand. Und dieser künstlerisch gestaltende Schriftsteller baut aus dem unabsehbaren indischen Stoff, den der Forscherfleiß eines Jahrhunderts zusammengetragen, ein literarisches Kunstwerk auf, in dem sich das wirkliche Indien, wie es leibt und lebt, mit packender Anschaulichkeit widerspiegelt.

Es ist nicht anmutige Popularisierung fremder Forscherarbeit, die solchen Reiz ausübt. Man fühlt es überall heraus, mit welcher Liebe sich dieser Führer selbst ganz in die einzelnen Erscheinungen versenkt hat, um bis zu dem innersten Quell der so bunt wechselnden Poesien vorzudringen. Darum erscheint das von ihm entworfene Bild überall neu, originell, schön. Es ist selbst vom Odem der Poesie angehaucht. Der Zauber dieser Kunst hat ihren tiefsten Grund in dem freien und offenen Blick für alles Schöne und Große, mag es sich in dem Liederschatz der ältesten religiösen Poesie oder in den epischen Gesängen der beiden Riesendichtungen, in den klassischen Dramen oder in den romanhaften Erzählungen, in den Fabeln und Märchen oder in der Spruchweisheit des Hindu finden. Ein liebenswürdiges Erfassen aller charakteristischen Eigenarten, vorurteilslose Würdigung aller Vorzüge, das ist es, was jeden, der sich diesem Führer durch Indien anvertraut, angenehm berühren wird.

Es war mir stets eine außerordentliche Freude, auf einsamer Meeresfahrt plötzlich die deutsche Flagge auftauchen zu sehen. Erinnerten doch die heimatlichen Farben immer wieder an den wirtschaftlichen Aufschwung unseres deutschen Vaterlandes im fernen Osten. Aber die Flagge, die mir bei jener literarischen Begegnung in der bedeutendsten Bibliothek der Hauptstadt des anglo-indischen Reiches so wohlbekannt entgegenleuchtete, rief einen in seiner Art noch viel erfolgreicher emporstrebenden Aufschwung wach. Ein großes, schier unübersehbares Arbeitsfeld hat sich im fernen Osten der wissenschaftlichen und literarischen Forschung erschlossen. Und welches Land wäre eher berufen, an der wissenschaftlichen Erschließung des Ostens mit Aufbietung aller ihm zur Verfügung stehenden Kräfte sich zu beteiligen, als unser liebes deutsches Vaterland! Man muß es selbst mit eigenen Augen gesehen haben, dieses herrliche Bild unserer im friedlichen Wettbewerb erfolgreich ringenden Flagge, ein Bild, das sich immer glänzender entfaltet, je weiter

die Fahrt den Wanderer gegen Osten trägt, von Singapur nach Bangkok, von der Königsstadt am Menam nach Hongkong, von dem Gibraltar des Ostens nach Schanghai, von dort den Jangtsekiang hinauf ins Herz Chinas oder den Peiho hinauf vor die Tore Pekings. Wie von selbst legt sich dem Forscher bei diesem Anblick die große Aufgabe nahe, die auch im Bereiche der wissenschaftlichen Erschließung unserem Vaterland dort leuchtet, wo die Sonne eines neuen Zeitalters emporsteigt. Er wird sich angeregt fühlen, wenigstens im kleinen Kreise, an jener großen, friedlichen Kulturaufgabe mitzuwirken.

Mannigfach ist diese Teilnahme. Nicht das geringste Verdienst erwirbt sich die Feder, der es gelingt, mit dem ganzen Zauber schriftstellerischer Kunst die literarische Welt des Ostens einem großen Leserkreis vor Augen zu stellen, um dadurch Interesse, ja Begeisterung an der Aufschließung der geistigen Schätze Ostasiens zu entzünden. Das ist im Laufe des letzten Jahrzehntes wenigen so gut geglückt als dem Verfasser der Literatur des Ostens, dessen freundliches Bild mir die Bibliothekgalerie von Kalkutta auf einmal nahe rückte. In dem Augenblick, wo es galt, in unserem Vaterland das lebhafte Interesse für die Kultur des Ostens zu erwecken, erschien ein Werk, das im Bilde des literarischen Schaffens die geistige Eigenart der nach Sprache und Sage, nach Religion und Recht so ungleichartigen Völker der ostasiatischen Kulturwelt vorführt. Der Wanderer sonnt und erwärmt sich an der leuchtenden Gedankenkraft des Schriftstellers, während er tiefer in das geistige Leben des indischen Volkes eindringt. Mögen die tropischen Früchte, die am Wege wachsen, noch so fremdartig dreinschauen, sie muten ihn nicht an wie die bunten, aber geruch- und geschmacklosen Glasfrüchte der orientalischen Märchenphantasie. Das einzelne ist zu einem künstlerischen Bilde verwoben, in dem des Volkes Leben und Weben, Dichten und Denken, Singen und Sagen einen so anschaulichen und gewinnenden Ausdruck gewinnt, daß uns die Züge des fremden Antlitzes immer lieber und trauter werden. Und je tiefer wir dem indischen Volke in jenes Auge schauen, das bald sinnend und denkend, bald ernst und schwermütig, bald glühend und schwärmerisch, bald froh und keck in der Poesie aufleuchtet, um so reicher offenbart sich uns die Mannigfaltigkeit des indischen Völkerbildes.

Da ist keine Spur von dem weltfremden, weltscheuen Blick, wenn jenes Dichterauge froh und heiter, bisweilen auch ein wenig schalkhaft sich das Treiben des Hindu ansieht. Dieses Auge ist aber zugleich auch das eines gläubigen Christen. Der Blick des Beschauenden ist inmitten dieses buntfarbigen Babels von Rassen und Religionen, Sitten und Sagen durchleuchtet von der Sonne des christlichen Glaubens. Weit entfernt, daß dies auch nur einen Augenblick die Betrachtung weniger empfänglich für die

Schönheit einer ihm in Glauben und Sitte so fremden Welt gemacht hätte, hat vielmehr der künstlerische Blick sich gerade an den Idealen der christlichen Wahrheit und Schönheit geschärft, um das wahrhaft Schöne auch in dem dunkelsten Winkel Indiens aufzuspüren. Erst auf jener Höhe, von der der Völkerapostel auf die Herrlichkeit des untergehenden Heidentums herabschaute, gewinnt der gläubige Forscher die Weite des kulturgeschichtlichen Horizonts, um überall, selbst inmitten eines verkommenen Heidentums, umgeben von den abstoßendsten Bildern einer tief herabgewürdigten menschlichen Natur, noch den Adel jener Schönheit zu entdecken, die der aus Gottes Hand hervorgegangenen, nach Gottes Ebenbild geschaffenen Seele verblieben ist.

12. Benares.

5. Dezember 1904.

Der Morgen brach an, die kurze Dämmerung wich schnell dem Tageslicht, und im strahlenden Glanze der indischen Sonne breitete sich die Gangesebene immer reicher und üppiger vor dem Blick aus, während mich der Pandschab-Expreß von Kalkutta gegen Benares trug.

Benares ist Indiens ehrwürdigste und heiligste Stadt. Von dort aus trete ich meine Wanderungen durch die indische Kulturwelt an.

Schnell fliegt der Zug über das unabsehbare, gegen Süden von den Gebirgsgruppen Behars umgrenzte Flachland. Hier fesselt der Riesenwuchs eines Banyan durch sein mächtig ausladendes Blätterdach das Auge, dort recken Palmen auf schlankem Stamm ihre Krone stolz empor. Unzählige Dörfchen liegen im Schatten dunkler Baumgruppen verborgen. Rings um sie webt sich in breiten, schimmernden Streifen ein Kranz grünender Pflanzungen: Reis, Indigo, Opium.

In Mogulserai lenkt die Fahrt von der großen, nach dem Pandschab führenden Linie ab und wendet sich dem heiligsten der heiligen Ströme Indiens zu. Noch ein paar Augenblicke spannender Erwartung! Indem die Bahn eine westliche Richtung einschlägt, wird der Blick gegen Norden frei, und glitzernd taucht zwischen üppigem Pflanzenwuchs im Vordergrund eine weite Wasserfläche hervor. Es ist die Ganga der alten Inder, der ehrwürdige Gangesstrom, einer der herrlichsten Kulturströme der Welt.

Ich gestehe, es erfaßte mich eine ganz eigentümliche Stimmung, als ich mich auf einmal diesem majestätischen Strome gegenüber sah. So häufig war er mir im Laufe meiner literarischen Wanderungen durch Altindiens Kulturleben begegnet. Während sich die Betrachtung in die Denkmäler des altindischen Geisteslebens versenkte, hatte ich manche Tage und Stunden geistig an seinen Ufern verlebt. Aber die Wirklichkeit schien in einer unendlichen Ferne zu liegen. Da lag nun das Strombild auf einmal vor mir, der wirkliche, leibhaftige Ganges. Wie vom Glanze der indischen Mythenwelt umflossen, leuchteten seine Wogen im Lichte der Morgensonne, als der Zug über die gewaltige eiserne Brücke rollte, die den Strom in seiner Breite von 2 km überspannt. Und im Bilde des Stromes schien eine dreitausendjährige Überlieferung lebendig zu werden. Das ist es, was

dem Ganges in den Augen des Kulturforschers einen so wundersamen Reiz verleiht.

Gar manches entzückende Strombild ist dem Wanderer während seiner Fahrten durch die ostasiatische Kulturwelt im Laufe der beiden letzten Jahre begegnet. Er sah die bedeutendsten jener Riesenströme, die aus dem geheimnisvollen Quellengebiete der mittelasiatischen Hochgebirge hervorbrechen, an sich vorüberziehen. Unvergeßlich bleibt mir der Augenblick, wo im Grauen des Morgens die gewaltigen Fluten des Mekong sichtbar wurden. Gern gedenke ich der schönen Abende an dem prachtvollen Ufer des Irawadi in Birma und auf den Fluten des Menam in Siam. Überwältigend war der erste Blick auf die gigantischen Wassermassen, die der Vater der chinesischen Ströme uns entgegenwälzte, als wir uns China näherten. Und doch ruht über den Fluten des Ganges ein Zauber, den weder die Majestät einer unbegrenzten Wasserfläche noch die Erhabenheit einer tropischen Vegetation zu geben vermag. Ein dreitausendjähriges, in ununterbrochener Entwicklung sich fortwebendes Geistesleben spiegelt sich in seinen Wogen wider. Der Strom, der an uns vorbeifließt, hat alle Phasen der Entwicklung miterlebt, durch die jenes merkwürdige Volksleben hindurchgegangen, das heute mit all seinen Licht- und Schattenseiten in dem einen Worte „Hinduismus" zusammengefaßt wird. Darin liegt seine unvergleichliche Bedeutung im Kreise der Riesenströme der Erde.

Während der Blick noch auf den Wassermassen ruht, die unter uns vorbeifluten, steigen bereits am Uferrand phantastische Türme und Pyramiden, fürstliche Paläste, breite, aus mächtigen Quadern erbaute Stufenanlagen empor, und dahinter dehnt sich eine unübersehbare, weiß leuchtende Masse flach gedeckter Wohnhäuser aus. Das ist Benares, das Varanasi des alten Indien. Wir befinden uns gegenüber der ältesten und heiligsten Stadt der indischen Welt.

Langsam trägt uns der Zug im weiten Bogen um die Stadt dem englischen Kantonment zu. Dort liegen die Residenzen der Europäer, im Schatten der Mangroven und Tamarinden geborgen. Von Gärten umgeben, halb versteckt im Gehölz, errät man die Häuser mehr, als man sie sieht. Sie tragen durchweg dasselbe Gepräge: eine schattige, säulengeschmückte Veranda, dahinter breite, durch Jalousien verdeckte Wohnräume, ringsum ein Rasenplatz mit Blumenbeeten und einzelnen Palmgruppen. So schützt man sich vor der brennenden Atmosphäre und dem blendenden Licht, das die Luft durchflutet. Im Kantonment liegt auch das bescheidene Kirchlein der katholischen Mission. Hier erwartete mich eine herzliche Aufnahme. Auf der Schwelle der anliegenden Wohnung begrüßte mich P. Amedeo O. Cap. mit jener gewinnenden Zuvorkommenheit, die mir überall begegnete, wohin den Fremdling während der letzten Jahre seine Wanderungen führten, ob an

die Ufer des Jangtsekiang oder an die des Mekong oder Menam, ob nach Japan oder nach Java.

Das gastliche Heim inmitten der Kapuzinermissionäre hatte für mich noch ein besonderes Interesse. Ich fühlte mich ein wenig auf heimatlichem Boden. Ein deutscher Landsmann war es, der vor gerade 50 Jahren die katholische Gemeinde dauernd im Mittelpunkte des Hinduismus begründete, der Kapuzinermissionär Athanasius Zuber, ein Sohn der alten Kaiserstadt an der Donau. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie gerade in der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutsche Glaubensboten, Söhne der altbewährten großen Missionsorden, es waren, die im Gangestal während jener schweren und kritischen Missionsepoche Indiens Hervorragendes leisteten. Die deutschen Jesuiten Tieffentaller und Wendel in Agra während der furchtbaren Kämpfe um die Herrschaft der Mogul zwischen 1750—1800, die deutschen Kapuzinermissionäre Hartmann und Zuber in der darauffolgenden Epoche der Ausbreitung der englischen Herrschaft, das sind Namen, die für immer in der Geschichte der indischen Mission leuchten werden.

Am 16. Juli 1852 hatte der junge Missionär das ihm von Bischof Hartmann zugewiesene Arbeitsfeld an den Ufern des heiligen Ganges erreicht. Bald darauf faßte er in dem „heidnischen Rom von Indien" festen Fuß und legte unter unsäglichen Schwierigkeiten den Grund zur katholischen Gemeinde. Bereits am 9. Juli 1854, kaum 30jährig, zum Titularbischof von Augustopolis geweiht, übernahm Zuber als Nachfolger des nach Bombay berufenen Bischofs Hartmann die Verwaltung des weit ausgedehnten Missionssprengels von Patna. Von der rastlosen Tätigkeit, die der erste Apostel von Benares seit diesem Augenblick entfaltete, geben die an interessanten, spannenden Abenteuern reichen Aufzeichnungen, die er hinterlassen hat, Zeugnis. Vor wenigen Jahren haben die „Katholischen Missionen" diese Erinnerungen in trefflicher Bearbeitung zugänglich gemacht. Der Wahlspruch, dem Bischof Zuber bis ans Ende († 1872) treu geblieben, war eines katholischen Missionsbischofs und eines echten Kapuziners würdig. Er lautete:

Ziel gekannt!
Kraft gespannt!
Mutig voran!
Herz obenan!

Im Gedanken, an der Stätte zu weilen, die dieser edle Sprößling deutscher Erde mit seinem Schweiße befruchtet, heimelte es mich besonders freundlich in den bescheidenen Mauern an, die mir für acht Tage Aufenthalt gewährten, und die Nachfolger und Mitbrüder Bischof Zubers, selbst Söhne der Romagna, boten alles auf, diesen Aufenthalt angenehm zu machen.

Ich sollte in P. Amedeo aber nicht bloß einen liebenswürdigen Gastgeber, sondern einen ebenso wohlunterrichteten Führer finden, der es sich angelegen sein ließ, mich in das innerste Leben des geheimnisvollen Benares einzuführen.

6. Dezember 1904.

Die Geschichte eines Landes wird bisweilen in der Geschichte seiner bedeutendsten Stadt zusammengefaßt. Eine solche Stadt ist Benares. Es gibt wenige Städte der Welt, die sich mit Benares im Alter messen können. Das alte Varanasi verliert sich in das Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit. Ein bedeutendes Stück der innersten Geschichte der asiatischen Menschheit hat sich auf seinem sakralen Boden abgespielt. Wie viele Millionen sind seit drei Jahrtausenden von diesem Fleck indischer Erde in ihrem innersten Denken und Empfinden abhängig? Unter allen Städten des Ostens findet sich keine, die bis in unsere Tage hinein durch einen gleich langen Zeitraum ihren beherrschenden Einfluß so ungeschwächt im Herzen eines mächtigen Volkslebens erhalten hätte wie die Stadt, die vor uns liegt. Man hat die alte Kaiserstadt der Mogul das asiatische Rom genannt. Dehli hat in der Tat durch Jahrhunderte einen magischen Zauber auf das asiatische Völkerleben ausgeübt. Es war die stolze und üppige Herrscherin des Ostens. Aber ihr Zepter ist längst in den Staub gesunken. Was Dehli nur während eines halben Jahrtausends war, das war Benares nahezu zwei Jahrtausende, bevor es ein Dehli gab, und ist dasselbe geblieben, nachdem längst von Dehli der einst unwiderstehliche Zauber seines Einflusses gewichen ist. Solange es ein brahmanisches Kultusleben gibt, war Benares das Herz dieses Kultus. Seit Jahrtausenden ergießt sich von hier aus durch die Fluten des Ganges jenes Kulturleben über Indien, das dem Lande seine unterscheidende Eigenart aufdrückt. Staat und Gesellschaft, durch die Kaste in unzählig viele kleine Sozialgebilde auseinandergerissen, Recht und Sitte mit ihrem fein ausgesponnenen Gewebe von Satzungen und Gebräuchen, die philosophischen Schulen mit ihren zu den phantastischsten Vorstellungen ausschweifenden Spekulationen, das literarische Schaffen in der Fülle und Vielseitigkeit der von zahllosen Gruppen gepflegten Wissenszweige, die Kunst in den Schöpfungen einer überreichen Architektur und Plastik, kurz alles, was der indische Genius im Lauf einer dreitausendjährigen Entfaltung ausgesonnen und ausgesponnen hat, das steht so vollständig im Banne der religiösen Entwicklung, daß der Kultus die ureigenste Quelle ist, aus der das gesamte geistige und gesellschaftliche Leben strömt. Von keinem Punkte Indiens aus läßt sich dieser beherrschende Einfluß des Kultus besser erschauen als von Benares. Getragen von der Gunst der Fürsten des Landes, erscheint die religiöse Grundmacht des indischen Volkslebens hier in mehr als 1000 Tempeln und in Myriaden von Götzenbildern verkörpert. Doch greifbarer noch als in dem toten Stein

Bild 125. Benares. Ghats. (S. 223.)

Bild 126. Brahmanische Weihe von Pilgern und ihren Kindern. (S. 233.)

Bild 127. Sarnath. Buddhistisches Reliquienheiligtum (S. 231.)

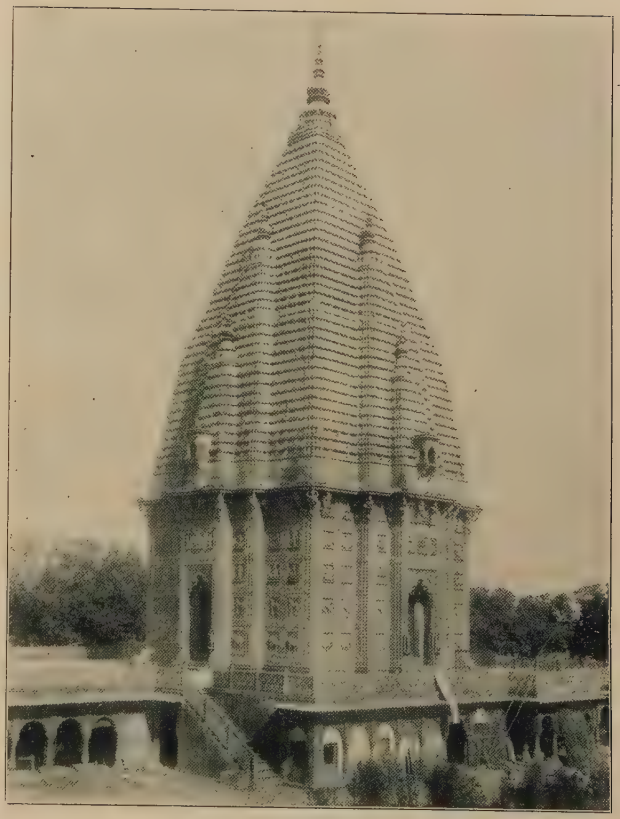

Bild 128. Benares. Moderne Pagode. (S. 236.)

und Holz wird sie dem Auge in dem lebendigen, buntfarbigen Menschenstrom sichtbar, der durch die Straßen zum Ganges flutet, in den Schwärmen von Pilgern, die aus den entlegensten Winkeln Indiens hierhin kommen, in den Scharen der Andächtigen, die Tag um Tag den Strom umlagern. Alles Sehnen eines echten Hindu ist nach Benares gerichtet; denn von dort führt der Weg stracks in den Schoß des Brahma zurück:

Wo tief im Binnengolf die heil'gen Wellen
Des Ganges sich der salz'gen Flut gesellen,
Des Ganges, dem die Menschen dort zum Bade
Sterbend sich nahn, vermeinend frohgemut,
Daß jeder Sündenschuld sie ganz entlade
Und rein sie wasche die geweihte Flut. (Lusiaden X, 121.)

So schilderte Camões vor 300 Jahren in seinem stolzen Lied auf die kühne, meererobernde Heimat den Eindruck, den die ersten Indienfahrer von Benares empfingen. Was er im Bilde beschrieben, das wiederholt sich Tag um Tag vor den Augen der vielen, die seither Benares aufgesucht, um die geheimnisvolle Macht des Stromes kennen zu lernen, der eine ganze Kulturwelt in seinem Banne gefangen hält.

Darum wählte ich den Mittelpunkt des brahmanischen Lebens zum Ausgangspunkt meiner Wanderungen durch die indische Kulturwelt. Ohne Benares bleibt uns das indische Leben ein Rätsel, und ohne das indische Leben das religiöse Leben der Hälfte der asiatischen Menschheit. Denn wenn es auch das brahmanische Kultusleben keineswegs ist, dem sich die ostasiatische Kulturwelt unterworfen hat, so ist doch das religiöse Leben, das heute das gesamte östliche Asien über China hinaus bis nach Japan umspannt, aus dem Herzen des Hinduismus hervorgegangen. Alles, was der Buddhismus an religiösen und sittlichen Grundgedanken besitzt, ist dem Boden entsprungen, den die Fluten des Ganges befruchten. Er wurde der Kanal, durch den die indische Kulturwelt mit der chinesischen Kulturwelt in der ganzen Weite ihres Einflusses verbunden wurde. Von Benares, dem Punkte, wo alle Adern des brahmanischen Lebens zusammenlaufen, ging auch der Buddhismus aus. Im „Gazellenwalde" des alten Varanasi offenbarte Gotama Buddha zum erstenmal die neue Form, in welche er die brahmanische Erlösungslehre umgegossen, und in dieser von ihm geschaffenen Form eroberte sich jene seltsame Lehre vom Leiden und von der Erlösung, die heute wie in den Tagen Buddhas im Kreise der Brahmanenschulen von Benares mit allen Phantasien der Seelenwanderung und des im Nirwana gipfelnden Seligkeitsideales gepflegt wird, die größere Hälfte der asiatischen Menschheit. So ging von Benares eine Bewegung aus, welche die beiden gigantischen, so grundverschiedenen Kultursphären des Ostens, die indische und die chinesische, auf religiösem Boden verband. Benares ist unter diesem Gesichtspunkt das

religiöse Zentrum der ostasiatischen Welt, die Stätte, wo der Pulsschlag des diese Welt durchdringenden Kultuslebens am lautesten schlug und heute noch schlägt.

Das Innere der Stadt scheint auf den ersten Blick wenig Anziehendes zu bieten. Wer nach Benares mit der Erwartung kommt, im architektonischen Bilde einem Rom oder Athen zu begegnen, wird sich enttäuscht abwenden. In den Zentren der antiken Kulturwelt hat sich die Größe des geistigen Lebens in unvergänglicher Schönheit ausgeprägt. Was von dem antiken Rom und Athen erhalten geblieben, bietet selbst in den Ruinen ein Bild, das die Herrlichkeit einer großen Zeit vor Augen stellt. Nicht so in Benares. Umsonst sucht das Auge nach einem wahrhaft monumentalen Zug, wenn man durch die Altstadt wandert. Die Straßen sind eng, die Häuser dicht aneinander gereiht, so daß man froh ist, wenn man wieder einmal einen freien Ausblick nach dem Strom erhält. Benares ist vorwiegend Brahmanenstadt. Aller Raum scheint innerhalb des heiligen Bezirkes zum engsten Zusammenwohnen ausgenützt zu sein, damit nur ja kein Fleck sakralen Bodens dem Gebrauche der Sterblichen entzogen werde. Die Wohnungen des „göttergleichen" Brahmanengeschlechtes sind alles andere eher als olympische Paläste. Sie sind klein, vielfach aus schlechtem Material ausgeführt, mit wenig Kalk und viel Lehm. An Stelle des Holzgebälkes benutzt man schwache Rohrlager. Einzelne Häusergruppen zeigen eine etwas vornehmere Anlage. Das Dach ist flach, rings von einer Mauer umzogen, so daß die flache Decke in ihrer Abgeschlossenheit den Frauen als Veranda dient, die den fehlenden Garten ersetzt. Es fällt sofort auf, wie sparsam die weißgetünchten Mauerflächen durch Fensteröffnungen, und dazu noch recht schmale, durchbrochen werden. Man sollte meinen, man wandere zwischen Kerkermauern, durch die nur spärlich das Licht eindringen darf. Das Ganze macht einen unheimlich düstern Eindruck. Und dieser Eindruck steigert sich beim Anblick mancher Häuser, die leer, wie ausgestorben sind. In der „heiligen" Stadt wütet die Pest. Es bedarf einiger Vorsicht, um in den engen, dicht gedrängten Vierteln nicht allzu nahe in Berührung mit der verseuchten Bevölkerung zu kommen.

Ab und zu wird die Eintönigkeit durch eine etwas reichere architektonische Staffage, manchmal sogar durch eine sehr vornehme, mit prachtvollem Schnitzwerk geschmückte Fassade belebt. Es ist die Wohnung eines Seth oder Großkaufmannes. Alle Stände drängen sich nach Benares, hoch und niedrig, reich und arm, und gerade die mächtigen Handelsfürsten Gudscherats nehmen den lebhaftesten Anteil an der Pflege der heiligen Überlieferung im Mittelpunkt des Hinduismus. Ich hatte mich eben durch das Gewühl einer engen Gasse hindurchgearbeitet, als ich mich auf einmal einer prächtigen Gartenanlage gegenüber sah. Ich trat ein. Der Rasen war mit üppigen Blumenbeeten belebt. Mitten im Garten lag ein Wohnhaus. Prachtvolle Baum-

gruppen hüllen es in ihre Schatten. Es ist die Wohnung eines Seth aus Bombay, ein fürstliches Heim, das sich der Handelsherr auf der geweihten Stätte erbaute. Während er dem Handel im fernen Bombay lebt, soll das Heim ihm und den Gliedern seines Hauses das Glück sichern, im Angesichte des „heiligen" Stromes zu sterben.

Bald befinden wir uns wieder in dem lebhaften Gewirr und Gedränge der engen Gassen. Ein dichter Knäuel menschlicher Wesen schiebt sich langsam zwischen den Häusern vor. Das Gedränge wirkt an manchen Stellen beklemmend. Aber diese buntfarbige, flutende Masse ist das Anziehendste in dem Straßenbild. Man erkennt sofort den Pilger an seinem Gewand aus grober Leinwand, die in rotem oder gelbem Ocker gefärbt ist. Jahraus jahrein ist Benares das Ziel zahlloser Pilger aus allen Teilen Indiens. Alle Stände und Gruppen, Farben und Sprachen sind vertreten; die gelbe Farbe des mongolischen Typus aus den Hochtälern des Himalaja mischt sich mit der dunkelbraunen Farbe der drawidischen Rasse aus dem Süden. Marathi- und Bengali-, Telugu- und Tamullaute dringen durcheinander an das Ohr. Jeder brave Hindu soll ja einmal wenigstens diesen unvergleichlichen Boden berühren und sich im „heiligen" Strome baden. Viele Pilger kommen nach Benares in Vertretung von andern, die den Anstrengungen der Pilgerschaft sich nicht zu unterziehen vermögen. Arme Leute wandern familienweise; manchmal pilgert die Hälfte eines Dorfes aus einem entlegenen Winkel Bengalens oder des Konkan hierhin. Dieser auf und ab flutende Strom der Männer, Frauen und Kinder ist ein Bild von fesselnder Wirkung. Wie verschieden ist dieses Bild von Kalkutta! Dort ist nicht mehr das alte Indien zu suchen; da laufen zwei verschiedene Zivilisationen nebeneinander, indisches und abendländisches Leben. Die beiden Ströme begegnen und kreuzen sich. Der Hinduismus verliert das scharfe Gepräge seiner Physiognomie. In den Straßen von Benares hingegen atmen wir ganz indische Lebensluft, und auf Schritt und Tritt stoßen wir auf ein unverfälschtes indisches Bild.

Einen tiefen Eindruck muß es auf jeden Besucher machen, wenn er sieht, wie das pilgernde Volk sich der Selbstpeinigung hingibt, um sich dadurch des Gottes höchste Gunst zu erwerben. Ein seltsames Schauspiel bot sich mir, als ich den Weg zu dem Durga-Khond suchte. Ich sah einen Pilger, der die ganze Strecke zum Tempel mit seines Körpers Länge ausmaß. Er warf sich der Länge nach auf den Boden, erhob sich, und von dem Punkte aus, bis zu dem er sich vorher ausgestreckt, legte er sich von neuem nieder. Auf eine Anfrage erfuhr ich, daß dieser Pilger die weite Strecke von Gwalior nach Benares auf solche Weise abgemessen hatte.

Monate und Monate verbringen in dieser Weise manche Pilger auf der Wanderfahrt zum Heiligtum. Und wenn sie endlich das Ziel ihrer

Sehnsucht um den Preis unsäglicher Mühen und Entbehrungen, nicht selten dem Tode nahe, erreicht haben, dann empfängt sie eine von Wollust und Grauen umgebene Gottheit. Von den weiten Tempelflächen schaut nur ein Götterkreis voll üppiger Sinnlichkeit auf sie hernieder, während dicht vor ihnen ein Fakir sich zu Ehren der Gottheit zerfleischt.

Ein anderes wunderliches Bild hat inzwischen schon das Auge auf sich gelenkt. Eine der charakteristischsten Erscheinungen des Straßenlebens von Benares ist der „heilige" Stier. Majestätisch kommen die Tiere einhergeschritten. Sie wandern frei und ungehindert umher, hierhin und dorthin, wohin sie nur immer ihr „göttlicher" Instinkt treibt. Überall haben sie freien Zutritt, nehmen, was ihnen zusagt, Gemüse, Früchte, wie sie es gerade in den Läden ausgestellt finden. Niemand wehrt es ihnen. Wehe dem Fremden, der es wagen würde, sie zu schlagen. Jedermann zieht sich ehrfurchtsvoll vor ihnen zurück; denn in dem Stiere ist irgend ein heiliges Wesen der Vorzeit wiedergeboren. Und das göttliche Tier steht unter der ganz besondern Hut des furchtbaren Schiwa. Lassen wir es darum behutsam hier in diesem engen Gäßchen an uns vorüberziehen. Es sucht sich eben den Weg zu den Ghats.

Der „heilige" Stier ist zwar kein ausschließliches Vorrecht von Benares, man begegnet ihm überall, wo sich eine Hochburg des Hinduismus erhebt; aber keine Stadt ist so reich an diesen vertierten Göttern und vergötterten Tieren wie der Mittelpunkt des Hinduismus. Unsere Vorstellung kann sich nur schwer in diesem Kreis fremdartiger Kultusbilder zurechtfinden. Der Stier ist einer der hervorstechendsten Züge im Bilde des Hinduismus. Was mögen sich die Menschen doch dabei denken, was fühlen und empfinden beim Anblick dieser verkörperten „Gottheiten"? Es ist natürlich ein ganz besonderes Gnadengeschenk in den Augen des Hindu, wenn eines seiner Tiere würdig befunden wird, jener Schar anzugehören. Ganz bestimmte Kennzeichen verraten die Würdigkeit. Welcher Art diese Kennzeichen sind, hütet der Brahmane ängstlich als Geheimnis. Das Geheimnis ist Gold wert; denn die Entdeckung eines solchen Stieres wird mit reichen Geschenken gelohnt.

Da zieht an uns eine Gruppe in weißen und rosafarbigen Gewändern vorüber, ein schöner, nobler Menschenschlag, schlank und edel gebaut, ein prächtiges Bild aus Indiens Vorzeit. Man sollte meinen, wir lebten noch in den Tagen Alexanders, als der märchenhafte Zauber des „heiligen" Stromes zum erstenmal die Griechen an den Ganges lockte. Es bedarf nicht erst der „heiligen" Schnur, die über die entblößte Schulter geworfen ist, um den Brahmanen herauszuerkennen.

Wir flüchten uns vor dem dichten Durcheinander von Pilgern, Stieren und Brahmanen in eine andere Straße, aber geraten mitten in einen Götterumzug. Ein Götzenbild von Wischnu oder Schiwa wird in einem reich

geschmückten Palankin herumgetragen. Voran schreiten Musikanten. Flöten und Blasinstrumente, Zimbelschall und Glockentöne schwirren ohrenbetäubend durcheinander, dazwischen die lauten Anrufungen des Gottes, dem der Umzug gilt: das ist wirklich ein Heidenlärm. Derartige Umzüge bewegen sich täglich bald zu diesem bald zu jenem Tempel durch die Straßen. Irgend ein reicher Pilger hat es übernommen, die Kosten dieses „Heidenlärms" zu tragen.

Merkwürdig! So alt die Stadt ist, so verhältnismäßig jung sind ihre heutigen Tempel. Es werden ihrer 1400 gezählt, und doch reicht keiner in seinem Alter über 300 Jahre hinaus. Sie wirken zudem weder durch die Wucht ihrer Massen noch durch die Schönheit ihres plastischen Schmuckes. Aber gerade darin offenbart sich am deutlichsten die unaustilgbare „Heiligkeit", die diesem Fleck indischer Erde vor allen andern eigentümlich ist.

Als Benares zum erstenmal (1194) von den Moslemin erobert wurde, sollen mehr als 1000 Tempel zerstört worden sein. Und wenn es auch nachträglich den Hindu gelang, an den alten Stätten neue Bauten aufzurichten, so blieben auch diese von der bilderstürmenden Wut der nachfolgenden Herrscher nicht verschont. Alle Versuche gewalttätiger Unterdrückung richteten sich auf das Herz des Hinduismus; aber die Wut des Eroberers brach sich an der zäh beharrenden Widerstandskraft von Benares. Nichts vermochte der „heiligen" Stadt die Bedeutung zu rauben, die sie in den Augen des Hindu besitzt. Sie ließ seit 800 Jahren die ganze sengende und verzehrende Glut des mohammedanischen Sturmwindes über sich herfahren. Die Tempel gingen in Rauch auf; aber aus den rauchenden Trümmern erhoben sich an derselben Stätte neue Tempel, und der Hindu pilgert dahin, als wäre nichts vorgekommen. Auf den Schmuck der Tempel kommt es ihm dabei wenig an. Wenn er auf dem Boden von Benares steht, so sucht er dort etwas ganz anderes als die künstlerische Herrlichkeit der alten Zeit. Es ist die „Heiligkeit" des Bodens selbst. Den Hinduismus kümmert es wenig, ob man ihm seine 1000 Tempel von Grund aus zerstört; er baut sie von neuem auf. Man kann dem Boden seine Tempel rauben, aber man vermag es nicht, dem Boden den untilgbaren Charakter der „Heiligkeit" zu entziehen. Diese seltsame „Heiligkeit" steckt so tief in der Scholle Landes, die sich Benares nennt, daß man meinen könnte, der ganze religiöse und sittliche Gehalt des Hinduismus sei in den Erdboden eingedrungen und eins mit ihm geworden. Darin verkörpert sich am anschaulichsten das Wesen des Hinduismus. Wie der sakrale Charakter der Scholle von Benares als deren innerstes Element innewohnt, so hat sich die Religion derart mit dem Denken und Empfinden des Hindu verschmolzen, daß sie eins geworden ist mit seinem persönlichen und gesellschaftlichen Wesen und durch keine Macht — so scheint es — entwurzelt zu werden vermag.

Die Tempel setzen sich durchweg aus zwei Hauptteilen zusammen, aus dem eigentlichen Heiligtum und einer Vorhalle. Das eigentliche Heiligtum ist meistens ein ziemlich enger, dunkler Raum, der von einem gerippten Turm überragt wird. Etwas Geheimnisvolles, Geisterhaftes, Unheimliches lagert über dem durch den matten Schimmer von Kerzen erleuchteten Dunkel des Innenraumes, und wie Erscheinungen einer andern Welt treten die phantastischen Göttergestalten aus den Wandflächen hervor. Um so glänzender entfaltet sich die Vorhalle in der verschwenderischen Pracht der Säulen, auf denen die reich geschmückte, kuppelartig erhöhte Decke ruht. Die Mauern sind mit Skulpturen sozusagen übersponnen, und die träumerische Stimmung des spekulativen Brütens des Hindu liegt schwül und dumpf auf den Gebilden. Von einem edeln, vornehmen, maßvollen Geist, der sich in den Schöpfungen der klassischen Kunst ausspricht, gewahrt man nicht die leiseste Spur. Auf dem Boden eines mystisch spekulativen Taumels vermag sich die Plastik zu den Gestalten des antiken Kunstlebens nicht zu erheben. Während der Feinsinn für Harmonie, malerische und plastische Schönheit, der die Griechen in so hohem Maße auszeichnet, dem Hindu fast gänzlich fehlt, zeigt sich eine entschiedene Vorliebe für das Kolossale, Groteske, Geschmacklose und Absurde, für tierische Formen, Mischformen und abgeschmackte Karikaturen und Ungeheuer. Es mag sein, daß diesen mythologischen Mißgestalten ursprünglich tiefere mystische und allegorische Deutungen zu Grunde gelegen haben; doch beim Volke verflüchtigte sich rasch der kümmerliche geistige Gehalt, und es blieb nur die Fratzengestalt: ein abstoßendes Zerrbild der einstigen religiösen Idee. Alles ist so überschwenglich maßlos entwickelt wie bei kaum einem andern Volke der Erde. Die Neigung zu einer wahrhaft zügellosen Phantastik bricht überall mit einer fast dämonischen Gewalt hervor.

Wie die Einbildungskraft nur in unförmlichen Mißbildungen, im Widernatürlichen, Verzerrten, Monströsen sich das Göttliche vorzustellen vermag, so kann auch die plastische Gestaltungskraft nur in ungeheuerlichen, wildphantastischen Gebilden das Wesen der Götter der Verehrung näher bringen. Bald werden die göttlichen Wesen in tatenloser Ruhe und im träumenden Genießen dargestellt, bald erscheinen sie im Kampfe mit übermenschlichen Wesen als unheimliche, schreckhafte Mächte. Wo eine höhere göttliche Kraft versinnlicht werden soll, vermag die Kunst dies nur durch eine ungeheuerliche Anhäufung von Gliedern oder durch phantastische Verbindung von Tierköpfen und Menschenleibern zu erreichen. Niemals sieht man die Götter in vollendeter Menschengestalt handelnd und leidend, gnädig oder zürnend mit allen menschlichen Leidenschaften dargestellt. Was auf markige Festigkeit, auf Tatkraft und Bestimmtheit des Willens hinweist, ist völlig unterdrückt. Wohl aber kommt neben dem Zug des Furchtbaren und Schrecklichen die ganze Glut eines ungezügelten Sinnenlebens in den abstoßenden Gestalten zur Erscheinung.

Zu den „ehrwürdigsten" Tempeln von Benares zählt der Durga-Khond, bekannter unter dem Namen „Affentempel". Als ich in den Vorhof eintrat, sprang und hüpfte mir ein ganzes Heer von Affen entgegen. Man hätte glauben sollen, der alte treue Hanuman lebe hier im Kreise seiner edeln Waffenbrüder fort, die einst dem Prinzen Räma auf seinem Heereszug gegen Ceylon behilflich waren, seine schöne Gemahlin den Händen der Unholde zu entreißen. Der epische Dichter hat die hochherzige Unternehmung des „edeln" Hanuman und seiner tapfern Kohorte mit unvergänglichem Ruhmesglanz umgeben. Ein Zufall wollte es, daß mein erster Besuch diesen „Hanumännern" galt. Im Kultusleben des Hindu teilt sich der Nachkomme des Hanuman mit dem Stier und der Kuh in den Vorzug, als sakrale Wesen göttliche Verehrung zu genießen. Daß in jedem Affen das göttliche Blut des unsterblichen Erzaffen Hanuman rollt, wird dem Hindu von den Weisen seines Volkes in tausend Zeugnissen versichert. Nur so erklärt sich die ebenso abenteuerliche wie abergläubische Verehrung der Affenwelt. Man läßt sie frei auf der Straße, in Gärten und Höfen, auf Bäumen und Dächern ihr oft sehr unziemliches Wesen treiben. Und wehe dem Unseligen, der sich mit dem Stock oder gar mit einer wohlgezielten Kugel an der „Gottheit" versündigt. Ein unbeschreibliches Bild bot dieses Affenpantheon. Man denke sich ein halbes Tausend Hanumänner im Hof und im Tempelbereiche herumhüpfend, über die Dächer springend, an den Säulen sich emporschwingend, zwischen den Ästen der Bäume herumbaumelnd. Mit einem Schlage kommt eine eifersüchtige Bewegung in diese Masse von Langschwänzen. Jeder will der erste sein, um etwas von den Süßigkeiten zu erhaschen, die ihnen hingeworfen werden. In dichtem Knäuel drängen sie sich mit ihren grimassenhaften Gesichtern heran und strecken die langen Vorderbeine zum Empfang aus. — Eine ekelhafte Gesellschaft! Und mit Ehrfurcht nähert sich der Hindu diesen „Gottheiten".

Mit einiger Mühe gelang es mir, dem eigentlichen Heiligtume näher zu kommen. Den geweihten Boden zu betreten, war mir verwehrt. Das Heiligtum ist der Gemahlin des Schiwa geweiht. Der blutgierigste unter allen Göttern — darum heißt er der „huldvolle" — hat die blutgierigste Göttin zur Frau. Ein würdiges Pärchen! Die Göttin heißt Durga. In einem düstern, schreckenerregenden Bilde wird sie dargestellt. Im Kampfe tritt sie den Dämon nieder und zermalmt ihn, nachdem sie ihm mit dem Dreizack den Todesstoß gegeben hat. Man sollte meinen, daß ein solches Objekt nur einen ganz engen Kreis fanatischer Büßer um sich vereinigen könnte. Zu den wilden Fakirgestalten mit dem zerrauften Haar und dämonischen Blick mag ein solches Bild passen. Wir täuschen uns. Kein Kultus erfreut sich einer so volkstümlichen Verbreitung wie die Verehrung der Durga. Im Innern des Tempels gewahre ich ein großes Gedränge von blumen-

beladenen, betenden und schwätzenden „Andächtigen". Mit einem Kranze blutroter Blumen um den Hals oder um das Haupt nähert man sich der blutigen Göttin. Rote Blumen werden ihr in Opfergefäßen dargebracht. Die Opfernden haben ein weißes Gewand angelegt; aber dieses Gewand ist mit dem roten Saft einer Frucht besprengt, so daß das weiße Kleid den Eindruck macht, als sei es ganz mit Blut bespritzt. Wo immer das Auge sich hinwendet, überall stößt es auf das blutige Rot.

Die blutige Göttin verlangt aber auch blutige Opfer. Ehemals waren Menschenopfer in Indien nichts Ungewöhnliches. Diese sind zwar verschwunden, aber Blut muß trotzdem fließen, um den Rachedurst der „Schrecklichen" zu besänftigen. Das gebräuchlichste Opfer ist die Ziege. Wer immer es leisten kann, bringt der Göttin ein solches Opfer dar. Nicht selten verbinden sich eine Anzahl ärmerer Pilger, um gemeinsam die Kosten des Opfers zu bestreiten. Eine solche Gruppe sahen wir gerade vor dem Heiligtum, in inbrünstigem Gebete versunken, auf dem Bauche liegen. Dahinter stand eine mit Grün geschmückte magere Ziege. Das arme Tier erwartete gleichgültig die ihm bevorstehende Katastrophe. Da tritt ein recht fester und feister Brahmane heran, bestreut die Ziege mit Mehl und besprengt sie mit Wasser. Ein Tempelgehilfe steht mit einem Messer zur Seite. Auch das Messer wird mit Wasser besprengt, und dann entledigt sich der Mann, dem es obliegt, das arme Tier zu töten, seiner Aufgabe. Mit einem Schnitt wird der Kopf vom Rumpfe getrennt und rollt auf den Fußboden. Während der Körper des Opfers sich noch in heftigen Zuckungen bewegt, sammelt der Priester das Blut in einem Gefäß und setzt es der dürstenden Göttin vor. Ihre Rache ist befriedigt, und die Opfernden ziehen mit der genugtuenden Empfindung heim, daß sie von der „Schrecklichen" nichts mehr zu befürchten haben.

Ein innerer Zug drängt das Volk mit unwiderstehlicher Gewalt zur Verehrung der „Schrecklichen" hin. Worin mag wohl das Geheimnis dieses Schreckenskultus liegen? Es ist die Furcht vor den unsichtbaren dämonischen Gewalten, das Bewußtsein der vollständigen Ohnmacht, das dazu treibt, zum Liebling des Kultus sich ein göttliches Wesen zu wählen, in das man alle Schrecken der überirdischen Welt hineinphantasiert. Um so wirksamer glaubt man die Schrecken dann abwenden zu können, je schrecklicher man sie darstellt. Indem man der Göttin durch eine möglichst treue Wiedergabe ihres Schreckenswesens schmeichelt, hofft man am ehesten die finstern Gewalten zu besänftigen und der zermalmenden Wut zu entrinnen. Daher wird Durga in der schrecklichsten Gestalt als die verkörperte Grausamkeit hingestellt.

Als ich mir in einiger Entfernung dieses dämonenhafte Bild ansah, konnte ich mich des Entsetzens kaum erwehren. Es lag etwas unbeschreiblich Grauenhaftes in der Art, wie die Göttin des Schreckens im Kreise einer

vergötterten Affenwelt thront. Alles ist darauf berechnet, Entsetzen zu erwecken. Der krasseste Kultus dämonischer Gewalten verbindet sich mit dem rohesten Kultus des Tierischen, um diesen Tempel zu einer der heiligsten und besuchtesten Stätten von Benares zu weihen. Die Mauern sind mit scheußlichen Fratzen, mit grotesken Figuren aller Art üppig bedeckt. Die wilden ausschweifenden Gestalten richten ihre glühenden Blicke auf den Hindu, und dieser findet sich wohl in ihrer Betrachtung. Die Szenen gehören dem Hindu-Olymp an, und da ging es noch ganz anders zu als auf den olympischen Höhen der antiken Welt. Die Kunst schwelgt in der Darstellung des Ungeheuerlichen und Unzüchtigen.

Das Bild der Durga wird von mehr denn 200 Millionen Hindu verehrt. Ja über Indien hinaus hat es der Buddhismus durch ganz Zentralasien, China, Japan und die angrenzenden Länder getragen. Überall bin ich ihm in den Tempeln Chinas und Japans begegnet.

Auf einen ganz absonderlichen Opferzug stieß ich auf dem Rückweg vom Durga-Khond. In einer langen, enggeschlossenen Kette zogen die Opfernden durch die Straße. Der Zug bestand ausschließlich aus Männern. Sie waren alle in Prachtgewänder aus Seide gehüllt, ein Bild so reich in Farben, daß es des Pinsels eines Rubens nicht unwürdig gewesen wäre. In der einen Hand trug der Opfergänger das blanke messingene Opfergefäß, mit der andern hielt er sich an dem Gewande des Vordermannes. In ganz gemessenem, feierlichem Marsch bewegt sich der Zug durch die Straßen. Der Opferzug führt im Volksmund den Namen „Ameisenmarsch". Den Männern folgen die Frauen, von ihren Dienerinnen begleitet, die in den hellschimmernden Kupfergefäßen die Opfergaben, auf blinkenden Tellern die Opferblumen tragen. In feierlichem Zug nähert sich uns diese Gruppe. Buchstäblich gebeugt unter dem Gewichte des schweren und kostbaren Schmuckes schreiten sie durch die Straße dem Tempel des Brunnens der Erkenntnis zu. Das leicht anschließende Musselingewand leuchtet in Rot und Gelb, während ein weißer Schleier anmutig vom Haupt über die Schultern herabfällt. Hals, Arme, Füße sind dicht mit massiven Goldringen und Silberspangen behangen. Bei solchen Tempelgängen legt die Frau das Schönste und Kostbarste an, was sie an Armbändern, Halsketten, Fußspangen, Fingerringen besitzt. Sie versteht es, das Gold und Silber mit den zarten Farben der Seide aufs angenehmste zu verbinden. So wertvoll indes der Juwelenschmuck sein mag, so sinnig die Farbenverbindung, so macht doch diese Überladung mit Zieraten einen höchst unvorteilhaften Eindruck. Nichts aber wirkt so störend als der seltsame Nasenschmuck. Ein großer kostbarer Ring wird von den Frauen höherer Kasten in dem linken Nasenflügel getragen. Man kann sich kaum etwas Abstoßenderes denken. Aber so entstellend die Zierat auf den feingeschnittenen Gesichtsausdruck wirkt, so wird diesem Schmuck

doch der höchste Wert beigelegt. Über den Geschmack läßt sich nun einmal nicht rechten, und vollends nicht, wenn sich mit dem „Schönheitssinn" die Macht der religiösen Überlieferung verbindet.

Von ganz besonderem Interesse war mir ein Heiligtum, das ich auf dem Wege zum Büßer Swami Sarasvati kennen lernte. Es gehört zu den vielen Tempeln, die dem schrecklichen Gemahl der Durga geweiht sind, und ist immer von Pilgern umlagert. Durch die freundliche Vermittlung meines Cicerone wurde ich hier mit der Tagesordnung des „Gottes" bekannt. Das tagtägliche Leben, das die Gottheit im Tempel führt, hat nämlich das Wunderliche, daß jeder Stunde des Tages ihre besondere Aufgabe zugeteilt ist.

Der Gottesdienst beginnt schon in früher Morgenstunde mit einem ohrenbetäubenden Lärm der Glocken, der die Gottheit aus ihrem Schlafe wecken soll. Sobald der Gott erwacht ist, treten Brahmanen vor sein Bild und schwingen brennende Lampen in verschiedenen Richtungen, indem sie phantastische Figuren in der Luft beschreiben, als ob diese Lichterzeremonie das noch trübe Auge des Gottes zur vollen Klarheit wecken soll. Es folgt die Vorbereitung zur Morgentoilette. Ein etwa einen Fuß langer Stab, dessen Ende so zerschnitten ist, daß er die Gestalt eines Kammes hat, wird vor dem Bilde bewegt, um anzudeuten, daß sich der Gott die Zähne reinigt. Alsdann wird etwas Wasser ausgegossen und eine Art Handtuch zum Abtrocknen gebracht. Schiwa wäscht sein erhabenes Antlitz. Um 7 Uhr folgt die dritte Zeremonie. Sie besteht darin, daß über dem Stein, auf dem das Bild des Gottes sich erhebt, zuerst mehrere Kübel Wasser ausgegossen werden. Dann läßt der Offiziant Honig, Zucker und Milch niederträufeln, worauf wiederum Wasser ausgegossen wird, um diese Gaben zu entfernen. Zuletzt wird der Stein mit einem Tuche abgetrocknet. Die Gottheit hat sinnbildlich ihr Bad genommen. Auf das Bad folgt die Zeremonie des Ankleidens. Sie besteht darin, daß ein langes Tuch über den Stein ausgebreitet wird. Nun erst kann der Gott sein Frühstück nehmen, das aus Hülsenfrüchten, Süßigkeiten und Kokosnußmilch besteht. Dieses Frühstück heißt bālabhoga, „Kindermahlzeit". Ein zweites Frühstück folgt um 9 Uhr, als eigentliches Frühstück, bekannt unter dem Namen sakālabhoga oder „gewöhnliches Frühstück". Den wichtigsten Bestandteil bilden Reis und Curry. Das Hauptmahl wird dem Gott um 12 Uhr serviert in der Gestalt von Reis, Curry, Kuchen, Pasteten und Milch. Gleich darauf schwingt der Priester eine Lampe vor der Gottheit und bringt Räucherwerk dar. Die Türen des Heiligtums werden geschlossen; die Gottheit zieht sich zur Mittagsruhe zurück. Der Schlaf dauert bis 4 Uhr. Um diese Zeit wird der Gott mit dem Klang von allerlei Musikinstrumenten geweckt. Lichter werden vor ihm geschwungen und eine reichliche Mahlzeit folgt. Daran reiht sich später

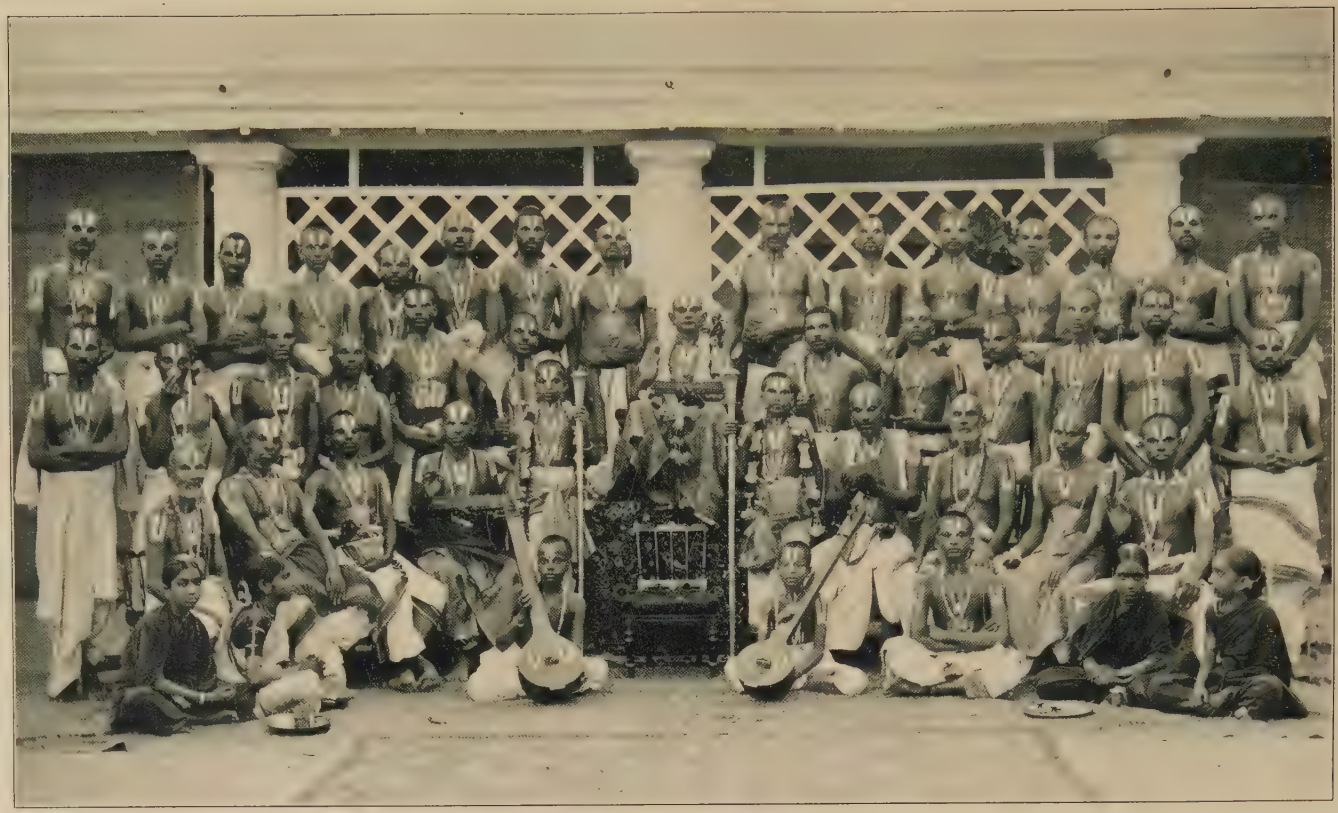

Bild 129. **Brahmanisches Tempelpersonal: Priester mit ihrem Oberhaupt, Musikanten und Tempelbajaderen.** (S. 240.)

Bild 130. Benares. Blick auf Stadt und Strom. (S. 244.)

ein Nachmittagsbad, das von all den Zeremonien begleitet ist, mit welchen das Morgenbad umgeben war. Das Bad hat die Kräfte des Gottes so sehr in Anspruch genommen und den Appetit so angeregt, daß er einer neuen Mahlzeit bedarf. Gegen Abend folgt noch ein drittes Bad mit allen Umständlichkeiten, die das Rituell vorschreibt. Daran schließt sich eine Zeremonie, bei der ein Stück gelben Tuches, Blumen, Blätter, Räucherwerk dem Gotte dargeboten werden. Und nun kommt die Abendmahlzeit, die ihren Abschluß in einer Zeremonie erhält, die eine musikalische Aufführung symbolisiert. Instrumente und maskenähnliche Köpfe werden auf einem Stuhle aufgestellt. Noch einmal beräuchert man den Gott, und dann begibt sich Schiwa zur Ruhe. Ein Ruhelager wird in das Heiligtum gebracht; Gewürze, Blumen und Wasser werden daneben aufgestellt. Die Priester verlassen den Gott, und es tritt Stille ein.

Das ganze Zeremoniell ist darauf berechnet, den Pilgern, die zu Schiwa ziehen, möglichst viel Geld aus der Tasche zu locken. Und welcher Pilger möchte nicht einmal im Leben dem furchtbaren Gott ein Frühstück oder ein Mahl bereitet, ihm beim feierlichen Bade hilfreich zur Seite gestanden haben! Als ich die reichen Menüs sah, deren sich der Gott dank der nie versiegenden Freigebigkeit der Pilger erfreute, erinnerte ich mich eines andern Bildes: „Und es war ein Götze bei den Babyloniern, namens Bel; auf denselben wurden täglich 12 Malter Weizenmehl, 40 Schafe und 6 Krüge Wein verwendet. Auch der König ehrte ihn und ging täglich dahin, ihn anzubeten. Aber Daniel betete seinen Gott an. Und der König sprach zu ihm: ‚Scheint dir denn nicht, daß Bel ein lebendiger Gott sei? Siehst du denn nicht, wieviel er täglich ißt und trinkt?‘ Daniel antwortete lächelnd: ‚Täusche dich nicht, o König, denn dieser ist inwendig von Lehm, auswendig von Erz und ißt niemals.‘ Da ward der König zornig und ließ seine Priester rufen und sprach zu ihnen: ‚Sofern ihr mir nicht sagt, wer diesen Aufwand verzehrt, müßt ihr sterben.‘ Es waren aber der Priester des Bel siebzig, ohne Weiber und große und kleine Kinder. Und sie nahmen es leicht; denn sie hatten unter dem Tische einen heimlichen Gang gemacht, durch den sie immer hineingingen und alles aufaßen.“

Eines flüchtigen Besuches war der Tempel des dreiäugigen Gottes Trilochana wohl wert. Beachtenswert ist seine Vorhalle. In einem gewaltigen, in den grellsten Farben ausgeführten Gemälde werden dem gläubigen Hindu alle Schauer und Schrecken der andern Welt vorgeführt. Im Vordergrunde fließt der dunkle Strom des Todes. Nackte, verzerrte Gestalten bemühen sich im Kampfe mit den Wogen, den Weg zum andern Ufer zu finden. Die einen ringen vergeblich, sie bleiben ohne die Hilfe des Brahmanen, weil sie es im Leben an Freigebigkeit gegen die Brahmanen fehlen ließen. Andere haben sich im Leben durch Hochherzigkeit ausgezeichnet.

Die „heilige Kuh“ hilft ihnen über den Strom; sie schwimmt vor ihnen her und zieht sie am Schwanz, den die Glücklichen fest umklammern, hinter sich her. Sobald sie landen, werden sie ins Paradies der Seligen eingeführt.

Wie eindrucksvoll diese Darstellung wirkt, läßt sich an den Volksmassen ersehen, die sich zu jeder Zeit des Tages vor das Bild drängen. Haben sie sich hinreichend mit Schrecken erfüllt, dann eilen sie zu Trilochana, der in mächtiger Figur, blutigrot bemalt, mit drei Augen und einem Elefantenrüssel versehen, im Dunkel des Hintergrundes thront. Die von Räucherwerk und dem Qualm der Kerzen erfüllte Atmosphäre macht den Aufenthalt unerträglich.

Als wir heraustraten, kam uns eine Gruppe von Gosain entgegen. Es sind die gewerbsmäßigen Büßer, im wahren Sinne der Fluch Indiens. Das Haar ist aufgelöst, entweder wild zerrauft oder in langen Strähnen bis auf den Boden herabhängend. Seine Blöße deckt der Gosain sehr dürftig mit einem Fetzen Tuch. Der Körper ist ganz mit Asche beschmiert; um den Hals ist ein Kranz von dicken Kugeln geflochten, die wie Totenschädel aussehen; in der einen Hand halten die Büßer den Dreizack oder eine Glocke, in der andern einen langen Stab.

Wir beeilen uns, zum „heiligsten“ aller Tempel von Benares zu kommen. Bischeschwar, „der Gott des Giftes“, gilt als die herrschende Gottheit von Benares. Es ist unter anderem Namen derselbe Schiwa, der blutige Gemahl der blutigen Durga, den wir bereits im Affentempel kennen lernten.

Wenn man sich in den engen Gassen durch die drängenden Volksmassen hindurchgearbeitet hat, gelangt man auf einen kleinen, offenen Raum — der Name Platz ist zu gut dafür. Hier erhebt sich der Tempel, in dem Schiwa als „Herrscher von Benares“ seinen göttlichen Thron aufgeschlagen hat. „Golden“ heißt der Tempel, weil zwei seiner drei Türme mit vergoldeten Kupferplatten belegt sind.

Die Türme erheben sich über den drei Kapellen, aus denen sich das Heiligtum des „großen Gottes“ zusammensetzt. Wie wenig es dem Hindu hier in Benares auf die künstlerische Schönheit eines Heiligtums ankommt, verrät kein Tempel deutlicher als der des Schiwa. Wohl hat er in den goldenen Platten, mit denen er Kuppel und Turm der beiden Hauptkapellen bedeckt, seiner Ehrfurcht vor dem Heiligtum auch äußerlich Ausdruck gegeben; aber es fehlt alles, was sonst bei einem Hindutempel das Auge künstlerisch zu fesseln vermag. In seinem Umfang ist der Tempel ganz unansehnlich, und hineingebaut in das enge und winklige Gewirr der Häuser, verliert sich der Bau erst recht in seiner architektonischen Bedeutungslosigkeit. Trotzdem gibt es neben dem Verbrennungs-Ghat am Ufer des Ganges kein so heiliges Plätzchen wie diesen Tempel. Was ersterer für die Toten, ist letzterer für die Lebenden. Der Goldene Tempel leitet seine Heiligkeit von dem Mythus

her. Beim Streite der Götter um den Trank der Unsterblichkeit fielen einige Tropfen auf die Erde. Aus diesen Tropfen entstand eine Quelle, aus der Quelle ein Brunnen, „der Born der Erkenntnis". Dieser Brunnen ist es, der unter dem Namen Jnanakup der Stätte ihre Weihe gibt. Er steht unter dem Schutze jenes Gottes, der einst das Gift verschlang, als die Götter den Ozean quirlten. Es sollte aber auch die Erinnerung an die Verfolgung des Hinduismus durch den Mohammedanismus ihren Anteil an der aus der mythischen Urzeit hergeleiteten Heiligkeit erhalten. Mit dem Mythus von dem Tropfen der Unsterblichkeit, der hier niedergefallen, wurde die Erzählung verbunden, daß bei der Zerstörung des alten Tempels ein Brahmane das hochverehrte Bild Schiwas, des „Giftgottes", in den Brunnen warf, um es vor der Entweihung durch den Islam zu retten.

Wenn man glücklich an den wandelnden Stieren vorbei auf den kleinen Freiplatz gelangt ist, dann fällt der Blick sofort auf einen pavillonartigen Aufbau, dessen Kuppel von zahlreichen Säulen getragen wird. Eine verschwenderische und verwilderte Skulptur schlingt sich an den Säulen empor. In der Mitte senkt sich eine Grube zu mäßiger Tiefe herab. Sie ist mit einem abscheulichen, übelriechenden Wasser erfüllt. Das ist der wunderbare Tropfen des Göttertrankes, eine Pfütze voll von faulenden Ingredienzien. Durch ein Gitter, mit dem der „Brunnen der Weisheit" überdeckt ist, wirft das Volk Blumen herab, die natürlich bald in Fäulnis übergehen. Man erlasse es mir, die Düfte, die aus dieser Fäulnisgrube emporsteigen, zu beschreiben.

Wer im engsten Raum den Hinduismus in seinem entwürdigenden Kultus kennen lernen will, der beobachte nur ein Viertelstündchen das Treiben, das sich rings um diese Pfütze herum entfaltet. Eine erdrückende Masse von Männern und Frauen zwängt sich zwischen den heiligen Stieren hindurch, um einen Platz in der Nähe des Brunnens der Weisheit zu erhalten. Das Drängen und Drücken ist geradezu entsetzlich. Alles will zu den diensttuenden Brahmanen, die in silberner Schale den Gläubigen von dem Ambrosia zu trinken geben: Svasti, Svasti! dachte ich: „Wohl bekomms!" Das schmutzige, übelriechende Wasser ist heilender Balsam. Es wäscht unfehlbar alle Sünden und Verbrechen hinweg. Es gibt kein noch so schreckliches Vergehen, keine noch so abscheuliche Sünde, von der die Seele nicht gereinigt werden könnte. Darum übt diese Pfütze einen mysteriösen und unwiderstehlichen Zauber auf das Volk aus. Um aber der Wirkung des ambrosischen Trunkes unfehlbar teilhaftig zu werden, muß man zuerst dem Schiwa in dem ihm eigentümlichen Symbol des Linga die Verehrung darbringen. Die Linga symbolisiert in den zylinderförmig gehauenen, nach oben gewölbten Steinblöcken die dem Schiwa „heilige" Zeugungskraft. Zahlreich sind diese Zylinderblöcke im Hofraum zwischen Glocken, kleinen,

rot gefärbten oder vergoldeten Statuen und Miniaturtempelchen aufgestellt. In diesem verwirrenden Durcheinander schwelgt zuerst die Andacht des Hindu, unter den Schlägen des Gong und unter dem Gewimmer eines dem Dudelsack ähnlichen Blasinstrumentes, um in die würdige Stimmung zum Empfang des Göttertrankes gebracht zu werden. Dann aber wirkt der Trank unfehlbar. Um die Wirkung voll zu machen, begibt sich der Glückliche zu einer andern naheliegenden Pfütze. Eine unerträglich ausdünstende Masse füllt die Höhlung aus. Auf Stufen steigt der Hindu herab und wäscht sich Kopf und Oberkörper mit dem Wasser.

Ich zog mich bald aus der Nähe dieses Heiligtums zurück. Denn die Luft ist hier auf dem Freiplatz derart von den Miasmen jener Wasser erfüllt, daß es uns gewöhnlichen Sterblichen unmöglich ist, lange im Zauber dieser erstickenden Atmosphäre zu verweilen.

Aber das ist die Luft, in der der Hindu seit frühester Jugend lebt, die Atmosphäre, ohne die er sich als das unglücklichste und verwahrloseste aller Wesen vorkäme. Er ist der Sklave seines Kultus wie kein anderes Volk der Erde. Man muß nach Benares gehen, um zu sehen, wie die Macht des Heidentums das Volk in Sklavenketten wirft. Und gleichsam als Abzeichen dieser Sklaverei leuchtet das schmutzige Sektenabzeichen auf der Stirne des Hindu. Unter allen Absonderlichkeiten, die das ostasiatische Völkerbild während meiner Wanderungen darbot, ist mir nichts so unheimlich düster vorgekommen wie dieses in fetter und greller Farbe der Stirne aufgedrückte Abzeichen religiösen Wahnes. Bald als Querstrich oder Schrägstrich in Gelb, bald als Kugel oder Dreizack in Rot, bald als Verbindung von Strich und Kugel in Gelb, Rot und Weiß leuchtet das Symbol auf der Stirne wie das Kainsmal eines vom Fluche der tiefen sittlichen Herabwürdigung betroffenen, reich begabten Volkes. Und dieser Fluch scheint von dem Volke nicht weichen zu wollen.

Wer Benares in der ganzen Eigenart seines sakralen Charakters kennen lernen will, muß es vom Strom aus betrachten. Tempelbild und Strombild ergänzen sich zu einem religiösen Gesamtbilde, wie es kein zweites im asiatischen Völkerleben gibt. Die innere ideelle Gestaltung dieses Zentralheiligtums der indischen Welt könnte sich nicht plastischer ausprägen, als es hier geschieht.

Einladend winkt uns für morgen eine Fahrt auf den Fluten des Ganges.

13. Auf den Fluten des Ganges.

7. Dezember 1904.

In früher Morgenstunde geleitete mich mein freundlicher Cicerone zum Ufer des Ganges. Zahlreiche Gondeln beleben den Strom. Auch die unsere liegt bereit. Sachte lassen wir uns in der Stille des Morgens den Strom hinabgleiten, während sich unser Blick dem Ufergelände zuwendet.

Die Pracht der Ufergelände des Ganges steht hinter vielen tropischen Strömen zurück. Ebensowenig darf er sich in der Länge mit seinen amerikanischen oder afrikanischen Riesenvettern messen, trotz der achtunggebietenden Ausdehnung von 2700 km. Aber wie lange ist es her, daß die Namen eines Amazonas oder Mississippi, eines Kongo und eines Niger überhaupt dem Schatze unseres geographischen Wissens angehören? Über drei-, vier Jahrhunderte reichen die Spuren ihrer Namen nicht hinaus. Und seit wann beginnt sich ihr Stromgebiet in ein Kulturgebiet umzuwandeln? Durch wilden Urwald und über öde Steppen stürzte sich noch ihre ungezähmte Kraft, als der „heilige" Ganges bereits 2000 Jahre wie mit königlichem Zepter über ein Kulturleben gebot, das seinen Einfluß weit über Asien bis zum äußersten Osten ausbreitete. Selbst der Strom der Pharaone vermag dem Ganges seine einzigartige Stellung im Wettbewerb der Riesenströme der Erde nicht streitig zu machen. Wohl ist das Stromgebiet des Nils größer, sein Kulturgebiet älter; aber die Kultur, die an seinen Ufern blühte, entfaltete sich nur innerhalb einer eng umgrenzten Stromstrecke. Der Ganges hingegen wurde in seiner ganzen Länge Kulturstrom. Von den Vorbergen des Himalaja, durch die er sich stürzt, um die nordwestliche Senkung zu erreichen, bis zum Deltagebiet der bengalischen Tiefebene fesselte er die Entfaltung des regsten Geisteslebens so eng an sich, daß der geographische Lauf des Stromes den kulturgeschichtlichen Lauf jener Wandlung darstellt, die aus dem uns einst in Sprache und Sage nahestehenden Arier den in Religion und Sitte so fremden Hindu machte. Geschichte und Volksleben fließen mit den Fluten des Ganges zu einem einzigen mächtigen Strome zusammen. Und wenn jetzt vor unsern Augen seine weiten und tiefen Wassermassen dem Meere zurauschen, dann erzählt jede Woge, die an uns vorübereilt, ein Stück von des Volkes innerster Geschichte. Kein Strom der Erde ist so tief in das innerste Volksleben eingedrungen wie der Ganges.

Das Bild, das in diesem Augenblick einen so fesselnden Reiz ausübt, bedeutet mehr als ein von alten, wenn auch noch so herrlichen Denkmälern eingesäumtes Ufergelände. Das alte Indien, wie es leibt und lebt, tritt uns in denselben lebendigen Zügen entgegen wie in Alexanders Tagen, als zum erstenmal das Abendland an den Toren der indischen Kulturwelt pochte. Der Nil hat längst aufgehört, der Strom der Pharaonen zu sein. Das Leben, das die Fluten des pharaonischen Nil befruchteten, ist hinweggespült, und nur dem Aufgebot des höchsten Scharfsinnes gelingt es, der ägyptischen Sphynx die Geheimnisse jenes längst entschwundenen Lebens abzuringen. Anders der heilige Strom Indiens! Er ist die Seele des Volkslebens heute wie vor 2000 Jahren, und das Strombild gestaltet sich in den abwechslungsreichen Szenen, die am Auge vorüberziehen, zur Aussprache der geheimsten Geistesrichtung und Gemütsstimmung des Volkes. Darum zog mich schon seit Jahren ein stilles Sehnen nach den Ufern des Ganges. Nichts geht über die lebendige Wirklichkeit. Was man aus der unmittelbaren Anschauung des Lebens mit nach Hause bringt, ist die beste Quellenforschung. An keinem Punkte seines Laufes aber gewinnt der Ganges eine so lebensvolle und so scharf ausgeprägte Physiognomie wie in Benares.

Der Uferrand erhält seinen vornehmsten Schmuck in den Ghats. Ghat im ursprünglichen Sinne ist die monumentale Anlage der zum Rande eines Flusses oder Teiches hinabführenden Stufen. Die Ghats sollen den Frommen einen leichten Zutritt zum Baden und Beten in den heiligen Fluten gewähren. Daher wurde es seit uralter Zeit als ein ganz besonders verdienstliches Werk angesehen, solche Stufen zu erbauen. Und je reicher sich die Kunst entwickelte, um so glänzender und monumentaler wurden die Ghats ausgebaut. Sie bildeten sich zu einem vornehmen Schmuck der heiligen Flüsse und Teiche, zu einem hervorstechenden Glied unter den Schöpfungen der indischen Architektur aus. Städte und Fürsten wetteiferten im Glanze dieser Bauten. Nirgendwo aber fand diese Stufenarchitektur einen würdigeren Boden in den Augen des Hindu als am Ufer des „heiligen" Stromes. Und es war nur natürlich, daß dort, wo der Ganges den Höhepunkt seiner läuternden und heiligenden Kraft erreichte, auch die Kunst ihr Bestes aufbot, um die unvergleichliche „Heiligkeit" der Fluten durch die herrlichsten Stufenanlagen zum Ausdruck zu bringen. Darum kann sich keine Stadt eines so verschwenderischen Luxus an Ghats rühmen wie Benares. Man zählt deren nicht weniger als 74. Es sind zum Teil architektonische Prachtwerke von hohem künstlerischen Wert. Erscheinen die Bauten innerhalb der Stadt durchweg nichts weniger als monumental, so erhebt sich hier die Kunst zu einem wahrhaft monumentalen Charakter.

Es war eine herrliche Fahrt auf den Fluten des heiligen Stromes in so früher Morgenstunde zwischen einer ungezählten Menge von Barken und Pilgerbooten hindurch den berühmten Ghats von Benares entlang.

Wie haben sich doch seit 50 Jahren die Zeiten auch am Ganges geändert! Als Bischof Zuber hier seine Arbeit begann, umspannte noch kein großartiges Eisenbahnnetz das gewaltige Stromgebiet des Ganges. Bischöfe und Missionäre machten ihre zahlreichen weiten Reisen je nach der Beschaffenheit des Landstriches teils zu Pferde teils im Wagen oder Palankin oder auf dem Rücken des Elefanten, die größten Strecken aber auf dem Stromwege. Diese Barkenfahrten auf dem „heiligen" Strome waren bei dem üppig wuchernden Räuberleben in jener Zeit nicht ohne Gefahr, zumal wenn man sich einem fremden Fahrzeug mit unbekannter Bemannung anvertrauen mußte.

An eines der aufregenden Erlebnisse, die Bischof Zuber auf den Fluten des Ganges zugestoßen, erinnerten mich besonders lebhaft die zahlreichen Barken, die auf dem Strome schaukelten. Bischof Zuber hatte eben einige ermüdende Visitationsreisen westlich von Benares vollendet und befand sich bei einem seiner Mitbrüder in Chunar, als eine dringende Botschaft ihn unerwartet nach Benares zurückrief. Er sah sich also nach einer Barke um, die sonst zahlreich zur Verfügung standen, jetzt aber gerade wegen eines großen Hindufestes vergriffen waren. Bereits dachte Zuber daran, einen Wagen oder Palankin zu mieten, als zwei Schiffer an ihn herantraten und sich anboten, den Sahib (Herrn) in einem Dsuyi, d. h. einem kleinen, aus einem Baumstamm gezimmerten Kahne, nach Benares zu führen. Das Äußere dieser zwei unbekannten Schiffer war zwar wenig vertrauenerweckend; allein die Pflicht rief, und so blieb keine Zeit zu langem Überlegen. Sich Gottes Schutz empfehlend, beschloß der Bischof, das schwache Fahrzeug zu benutzen.

Es war einer jener sonnig klaren Tage wie heute. Der Monat Dezember zählt zu den schönsten Jahreszeiten im Gangestale. In leuchtender Pracht war die Sonne emporgestiegen und erfüllte mit ihrer milden Glut die Atmosphäre. Ein sanftes Lüftchen strich über die majestätischen Wassermassen, und unwillkürlich rief der Morgen in dem Sohne der Donaustadt das Bild eines schönen deutschen Maientages an der Donau wach. Lustig blähte der Wind die kleinen Segel auf, und pfeilschnell flog der leichte Kahn über die Flut. Bald lagen Chunar und Sultanpur im Rücken. Das Flußbett erweiterte sich. Hie und da stiegen breite Sandbänke empor, auf denen Krokodile sich sonnten, jedoch beim Herannahen des Kahnes blitzschnell im Wasser verschwanden. Dichte Scharen von Wildenten und Gänsen flatterten aus dem Uferschilf auf und flogen kreischend landeinwärts.

Die Schiffer hatten dem Bischof die sichere Hoffnung gegeben, vor Einbruch der Nacht in Benares zu sein. Es war ihm viel daran gelegen; denn er hatte eine nicht unbedeutende Summe Geldes in Silber und einige andere Wertsachen der Mission in einem Reisesacke bei sich.

Es mochte 3 Uhr nachmittags sein, als die Bootsleute, ungeachtet des günstigen Windes, plötzlich die Segel einzogen und aufs rechte Ufer zuhielten. Hier landeten sie an einer niederen Stelle und verließen das Boot mit dem Bedeuten, daß sie in wenigen Minuten wieder zurück wären. Der Bischof dachte, die Leute gingen, wie dies öfters geschah, nur deshalb ans Land, um bei einem ihrer Kastengenossen einen Auftrag auszurichten oder sich ein Abendbrot zu kaufen. Er begnügte sich also, ihnen die größtmöglichste Eile anzuempfehlen.

Zuber blickte umher. Der Platz, wo die Schiffer gelandet, war auffallend einsam. Die Ufer säumte eine sanft aufsteigende Sandfläche, wie sie der zurücktretende Fluß gebildet; oben dehnten sich unabsehbar weit hier Opium-, dort Reis- und Indigopflanzungen aus. Mächtige Banyanbäume und zierliche Palmgruppen milderten die Einförmigkeit. Ab und zu tönte das unheimliche Gekreisch eines Aasgeiers, der auf Beute lauerte, die ihm der Strom in den Leichen zuschwemmte. Von einer Ortschaft war keine Spur zu entdecken.

Die paar Minuten, welche sich die Schiffer erbeten, waren längst vorüber. Zuber wartete und wartete, aber keiner von beiden kam wieder. Was hielt sie so lange auf? Sie wußten doch, daß die Zeit drängte und daß die Fahrt auf dem Strome zur Nachtzeit wegen der zahlreichen Sandbänke gefährlich war. Zuber überlegte. Sollte er selber das Boot losbinden und die Fahrt allein fortsetzen? Das Wagnis schien zu groß; denn der Tag ging zur Neige, und wie sollte er bei seiner Unkenntnis des Fahrwassers in dunkler Nacht sich zurechtfinden? Er bedauerte jetzt, daß er vor einer Stunde nicht eines der großen Fahrzeuge, das mit Baumwolle beladen den Strom hinabgesegelt war, angerufen hatte. Am einsamen Ufer unbewaffnet zu übernachten, war nicht ratsam, und eine nahegelegene Ortschaft aufzusuchen versprach bei der Unkenntnis der Wege und Richtung wenig Erfolg.

Überdies hoffte Zuber noch immer auf die Rückkehr der beiden Schiffer; aber sie kamen nicht. Nachdem der arme Kapuzinerbischof sich noch einmal alles überlegt, beschloß er endlich, nach einem in einiger Entfernung sichtbaren Ufervorsprung zu fahren, um von dort aus eine etwa heranrudernde Barke anzurufen; denn die Uferstelle lag zu weit vom Fahrwasser ab, um im Zwielicht oder Dunkel bemerkt zu werden. Im schlimmsten Falle konnte er auch an jenem Vorsprung die Nacht am Gangesufer verbringen.

So begann er, auf Gottes Schutz und Hilfe vertrauend, den Pfahl, an welchem das Boot befestigt war, zu lockern. Da tauchte oben mit einem Male eine Gestalt auf: es war der ältere der beiden Schiffer, der aus der Zuckerrohrpflanzung hervortrat Es schien so, als ob derselbe, in der Nähe verborgen, nur auf den Augenblick gewartet hätte, daß Zuber Miene machte, sich seiner peinlichen Lage zu entziehen.

Der Bischof empfing den Mann mit wohlverdienten Vorwürfen und verlangte eine Erklärung, warum er so lange ausgeblieben und wo sein Gefährte weile. Aber trotz allem Hin- und Herreden war aus dem Alten nichts Näheres herauszubringen. Er beteuerte nur immer seine Ehrlichkeit und versicherte, daß sein Genosse weiter flußabwärts am Ufer warte. So mahnte denn Zuber den Alten zur Eile, und bald schoß das Fahrzeug wieder auf der glitzernden Flut dahin.

Die Nacht war hereingebrochen, und außer dem gestirnten Himmel oben und dem weißschimmernden Kielwasser unten war nichts mehr zu sehen. Hie und da verriet das Aufflackern eines Feuers am Gestade, daß man sich in der Nähe eines Hauses oder Weilers befand; allein eine Landung war an den steilen Uferböschungen nicht möglich. Der verengte Strom floß zwischen hohen, überhängenden Lehmufern hin, wo jede Erschütterung leicht den Sturz oder das Abrutschen der weichen Massen verursacht, die nicht selten Boot und Schiffer begraben.

Nur undeutlich konnte der Bischof die Umrisse und Bewegungen des alten Schiffers wahrnehmen. Der Mann schien auch im Dunkeln jeden Zoll der Gegend und Wasserstraße zu kennen. Von Zeit zu Zeit griff er nach dem Ruder, um dem Fahrzeug eine andere Richtung zu geben, stellte aber, sobald Zuber am andern Ende des Bootes das Ruder faßte, seine Arbeit wieder ein, um, wie er sagte, durch zu rasches Fahren nicht Gefahr zu laufen. Zuber mußte sich wohl oder übel fügen, mahnte aber immer wieder zur Eile.

Die Lage wurde allmählich unheimlich; denn trotz der Finsternis merkte der Bischof wohl, daß die Fahrt nur sehr langsam vorwärts ging, und es schien ihm, als ob er sich mit dem geheimnisvollen Fergen bereits auf Umwegen befinde. So verging Stunde um Stunde, und noch zeigte sich von Benares keine Spur. Die endlose Fahrt ins Ungewisse steigerte die Besorgnis des Bischofs und seinen Verdacht, daß er das Opfer eines Anschlages sei. Er stand endlich auf, setzte sich in der Mitte des Bootes auf ein Brett, seine Blicke unverwandt auf die dunkle Gestalt des alten Schiffers richtend. Zuweilen glaubte er beim Aufflackern der Glut in der Huka (indische Wasserpfeife) des Alten deutlich zu bemerken, daß dieser ihn mit gleicher Aufmerksamkeit beobachtete. Da endlich unterbrach der Hindu plötzlich das Schweigen: „Ihr seid wohl ein guter Schwimmer, Sahib?“ — „Warum fragst du das?“ — „O, die Feringis (Feringi wurden früher in Indien die Fremden, und zwar mit einer gewissen Gehässigkeit im Gegensatze zu den Eingeborenen genannt) können alles und wissen alles. Du bist gewiß ein tüchtiger Schwimmer.“ — „Höre, mein Alter“, erwiderte der Bischof mit einem scharfen Blick auf den Sprecher, „heute schwimme ich wohl schwerlich mehr; muß ich aber schwimmen, dann schwimmst du mit, dessen kannst du

versichert sein." — „Nun, Sahib, so war's ja nicht gemeint", sagte der Alte nach einer längeren Pause. „Wir sind nicht mehr weit von Benares entfernt, und der alte Mangy wird Euch glücklich ans Land setzen. Ganga fordert von den Feringis keine Opfer. — Ganga ist rein — rein und verlangt nicht nach Feringis", murmelte er für sich hin. „Sieh dort", rief er nach einiger Unterbrechung, „das ist Kaschi." Kaschi ist der uralte heilige Name für Benares. Zuber wandte sich um und sah wirklich in weiter Ferne den Schimmer der hellerleuchteten Stadt durch den leichten Nebel auftauchen, der sich aus den Fluten des Stromes langsam emporhob. Es waren die beleuchteten Ghats von Benares. Nun atmete der Bischof wieder auf, er sah das Ziel der unheimlichen Fahrt endlich vor sich. Erfreut griff er nach dem Reisesack mit den Silber-Rupien, der in der Mitte des Bootes lag und den er noch vor wenigen Augenblicken mit dem Fuße gefühlt zu haben glaubte. Aber was war das? Der Reisesack samt seinem wertvollen Inhalte war verschwunden; Zuber tastete umher — vergebens. Der Reisesack war nicht mehr da; der Alte mußte ihn in dem Augenblicke, da Zuber sich umgewandt hatte, an sich gezogen haben. Was sollte der Bischof nun tun? Er sann einen Augenblick nach, wie er dem alten Schurken entgegentreten konnte. Da tönte vom linken Ufer, dem sich das Boot, ohne daß Zuber es beachtet, unvermerkt genähert hatte, leise und in kurzen Absätzen ein Signal von einem jener Hörner, deren sich die Brahmanen bei ihren nächtlichen Zusammenkünften in den Tempeln bedienen. Woher kamen jene Hornsignale? Bischof Zuber schaute rings umher, um etwa einen Hindutempel zu entdecken, aber umsonst; schon die Beleuchtung hätte ihn kenntlich machen müssen. Der seltsame Ferge hatte beim ersten Schall des Hornes mit einem für Zuber ganz unverständlichen Ausruf das Ruder ergriffen und brachte mit einigen kräftigen Schlägen das Boot nach der Uferstelle, wo die Töne herkamen. Jetzt seufzte der Alte: „Ram Ram!" und ließ das Ruder sinken. „Hierher, hierher!" schallte eine Stimme herüber. Im nächsten Augenblick stand der Alte am Ufer, während eine fremde Gestalt bemüht war, das Fahrzeug an einem Pfahl zu befestigen. Zuber suchte unter dem Rudersitze nach seinem Reisesack, aber er war nicht zu finden; offenbar hatte ihn der Alte bereits hinausgeschmuggelt.

„Was sollen wir hier?" fragte der Bischof mit barscher Stimme den am Ufer stehenden Fährmann. „Ihr seid verpflichtet, mich ans Königsufer zu führen."

„Das geht nicht", erwiderte der Fremde, in welchem Zuber jetzt den jüngeren Gefährten Mangys erkannte. Derselbe war also vorausgeeilt und hatte sich irgendwo über den Strom setzen lassen, um am andern Ufer das Boot zu erwarten. „Nach dem Königsufer gehen wir nicht; Ihr seid hier am Narains-Gestade, Sahib, und müßt mit einem Führer zur Stadt

gehen, die ganz nahe ist." Also am Narains-Ghat stand jetzt Zuber. Der Name war ihm wohl bekannt und er wußte, in welch üblem Rufe dieser äußerste Stadtteil und seine Bewohner standen. Es war jene Gegend, welche ein Fremder allein und unbewaffnet selbst am hellen Tage nicht zu betreten wagte. Übrigens lag der Stadtteil, nach dem Lichtschimmer zu schließen, noch wenigstens eine Viertelstunde weiter aufwärts, und Zuber hätte von dort aus die riesige Stadt der ganzen Länge nach von West nach Ost durchwandern müssen, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Hatte schon bisher das Benehmen der Bootsleute seinen gerechten Argwohn erregt, so ließen jetzt die unerwartete Landung in dieser verrufenen Gegend, das Verschwinden seines Gepäcks und die kurze, barsche Tonart der beiden Hindus, die so ganz im Gegensatze zu der demütigen Haltung stand, wie sie sonst die Eingeborenen dem Europäer gegenüber beobachten, durchaus keinen Zweifel mehr, daß er in die Hände zweier argen Gauner geraten war. Sie scheuten sich offenbar, am Königsufer zu landen; denn dort stand eine Station der Strompolizei, deren schneidiges Vorgehen in solchen Fällen ihnen wohl nicht ganz unbekannt war.

Der jugendliche Bischof erkannte den ganzen Ernst seiner Lage. Handgreiflicher Widerstand gegen die beiden Raubgesellen war nutzlos; er mußte sich auf das Schlimmste gefaßt machen, verlor jedoch weder das Gottvertrauen noch den Mut. Nicht ohne Beklommenheit stieg er ans Land und verlangte von den beiden Schiffern einen Führer zur Stadt und Licht. „Den Führer, Sahib", erwiderte der Alte kalt, „sollst du haben; aber Licht darfst du nicht verlangen, das können wir hier nicht brauchen. Und woher es jetzt nehmen? Ihr müßt wissen, Sahib, daß Ihr am Narains-Ghat seid, wo viel Holz und Baumaterial aller Art aufgehäuft liegt. Reicht mir also Eure Hand, und ich will Euch sicher bis zu dem Orte geleiten, wo der Führer zu finden ist." — „Nein", entgegnete Zuber, „ich werde nicht von dieser Stelle weichen, bis Ihr mir einen verläßlichen Führer und Licht verschafft, sei es eine Fackel oder eine Laterne. Ich nehme alle Verantwortung auf mich. Und mein Gepäck müßt Ihr auch mitbringen. Jawohl, Alter, du haftest mir für jeden Kauri", fügte der Bischof mit scharfer Betonung hinzu.

Die beiden Bootführer begannen nun in einer unverständlichen Sprache Worte zu wechseln, die, wie der Bischof aus der Heftigkeit des Tones schloß, allmählich in einen Streit ausarteten. Endlich entfernte sich der jüngere, indem er dem Bischof bedeutete, hier zu warten, bis er mit einem Führer zurückkehre.

Inzwischen blieb der alte Schiffer grollend zurück und sandte dem Weggehenden noch einige Verwünschungen nach. Der Platz, wo Bischof und Schiffer sich jetzt befanden, war mit fußdickem Sand bedeckt, so daß auch ein starker Mannestritt kaum hörbar war. Ohne auf das Geschwätz des

Alten, der ihm unaufhörlich zuredete, mit ihm fortzugehen, zu achten, überlegte Zuber, am Boden sitzend, seine Lage. Es gab offenbar nur einen Ausweg, um aus derselben zu entkommen — die Flucht. Er mußte sie wagen, selbst auf die Gefahr hin, sein Gepäck zu verlieren, wollte er nicht das Opfer der beiden Raubgesellen werden und sein Leben in den Fluten des Ganges enden.

Plötzlich blitzte in einiger Entfernung ein Licht auf und beleuchtete die Gestalt zweier Männer, von denen der eine in seiner Hand eine Laterne trug, die aber der andere rasch wiederum schloß. Der flüchtige Blick, den der hervorbrechende Lichtstrahl gewährte, hatte indessen genügt, um den Bischof zu belehren, daß er sich in der Nähe eines großen Holzlagers befand, wo auf etwa 1 qkm nichts als haushoch aufgeschichtetes Bambusrohr, Bauholz und Bretter lagerten, zwischen denen hindurch schmale Fahrstraßen und Gänge labyrinthisch sich verzweigten. Über Tags war dieser Platz stets belebt, am Abend aber unheimlich einsam. Einige mit Wurfspießen und Säbeln bewaffnete Wächter bildeten die einzigen Bewohner dieses weiten Lagers. Die Laternenträger mochten diese Wächter sein. Zuber rief ihnen also mit lauter Stimme zu: „Kommt herab und verbergt nicht Euer Licht.“ Wieder erhellte sich jetzt die Umgebung, so daß der Bischof den Alten einige Schritte vor sich in gebückter Stellung neben dem verschwundenen Reisesack sitzend bemerken konnte. Merkwürdigerweise blieben jetzt die beiden näher gekommenen Gestalten unbeweglich an ihrem Standorte. Von neuem rief ihnen der Bischof zu, herabzukommen; gleichzeitig aber rief auch der Alte einige dem Bischof unverständliche Worte zu ihnen hinauf, worauf das Licht wieder verschwand und dichte Finsternis alles umgab.

Bischof Zuber hatte inzwischen genug von der Gegend gesehen, um sich orientieren zu können. Der Lagerplatz war ihm von früher her wohl bekannt, da er dort öfters für seine Anstalten Ankäufe gemacht hatte.

„Der Wind hat das Licht ausgelöscht, Sahib“, sagte jetzt der alte Schiffer, aufstehend; „geht nur hinauf, ich will noch nach dem Boote sehen, ob der Pfahl nicht gelockert ist; ich komme mit dem Gepäck nach.“ Zuber erwiderte: „Es regt sich hier zwischen den Bambusstößen kein Lüftchen, und du willst mich glauben machen, der Wind habe das Licht ausgelöscht! Ich sage dir, daß du mich ohne Licht keinen Schritt weiter bringst.“ — „Gut, Sahib“, sagte der Alte, dessen bisher rauhe und verdrossene Stimme jetzt auf einmal in einen gefälligen Ton umschlug, „Euer Wille soll geschehen; man wird Euch voranleuchten, wie Ihr befehlt; bleibt nur ruhig stehen.“ Der Bischof merkte, wie der Alte zum Kahn ging, aber gleich wieder zurückkehrte und an ihm vorüber die Uferböschung hinaufschritt. Zuber folgte ihm unbemerkt nach und zog, um recht leise aufzutreten, seine Schuhe aus, wodurch sein Gang ebenso unhörbar wurde wie der des barfüßigen Hindu.

Jetzt vernahm der Bischof in seiner Nähe plötzlich die Worte: „Kommt der Sahib mit dir?" Es war die Stimme des jüngeren Bootführers. Unwillkürlich prallte Zuber zurück — denn nur noch zwei Schritte, und er wäre auf den Sprecher gestoßen —, schlich sich seitwärts, schmiegte sich an eine Bambuswand und blieb hier unbeweglich stehen. „Nein", erwiderte der Alte mit unterdrückter Stimme, „er wartet unten, bis du nochmals den Platz beleuchtest und der Polizei den Weg hierher weisest." Dann fragte er weiter: „Bist du hier, Isuram?" — „Es ist dein Diener Isuram", erwiderte der Begleiter des zweiten Bootführers, „der auf die Befehle seines Herrn wartet." — „Gut", fuhr der Alte mit gedämpfter Stimme fort, „mach's also kurz und besorge nichts; denn hier sucht und findet ihn keiner. Die Feringis scheuen Narains-Ghat. Kommst du aber dennoch an den Galgen, so danke es deiner verfluchten Laterne. Das Gepäck liegt wieder im Boote." — „Ob aber", meinte der Angesprochene, „das Geld wohl die Gefahr aufwiegt, die wir dabei laufen? Mein Gebieter weiß doch, daß seit unserem letzten Unternehmen die Darogahs (Polizei) überall hinter uns her sind und dein Knecht seit Wochen sein Antlitz in der Stadt nicht zeigen darf." — „Habe ich nicht", entgegnete der Alte, „mit diesen meinen Augen gesehen, wie der Wechsler in Mirzapur ihm einen Haufen Silber vorzählte, oder ist mein Ohr taub gewesen, als der Diener des Sahib heute mittag den schweren Sack auf den Boden des Bootes stellte und die Silberstücke klangen? Also auf, Isuram, spute dich."

Zuber hatte genug gehört. Im ersten Augenblick stockte ihm der Atem und fühlte er sich starr, und alle Glieder waren ihm wie gelähmt. Er hätte aufschreien mögen, allein der Schrecken hatte ihm die Kehle zugeschnürt. Der Alte hatte offenbar das Geld in die Barke zurückgebracht und alles im Boote vorbereitet, um sofort nach begangener Mordtat sich auf dem Ganges auf und davon zu machen.

Rasch gewann der Bischof seine Ruhe und Geistesgegenwart wieder, die ihm in dieser kritischen Lage mehr denn je notwendig waren. Es galt ohne Verzug zu handeln. So schnell er konnte, eilte er durch die stockfinstere Nacht zur Landungsstelle zurück, nahm seine Schuhe an sich, zog mit einem kräftigen Ruck den Pfahl aus dem schlammigen Boden und sprang in das Boot, fest entschlossen, sich lieber der Gefahr auf dem Strom auszusetzen, als so elendiglich unter den Händen dieser Mordgesellen umzukommen.

Während er hastig das Ruder hob und das Boot flott zu machen suchte, plumpste ein schwerer Gegenstand ins Wasser: es war der mit Silberrupien gefüllte Reisesack. Im selben Augenblick wurde es am Ufer oben laut, und in seiner Angst glaubte der Bischof seine Verfolger bereits ganz nahe. Trotzdem stieg er noch einmal aus, und der erste Griff ins seichte Wasser brachte den versunkenen Reisesack herauf. Schnell stieg Zuber

wieder ein, wobei er seine Schuhe im Schlamme zurückließ, faßte mit wahrer Fieberhast das Ruder — noch einige kräftige Stöße, und das Boot schwamm glücklich im tiefen Wasser draußen. Deutlich hörte Zuber noch die Stimme des alten Bootführers, der ihm im Dunkel der Nacht vom Ufer aus Flüche und Verwünschungen nachsandte. Der Bischof hatte nicht bloß sein Leben, sondern durch eine merkwürdige Fügung auch das Geld gerettet, das auf alle Fälle verloren schien. Der alte Raubgeselle machte seinem gewaltigen Ärger Luft, daß ihm der kluge und entschlossene Sahib samt seinen Rupien entgangen war.

Zuber dankte Gott. Allein noch war für ihn keineswegs alle Gefahr vorüber. Bei seiner völligen Unkenntnis des Stromwassers und der geringen Geschicklichkeit im Rudern war die Fahrt, zumal in finsterer Nacht, ein bedenkliches Wagnis. Geriet er in die Strömung, wie leicht konnte das schwache Boot kentern oder meilenweit mit fortgerissen werden; hielt er sich zu nahe am Ufer, so stand er in Gefahr, mit einem der zahlreichen Fahrzeuge zusammenzustoßen, die den Ghats entlang sich dicht nebeneinander drängten. Das Boot mochte eine Viertelstunde lang ziemlich nahe an den tief in den Fluß hinreichenden Treppen auf den Fluten dahin getrieben sein, als Zuber plötzlich durch einen gewaltigen Stoß über Bord geschleudert wurde. Er war auf der schnellen Fahrt zuviel nach links abgewichen und so auf eine große indische Barke gestoßen, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen. Rasch war der Bischof wieder in sein Boot geklettert. Allein auf der Barke entstand jetzt ein großes Lärmen und Schreien. Die Fährleute, die bereits im tiefsten Schlafe gelegen, waren durch den Stoß aufgeschreckt worden und dachten an Flußräuber, die das Schiff überrumpeln wollten. Zuber hielt nun mit seinem Kahne an und erklärte in wenigen Worten, wer er sei und wohin er fahren wolle. Neugierig eilten nun einige Männer nach dem Vorderdeck und beleuchteten mit einem dürftigen Öllämpchen die Seite des Schiffes, auf welcher der Zusammenstoß stattgefunden hatte. Er war ohne Schaden abgelaufen. Indessen bemühte sich Zuber vergebens, die Leute zu überreden, die Führung seines Bootes zu übernehmen. Wohl oder übel mußte der Bischof wieder seinen eigenen Steuermann und Ruderer machen. Zwar traf er noch auf eine Menge größerer und kleinerer Schiffe und sprach, vom Rudern ermüdet, die Leute um Hilfe an, jedoch umsonst. Wiederholt gab es scharfe Worte und Schimpfreden, wenn er einem Fahrzeug zu nahe kam. Auf einer Barke wurde der Bischof sogar mit Stöcken empfangen. Zwar verfehlte der erste Hieb sein Ziel, hätte ihn aber, da er aufstand, um sich an den Rand des fremden Bootes anzuklammern, beinahe wieder ins Wasser geworfen. Nur mit Mühe konnte Zuber die Schiffsleute verständigen. Sie hatten aber einen solchen Lärm geschlagen, daß in wenigen Minuten auch die nächstliegenden Schiffe beleuchtet waren und von allen

Seiten Fragen und Antworten unter lautem Geschrei durcheinanderflogen. Erst auf das Versprechen eines achtfachen Lohnes entschlossen sich endlich zwei Männer, ihn an den Ghats vorüber zur Polizeistation am Königsgelände zu führen. Eine Viertelstunde später landete Zuber an der Stelle und konnte der herbeieilenden Uferwache Bericht erstatten; es war 10 Uhr abends. „Barfuß", so erzählt der Bischof in seinen Memoiren, „meine Kleider zum Teil durchnäßt und mit Schlamm bedeckt, ohne Kopfbedeckung, die ich beim Bemühen, einen Stockstreich von mir abzuwehren, verloren hatte, war mein Äußeres derart, daß ich mit großer Befriedigung bemerkte, wie das gewöhnliche lebhafte Treiben am Tempelufer bereits abgenommen hatte und auch die Beleuchtung in den Tempeln nur noch schwach unterhalten wurde."

Um Mitternacht langte der wackere Kapuziner endlich in seiner Wohnung an, voll innigen Dankes gegen Gott, der ihn aus so augenscheinlicher Lebensgefahr errettet hatte.

Wohl wenigen ist eine solche Fahrt auf den Fluten des Ganges je beschieden gewesen wie unserem mutigen deutschen Landsmanne von der blauen Donau. Sie hatte ihm die Nachtseite der heiligen Stadt und des heiligen Stromes in grellem Schein beleuchtet. Lebhaft dachte ich an das Gangeserlebnis dieses deutschen Missionsbischofs, als ich mich so wohl geborgen zwischen zwei sichtbaren Schutzengeln in der Gestalt der beiden Kapuziner, die mich begleiteten, auf dem Deck unserer Barke sah. Alle die Ghats, an denen Bischof Zuber in so gefahrvoller Nachtfahrt auf den Gangesfluten vorbeigetrieben, zogen an dem Blicke vorüber. Die friedliche Stille des Morgens ruhte noch auf ihnen.

Während wir uns langsam dem Ufer entlang von den Wellen des Ganges hinabtreiben lassen, rollt sich vor dem Auge das eindrucksvolle Bild der Ghats in den mächtigen Marmorbauten und Granitmauern auf. Vom Fluß aus erscheint das Ufergelände in eine einzige gigantische Steinfassade aus gewaltigen Quaderblöcken verwandelt, hinter der sich das eigentliche Benares mit seinen flach gedeckten Häusern verbirgt. Es ist ein prächtiger Anblick. Das Bild dieser weiten Stufen, die bald aus Marmor bald aus Granit aufgebaut, bisweilen auch aus den nackten Felsen herausgehauen sind, hat etwas Wuchtiges in den einfachen, langgezogenen Linien. Die Seitenflächen werden durch eine architektonisch reichverzierte Brüstung abgeschlossen. Die einfache, gerade Linienführung der Stufen wird durch kioskartige Vorbauten unterbrochen. Der Kiosk nimmt die Gestalt eines kleinen Tempels an, aus dem die Figur irgend eines fratzenhaften Götzen hervorschaut. Mit dem niedlichen Tempelkiosk wechseln auf den Stufen balkonartig vorspringende Bauwerke ab. Der Innenraum dient als Steinhaus irgend einem indischen Büßer zur Wohnung, während die flache Bedachung einem

Brahmanen Gelegenheit bietet, unter einem gewaltigen Sonnenschirm seinen Thron aufzuschlagen.

Am Ufer ist es bereits recht lebendig geworden. Es ist zwar nicht die Zeit der großen Melas, der Jahresfeste zu Ehren des Wischnu und des Schiwa, die Millionen von Pilgern nach Benares locken. Gleichwohl hat sich schon ein zahlreiches Volk von Andächtigen angesammelt. Mit Spannung erwarten sie den Aufgang der Sonne. Unsere Spannung mochte nicht geringer sein als jene der Pilger, die sich zu den Stufen drängten. Sollte sich doch mit dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne ein Bild entfalten, wie es sich nirgendwo in der Welt findet. Ein dichter Menschenknäuel bildet sich am Rande der Flut. In diesem Augenblick gleichen die Ghats einem Ameisenhaufen.

Da erhebt sich die Sonne über der breiten Wasserfläche im Osten und wirft ihre ersten Strahlen über die Ghats, daß alle die Türme und Türmchen der Paläste und Tempel hell zu leuchten beginnen. Der Augenblick, wo die Sonne ihren Glanz den Fluten des Stromes mitteilt, ist der heiligste des Tages. Die Sonne hat sich in den Augen des Hindu als erste in das Wasser des Ganges getaucht und steigt nun aus der „heiligen" Flut belebend und heiligend empor. Ihr Erscheinen wird mit einem lauten Gemurmel von Gebeten begrüßt. Die Scharen, die am Ufer stehen, stürzen sich in die Fluten: Männer, Frauen und Kinder. Mit einem Male sieht man Hunderte von Köpfen aus der Flut wieder emportauchen. Das Antlitz ist ehrfurchtsvoll der Sonne zugeneigt. Und nun beginnt eine endlose Reihe von Waschungen und Besprengungen, von Verbeugungen und Segnungen. Es hält schwer, dieses Bild einer Morgenandacht im Ganges zu beschreiben. Schon die Mannigfaltigkeit der Physiognomien von alt und jung, jugendlicher Brahmanenschüler und ergrauter brahmanischer Lehrer, kräftiger Marathen und schlanker Tamulen, der Bewohner des bengalischen Tieflandes und des hohen Dekan ist für sich betrachtet ein Gemälde voll der malerischsten Typen. Seltsam ist es zu sehen, mit welch sklavischer Folgsamkeit alle Bewegungen der Brahmanen, die die Führung der Gruppen übernehmen, nachgeahmt werden. Bald taucht der vorbetende Brahmane unter Wasser, bald reckt er den Kopf wieder empor. Danach breitet er weit die Arme aus und sprengt das Wasser nach den vier Himmelsrichtungen. Darauf bespritzen die Badenden sich Kopf und Brust. Jedesmal werden bestimmte Gebete gemurmelt. Es gewährt einen eigenen Reiz, diesem Schauspiel der badenden und betenden Gangespilger zu folgen. Starr ist ihr Blick auf den Brahmanen gerichtet, der sie durch die große Zeremonie hindurchführt. Jede Bewegung wird mit einer Regelmäßigkeit nachgeahmt, die fast ans Komische streift. Es stört sie nicht, während unsere Gondel zwischen ihnen hindurchgleitet. Der Blick der Mlecchas (Outcasts, „Auswürflinge") — das sind wir ja in ihren Augen —

kann sie nicht mehr entweihen, seitdem das Wasser des Ganges sie geheiligt. Dieses Glückes jetzt endlich — vielleicht nach vielen Entbehrungen — teilhaftig zu sein, ist der einzige Gedanke, der sie in jenem Augenblicke beherrscht. Ein unleugbarer Ernst ruht auf ihren Zügen. Der „heilige" Strom begreift ja alles in sich, was ihr religiöses Empfinden suchte, Reinigung und Erhebung. Das gibt dem Ganges in den Augen des Hindu die unvergleichliche Heiligkeit. Darum steigt man in die Flut, schneidet sich ein Haarbüschel ab, zerstreut die Haare in den Wogen, und die Welle spült mit jedem Haar, das die läuternde Flut benetzt, ein ganzes Bündel schwerer Vergehen hinweg.

Langsam treiben wir in den Fluten weiter. Kaum weniger fesselnd sind die farbenreichen Gruppen auf den Stufen und auf der Terrasse. Überall zeigt sich der mächtige, in einer Breite von 3 m ausgespannte weiße Sonnenschirm. Darunter thront im vollen Bewußtsein seiner göttlichen Abkunft majestätisch der Brahmane mit übergeschlagenen Beinen. Es gibt wohl keinen stolzeren Adel auf Erden als das Geschlecht dieser Abkömmlinge der alten Weisen Indiens. Wie leibhaftige Götter lassen sie sich verehren. Vor sich haben sie die verschiedenen Reinigungsgefäße und Opfergeräte hingestellt, größere und kleinere Kupfergefäße, Schalen, Teller, Löffel mit den verschiedenen Ingredienzien, wie sie die Gebräuche für die häuslichen und öffentlichen Opfer vorschreiben. Daneben befindet sich ein kleines Bild von Wischnu oder Schiwa. Diese thronenden „Gottheiten" im leichten weißen Gewande geben dem Strombilde so recht das brahmanische Gepräge. Sie sind hier von Schülern, dort von Pilgern umgeben. Mit lautloser, ehrfurchtsvoller Stille nehmen die Pilger die Belehrung des Guru entgegen. Ohne diese Belehrung ist es ja unmöglich, sich mit den Vorschriften und Gebeten vertraut zu machen, welche die heilbringende Wirkung des Gangesbades verbürgen. Nur die peinlichste Beobachtung der Vorschriften gibt den Besprengungen und Bespülungen ihren Wert. Daß das Volk daran glaubt, nimmt man deutlich wahr an dem Ernst, mit dem es sich der Belehrung überläßt, die es um einen hohen Preis erkaufen muß. Ob wohl auch der Brahmane daran glaubt? Wer vermag sein Inneres zu ergründen?

Immer neue Gestalten tauchen am Ufer und im Strom auf. Mittlerweile ist die Sonne emporgestiegen. Eine Flut von Licht ergießt sich über die wuchtigen Steinmassen am Ufer. Die palastähnlichen Bauten, welche die Terrasse des Ufers einsäumen, erheben sich in monumentaler Pracht über den zum Wasser hinabführenden Stufenanlagen. Es ist ein Bild von unbeschreiblicher Farbenwirkung im Glanze der lichterfüllten Atmosphäre. Die Fürsten Indiens bauten nicht bloß die breiten Stufenanlagen, um ihre Verehrung für die „heiligste" Stätte der indischen Welt zu bezeigen, sie errichteten auch großartige Paläste, die ihren Namen verewigen sollten. In

unregelmäßigen Gruppen sich verteilend, folgen diese Denkmäler den Falten des meistens steil abfallenden Abhanges, bald nach dem Strome hin vorspringend bald zurücktretend. In dem steten Wechsel ihrer Lage liegt ein gutes Stück der malerischen Wirkung, die sie vom Strom aus gesehen auf das Auge ausüben. Während wir den Strom hinabgleiten, entrollt sich vor uns das Ufergelände in der ganzen Schönheit dieser architektonischen Staffage. Es entwickelt sich dabei eine große Mannigfaltigkeit von der einfachsten Anlage bis zur reichsten Gliederung. Das Äußere baut sich in ernsten, geschlossenen Massen auf. Den Mittelpunkt der Fassade bildet das Hauptportal. Zu beiden Seiten schließen Türme wie mit kräftigem Rahmen das Hauptportal ein. Während die Steinmassen des Turmes, durch Bogenfriese und ornamentale Bänder anmutig belebt, leicht und frei emporsteigen, entfaltet sich am Portal die volle Pracht des plastischen Schmuckes. Der Skulptur bietet hier die Architektur schön umrahmte Flächen an den Friesen und Wandfeldern, an den Blendbogen und Balkonen. Den Abschluß nach oben bildet bald ein schöner Zinnenkranz bald ein tempelartiger Pyramidenturm. In diesen wenigen Grundzügen, die einen großen Wechsel zulassen, prägt sich ein streng und klar gegliederter, reich entwickelter Fassadenbau würdevoll und mächtig aus. Durch die lebendige Anlage der Türme erheben sich die Massen zu prachtvoller Gruppierung.

Das Ufergelände würde durch seine architektonische und plastische Schönheit unstreitig einen hohen Genuß gewähren, wenn sich nicht damit ein Bild der Zerstörung verbände, das einen befremdenden Gegensatz wachruft. Man kann sich von dem Bilde der Vernachlässigung und Verwüstung, in das sich große Partien der berühmten Ghats von Benares verwandelt haben, keine Vorstellung machen, wenn man nicht mit eigenen Augen diese zusammenbrechenden Quadern und auseinanderfallenden Mauerflächen gesehen hat. Da erhebt sich uns gegenüber eine imposante Gruppe von Palästen und bekrönt in einer Länge von 100 m den steilen Uferrand. Nach unten dehnt sich ein wahres Chaos von mächtigen Terrassen und Steinstufen aus. Die Palastbauten neigen schon ganz bedenklich ihre Fassade über das abfallende Ufer. Langsam bereitet sich hier eine Katastrophe vor; die „heilige" Flut hat keine Scheu vor dem „heiligen" Boden, sie macht dem festen Grund die Herrschaft streitig. Das Wasser hat den Uferrand unterwühlt, und das steile Ufer, auf welches sich die gewaltigen Steinmassen der Bauwerke stützen, ist zum Teil eingestürzt. Immer mehr zieht es die Bauten mit sich ins Verderben. Ein wenig weiter nach oben gibt der Boden schon ganz bedenklich nach, und Uferwand und Bau vermögen kaum noch der unwiderstehlichen Anziehungskraft des Ganges zu widerstehen. Das Ufer macht einen geradezu beängstigenden Eindruck, und wenn man die dichtgedrängten Volksmassen gewahrt, welche die Stufen hinabfluten, so beschleicht uns die

Furcht, es könnte die ganze Masse mitsamt dem Ufer in die Flut hinabstürzen. Aber im Strome begraben werden unter dem Sande des heiligsten Bodens von Indien wäre ja für den Hindu der begehrenswerteste Tod. Das Bild der Verwüstung scheint in unserer Vorstellung unvereinbar mit der erhabenen Weihe, die der Hindu dieser Stätte beilegt, an der ihm alles heilig ist: Erde, Wasser, Luft; hier, wo jeder Fuß breit Landes ein durch Jahrtausende geweihter Boden für ihn ist. Aber gerade darum macht er sich wenig aus diesem chaotischen Wirrwarr von Granit- und Marmorblöcken, von gebrochenen Stufen und zerrissenen Quadern. Zwischen den Trümmern und Treppen klettern die Pilger herum, als sähe ihr Auge nichts von dieser Zerstörung. Es ist ja die heilige Flut selbst, welche im Kampfe mit dem Ufer die Zerstörung bewirkt, und diese Flut ist ihm alles. Neben dem Pilger steigt der „heilige" Stier mit gemessenem Schritte zum Wasserrand hinab.

Wir gleiten am Man Mandir-Ghat vorbei. Hier errichtete der für Kunst und Wissenschaft begeisterte, in ganz Hindustan gefeierte Radschputenfürst Jai Singh eines seiner berühmten Observatorien vor 200 Jahren. Es ist ein fürstlicher Bau und sticht in seinem gut erhaltenen Zustand vorteilhaft von dem Bilde der Zerstörung ab, das die anliegenden Ghats bieten. Mit seiner vornehmen Fassade beherrscht das Observatorium den Fluß und gibt dem Bild ein prunkvolles Gepräge.

Neben dem Bau machen sich schon wiederum die zerstörenden Wirkungen des verrufenen „Kali-Zeitalters" bemerkbar. Wir nähern uns dem Ashi-Ghat. Er zählt zu den fünf heiligsten Plätzen in dem heiligen Benares. Aber sein künstlerisches Gepräge steht im umgekehrten Verhältnis zu der Heiligkeit, die dem Orte beigelegt wird. Wenn man diese verwahrloste, schräggeneigte Steinmasse der Stufen sieht, die zum Teil tief ins Wasser herabhängen, so sollte man es kaum für möglich halten, daß es sich in den Augen des Hindu um eine der fünf heiligsten Stätten seines „unvergleichlichen" Benares handelt. Die mächtigen Steinplatten der Stufen sind auseinandergesprengt, die kolossalen Granitblöcke, welche die Brüstung bilden, in die Flut gestürzt; das ganze Fundament ist vom Wasser unterwühlt. An Zerfall tut es aber dem Ashi-Ghat der anstoßende Tulsi-Ghat kaum nach, den wir eben erreichen. Unter der Wucht der Steinmassen hat der Boden nachgegeben; Blöcke und Platten haben sich in die Flut gesenkt und nehmen ein heiliges Gangesbad. Wie lange noch? Doch den Hindu scheint es wenig zu kümmern, ob der Strom immer zerstörender vordringt.

Vorteilhaft hebt sich von diesem Bild des Verfalls der Chiwala-Ghat ab. Das ist wieder einmal ein schöner Bau. Zählt die Stufenanlage und der sie krönende Palast auch nicht zu den heiligsten Plätzen, so darf man den Ghat doch zu den künstlerisch bedeutsamsten Werken rechnen. Er hat sich so gut erhalten, daß man meinen könnte, der Bau wäre erst gestern

aufgerichtet worden. Immer neue Menschenmassen drängen sich auf den Stufen zum Rande des Wassers. Daneben belagert ein Heer von Pilgern die Anlagen des Chausathi-Ghat. Aber die „Heiligkeit" dieses Ghat reicht doch nicht an die des Daschaçvamedha-Ghat heran. Welchem Umstand der Ort seine Weihe verdankt, verrät der Name „Zehn Pferde-Opfer". Brahma brachte hier ein „zehnfaches Pferdeopfer" dar. Mehr als dieses mythologische Wahnbild fesselte mich die herrliche Gruppe schöner Paläste, die den Rand der Terrasse schmückt. Eines der glanzvollsten Gebäude ist das des Fürsten von Nagpur. Die Kunst schwelgt hier in der kraftvollen Beherrschung der Massen. Aber die Pracht würde noch übertroffen werden durch die majestätische Schönheit, die der Palast des Scindia von Gwalior in seiner bewundernswerten Gliederung und Gruppierung entfaltet, wenn nicht gerade dieser Bau unter der Wucht der Steinmassen mehr als 1 m tief in den Boden schon hinabgesunken wäre. Seltsam sticht von diesen wuchtigen, echt indischen Denkmälern der Palast des Fürsten von Nepal mit seinem in mehreren Stockwerken pyramidenartig emporsteigenden Holzdach und dem phantastischen Schnörkelwerk ab.

Eben ging es am Dandi-Ghat vorbei. Er ist ein Hauptsammelplatz der büßenden Fakire. In den mächtigen Quadermauern sind Nischen angebracht und wie kleine Felsenhöhlen sehen diese vom Wasser bespülten Vertiefungen aus. Büßer haben sich eingenistet. Gleich Statuen aus Bronze gegossen oder in Stein gehauen stehen und hocken die zur Unmenschlichkeit entstellten nackten Menschengestalten da, wüste, widerliche Gesellen mit struppigem Haar und stierem Blick. Ehrfurchtsvoll nahen sich vom Strom aus die Badenden. Das ganze Bild ist ein psychologisches Rätsel, das menschenentwürdigende Büßertum und die Verehrung, die es im Schoße des Volkes genießt. Befremdend wirken die Gegensätze: dort die Gangesflut, aus der der Fromme zur höchsten Höhe des geistigen Seins emporsteigt, hier die tiefste und schmutzigste Erniedrigung alles dessen, was edel im Menschen ist. Jede Rücksicht auf Adel und Würde des Menschen fällt weg, um durch grauenhafte Selbstpeinigung reinigend und läuternd zu wirken. Man sollte meinen, nur auf ganz verschiedenem Boden könnten solche Gegensätze gewachsen sein. Daß sie demselben Boden entstammen, beleuchtet grell ein anderes Strombild, das in diesem Augenblick in Sicht kommt.

Wir sind am Mankaranika-Ghat angekommen. Es ist das Sanctum Sanctorum von Benares, der Ort, wo beständig die Scheiterhaufen auflodern und aufqualmen. Hier werden die Körper derjenigen, denen das glückliche Los beschieden war, ihre Tage in der heiligen Stadt zu beschließen, dem Feuer übergeben, um darauf als angekohlte Leiche dem Ganges überliefert zu werden. Die Glücklichen! Ihr innerstes Wesen, das wahre „Selbst", um in der Sprache des indischen Idealismus zu reden, findet sich im gött-

Bild 131. Benares. Verbrennungsghat. (S. 260.)

Bild 132. Benares mit der Moschee Aurangezebs. (S. 263.)

lichen Sein des Brahma wieder. Die Gnade des Ganges hat sie vollkommen gereinigt, und von allem befreit, was nur als ein Schein des wahren „Selbst" sie einst auf der irdischen Wanderung begleitet, steigen sie zur lichten Höhe des absoluten Seins empor. Waren es im Leben große Verbrecher, so geht die Seele der Dahingeschiedenen zunächst durch die Gnade des Ganges in den Körper eines höheren Wesens ein. Der Verbrecher wird aus der Gangesflut als Brahmane oder gar als eine der zahlreichen Gottheiten wiedergeboren. Denn auch die niedern und mittleren Gottheiten befinden sich noch auf dem Wege zum beseligenden Nirwana im Schoße des Brahma.

Unter den ständigen Bewohnern von Benares ist die Zahl derer nicht gering, welche sich für ihre letzten Jahre hierhin zurückziehen, um die Gewißheit zu erlangen, daß ihre Leichen einst hier verbrannt und in den geweihten Strom geworfen werden. Reiche Leute lassen sich in schwerer Krankheit nach Benares tragen, um nur des Verbrennens auf dem durch mehrtausendjährige Asche „geweihten" Boden sicher zu sein. Werden sie auf dem Wege dahin vom Tode überrascht, so ist Fürsorge getroffen, daß die Leiche ihren Weg nach Benares findet. Was eine solche Leichenüberführung unter den Strahlen der die Verwesung so unheimlich schnell fördernden indischen Sonne früher bedeutete, mag man sich vorstellen. Die sanitären Vorschriften haben heute diese Überführung derart eingeschränkt, daß sie kaum mehr durchführbar ist.

Man sollte nun erwarten, daß gerade dieser Ort, der für den Hindu sozusagen die Paradiesespforte, die Eingangspforte in das göttliche Sein bildet, auch in einem entsprechend würdigen Zustand gehalten werde. Aber wenn es *eine* Stelle den Ghats entlang gibt, die der unwürdigsten Verwahrlosung preisgegeben ist, so ist es dieses Heiligste vom Heiligen der Hinduwelt. Der krasseste Materialismus könnte das, was in den Augen des Hindu das Heiligste ist, nicht unwürdiger behandeln. Ist es Absicht?

Das in den Fluß steil abfallende Ufer entbehrt jedes monumentalen Schmuckes. Der ganze Grund der Terrasse ist mit Asche und Kohle bedeckt. Der widerwärtige Eindruck wird erhöht durch die mächtigen Holzstöße, die links und rechts angehäuft sind. Ganze Schiffsladungen der zum Verbrennen reservierten Holzklötze sieht man an diesem Ghat sich stauen, um abgeladen und zu kleinen Holzscheiten zersägt und aufgetürmt zu werden. Es bedarf zum rituell gültigen Verbrennen einer ganz bestimmten Holzart. Für dieses Holz werden so hohe Preise gezahlt, daß nur Begüterte sich jener Gangesseligkeit teilhaftig machen können. Und nun das geradezu scheußliche Bild der fast ganz entblößten, von Kohle und Asche bedeckten schwarzen Hindu aus einer der untersten Kaste, die den Scheiterhaufen auftürmen. Die Scheiterhaufen mögen etwa $1^1/_2$ m hoch sein. Wir können von unserem

Boote aus eben beobachten, wie die in ein weißes Tuch gehüllte Leiche von den schwarzen Gesellen herbeigebracht und gleich einem Holzklotz auf den schon qualmenden Holzstoß gelegt wird.

Sich von einer der untersten und schmutzigsten Hindukasten dem „beseligenden" Feuer übergeben lassen, ist ein weiterer Zug in diesem befremdenden Bilde der höchsten sittlichen „Läuterung". Wie es eines besondern Holzes bedarf, so auch eines besondern „heiligen" Feuers, um die Leiche zu verbrennen. Das Feuer, so belehrte man mich, muß immer aus dem Hause eines Domrah geholt werden. Domrah: ich dachte dabei an eine bevorzugte Brahmanenfamilie, in der die Obhut des heiligen Feuers erblich ist. Was wäre auch natürlicher? Das Gegenteil trifft zu. Diese Domrah sind eine sehr niedrige Kaste, und sie bleiben es, obschon das Monopol des heiligen Feuers ihnen eine Quelle des Reichtums geworden. Es werden Summen wie 1000 Rupien gefordert und bezahlt. Welcher mystische Sinn mag wohl dahinterstecken, daß einem Glied der untersten Kaste, einem Menschen, dessen Berührung den „Zwiegebornen" verunreinigt, die Obhut jenes Feuers anvertraut wird, in dessen Glut der Leichnam geläutert wird, bevor man ihn dem Ganges überliefert? Die schroffsten Gegensätze stoßen da aufeinander.

Unser Boot legte an dieser „Himmelspforte" an. Es kostete mir einige Überwindung, um den Boden zu betreten. Eine schmutzige Schicht, ein Gemisch von Kohle und menschlicher Asche, bedeckt den aufgewühlten und ausgehöhlten Grund. Hier und dort lodern die Scheiterhaufen auf, und aus dem Qualm schauen die angebrannten oder angekohlten Leichen hervor. Daneben stehen die schwarzen Leichenkulis; nackt, von Schweiß triefend, mit Kohle befleckt, schüren sie das Feuer. Es ist das denkbar düsterste Bild. Aber diese Elemente des Grauens genügen noch nicht. Im Hintergrunde lauern Fakire. Wie Dämonen halten sie die Leichenwache und stoßen dabei wilde Klagelaute aus. Eine unehrerbietigere Behandlung des entseelten Körpers läßt sich kaum vorstellen. Eine Bestie könnte nicht bestialischer bestattet werden.

Wir hatten wiederum unsere Gondel aufgesucht. Mein Begleiter wies mich auf einen schwarzen Klotz hin, der herangeschwommen kam. Es war eine halbverkohlte Leiche. Auf derselben reckte sich stolz ein Aasgeier, und während er sich weitertreiben ließ, hackte er seinen langgezogenen Schnabel tief in die Brust der Leiche und holte sich unter der verkohlten Oberfläche einen Brocken nach dem andern in aller Behaglichkeit hervor, ohne sich von der badenden Umgebung stören zu lassen. Dicht dabei geben sich die Frommen im Strome den religiösen Waschungen und Besprengungen hin. Die Leichenverehrung wandelt sich in eine Leichenschändung um und unwillkürlich wendet man den Blick von diesem Bilde des Grauens ab.

Vor uns steigt mit einem Male ein ganz anderes Bild empor. Es ist Aurangezebs imposante Moschee. Seltsam sticht sie von der umgebenden Pracht des Hinduismus ab und wie eine fremde Welt ragt sie in das Leben und Treiben der Hindugläubigen herein. Die Moschee ist das mächtigste Bauwerk, das sich im Vordergrund des Flußbildes erhebt, Strom und Stadt im weiten Umfang beherrschend. Wer lediglich die architektonischen Umrisse ins Auge faßt, wird zugestehen, daß dieser kühne Bau dem Ufer seinen herrlichsten Schmuck verleiht. Eine weithin sichtbare Fassade breitet sich majestätisch gegen den Strom aus. Darüber zeigt sich die gewaltige Kuppel. Das Mittelportal mit seiner tiefliegenden Nische im Spitzbogen und die beiden Seitenportale steigern den wuchtigen Eindruck. Die wunderbar schlanken, hoch über das Häusermeer hinausragenden Minarets vollenden das Bild.

Die kühnen Türme winkten von ihrer Höhe zu verlockend zu uns herab, um nicht zu ihnen emporzusteigen. Der Aufstieg war zwar etwas mühsam auf den hohen Treppenstufen, aber ein unvergleichliches Bild bot sich dem Blick von der schwindelnden Höhe dar. Bis tief an den Horizont breitete sich nach allen Seiten die Ebene des Ganges aus, unter uns lag das Häusermeer; turmartig reckten sich die flachen Häuser empor; dazwischen glitzerten und funkelten die grotesken Spitzen der phantastisch ausgeschmückten Tempeltürme. Am wirkungsvollsten aber hob sich aus dieser Szenerie der majestätische Stromlauf heraus. Weithin leuchteten seine Wassermassen im hellsten Lichte des Tropenhimmels. Aurangezeb hätte sich keinen glücklicheren Punkt zur Ausführung seines Gedankens wählen können, der ihm beim Bau der Moschee vorschwebte. Monumental verkörpert sollte die siegreiche Macht des Mohammedanismus hoch von der Uferterrasse herab das ganze Treiben des Hinduismus unten am Strome beherrschen. Keine Zeremonie sollte der Hindu im Strome vornehmen können, ohne daß sein Blick auf die Moschee fiel; keine heiligende Woge des Stromes sollte vorüberfließen, ohne von dem Schatten der Moschee verunreinigt zu werden. Die Toten durften nur mehr im Angesichte des Mohammedanismus aus den Gangeswogen in den Schoß Brahmas zurückkehren.

Das stolze Bauwerk ist Aurangezebs einzige hervorragende Kunstschöpfung. Der wilde Heerführer fühlte wenig Neigung zu einer Fortsetzung des reichen künstlerischen Schaffens, das so glänzende Triumphe unter seinen drei Vorgängern in den Schöpfungen von Agra und Dehli gefeiert hatte. Aber wo es galt, hier im Herzen des Hinduismus das, was dem Hindu am heiligsten ist, mit Füßen zu treten, da bot dieser furchtbarste Hasser und Bedrücker des Hinduismus alles auf, um an der heiligsten und schönsten Stelle des Stromes ein Werk zu schaffen, das alle Herrlichkeit von Wischnu und Schiwa in den Schatten stellte.

An einem Punkte, der den Strom in seiner ganzen Ausdehnung beherrscht, stand einst das Heiligtum des Wischnu. Hier ließ der Mythus Wischnu herabsteigen, um sich in seiner Glorie der Menschheit zu offenbaren. Eine mächtige Stufenanlage führte vom Strome zum Heiligtum empor, und nur auf den Knien wagten die Pilger diese Stufen hinanzusteigen. Darum sollte an dieser Stelle triumphierend die Moschee im Angesichte des Stromes ihre Türme emporrecken. Das Heiligtum des Wischnu verschwand, und noch einmal erwachte die titanenhafte Baukust der großen Mogulkaiser. Das Fundament des Baues wurde in riesigen Quadern tief in die Terrasse gesenkt. Wie eine jedem Einfluß des Stromes unzugängliche Felsenbastion richtete sich die enorme Brustwehr gegen den Ganges. Von den beiden Minarets aber schaute der Mohammedanismus mit sieghafter Verachtung auf das Treiben der betenden und badenden Hindumassen herab.

Doch selbst der höhnende, gewalttätige Übermut eines Aurangezeb vermochte das Strombild nicht zu ändern. Mögen die Ghats noch so zerfallen und verwahrlost im Angesichte der majestätischen Kuppel der Moschee dreinschauen, Benares lebt als heiligste Stätte des Stromes fort. In dieser Unverwüstlichkeit ihres sakralen Charakters erscheinen Strom und Stadt als das Urbild des allen Einflüssen trotzenden Hinduismus. Worauf beruht das Geheimnis des religiösen Zaubers, den dieser Strom auf die indische Kulturwelt ausübt? Was gab den Fluten des Ganges in den Augen des Hindu ihre läuternde und vergöttlichende Kraft?

Die Alten verkörperten sich die Flüsse als Götter und sprachen unter diesem Bilde die Ehrfurcht aus, welche sie vor den großen völkerbewegenden und völkerfesselnden Strömen hegten. Es liegt dies tief im Wesen des Volkes begründet. Der Strom erscheint ihm als Vater des Volkslebens, welches sich so eigenartig an seinem Ufer entwickelt. Die mannigfache Verkettung historischer Ereignisse, welche fort und fort dem Strome folgt, verwebt sich in seiner Vorstellung mit dem Laufe des Stromes selbst als dem nie versiegenden Quell, aus dem sich des Volkes Leben unausgesetzt weiterbildet. Aber die Stellung, die sich der Ganges im Bewußtsein des Hindu erobert hat, bedeutet mehr. Der Ganges wurde persönlich in des Volkes Geschichte als eine *lebendige und göttliche Macht*, deren geheimnisvolle Herrschaft über das Volk von allem Wandel der Zeiten unberührt geblieben ist. Es hängt dies aufs engste mit den *Wandlungen* zusammen, die das Volk im Laufe jener Wanderungen durchmachte, welche die altindischen Stämme aus der ursprünglichen Heimat des Fünfströmelandes allmählich in das Herz Indiens führten. Während noch im Fünfströmeland jene kindlich frommen Lieder zum Preise Varunas und Mitras erschallen, die wie die Zeugen einer poesievollen Kindheit der Nation uns anmuten, ziehen bereits von Nordost zwei Ströme mit unwiderstehlicher Gewalt die

am weitesten vorgeschobenen Stämme zu sich herüber. Es sind die Zwillingsströme Ganges und Jamuna. Solange sie die Vorberge des Himalaja durchströmen, fließen sie einander parallel. Von dem Augenblick an, da sie die Ebene erreichen, bilden beide einen ostwärts geöffneten Bogen, und wie zwei mächtige Arme umspannen sie ein mit der höchsten Fruchtbarkeit gesegnetes Tiefland. Dem Laufe dieser beiden Ströme folgten die in jugendlicher Vollkraft vorandrängenden Stämme. Einladend öffnet sich ihnen das fruchtbare Land zur Besiedelung. Aber die nachdringenden Stämme gönnen ihnen keine Ruhe und Rast. Immer tiefer schiebt sich die Wanderung gegen Osten ins Land hinein. Ein geheimnisvoller Drang treibt die Stämme dem Mittelpunkt eines noch vor ihnen verhüllten Erdteils zu. Und je weiter sie vorrücken, um so bezaubernder tut sich die tropische Welt in ihrer unvergleichlichen Fülle und Fruchtbarkeit auf. Eine andere Sonne scheint über ihnen zu glühen. Ihre Glut beginnt das Volk dem Boden, auf dem es sich ansiedelt, zu akklimatisieren. Eine neue Lebenskraft strömt aus der tropischen Glut hervor und wandelt des Volkes innerstes Wesen um. Unaufhaltsam wälzt sich der Strom der Wanderung dem Ufer der beiden Ströme entlang gegen Osten weiter. Und in dem Maße, als das einwandernde Volk ihrem Laufe folgt, entwickeln sich Kultus und Kultur reicher und eigenartiger. Jeder Schritt vorwärts in der Besiedelung des Tieflandes zwischen Ganges und Jamuna bedeutet einen Schritt vorwärts in der Entwicklung zum Hinduismus. Ein neuer Organismus bildet sich: es ist der Organismus der brahmanischen Staats- und Gesellschaftsordnung. In seinem Mittelpunkte steht die Religion, und diese gipfelt in dem einen absoluten göttlichen Sein, in Brahma, dem Urquell aller Einzelwesen. Alles, was Staat und Gesellschaft, Recht und Sitte, Kunst und Wissen an geistigen Gütern gewinnen, empfängt in der Religion seinen sammelnden und bewegenden Mittelpunkt. Die beiden Ströme aber werden gleichsam die Hauptadern, durch die das junge, kräftig pulsierende Leben dem neuen Organismus des Volkes zuströmt. So kam es, daß Ganges und Jamuna immer enger die Entwicklung des geistigen Lebens an sich fesselten. Als die Arier in ihrem Vordringen gegen Osten dort ankamen, wo beide Ströme zu einer einzigen gewaltigen Flut zusammenfließen, war eine Entwicklung zum Abschluß gelangt, die in einem mächtigen Strome alles zusammenfaßte, was unter dem neuen Himmel an geistigen Schätzen gewonnen worden. In den Fluten des Ganges und der Jamuna war jenes Volk, das den Inder mit dem Griechen und Römer, mit dem Germanen und Slawen einst zu einer Familie verbunden, zu Grabe getragen. Als Hindu wurde es aus den vereinten Fluten wiedergeboren.

Heute erhebt sich an der Stelle des Zusammenflusses Allahabad. Wenn man von den Wällen des Akbar-Forts, das den Zusammenfluß beherrscht,

den Blick über die beiden Ströme gleiten läßt, wie sie einander von Nord und Süd allmählich näher rücken, einen Augenblick noch durch die weißleuchtende, spitz zulaufende Sandfläche, die sich zwischen beide schiebt, getrennt und gleich darauf zu einer einzigen majestätischen Wassermasse vereint, dann begreift man die Bewunderung, welche die Einwanderer erfaßte, als sie an diesem Punkte anlangten. Eine weithin schimmernde, zu einem See sich ausbreitende Flut rollte vor ihnen ihre Wogen zum Meere. Von jenem Augenblick an gab es nur mehr einen einzigen heiligen Strom, nur eine einzige religiöse Überlieferung. Strom und Kultus flossen in eines zusammen. Erfüllt von der Herrlichkeit jener neuen geheimnisvollen Welt, die sich dem staunenden Auge aufgetan, als die Stämme den beiden Strömen entlang vorgedrungen waren, übertrugen sie alles, was sie an heiligen Überlieferungen erworben hatten, auf den einen Strom, als gäbe es ohne Ganges keinen Hinduismus, ohne Hinduismus keinen Ganges. Während der Ganges dem Boden, den seine Wogen berühren, die unerschöpfliche Triebkraft mitteilt, nimmt er selbst das gesamte Leben des Hinduismus, das an seinen Ufern in tropischer Fülle erblüht, in sich auf, um es aus den Fluten heraus wiederum in das Volksleben hineinzutragen. Und da dieser Hinduismus nichts anderes ist als das von dem einen absoluten „göttlichen" Brahma erfüllte Leben des Volkes in Religion und Recht, in Sitte und Sage, in Kunst und Wissen, so ließ die weiterbildende Phantasie des Volkes den Strom als heiligen, göttlichen Strom aus dem dunkeln Schoße des Brahma hervorgehen, indem sie den Zusammenfluß von Ganges und Jamuna zu einem einzigen heiligen Strome, als eine geheimnisvolle Verbindung mit einem dritten aus dem Himmel herabströmenden Flusse darstellte. Dieser geheimnisvolle Fluß heißt Sarasvati. In Sarasvati verkörpert sich dem Inder der Inbegriff alles Wissens. Daher wird der Fluß als aus Brahma, dem Urquell alles Seins, hervorspringend angesehen. Erst in dem Zusammenfluß der beiden irdischen Ströme mit dem aus Brahmas Schoß hervorgehenden himmlischen Strom empfängt der Ganges seine volle Weihe.

Was da Mythus ist, wenn Brahma als jenes phantastische göttliche Sein betrachtet wird, in dem die religiöse Vorstellung der Inder gipfelt, das ist Wirklichkeit, wenn in Brahma alles das zusammengefaßt wird, was dem indischen Kulturleben das ureigenste Gepräge gibt. Als Inbegriff des dem Hinduismus eigenen Geisteslebens ist der heilige Strom aus Brahma hervorgegangen, um die Glut des den Menschen vergötternden Idealismus in das Leben des Volkes zu ergießen.

Wohl ist dieser Idealismus zunächst das Geheimnis der brahmanischen Gelehrtenschulen; was aber dort mit dem ganzen Aufgebot einer phantastisch ausschweifenden Spekulation entwickelt wird, teilt sich in den volkstümlichen Gestalten des Kultes der breiten Masse mit. In den abstoßenden

Bildern leuchtet nur der grelle Widerschein der in den Schulen gepflegten Spekulation. Und was im Bilde jener faulenden Tempelpfütze zum „Born der Erkenntnis“ (jñānakūpa) wird, aus der die Masse schöpft, das ist in Wirklichkeit nichts anderes als jene Mischung von Traum und Wahn, welche den Grundgehalt der brahmanischen Philosophie bildet. Nicht als ein reiner, unendlich vollkommener Geist schwebt die Gottheit dieser Philosophie vor Augen, sondern als ein Geist und Materie zugleich in tausendfachen Gestalten umfassendes Wesen, das alle Wandlungen des Alls an sich erfährt, von dem das Dämonische wie das Göttliche ausgeht, das sich in zahllosen Göttern selbst widerspricht und befehdet und das die Rätsel der Menschheit nur noch tiefer verwirrt, nicht löst. Wie die Götterwelt, so gestaltet sich auch der Himmel dieser Mythologie zu einem widerspruchsvollen Chaos, in welchem mystische Beschauung und zügellose Sinnlichkeit beisammen wohnen, das Erhabenste und das Niedrigste in eins verschmilzt, die Vielgötterei zur abenteuerlichsten Phantasmagorie sich ausgestaltet. Spitzfindige Grübelei und üppige Weichlichkeit, abstruse Philosophie und tolle Phantastik, schwärmerische Weltflucht und leidenschaftlicher Lebensgenuß laufen im indischen Geistesleben unvermittelt, unversöhnt in den seltsamsten Gegensätzen und Widersprüchen nebeneinander her.

Drei Jahrtausende haben an diesem wunderlichen, wohl einzig dastehenden Chaos von religiösen und sittlichen Gegensätzen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Widersprüchen in zahlreichen Schulen und Sekten gearbeitet. Der Tummelplatz all jener religiösen Schulen und Sekten war und ist noch heute Benares im Kreise seiner lehrenden und büßenden Samnyasi.

14. Unter den Sannyasi.

12. Dezember 1904.

Bereits in Kalkutta war mir Gelegenheit geboten worden, mit Sprößlingen der altbrahmanischen Geschlechter Indiens in Berührung zu treten. Nirgendwo aber lassen sie sich besser beobachten als im Mittelpunkt des Hinduismus, in Benares.

Überall begegnet uns im Brahmanen ein scharf ausgeprägtes Charakterbild. Von stolzem Selbstgefühl getragen, mit dem Ausdruck eines Mannes, dem das Bewußtsein der geistigen Überlegenheit aus den Augen spricht, kommt er des Weges. In seinem ganzen Auftreten liegt ein Anspruch, doch etwas mehr als ein gewöhnlicher Sterblicher zu sein. Aber dem aufmerksamen Beobachter dürfte noch eine andere Wahrnehmung kaum entgehen. Schon in Kalkutta drängte sie sich mir auf. Das Antlitz besticht durch einen Adel des Ausdruckes, der überrascht; es sind vornehme, geistvolle Züge. Ein scharfer, durchdringender Verstand spiegelt sich im Gesichtsausdruck. Aus dem dunkeln Antlitz leuchtet das hellfunkelnde Auge wie der Widerschein jener dreitausendjährigen Überlieferung, die in dem sozial bevorzugten Geschlechte die Pflege des geistigen Lebens fortpflanzte und sie der Physiognomie des Brahmanen aufdrückte. Wohl sind die Typen der Brahmanen aus den verschiedenen Teilen des immensen Landes verschieden. Einem geübteren Auge wird es nicht schwer fallen, den Bengalitypus von dem Marathen, den letzteren von dem des südlichen Indien zu unterscheiden. Aber ob weich wie der Bengali, ob scharf und hart wie der Marathe, ob zart und fein wie der Drawide, überall ist es ein geistig durchleuchteter Zug, der den Brahmanen vor den unteren Kasten auszeichnet.

Wie verschieden davon ist eine andere charakteristische Erscheinung im Straßenbilde der „heiligen" Stadt. Im religiösen Leben von Benares gibt es wenige Bilder, die einen so düstern Eindruck machen wie die wilden, struppigen und ruppigen Sannyasi, jene Büßergestalten, denen man in allen Gassen und Ghats bald in dieser bald in jener verzerrten Haltung begegnet. Unsäglich abstoßend wirkt diese Maske von Staub, Asche und Schweiß, die das Gesicht zu einer wahren Teufelsfratze unter dem wild verworrenen, mähnenartig herabhängenden Haar entstellt. Und nun gar das Grauen der Selbstpeinigung, in dem sie sich den Blicken des Volkes zeigen. Etwas Diabo-

lisches liegt in ihrem Wesen. Aus dem falschen, unheimlichen Blick zuckt das Feuer einer ganzen Hölle von Leidenschaften. Es wird einem fast bang in der Nähe dieser Gestalten. Wie verschieden sind sie von der stolzen Erscheinung des Brahmanen! Und doch sind sie an demselben Stamme gewachsen, Sprößlinge desselben Kultuslebens wie die Brahmanen. In diesem einen Bilde steckt mehr Material zur Charakteristik des Hinduismus als in der umfassendsten philologischen Materialiensammlung. Es hat gewiß etwas überaus Anziehendes, aus uralten Denkmälern den Geist entlegener Völker heraufzubeschwören, und an literarischen Quellen fehlt es wahrlich dem alten Indien nicht. Aber wer eine Volkspersönlichkeit wie die indische bloß nach Materialien darstellt, wie sie sich ihm an der Hand solcher Quellen ergeben, bringt zu keinem Bilde vor, das Wirklichkeit und Leben atmet. Es fehlt der Physiognomie jener beseelende Zug, der aus dem Auge des lebenden Bildes dem Beschauer entgegenschimmert. Im Kultusbilde von Benares spiegelt sich die unverfälschte Physiognomie des Hinduismus wider.

Die erste Begegnung mit einem leibhaftigen Samnyasi, ja mit einer ganzen Gruppe dieser indischen Büßer kam mir vor wie die Berührung mit einer ganz andern Welt. Fremdartig ist das Bild schon in der äußeren Erscheinung, fremdartiger und rätselhafter noch erscheint es in der Gedankenwelt, die sich in dem äußeren Wesen veranschaulicht.

Zur Zeit, wo ich in Benares weilte, zählte zu den „Heiligsten der Heiligen" von Benares der Büßer Swami Saraswati. Mein Begleiter führte mich zu dem Heiligtum, wo dieser merkwürdige Mann sich seit einer Reihe von Jahren, hochverehrt von allen Hindu, dem Büßerleben hingegeben hatte. Er war, wie man mir sagte, ein reich begüterter Mann. Seinen Kindern hinterließ er ein bedeutendes Vermögen, als er sich ins Büßerleben zurückzog. Der religiösen Sekte der Jaina angehörig, fühlte er sich in bereits vorgerücktem Alter zu dem beschaulichen Leben eines nackten Jaina-Aszeten hingezogen. Er warf alles ab, um in sich das Bild jener Heiligen der Jaina zu verkörpern, die in so vielen Bildern von abstoßender Nacktheit den „Gläubigen" vor Augen gestellt werden. Ein reicher Jaina-Seth öffnete ihm seinen Park. In der Mitte des Parkes erhebt sich ein kleiner Tempel. In der Nische thront stolz auf gekreuzten Beinen der in Stein gehauene Jina, die erlösende Gottheit der Sekte, die sich nach ihm Jaina nennt. Unmittelbar unter diesem Steinbild ließ sich der neue Jina nieder, und zwar so vollständig in der Haltung und Stellung der Figur über ihm, daß sich beide zum Verwechseln ähnlich sahen, ein dürres, hageres Männchen, unbekleidet, das Haupt kahl geschoren, die braune Haut glatt wie Marmor. Unbeweglich wie das Idol über ihm sitzt er da, das gläserne Auge gleich seinem steinernen Vorbild geradeaus ins Unbestimmte gerichtet. Ehrfurchtsvoll umgeben ihn Freunde und Andächtige. Nach ihrer Auffassung erneuert

sich im Swami die Wiedergeburt eines der 24 großen Jina, die im Laufe unendlicher Äonen erscheinen, um die Welt zu erlösen. Was trieb den Mann aus seinem Wohlleben in dieses Leben der härtesten Entsagung? Indien ist voller Rätsel. Hier feiert die Sinneslust üppige Orgien, dort schwelgt das Büßertum in furchtbarer Selbstpeinigung.

Dieses Büßertum ist ein Element, das man in dem strahlenden Reichtum eines tropischen Landes am wenigsten suchen möchte. Hier, wo die Natur auf der einen Seite die höchste Fülle und Fruchtbarkeit entfaltet, wo sich auf der andern Seite fürstlicher Glanz in einem Luxus darbietet, wie kaum an einem andern Punkte der Welt, scheint kein Raum zu sein für ein Leben, das alles abwirft, was die Sinne anzieht, um desto grauenhafter im eigenen Fleische zu wüten. Und doch tritt uns gerade hier ein Büßertum entgegen, das im Hange zur Selbstpeinigung das Unglaublichste leistet. Wir gewahren eine Gruppe von Menschen, die alles in den Staub tritt, was der Ehre wert ist, um dem höchsten Genuß die schärfste Selbstpeinigung entgegen zu setzen. Die Selbstpeinigung überschreitet so sehr jedes Maß, daß man nicht mit Unrecht von einer Wollust der Selbstpeinigung gesprochen hat. Der Gosain scheint sich tierisch wohl in der Selbsttortur zu fühlen. Auf das Urbild eines solchen Büßers stieß ich gestern auf dem Tulsi-Ghat. Es war um die Mittagsstunde. Saß da auf dem flachen Dach eines der kleinen Steinkioske, die den Aufgang unterbrechen, ein Büßer, sozusagen bis auf die Knochen abgezehrt, so daß die Rippen des Brustkorbes scharf hervortraten. Das Haupt war glatt geschoren, und die glühende Mittagssonne Indiens brannte dem Büßer auf den kahlen Schädel. Man muß diese indische Sonne, wenn auch nur unter dem schützenden Tropenhut und Tropenschirm, ein Viertelstündchen auf dem heißen Boden verkostet haben, um sich einigermaßen eine Vorstellung machen zu können von der Glut, der sich dieser Büßer Stunden und Stunden aussetzte. Eine brennende Sonne über sich, ein brennender Stein unter sich, saß er laut- und regungslos, unbeweglich wie ein Götteridol da, den erloschenen Blick auf eine Stelle am Boden geheftet, die Hände im Schoße zusammengehalten. Kein Fuß regt sich, kein Arm reckt sich, kein Augenlid zuckt, kein Hauch von Leben fliegt über das dunkle Antlitz. Die Erscheinung gleicht mehr einem indischen Götzenbild als einem menschlichen Wesen. Unwillkürlich drängt sich dem Beobachter die Frage auf: „Gehört dieses Häuflein entfleischter Knochen einem lebenden Wesen an?“

Bereits seit vier Stunden sitzt der Mensch da, und erst wenn die Sonne im Ganges untertaucht, wird auch er seinen Platz verlassen. Viel Volk drängt sich heran, betend und opfernd, lachend und schwatzend. Niemals schlug er die Augen auf. Was mochte wohl in dem Kopfe dieses Büßers vor sich gehen, während er sich sozusagen bei lebendigem Leibe in der

Bild 133. **Lehrender Samnyasi.** (S. 268.)

Bild 134. **Büßender Samnyasi.** (S. 268.)

Bild 135. Der Büßer Swami Saraswati vor seiner Zelle. (S. 269.)
(Phot. Dr Boeck, Bern.)

Sonnenglut braten läßt? Als ich vor Jahren zum erstenmal in der unter dem Namen Bhagavadgītā so berühmten religiös-philosophischen Dichtung las, wie Krischna seinem Freunde Arjuna das Erlösungsideal entwickelt, kam mir dieses Bild als ein Phantasiestück vor, das sich nie verwirklicht. Seltsame Merkmale der Erlösung werden dort angeführt. Die vollkommenste Gleichmütigkeit soll eintreten gegen Gutes und Böses, gegen Angenehmes und Unangenehmes, Hitze und Kälte, Gesundheit und Krankheit, Lob und Tadel, Besitz und Verlust, Freund und Feind, Leben und Sterben, überhaupt gegen alles, was des Menschen Begierde oder Abneigung wecken kann. Die Gegensätze von Laster und Tugend, von Unrecht und Recht müssen ebenso vollständig schwinden wie die Gegensätze von Haß und Liebe, von Trauer und Freude, von Bangen und Hoffen. Das Ideal des Büßers beruht auf einer Gesinnung, die Gold und Perlen und einen Klumpen gemeiner Erde mit gleichem Auge betrachtet. „Ein Edelstein, ein Klumpen Gold, ein Erdkloß sind ihm gleichwertig"; dieser Satz gehört zu den beliebtesten Ausdrucksweisen, um das brahmanische Ideal der Weltverachtung zu schildern. Nichts ist heiliger in den Augen des Inders als der Brahmane, nichts verabscheuungswürdiger als der Hund, und doch blickt der Büßer mit gleicher Wertschätzung auf beide herab. Auf eine Vernichtung des Individuums ist die Buße hingerichtet. Die Regungslosigkeit des Steines und die Empfindungslosigkeit eines Holzklotzes wird das unterscheidende Merkmal dieses Büßerideales. Es ist nun bemerkenswert, wie zäh sich die verschiedenen Formen der Selbstpeinigung nicht etwa bloß durch Jahrhunderte, sondern durch Jahrtausende erhalten haben.

Die alten Denkmäler schildern uns bereits die Orgien einer Aszese, die den Menschen unter das Tier herabdrückt. Die einen, so heißt es da, setzen den Leib dem glühenden Brande der Sonne aus, andere „bezähmen" ihre Sinne, indem sie sich mit Schmutz und Unrat bedecken. Hier hocken sie stets auf den Fersen, dort stehen sie unbeweglich aufrecht. Die einen bereiten sich ein Lager aus Dornen, die andern aus Scherben und Steinen. Hier rauft man sich Kopf- und Barthaare aus, dort begnügt man sich mit dem geringsten Maß von Speisen und hungert sich zum Skelett ab.

Wie seltsam mutet dieses Büßerbild im Glanze der modernen Errungenschaften an! Der Zug, der den Wanderer im Flug durch das Gangestal trug, hat den Ankömmling in Benares mit einem Male 3000 Jahre zurückgeführt. Wie in jener Zeit, so hat auch heute noch Benares seine geheimnisvollen Büßerasyle, Aszetenschulen, wo sich die Büßer auf die Erreichung jenes seltsamen Zustandes vorbereiten. In einer der vielen Gassen, durch die ich mich drängte, stieß ich auf eine solche ganz in einem Winkel verborgene Schule. Zwischen zylinderförmigen Steinblöcken saßen sie da, diese Novizen eines menschenentwürdigenden Büßertums. Alles haben sie ab-

geworfen, was nicht unbedingt notwendig ist. Das Haar hängt in langen, geringelten, aneinander klebenden Flechten mähnenartig herab. Versunken in Betrachtung, starren sie beständig auf das schmutzige Symbol der Zeugungskraft, bis der Augenblick gekommen ist, wo sie der Würde eines „Erlösten", „Vollkommenen", eines Samnyasi teilhaftig werden. Und dann ziehen sie hinaus, haus- und heimatlos, am Halse einen Kranz aus nachgebildeten Totenschädeln tragend, in der einen Hand den Stab, in der andern den Bettelnapf, um durch die Schaustellung der Selbstpeinigung das Volk zu sich heranzuziehen.

Die Feder sträubt sich, die vielen Bilder des Büßertums zu schildern, die sich jedem darbieten, der Gelegenheit hat, längere Zeit das Leben des Hinduismus in Benares zu beobachten.

Gleich in den ersten Tagen kam mir am Gangesufer eines der häßlichsten und abstoßendsten Bilder in Gestalt des „Urdhva-Bahu" genannten Büßers unter die Augen. Urdhva-Bahu bezeichnet den „Büßer mit dem emporgereckten Arm". Es war ein echter Gosain; sein Gewand bestand wie gewöhnlich aus einer über den Körper gestrichenen Aschenschicht; die Haare hingen diesmal nicht in Strähnen herab, sondern waren aufgerollt und zu einem spitz zulaufenden Haarbüschel zusammengebunden; der wild gewachsene Bart und die roten Abzeichen in Gestalt eines Dreizacks auf der Stirne gaben ihm das unheimliche Aussehen eines Fakir. Das Schrecklichste aber an dieser Erscheinung war der emporgereckte Arm; derselbe war vollständig ausgetrocknet, die Haut wie bei einer Mumie ganz zusammengeschrumpft. Der Arm stand kerzengerade in die Höhe, als wäre er wie ein Stock künstlich an die Schulter befestigt worden; die Hand war so geschlossen, daß die Fingernägel sich in die Handfläche nicht bloß hineingebohrt, sondern durch die Fläche hindurchgewachsen waren und auf der andern Seite wie Krallen gekrümmt zum Vorschein kamen.

So unglaublich diese Buße erscheinen mag, so ist sie doch keineswegs etwas ganz Ungewöhnliches. Es bedarf allerdings eines ganz heroischen Maßes von Widerstandskraft, um die verschiedenen Stadien dieser Praxis durchzumachen. Die Übung beginnt damit, daß sich der Büßer an einen Stuhl anbinden läßt. Der Arm wird alsdann in die Höhe gezogen, stramm ausgespannt und an einem Querbalken so fest angeschnürt, daß er sich nicht mehr regen kann. Durch Unterbinden der Adern wird darauf der Blutumlauf zurückgedrängt. Der Arm beginnt nun allmählich auszutrocknen. Furchtbare Schmerzen ergeben sich als Folge. So geht es Tag um Tag, Monat um Monat. Nur langsam zieht sich das Leben zurück, und die maßlosen Schmerzen werden lautlos getragen. Das Volk umgibt diese Märtyrer der Selbstpeinigung mit der höchsten Verehrung. Sie sind ihm eine Verkörperung des vor Zeiten sich selbst peinigenden Schiwa. Schiwa,

der furchtbare Gott, wird durch nichts mehr verehrt als durch diese Qual, in der sich des Gottes Selbstpeinigung nach des Inders Vorstellung geheimnisvoll fortsetzt.

Das Seitenstück zu jenem Kultus des Schiwa erscheint in einer andern Buße, die unter dem Namen Urdhva-Mukhi seit uralten Zeiten bekannt ist. Sie besteht darin, daß der Büßer mit dem Kopfe nach unten, mit den Beinen nach oben an dem Ast eines Baumes befestigt, wie ein abgeschlachtetes Kalb in einer Schlinge hängend, stundenlang sich der „Andacht der Gläubigen" darbietet. Wenn wir in der epischen Dichtung einem solchen Büßer auf seinen frommen Wanderungen im Vindhyagebirge begegnen, so überrascht uns das nicht. Aber im Jahre des Heils 1904 an offener Straße noch auf ein solches Schauspiel zu stoßen, das sollte man nicht für möglich halten. Man möchte meinen, daß ein tierisches Wohlgefallen an diesen Selbstzerfleischungen dem Volke zur zweiten Natur geworden sei. Es ist eine Vermischung von religiösem Wahnsinn und bestialischer Grausamkeit. Das steckt so tief im Volke, daß es der schärfsten Überwachung seitens der öffentlichen Behörden bedarf, um wenigstens den gröbsten Auswüchsen vorzubeugen.

Hunderte von Pilgern drängten sich heran, um dieses Schauspiel zu bewundern und zu verehren. Bereits seit mehreren Wochen hing er täglich etwa vier Stunden in dieser Stellung, Gebete murmelnd, während er die Gebetsschnur durch die Finger gleiten ließ. Als ich ihn sah, hatte er schon mehrere Stunden in dieser Stellung verharrt, und doch merkte man ihm nichts an. Redete man zu ihm, so antwortete er ohne Schwierigkeit. Die seltsame Kunst, in solcher Lage zu verharren, erklärte er für ein besonderes Geschenk der Gottheit. Die Gnadengunst habe ihm Schiwa erwiesen, um seine Heiligkeit zu offenbaren.

Als ich vom Uferrand der Ghats zum Kaschmir-Tempel emporstieg, bog ich in eine der anstoßenden engen Gassen ein und befand mich mit einem Male mitten unter einem Rudel von Fakiren. Man verzeihe mir den Ausdruck Rudel für diese Dämonen in Menschengestalt. Eine teuflische Tortur hatte ich vor Augen. In einem der ältesten Bände der Asiatic Researches war ich vor Jahren auf ein seltsames Bild gestoßen. Es stellte ein ganz mit spitzen Stacheln besätes Bett dar, auf dem ein Fakir lag. Daß es mir beschieden sein sollte, eines Tages im „heiligen" Benares auf die Wirklichkeit zu stoßen, hatte ich mir nie geträumt. In der Mitte eines engen Hofraumes stand ein echtes Stachelbett; Pfosten und Verbindungsteile waren aus Holz; ineinander gerammte Bretter bildeten die Liegestätte; sie mochte wohl 3 m lang und $1\frac{1}{2}$ m breit sein. Das Lager war in regelmäßigen Reihen mit scharfen Stacheln besetzt; darauf ruhte ein Fakir. Das ganze Gewicht des Körpers drückte auf die Stacheln; nur der Kopf war frei. Während das Haupt auf einem Kissen ruhte, lagen Schultern, Rücken und Hüften

ganz in Stacheln tief eingebettet; das Blut strömte ununterbrochen herab. Unbeweglich und lautlos lag der Mensch auf diesem Marterpfühl. Um jeder Annehmlichkeit zu entsagen, waren die Arme schräg in die Stacheln eingeklemmt.

Wie viele Rätsel drängen sich da auf einmal auf: religiöse, psychologische, physiologische, pathologische! Wer vermag darauf eine befriedigende Antwort zu geben? Welches Empfinden regt sich in diesem von Schmerzen durchwühlten Körper? Oder ist nicht jedes Empfinden erloschen? Ich gestehe offen, daß ich mich bis jetzt vergebens nach einer Lösung umgesehen. Mit dem Schlagwort „Heuchelei" und „Betrug" lassen sich wohl viele Gaukelkünste abtun, aber nicht Tatsachen, die beschaut und betastet, in allen Stadien geprüft werden können. Es ist schwer, sich zu erklären, wie vom physischen Standpunkt manches überhaupt noch möglich ist. Man sollte fast meinen, in diesen Menschen habe die physiologische Konstitution allmählich Eigenschaften angenommen, die bei gewöhnlichen Sterblichen fehlen. Der Fakir behandelt seinen eigenen Körper wie der Zauberer sein Instrument. Er will zeigen, daß er durch die ihm innewohnende Kraft der Buße vollständig Herr des Körpers und seiner Fähigkeit geworden ist, so vollständig, daß er damit machen kann, was er will.

Woraus leitet sich diese krankhafte Sucht nach Selbstpeinigung her? Alle indische Philosophie geht von der Erlösungsbedürftigkeit aus. Jeder rechtgläubigen Schule Indiens ist das Problem des Leidens das Ziel alles Forschens. In dem Ideale der Erlösung als dem Endziel aller Spekulation vereinen sich die verschiedenartigsten Schulen, mögen sie einen erkenntnistheoretischen oder ethisch-praktischen Charakter tragen. Die Erlösungssehnsucht war die treibende Kraft des philosophischen Lebens in Indien.

Das Göttliche allein hat ewigen Bestand, das Menschliche nur so weit, als es sich mit dem Göttlichen verbindet. Darum strahlt erst nach dem Verzicht auf alles Irdische jenseits der Schwelle des Todes der Glanz eines wahren, verklärenden Glückes. Erst nach dem Auszug aus aller Erdenherrlichkeit wird der Mensch erlöst. Das Körperliche und Irdische wird nur als hemmende Fessel empfunden, welche die Seele von ihrem höchsten Ziele abwendet. Die Religion ist das einzige Mittel, um den aus dem Göttlichen hervorgegangenen Menschen wieder in den Vollgenuß des Göttlichen zurückzuführen.

Durch diesen ernsten Grundzug ragt die Weltanschauung der Inder zweifellos über die griechische hinaus, welche ihre Götter spielend in das irdische Leben und Treiben der Menschen verwickelt, ohne der Menschheit nach dem Tode über ein bloßes Schattendasein hinauszuhelfen. Mag sich die Mystik des Hindu in ganz inhaltlose Begriffsformen verirren, immer wieder tauchen die Ideen der Gottesgemeinschaft, der Erlösung, der Buße

und Läuterung frommer Weltentsagung, strenger Strafe oder ewiger Seligkeit im Jenseits auf. Wenn auch getrübt durch mannigfache Irrungen, verleihen diese Gedanken und Strebungen dem altindischen Geistesleben, wie es sich in Kunst und Poesie ausspricht, vielfach ein ernstes und ideales Gepräge. Niemand wird so einseitig sein, jenen hohen idealen Zug des indischen Geisteslebens verkennen oder in herber Abneigung zurückweisen zu wollen.

Unter dem Gesichtspunkt der Erlösung waltet eine gewisse Übereinstimmung zwischen Christentum und Brahmanismus. Hier wie dort steht im Mittelpunkte der religiösen Überlieferung die Erlösungslehre. Wie die in Christus erschlossene Offenbarung uns in der Erlösung den unvergänglichen Schatz der höchsten Güter der Menschheit zugänglich macht, so sucht die in Brahma gipfelnde Lehre durch die Erlösung die religiösen und sittlichen Güter zu vermitteln. Rein äußerlich betrachtet könnte der Erlösungsgedanke nicht folgerichtiger zum leitenden Grundgedanken durchgebildet werden, als es in dem Idealismus der brahmanischen Religionsphilosophie geschehen ist. Die ganze Gedankenwelt bewegt sich im Kreislauf der Lehre vom Leiden und von der Erlösung; aber je auffälliger die äußere Übereinstimmung erscheint, um so schroffer ist der Gegensatz in der Art, wie Indien seine Erlösungslehre entwickelt hat. Der Doppelgedanke vom Leiden und von der Erlösung hat sich in der brahmanischen Philosophie zu einem an Wahnsinn grenzenden Kultus der eigenen Persönlichkeit gesteigert. Die Art, in der dies geschah, ist unstreitig eines der größten, wenn nicht das größte aller religions- und volkspsychologischen Rätsel, zu dessen Erforschung es mehr des Pathologen als des Psychologen und Kulturhistorikers bedarf.

Wenn wir das Gesamtbild des Brahmanismus ins Auge fassen, so leuchtet uns sofort der schroff pessimistische Grundzug entgegen. Die Überzeugung von dem Elende des Daseins und das durchdringende Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit geben ihm Form und Färbung. Die Ausmalung des Elendes aller Geschöpfe in ihrem Kreislauf von Geburt und Tod, von Tod und Geburt bildet den Hauptgegenstand der brahmanischen Predigt. Alles Leben ist Leiden: dies ist das unerschöpfliche Thema, welches immer wieder bald in den Formen der begrifflichen Erörterung bald im Gewande poetischer Spruchweisheit aus dem Schrifttum der Brahmanen uns entgegentritt. Hinter dem leidenvollen Jetzt liegt eine unermeßliche leidenvolle Vergangenheit und dehnt sich ebenso unabsehbar durch die endlosen Fernen aus, welche der Seelenwanderungsglaube vorspiegelt. Was ist der Mensch? Ein Wesen, zum Leiden und Sterben geboren. Der Tod bringt keine Erlösung. Vor den Augen des Brahmanen nicht weniger wie des Buddhisten breitet sich das Leid wie ein düsterer Schleier über die Erde aus. Kein Strahl versöhnenden Lichtes erhellt die Nacht des Lebens.

Die Quelle aller Leiden ist die Wahnvorstellung eines persönlichen Seins; denn alles Leiden entsteht aus dem Wechsel. In diesem Wechsel gibt sich eine Vorstellung kund, die alle jene Wandlungen auf ein persönliches Sein zurückführt. „Ich" bin es, der leidet oder sich freut, „ich", der hofft oder fürchtet, „ich", der liebt oder haßt, „ich", dem Ehre oder Verachtung, Reichtum oder Armut zufällt. Wer dieses „Ich", das persönliche Selbstbewußtsein, aus der Welt eliminiert, der bannt Leid und Freud, Liebe und Haß, Ehre und Verachtung aus der Welt. Der Mensch leidet nur so lange, als er zu leiden glaubt, indem er alle Regungen auf sein „Ich" zurückführt. Ich identifiziere mich mit etwas, was ich nicht bin. Und aus dieser irrigen Vorstellung entspringt die Lust zum Leben und die Klage über das Leiden, die Liebe zu allen Reizen, die das Leben bietet, und die Verzweiflung über alles, was das Leben versagt. Reiße das „Ich" aus deinem Selbstbewußtsein, und du bist vom Leiden erlöst, frei, wie der Stein, den ein Gefühl des Schmerzes nicht berühren kann, weil er von keiner Wahnvorstellung eines Seins erfüllt ist. So lange aber die Vorstellung des „Ich" den Menschen verleitet, dort ein Sein und Leben zu suchen, wo nur der Schatten und Schein eines Seins vorüberschwebt, findet er sich immer wieder zurückgeworfen in die Wogen eines qualvollen Daseins. Das „Ich" wird zur Quelle, aus welcher der Lebensdurst immer neue Nahrung schöpft. Nicht in dem, was man sieht und hört, schmeckt, riecht, betastet, steckt das wahrhaft substantielle Sein. Dem materiellen Sein steht ein immaterielles gegenüber, der ungeistigen Seele eine geistige. Während das, was wir in unserem persönlichen Bewußtsein als Seele fassen, nur ein stoffliches Wesen ist, das seine Schranke in der Sinnenwelt hat, ist die wahre Seele ihrem innersten Wesen nach unpersönlich, reinstes Sein und Erkennen. In dieser Seele lebt das einzige wahre Wesen der Dinge im Gegensatz zu der im persönlichen Bewußtsein sich ankündigenden Seele, welche uns die wahre Wesenheit verschleiert. Jenes einzige wahre Wesen ist Brahma, das göttliche Urwesen, in dem alles lebt und webt, die eine alles umfangende und durchdringende Wesenheit.

In dem Augenblicke, wo der nach Erlösung Strebende sich von dem Wahne befreit, daß dieses im „Ich" sich ankündigende Sein sein wahres Sein ist, erlischt das „Ich", und in dem Erlöschen des „Ich" leuchtet die Erlösung auf. Das ist Nirwāna. Jener Durst nach Leben, der immer wieder von neuem erwacht, ist gestillt. Dem Sturme, der des Menschen innersten Grund durchwühlte, folgt ein Gleichmut, der alles Wünschen in die denkbar kälteste Apathie umkehrt. Alles, was des Menschen Begehr oder Abneigung weckt, verschwindet. In diesem Sinne bezeichnet Nirwāna als Erlöschen des „Ich" das Erlöschen alles Leides, das Endziel alles Strebens. Wenn das „Ich" im Nirwāna erlischt, so erstrahlt Brahma in unverhüllter Klarheit.

In der Lehre von der Brahmasubstanz hatte die indische Spekulation ein System ausgebaut, das die großen Probleme von Gott und Welt, von Geist und Körper, von Einheit und Vielheit, von Woher und Wohin in dem einen Begriff von Brahma zu beantworten suchte. Es war ein festgeschlossener Bau, eine einheitlich durchgeführte Lehre. Das wirre Chaos philosophischer Ideen der älteren Epoche war hier zu einem planvollen Ganzen zusammengewoben. Die Bedeutung der Schule liegt in dem Versuch, alles, was die frühere Zeit an philosophischen Ideen gewonnen hatte, einheitlich zusammenzufügen und die verschlungenen Fäden der Vorstellung harmonisch zu verknüpfen. Dieser Versuch ist bis zu einem gewissen Grad unstreitig gelungen. Von der Idee des einen absoluten Wesens ausgehend, hat die brahmanische Philosophie den Grundgedanken der Erlösung zum bewegenden Mittelpunkt alles sittlichen Strebens gemacht. Auf die Erkenntnis des vollständigen Unwertes, der unbedingten Nichtigkeit von Sein und Leben muß das Sinnen dessen gerichtet sein, der nach Erlösung aus der Seelenwanderung verlangt. Solange noch eine Faser der Begierde ihn an Leben und Lieben bindet, bleibt er im Kreislauf der Wanderungen durch alle Stufen lebender Wesen. Erlösung ist unmöglich, wenn nicht die Erkenntnis zur äußersten Lossagung von allem führt, was das Leben liebt und ehrt. Alles Irdische dient nur als Mittel, um den aus dem Göttlichen hervorgegangenen Menschen aus dem leidensvollen Erdendasein wieder in den Vollgenuß des Göttlichen zurückzuführen. Am wirksamsten betätigt sich dieses Streben in der Buße. Darum verkörpert sich im büßenden Samnyasi das höchste Ideal der brahmanischen Weltanschauung.

Das indische Büßerleben ist des öfteren mit Zügen der christlichen Buße in Parallele gestellt worden. Bei einiger Oberflächlichkeit mag jene Parallele für etliche sehr äußerliche, zufällige Punkte vorhalten. Bei nur etwas ernsterer Betrachtung aber wird man finden, daß sich brahmanischer und christlicher Aszetismus unüberbrückbar und unversöhnlich gegenüberstehen. Zu den Idealen des christlichen Bußlebens verhält sich das indische Büßertum höchstens wie eine Karikatur. Entsagung und Buße sind allerdings ein Grundgesetz des Christentums. Ohne Selbstverleugnung gibt es keine Nachfolgeschaft Christi. Aber wie verschieden ist das Ziel, wie verschieden sind die Mittel gegenüber jenem brahmanischen Gesetz der Selbstentäußerung, wie es von dem Samnyasi verwirklicht wird. Die wahre Buße soll reinigen und läutern, wahre Selbstentäußerung soll stählen und kräftigen. Dieses Gesetz der Entsagung war es, das in den Scharen der christlichen Helden und Heldinnen den höchsten und reinsten religiösen Enthusiasmus der Buße wachgerufen hat. Wenn man sich die ganze Größe, Schönheit und Herrlichkeit des christlichen Bußlebens vor Augen führt, wie sie uns in dem Bilde jener unvergleichlichen Gestalten entgegenleuchtet, dann

kommt es uns wie eine Entweihung dieses durch den übernatürlichen Glanz jungfräulicher Reinheit verklärten Bildes vor, auch nur entfernt das indische Büßertum dazu in Parallele zu bringen. Man fühlt sich im Angesichte eines hl. Franziskus, eines hl. Bruno, einer hl. Elisabeth gleichsam schon von dem Lichte der Ewigkeit umflossen. Diese ernst und gesammelt hinwandelnden Gestalten sind das lebendige Gewissen der Welt. Sie predigen unendlich laut und eindringlich, daß es denn doch noch etwas Höheres gibt als weltlichen Zeitvertreib, nämlich einen Himmel, in dem sich der Schöpfer huldvoll mit seinem Geschöpfe verbindet. Es ist ein ganzer Himmel von Wahrheit, Licht und Leben, in dem diese büßenden und weltentsagenden Seelen wie Engel in Gottes Klarheit getaucht, weben und schweben.

Wie aber sieht es im brahmanischen Indien aus?

Das Büßertum zieht sich mit seinen wilden Exzessen wie eine während dreier Jahrtausende sich steigernde Krankheit durch die ganze Geschichte Indiens. Allmählich hat sich diese Krankheit zu einem Fanatismus der Selbstpeinigung entwickelt, der den Menschen unter das Tier erniedrigt. Aber nichts ist so bezeichnend für den bestialischen Charakter dieses Fanatismus als die Tatsache, daß parallel mit der Orgie der Selbstpeinigung die Orgie der üppigsten Sinnlichkeit läuft. Gerade die Tempel jener Götter, zu deren Ehre die grauenvollste Buße geübt wird, sind die Schaustätten der niedrigsten Sinnlichkeit. Ich will hier gar nicht von der Üppigkeit jenes Tempeldienstes reden, der sich hinter dem Schleier des „Heiligtums" dem Auge des Fremden entzieht. Man weiß hinreichend, in welchem Sinne so viele Kinder der Gottheit zum Tempeldienst „geweiht" werden. Es schwebt mir hier ausschließlich das indische „Heiligtum" als Denkmal religiöser Kunst vor Augen. Bei keinem Volke tritt die Üppigkeit — um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen — in den Denkmälern der Kunst so offen zu Tage wie bei den Hindu. Ganze Tempelflächen sind ausschließlich mit Darstellungen aus dem rohesten Leben der Sinnlichkeit bedeckt. Das ist keineswegs einem Einfall des Künstlers entsprungen. Der Künstler kommt hier nur einem Zuge entgegen, der sich des Volkes seit Jahrtausenden bemächtigt hat. Es gibt in der indischen Literatur ein Werk, das mit einer unglaublich zynischen Offenheit alles behandelt, was in den Bereich der frivolsten Wollust fällt. Nichts bleibt unerwähnt, in den abstoßendsten Einzelheiten wird Bild für Bild vorgeführt. Dieser Kodex der Erotik wurde der Kodex einer Tempelkunst, die es darauf absah, mit allem Detail der wüstesten Sinnlichkeit das Auge zu fesseln. Kein Ausdruck ist zu stark, um die Gemeinheit zu schildern, die hier im Bilde zum Ausdrucke kommt. Um die Götter des Grauens und Entsetzens in ihren berühmtesten „Heiligtümern" zu verherrlichen, findet die Kunst keinen passenderen Schmuck, als alle Lasziviläten jenes Kodex der Sinnlichkeit plastisch dem Auge der Gläubigen vorzuführen. Bei der schwarzen

Pagode in Orissa, einem der berühmtesten Heiligtümer Indiens, ist der Bau von oben bis unten mit den schmutzigsten Szenen bedeckt.

So kommt es, daß sich in dem brahmanischen Kultus die schroffsten Gegensätze begegnen. Was sich auszuschließen scheint, findet sich auf religiösem Boden beisammen, um alle Instinkte der Gottheit zu befriedigen: die wilden Instinkte ihrer Grausamkeit und die ausschweifenden Instinkte ihrer Sinnlichkeit. Ich vermag nur eine einzige Lösung dieses in seiner Art einzig dastehenden völkerpsychologischen Rätsels zu finden. Im indischen Kultus wird das Tier in die Sphäre des Göttlichen erhoben, während der Mensch auf die Stufe des Tieres herabsteigen muß. Der Tierkultus, wie er sich unter dem Einfluß der Seelenwanderung ausbildete, führte nach und nach zu einem tierischen Kultus. Die Lehre von der Seelenwanderung mußte einen verwildernden und entsittlichenden Einfluß ausüben; denn dadurch, daß behauptet wird, eine Menschenseele gehe in einen tierischen Körper ein, wird die tierische Sphäre emporgehoben, die menschliche herabgedrückt. Der Wesensunterschied von Mensch und Tier wird vollständig aufgehoben. Die ganze Art, wie die Lehre von der Seelenwanderung das Tier in den Kreis des menschlichen Lebens zieht, mußte zersetzend auf die höhere, sittliche Auffassung wirken. Sie mußte vor allem das Empfinden für die Würde des Menschen zerstören. Die äußere körperliche Hülle bedeutet nichts. Ein Tiger, eine Hyäne, ein Schakal, ein Geier kann ebensogut wie ein menschlicher Körper die Behausung einer menschlichen Seele sein. So führte die Seelenwanderung zu einer unbedingten Verachtung dieser äußeren menschlichen Hülle. Sie nährte auf der einen Seite den Trieb, alles zu vernichten, was des Menschen einzig wahres Sein mit einer Hülle umgibt, und dieser Trieb kam zur vollen Entfaltung in der Selbstpeinigung und Selbstvernichtung; sie entfesselte aber zu gleicher Zeit alle im niederen Menschen schlummernden Triebe, und diese kamen zur Entwicklung in seiner ungezügelten tierischen Sinnlichkeit, von denen die Wände der Tempel erzählen.

So eröffnet Benares einen Blick in das innerste Leben des Hinduismus. Es liegt unstreitig etwas Gewaltiges, man möchte sagen Titanenhaftes in der Art, wie der Kultus das ganze Leben Indiens von den Abhängen des Himalaja hoch im Norden bis zum Kap Komorin tief im Süden umspannt und bis ins innerste Mark durchdringt. Die Religion ist die Seele des Volkes. Sie beherrscht im Leben des Hindu alles, das Größte wie das Kleinste. Aber in diesem alles beherrschenden Einfluß lebt und webt nicht jene milde, hoheitsvolle Macht, vor der sich der Mensch in der Empfindung seiner eigenen Ohnmacht ehrfurchtsvoll beugt, um dann aus der Tiefe seiner Armut und Niedrigkeit zur Höhe einer von Gottes Majestät verklärten Würde erbarmungsvoll emporgehoben zu werden. Da waltet eine dämonische Gewalt, und ihr Zauberspruch lautet: „Du bist Brahma." Was du fühlst und

empfindest, dieses persönliche, denkende und strebende Wesen ist nicht dein eigentliches Wesen. Dein wahres Sein ist jenes eine, in Brahma beschlossene göttliche Sein. Dieser Wahn ist es, der des Volkes edelste Kräfte bewegt. Er reißt das Individuum gewaltsam zur schwindelnden Höhe eines vergötternden Wahnbildes empor, um es in demselben Augenblick erbarmungslos in den Abgrund tiefster sittlicher Erniedrigung zu stürzen. Um nur ein einziges göttliches Sein als das wahre und ausschließliche Wesen aller Dinge zu begründen, löst der Idealismus das sichtbare und persönliche Sein in ein Trugbild auf. In demselben Augenblick aber schlägt der idealistische Wahn in den krassesten Materialismus um. Der Mensch sinkt auf eine Stufe der tiefsten Erniedrigung herab. Der Verbrennungsghat ist die augenfälligste Verkörperung dieser Erniedrigung. Der krasseste Zynismus einer materialistischen Weltanschauung könnte das menschliche Wesen nicht tiefer herabdrücken, nicht herausfordernder es seiner Würde entkleiden als die von der Gangesflut „geweihte" Leichenschändung. Das unheimliche Bild der rauchenden Leichen, der dämonische Fakir im Hintergrund und der auf dem verkohlten Toten behaglich schwimmende Aasgeier im Vordergrund, unter uns ein Pfuhl verpestender Unreinlichkeit: das ist das Sanctum Sanctorum der indischen Welt. Das innerste Wesen des Hinduismus erscheint hier als das Gemisch eines ebenso abstoßenden Idealismus wie Materialismus.

Trotz der spitzfindigsten Philosophie und weitest verbreiteten Weltflucht wiegt eine ausschweifende Sinnlichkeit selbst im Kultusleben vor. Ein angeborener Zug danach beherrscht dessen Vertreter. Findet doch die Wollust selbst in mehreren Gottheiten Verkörperung und religiöse Verehrung. So wird die Welt, die sich im Tempel vor den Blicken des Hindu auftut, eine Welt voll entnervender Sinnenlust und krankhafter Leidenschaft, trotz aller Schönheit der entzückenden Blumen und buntgefiederten Vögel, mit denen Natur und Kunst sie beleben, eine zum Teil sehr übel duftende Welt mit dahinsiechenden Lüstlingen und abgehausten Bajaderen. Dahin treibt eine Spekulation, die in dem Streben, den Menschen loszulösen von den Banden des Leidens und Lebens, des Menschen persönliches Sein zerschlägt, und dann, berauscht von der brahmanischen Zauberformel: „Du bist Brahma", alles individuelle Sein in einem einzigen göttlichen Sein aufgehen läßt. Das Bild des Mankaranika-Ghat beleuchtet in den abstoßendsten Zügen des Materialismus die vergötternde Zauberformel des Monismus. Wer denkt beim Anblick dieser grauenhaften Illustration des verführerischen Wortes „Du bist Brahma" nicht an ein anderes verführerisches Wort: „Ihr werdet sein wie Gott", und an den Fluch, der diesem vergötternden Worte folgte?

Aus dunkler Vorzeit ragt die religiöse Grundmacht des Hinduismus in die lebendige Gegenwart hinüber, so unwandelbar und unverwüstlich, daß keine religiöse und sittliche Macht im stande zu sein scheint, ihren Einfluß

zu erschüttern. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß Indien es im Laufe der Jahrhunderte niemals fertig gebracht hat, sich staatlich und politisch in seiner Einheit zu behaupten wie China. Während China allen Angriffen und Eroberungen zum Trotz immer wieder den Weg zur staatlichen Einheit und Geschlossenheit zurückgefunden hat, vermochte sich Indien niemals in der Einheit und Geschlossenheit eines staatlichen Organismus zu erhalten. Anders steht es mit der religiösen Widerstandskraft. Alles prallt an der Festigkeit und Hartnäckigkeit der tief eingewurzelten religiösen Überlieferung ab. Die gewaltigsten politischen Umwälzungen bewegten die indische Welt. Die religiöse Überlieferung büßte nichts von ihrem Einfluß auf das Volk ein: die Zwingherrschaft des Hinduismus blieb unberührt.

Zweimal ist dem Hinduismus seine Vorherrschaft streitig gemacht worden, das erste Mal durch den Buddhismus. Einen Augenblick schien es, als solle er das religiöse, in Brahma gipfelnde Wahngebilde durch das nicht weniger phantastische Wahnbild einer beseligenden Erlösung im Nirwāna ersetzen. Unter den Fittichen fürstlicher Gunst breitete sich die buddhistische Gemeinde über Indien aus. Allenthalben erhoben sich ihre Heiligtümer, mächtige, in Kuppelgestalt sich wölbende Reliquienschreine, in denen die Gewißheit der Erlösung im Nirwāna sinnbildlich zur Erscheinung gebracht wurde. Es läßt sich nicht bestreiten, daß der Buddhismus eine Zeitlang eine außerordentliche Anziehungskraft auf den Hindu ausübte. Dann aber trat der Rückschlag ein. Der Brahmanismus setzte die ganze Wucht seiner in Kultus und Kunst ausgebauten religiösen Macht ein, um dem Buddhismus den Boden streitig zu machen. Seine Überlieferung erwies sich als die stärkere Macht. Zur selben Zeit, da sich der buddhistische Kultus über die chinesische Kulturwelt erobernd ausbreitet, verliert Buddha auf dem Mutterboden selbst den festen Halt. Mochte er noch so gewaltige Anstrengungen in seinen Riesenbauten machen, um sich in das innere Leben des Volkes ebenso hineinzubauen wie in die Felsen, die er in prachtvolle Tempel umwandelte, so brach er doch unter der brahmanischen Zwingherrschaft zusammen. Und als der Buddhismus am äußersten Punkte des Ostens auf japanischem Boden angelangt war und dort seine größten Triumphe zu feiern begann, war sein Kultusideal in der Mitte des Hinduismus bereits so gut wie vernichtet. Die religiöse und soziale Macht der im Strombild des Ganges verkörperten und in Benares aufs höchste gesteigerten Überlieferung hatte gesiegt. Nur mehr in Ruinen spricht der Buddhismus zu uns auf indischem Boden, und zu den bedeutendsten Ruinen zählen jene von Benares. Die Stätte, wo Buddha auf dem Boden von Benares zum erstenmal seine Lehre verkündete, bedeckt heute das Trümmerfeld von Sarnath.

Um dieselbe Zeit aber, da der stolze Baum des Buddhismus aus dem Boden Indiens entwurzelt wurde, pochte von außen eine neue Angriffs-

macht an den Toren Indiens. Mit den erobernden Stämmen, die von Afghanistan aus sich über das Gangestal ergießen, dringt der Mohammedanismus ein. Doch auch er vermag nichts. Der Hinduismus läßt äußerlich die Gewalt über sich ergehen. Er beugt sich unter den zermalmenden Tritten der im wilden Flug über das Gangestal hinbrausenden mohammedanischen Heeresmassen. Um so zäher hält er innerlich an den durch Jahrtausende gefestigten Überlieferungen fest. Wohl hat auch der Mohammedanismus seine Eroberungen auf indischem Boden gemacht. Es war zu natürlich, daß dort, wo seit Jahrhunderten der politische Schwerpunkt des Mohammedanismus lag, die Bevölkerung in ihrer Mehrheit sich zur Religion des Herrschers bekannte, unter dessen Augen sie lebte. Aber allen Eroberungen zum Trotz hält der Hinduismus die breite Masse in dem Wahnbilde der Gangesstadt gefangen. Dem blutigen Vordringen des Islam hat er widerstanden. Wird er dem friedlichen Eindringen des Evangeliums widerstehen? Diese Frage drängt sich mir in dem Augenblick auf, wo ich im Begriffe stehe, von Benares aus meine Wanderungen durch Indien anzutreten.

15. Buddhagaja.

15. Dezember 1904.

Gegen Mittag erreichte ich Patna. Ich schenkte den Tag dem Besuche der Hauptstadt des alten Königreiches Magadha. In Patna lebt nämlich das in den buddhistischen Legenden gefeierte Pātaliputra fort, die Hauptstadt jenes mächtigen Reiches, das der Mittelpunkt der buddhistischen Bewegung wurde, die sich seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. über ganz Indien auszubreiten begann. Im 5. Jahrhundert v. Chr. am Zusammenfluß des Son und des Ganges gegründet, ward sie zuerst die kaiserliche Residenz des kühnen und erfolgreichen Emporkömmlings Tschandragupta nach dessen Sieg über König Seleukos von Syrien. Ein Vertrag, der zwischen dem indischen und griechischen Fürsten im Jahre 303 geschlossen wurde, brachte Tschandragupta in den Besitz des ganzen Indus- und Kabultales und der wichtigen, bis auf den heutigen Tag so eifersüchtig bewachten Grenzlinie des Hindukusch zwischen Indien und Mittelasien. Von diesem Augenblick an erhob sich Pātaliputra zu glänzendem Ansehen. War Benares das religiöse Zentrum Indiens, so wurde Pātaliputra der politische Mittelpunkt der gangetischen Halbinsel. Von ihrem Glanz hat uns kein Geringerer als Megasthenes, der Gesandte des Königs Seleukos am Hofe des Kaisers Tschandragupta, ein anschauliches Bild entworfen. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes daselbst war ihm reichlich Gelegenheit geboten, indisches Leben kennen zu lernen. Er beschreibt uns das kaiserliche Hoflager in seiner barbarisch-verschwenderischen Pracht. Der Palast erhob sich inmitten eines mit aller Schönheit des tropischen Pflanzenwuchses ausgestatteten Parkes. Alles funkelte hier von Gold und Edelsteinen. Wenn man die Beschreibung liest, so glaubt man darin den Widerschein jenes Glanzes vor sich zu haben, den bis auf den heutigen Tag Indiens Fürstenhöfe ausstrahlen. In dem märchenhaften Reichtum, den diese Fürsten zu entfalten vermögen, steht Indien einzig da. Der Luxus orientalischer Höfe ist zwar seit Jahrtausenden sprichwörtlich, aber indischer Fürstenglanz ist noch niemals übertroffen worden. So ist es heute, so war es zur Zeit, als Megasthenes in der Kaiserstadt Pātaliputra weilte.

Alle diese Pracht ist längst verschwunden. Das „Palibothra" des griechischen Geographen liegt im Sande begraben, den der Ganges angeschwemmt

hat. Eine ganz neue Stadt zieht sich in Gestalt eines langgestreckten, schmalen Parallelogrammes 2 km weit den heiligen Strom entlang. Sie besitzt nichts, was an die ehemalige Pracht erinnerte. Nur der dichte Menschenstrom der Hindu, der in malerischen Kostümen durch die engen Straßen zu dem Ganges hinflutet, um in den Wassern des heiligen Stromes das läuternde Bad zu nehmen, bringt die entschwundene Größe dem Auge wieder nahe. Reicht Patna auch nicht entfernt an die Heiligkeit von Benares heran, so sind es doch die Fluten des heiligsten der heiligen Ströme Indiens, die das Ufer bespülen. Darum ist der Uferrand mit einer langen Reihe prächtiger Ghats ausgebaut, auf deren Stufen den ganzen Tag über ein Menschenknäuel sich hinauf und hinab drängt.

16. Dezember 1904.

In der Frühe trug mich der Zug auf einem Nebenzweig der großen Bahnstrecke zwischen Kalkutta und Lahore nach dem 72 km entfernten Buddhagaja. Der Name deutet genugsam den Charakter des Reisezieles an. Aus dem brahmanischen Indien führte die Bahn an die Wiege des buddhistischen Indien.

Als sich Indien vor 100 Jahren in seiner Sprache und Literatur der europäischen Wissenschaft erschloß, da waren es die Hochgipfel der alten religiösen Dichtung Indiens, welche weithin die Aufmerksamkeit weckten. Eine versunkene Welt des Geisteslebens schien aus den Fluten des Indischen Ozeans aufzutauchen. In dem Liederschatze des Veda war ein Kultus und eine Kultur zu uns hinübergerettet, zu denen keine Geschichte mehr aufsteigt. Es schien darauf noch ein Schimmer jener ehrwürdig alten Zeit zu ruhen, welche die Völker der großen indo-europäischen Familie in einem engeren Bande zusammenhielt. Mittlerweile sind zwar diese urheimatlichen Züge des vedischen Kultuslebens ein wenig verblaßt, aber als die poesiegeweihte Urkunde der älteren religiösen Vorstellungen der Inder erhellt das Denkmal nach wie vor die verschlungenen Pfade jener religiösen Entwicklung, deren Endergebnis im Bilde von Benares vor die Augen des Wanderers tritt. Doch alle diese Bilder altindischer Eigenart haben nicht das bewegende Interesse wachzurufen vermocht, das sich an die vielleicht um 1000 Jahre jüngere religiöse Erscheinung knüpft, welche von Buddha ihren unterscheidenden und auszeichnenden Namen erhalten hat. Buddhas Bedeutung ruht in dem weittragenden Erfolge, den seine Ideen in der gesamten ostasiatischen Welt errungen haben. Wer wollte bestreiten, daß sich in der Schule des „Erleuchteten" die einflußreichste Religion Ostasiens verkörpert? Aus unscheinbaren Anfängen hat sich in der nach Buddha genannten Aszetengemeinde eine religiöse Macht entwickelt, die das halbe Asien in ihrem Banne gefangen hält. Der Buddhismus zählte vor 2000 Jahren und zählt noch heute seine Bekenner nach Hunderten von Millionen. An der Grenzscheide zweier Epochen

entstanden, trat die buddhistische Mönchsgemeinde aus dem wogenden Kampf der brahmanischen Schulen heraus, durchbrach deren Schranken, um sich in friedlicher Eroberung von Land zu Land fortzupflanzen. An den Gebirgskolossen des Himalaja fand die Lehre keinen Wall, an Strom und Meer kein Hindernis ihrer Ausbreitung. Der Buddhismus erblüht tief im Süden in Ceylon und erbaut hoch im Norden, über den Hindukusch hinaus, seine Denkmäler. Er dehnt sich über China nach Japan, über Tibet nach den hochasiatischen Steppen aus. Alles, was im weitesten Bereich der ostasiatischen Welt religiös denkt und empfindet, das denkt und empfindet buddhistisch. Buddha hat die Hälfte Asiens sich erobert, eine Völkerwelt, die selbst die mohammedanische an Ausbreitung übertrifft. Es sind kaum wenige Wochen her, daß ich meine Wanderungen durch die buddhistische Kulturwelt des Ostens abschloß. Noch steht das Bild in der ganzen Reichhaltigkeit seiner Eindrücke lebhaft vor des Wanderers Augen: Japan mit den herrlichen Pagodenbauten seiner alten heiligen Orte Kioto, Nara, Koyasan, Ikegami, Narita und wie sie alle heißen; China mit der Fülle seiner über das ganze Reich ausgedehnten buddhistischen Tempel und Wallfahrtsorte; Kambodscha, Siam und Birma mit ihrem Heerbann buddhistischer Mönche und der phantastischen Pracht der Klöster. Aber es ist nicht bloß die quantitative Größe von Umfang und Bekennerzahl, welche Buddha über alle Religionsstifter Indiens hinaushebt, mehr noch scheint der qualitative Wert, wenn ich so sprechen darf, die innere Eigenart aus Buddha eine welt- und völkergeschichtliche Größe gemacht zu haben. Man hat uns in ihm den Propheten der höchsten sittlichen Ideale geschildert. In dem Adel und in der Reinheit seiner Lehre sollen der Erkenntnis neue Bahnen erschlossen worden sein. An Kraft und Tiefe lasse sich dieser Lehre nichts im weitesten Bereiche des ostasiatischen Geisteslebens an die Seite stellen. Buddha erscheint wie ein Herold allgemeiner Bruderliebe. Das in ihm verkörperte Humanitätsbild leuchtet in den Zügen der Versöhnung und des Friedens, der Milde und Menschenliebe.

Da regte sich von selbst das Verlangen, die Stätte kennen zu lernen, von der dieses merkwürdige Leben ausgegangen, das dem fernen Osten das ureigenste religiöse Gepräge gibt. Nachdem ich im Laufe der beiden letzten Jahre die buddhistische Kulturwelt an ihren wichtigsten Punkten kennen gelernt, trieb es mich, die Stätte zu besuchen, die im wahren Sinne die Geburtsstätte des Buddhismus genannt werden muß, den Ort zu sehen, wo jener indische Königssohn unter dem heiligen Feigenbaum in Betrachtung versunken, zur Erleuchtung in der Erkenntnis gelangte: „Ich bin Buddha.“ Dieser Ort heißt Buddhagaja. Buddhagaja, oder kurz Gaja genannt, ist eine Stadt von etwa 80 000 Einwohnern. Da stand ich also auf dem ehrwürdigsten Boden des Buddhismus. Aber die erste Umschau war eine

Enttäuschung. Umsonst sucht das Auge nach einer Erinnerung an die glorreichen Tage, wo aus der ganzen buddhistischen Welt die Pilger hierhinströmten, um dem Orte, wo Buddha zur Erleuchtung gelangte, ihre Verehrung darzubringen. Aus Buddhagaja ist eine ganz brahmanische Stadt geworden. Heiligtümer des Wischnu und Schiwa unterbrechen mit ihren hohen, melonenförmigen Pyramiden die langen Reihen der niederen, schmucklosen Häuser. Das bedeutendste Heiligtum ist der Tempel, der Wischnus Fußspur aufbewahrt (Vishnupad). Aus „Buddhas Fußspur" (Buddhapad) hat der brahmanische Kultus eine „Fußspur Wischnus" gemacht und darüber eine von Säulen getragene Halle errichtet, an die sich eine als Oktogon aufgebaute Kapelle anschließt. Die Kapelle wird von einem jener phantastischen, in viele Spitzen und Zacken auslaufenden Türme überragt, die dem Gangestal eigen sind. In dieser Phantastik spricht sich so ganz der luxuriöse Sinn des brahmanischen Kultus aus.

Wischnus Fußspur ist ein besuchter Wallfahrtsort geworden. Massenhaft drängen sich die Pilger heran, um ihre Verehrung darzubringen: Männer und Frauen, manche in sehr verwahrlostem Zustande, zerlumpt, ausgehungert. Sie spenden den letzten Rest ihres Zehrpfennigs an gierige Brahmanen. Wie ein Schwarm von Raubvögeln fällt diese geldlüsterne Sippe über die Wallfahrer her; jeder Brahmane bemächtigt sich seines Opfers, um diesem gegen ungeheure Bezahlung seine Dienste aufzudrängen. Sie werden nicht losgelassen, bis sie den letzten Pais — wir würden sagen „Pfennig" — hergegeben haben. Manchmal berauben die Brahmanen die Pilger, die nicht zahlen können, noch ihrer Kleider. Man wendet sich mit Ekel von diesem widerwärtigen Bilde ab.

Wir bestiegen ein kleines Gefährt, die indische Tonga, und fuhren nach dem eigentlichen Buddhagaja, das von der heutigen Stadt Gaja 8 km entfernt liegt. Schon aus weiter Ferne kündigt sich die Geburtsstätte des Buddhismus durch die große Pyramide an, die sich nach Art der südindischen Gopuras in neun Stockwerken erhebt und in einem spitz zulaufenden Kegel abschließt. Zahlreiche Nischen mit der Figur Buddhas ziehen sich rings um die Wandflächen. Das ganze Bild versetzt uns aus dem brahmanischen in das buddhistische Indien. Aber dieses ist nur mehr in Trümmern vorhanden. Das gibt sich sofort zu erkennen, sobald man den Platz erreicht, der einst der größte und heiligste Wallfahrtsort der buddhistischen Welt war. Überall stößt das Auge auf ein Bild des Verfalles. Das Leben ist längst gewichen. Wohl gewahrt man an der stolzen Turmpyramide die ausbessernde Hand frommer Verehrer oder begeisterter Forscherfreunde des Buddhismus aus dem 19. Jahrhundert, aber der Bau ist trotz aller Ausbesserung nur noch das Denkmal eines entschwundenen Kultus. Die vielen kleinen und großen Glockentürmchen, die den weiten Hofraum füllen, bezeugen den Opfer-

sinn der alten Pilger: es sind Weihegeschenke der Gläubigen. Das Bild dieser wunderlichen Glocken ist nicht mehr neu. Die große Pagode von Rangun zeigt einen ähnlichen Schmuck der Umgebung. Von einem Kranz der verschiedensten Glocken ist jene birmanische Riesenkuppel umgürtet. Aber dort ist der Opfersinn, der diese Gaben stiftete, noch lebend; zahlreich bewegen sich die gläubigen Scharen auf der Terrasse, werfen sich anbetend nieder oder hocken in Betrachtung versunken da. Von einem lebendigen Kultus gewahrt man in Buddhagaja nichts, und doch pulsierte hier einst ein ebenso reges Leben wie heute noch in Rangun oder in Mandale. Die vielen Inschriften, ceylonesische, birmanische, besonders aber die chinesischen, legen ein beredtes Zeugnis von der weithin reichenden Anziehungskraft ab, die dieser Fleck Erde auf die Völker Asiens ausübte.

Hier wurde der Baum verehrt, unter dem Buddha zur Erkenntnis des Weges der Erlösung gelangte. Dorthin lenkte ich denn auch meine Schritte. Welches Bild! Ein armseliger, zerfallender Pipalbaum stand vor uns. Die Zweige, halb entblättert, greifen ineinander über und bilden einen wirren Knäuel, der mehr einem Buschwerk als einer Baumkrone ähnlich ist. Man sieht dem Baum auf den ersten Blick an, daß es nicht der alte, 2400jährige Baum sein kann, unter dem Gotama, der Aszet, zur Buddhawürde gelangte. Trotzdem ruft das Bild des Baumes das Empfinden wach, daß wir uns auf einem weltgeschichtlichen Fleck Erde, auf der Stätte eines Ereignisses befinden, das im Laufe zweier Jahrtausende für Milliarden von Menschen der Leitstern ihres religiösen Denkens geworden ist. Der Baum mag nicht geschichtlich sein, er ist hundertemal ersetzt worden, aber geschichtlich ist der Boden, auf dem er steht. Was war hier vor sich gegangen?

Buddha bedeutet der „Erleuchtete". Legende und Sage haben schon früh ein bunt schimmerndes Gewand um Buddha gewoben. Selbst das bescheidene Maß geschichtlicher Züge scheint nicht in den Augen aller das Siegel der Glaubwürdigkeit zu besitzen. Mit großem Scharfsinn hat einer der hervorragendsten französischen Forscher eine Fülle von Einzelheiten der Buddhalegende auf ältere mythologische Vorbilder zurückzuführen gesucht. Er glaubte nachweisen zu können, daß in dem farbenreichen Gewebe, das uns das Buddhabild vor Augen stellt, nur die Fäden eines Sonnenmythus zusammenlaufen. Wir brauchen dem genialen französischen Forscher bis zum Sonnenmythus nicht zu folgen, wenn wir auch mit ihm in der südbuddhistischen Literatur ebensowenig die Urkunde geschichtlicher Überlieferung suchen dürfen wie in der nordbuddhistischen. In beiden waltet gleichermaßen „das wüste und plumpe Mirakel- und Sensationstableau". Gleichwohl schimmern aus der Poesie und Phantasterei späterer Generationen vereinzelte Züge hervor, die im Lichte der archäologischen Funde geschichtliche Glaubwürdigkeit erhalten. Als geschichtlicher Kern bleibt die Erinnerung an eine macht-

volle Persönlichkeit, die gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. jene neue Religion ins Leben rief, die den stolzen Namen des „Erleuchteten" trägt. Gotama — das ist sein ursprünglicher Name — wurde etwa um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. als Sprößling eines kleinen, angesehenen Adelsgeschlechtes geboren, das über den Stamm der Sakya im nördlichen Indien herrschte. Die Jugendzeit verlief ganz im Rahmen brahmanischer Sitte, durchwoben von Kampfübungen und von dem Ernst eines vielseitigen Unterrichts. Frühzeitig vermählte sich Gotama, aber die Sehnsucht nach höherer Erkenntnis riß ihn von Gattin und Herrschaft fort in die Einsamkeit. Er begann das Leben des heimatlosen Aszeten. Viele Jahre zog er unstät umher, von Lehrer zu Lehrer, von Schule zu Schule. Das Ergebnis dieser Wanderung war eine vollständige Wandlung in den religiösen und sittlichen Vorstellungen über das Problem der Erlösung. Das Dunkel, das darüber lagerte, klärte sich in einer neuen erlösenden Erkenntnis. Gotama wurde Buddha, der „Erleuchtete", und als Buddha der Begründer einer neuen Schule der Erlösung. Eine Gemeinde von Jüngern sammelte sich um den fürstlichen Aszeten, um nach den von ihm gegebenen Vorschriften ein gemeinsames Leben des Bettels und der Betrachtung zu pflegen. Und als Gotama um das Jahr 480 starb, pflanzte sich seine Lehre in der neuen, von ihm begründeten Aszetengemeinde fort und begann sich gleich andern indischen Schulen über Indien auszubreiten.

In diesen Sätzen läßt sich das Wenige zusammenfassen, was sich mit geschichtlicher Glaubwürdigkeit von Gotama berichten läßt. Alles steht mit indischem Leben und Denken in vollstem Einklang. Daß ein Fürst sich dem Treiben des Hofes und den Sorgen der Herrschaft entzieht, um das Leben des wandernden und büßenden Aszeten zu führen, war keine Neuheit in Indien. Das Wald- und Wanderleben des Büßers stand in so hohem Ansehen, daß es schon in den älteren religiösen Urkunden den Königen und dem Adel empfohlen wird. Gotama als Begründer einer neuen Schule der Philosophie reiht sich nur den zahlreichen Stiftern neuer Systeme an, die um jene Zeit wie Pilze aus dem Boden schossen. Alle Systeme der Philosophie sind für Buddha eine „Wildnis", „Ketten", „Einbildung", „Schaustücke". Aber auch der Fanatismus der Buße, wie die schauerliche Askese genannt wird, ist elende Gaukelei, der er die wenig schmeichelhaften Namen „Viehleben", „Hundeleben" beilegt, um ihren zynischen Charakter wörtlich auszusprechen. Sein Blick ist ausschließlich auf die im Nirwāna aufleuchtende Erlösung gerichtet. Buddha geht darauf aus, die Wurzel des Selbstbewußtseins, die Ursache des Empfindens und Wollens zu vernichten. Eine radikale Lösung, und doch auch sie ist nicht neu. Gotama steht ganz auf dem Boden des altindischen Erlösungsgedankens, wenn er das Scheinsein des „Ich" zertrümmert, um zur Ruhe von Nirwāna zu gelangen.

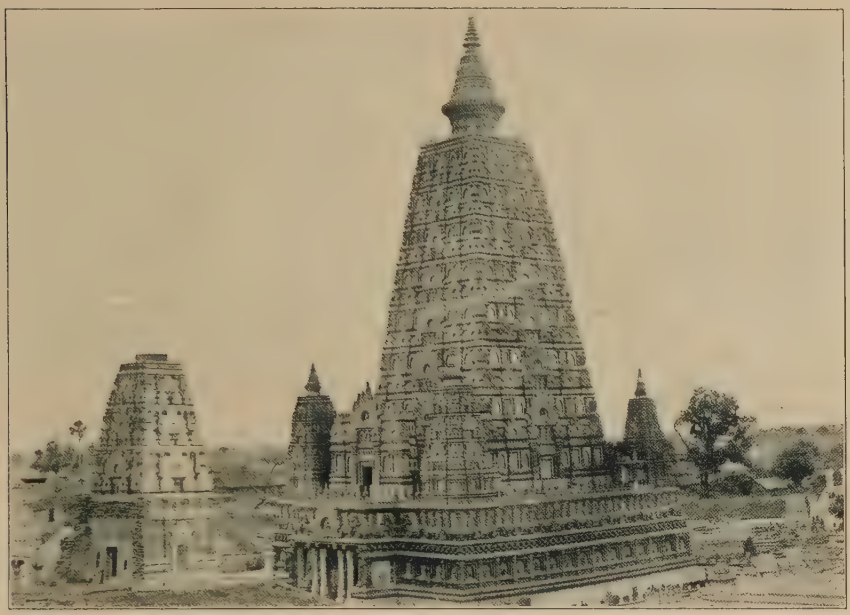

Bild 136. **Buddhagaya. Buddhatempel.** Rekonstruktion. (S. 286.)

Bild 137. **Der heilige Baum.** (S. 287.)

Bild 138. **Älteste Tempelhalle Asokas.** (S. 293) Reliefs aus Barhut.

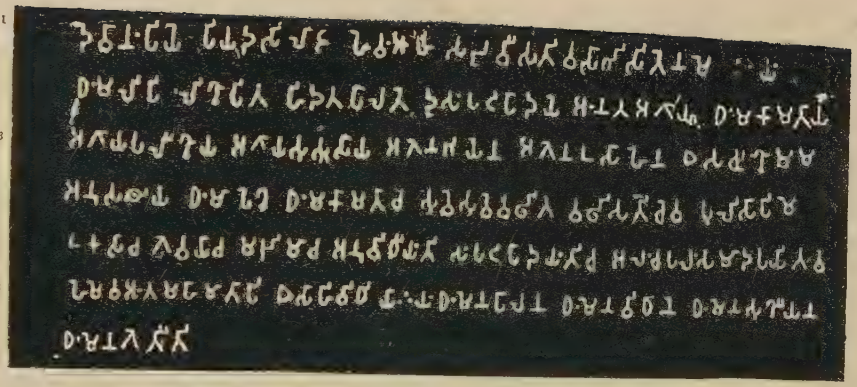

Bild 139. Von Asokas Felsen-Edikt zu Dauli in Brāhmi-Schrift. (S. 291.)

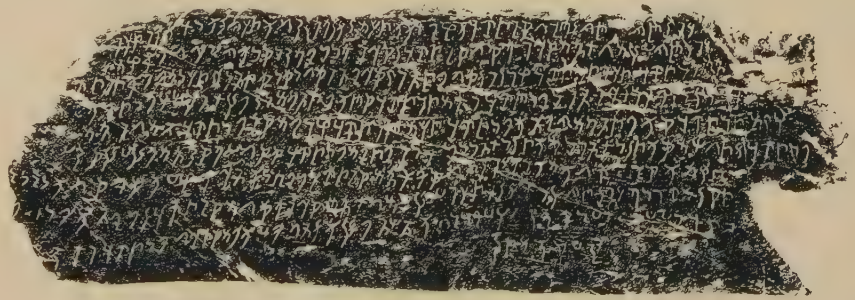

Bild 140. Asokas Felsen-Edikt von Shāhbāzgarhi in Karoschthi-Schrift. (S. 291.)

Bild 141. Buddhagaja. Säule mit Weiheinschrift von Asoka an Buddhas Geburtsstätte. (S. 296.)

In dem Bilde versteinerter Ruhe begegnen sich der brahmanische und buddhistische „Buddha" so vollkommen, daß der letztere dem Erlösungsideal keinen neuen Zug beifügen konnte. Was der Zynismus dieser Apathie zu leisten vermochte, das hatte der Jogin in seinem Nirwāna längst erreicht, bevor Gotama den Pfad der Erlösung betrat. Aber während in der brahmanischen Erlösungslehre das eine, unwandelbare Brahma als das wahre Wesen aller Dinge bleibt, „vertieft" Buddha in seinem Nirwāna das Erlöschen der phänomenalen Welt zum absoluten Illusionismus. Ihm bezeichnet Nirwāna den Augenblick, in dem jeder Schatten des Seins überhaupt verweht. Der Mensch erlischt im Nirwāna so vollständig, daß von ihm ebensowenig eine Spur haften bleibt wie vom Fluge des Vogels, der eben die Luft durchschnitten hat. Im brahmanischen Nirwāna geht die Persönlichkeit zu Grunde, um den Weg zum wahren Sein zu eröffnen. Das Individuum schlägt die Scheinwelt nur deshalb in Trümmer, um zu dem durch sie behinderten Aufblick zu dem einen, wahrhaft göttlichen Sein zu gelangen. Das beseligende positive Ziel ist da die Hauptsache, die Nichtigkeit der Welt nur die unvermeidliche Kehrseite. Im Buddhismus fällt dieses Ziel weg; denn die göttliche Wesenheit fehlt. Für ihn besteht nur das Elend des Daseins. Das Endziel des buddhistischen Erlösungsprozesses beruht lediglich auf der Befreiung von allem Schmerz. Wenn dem Brahmanismus der Weltprozeß als der Traum eines Gottes gilt, so setzt der Buddhismus den Traum an die Stelle des träumenden Gottes selbst. Der Mensch ist in einer Illusion befangen, wenn er hinter dem Schein der Sinnenwelt noch ein reales Sein sucht. Aus diesem Traum weckt Buddha den Erlösungsbedürftigen nur, um ihn in den Abgrund des Nichts zu schleudern. Bei der Entwicklung dieses Grundgedankens tritt jedoch das im Nirwāna sich erschließende „Nichts" vor der Pflege der sittlichen Tugenden zurück, durch welche der Weg zur Erlösung geebnet wird: Gerechtigkeitssinn, Wahrheitsliebe, Menschenfreundlichkeit, Selbstbezähmung.

Basis der Lehre des Buddha bilden die vier Grundwahrheiten: Erstens die Wahrheit vom Übel. Sie lautet: Geburt, Krankheit, Tod bringen Schmerz hervor. Alle Zustände, die mit dem Selbstbewußtsein verbunden sind, sind Ursachen des Übels. Die zweite Wahrheit erklärt das Entstehen des Übels. Die Einwirkung der äußeren Welt auf die Sinne erzeugt Verlangen und den Trieb zur Sinnlichkeit. Die dritte Wahrheit lehrt das Aufhören des Übels durch das völlige Überwinden des heftigen Verlangens. Die vierte Wahrheit eröffnet den Pfad, der zur Überwindung führt. Dieser Pfad ist achtfach. Er umfaßt den richtigen Blick, der die Wahrheit vom Irrtum zu unterscheiden weiß, den richtigen Sinn und die richtige Auffassung der Wahrheit, die richtige Rede, die richtige Handlungsweise, die richtige Lebe-

weise, das richtige Streben nach der völligen Erlösung, das richtige Gedächtnis und die richtige Meditation.

Alle lebenden Wesen sind dem Übel unterworfen. Götter, Dämonen, Menschen und Tiere sind nur verschiedene Stufen der äußeren Existenz; die menschliche Existenz ist die beste; denn nur in ihr kann die Erlösung bewirkt werden. Auch der „Buddha" ist das Resultat langgeübter, wiederholter guter Handlungen und Liebesakte in früheren Geburten. Es gibt in der Theorie noch unzählige Buddhas: solche, die nicht das Gesetz der Erlösung predigten, und solche, die es verkündeten; von diesen gehört je einer zu einer Weltperiode. Er muß in einer Existenz mit einem andern „Erleuchteten" zusammengetroffen sein und diesem gegenüber den Wunsch geäußert haben, Buddha zu werden. In seinen Vorstufen heißt das Wesen, welches durch eine besondere Heilstat mit dem ausgesprochenen Wunsche, Buddha zu werden, seine Qualifikation dazu erlangt hat, Bodhisatwa, d. h. einer, dessen Wesenheit (satwa) die Erkenntnis (bodhi) ist.

Der historische Gotama Buddha hat, wie seine Vorgänger, 550 Wiedergeburten durchlaufen, als Mensch, als Gott, als Tier, bis er seine letzte Geburt als Sohn der Maja erlangte und dann unter dem Feigenbaum zur neuen Erkenntnis sich durchrang. Um Schüler brauchte der neue „Buddha" nicht verlegen zu sein. Sie fanden sich bald in einem Lande, das von Aszeten überlaufen war.

Die buddhistische Gemeinde scheint sich von Anfang an hoher Gönner unter den kleineren Fürsten erfreut zu haben. Darauf weisen mancherlei Legenden hin, die von fürstlicher Freigebigkeit zu berichten wissen. Gleichwohl dehnte die neue Aszetengemeinde ihre Eroberungen nur wenig über die Grenzen von Magadha aus. Ja selbst in dieser Heimat blieb sie weit hinter der alten brahmanischen Religion zurück. Tschandragupta, der Besieger des Königs Seleukos, bekannte sich ebensowenig zur buddhistischen Lehre wie dessen Nachfolger Bimbisāra. Erst unter dem dritten König der von Tschandragupta begründeten Maurja-Dynastie trat ein glänzender Umschwung ein. Sein Name ist Asoka. Er bekannte sich offen zur buddhistischen Gemeinde und wurde deren Beschützer. Die heiligen Bücher wissen von dem Glaubenseifer des Fürsten unglaubliche Dinge zu erzählen. Er soll nicht weniger als 84 000 Heiligtümer in seinem weiten Reiche errichtet, mehrmals soll er sein ganzes Reich den Anhängern Buddhas geschenkt und von ihnen wieder zurückerhalten haben.

Wertvoller als alle jene sagenhaften Berichte, von denen nur mit äußerster Vorsicht Gebrauch gemacht werden kann, ist das, was er selbst von sich in den von ihm über das ganze Reich verteilten Inschriften erzählt. Es sind königliche Edikte. Asoka verkündet darin dem Volke, wie Pijadasi, der göttergeliebte König, sich des wahren Glaubens und seiner Bekenner an-

genommen, wie er bemüht war, Straßen, Brunnen, Hospitäler anzulegen zum Nutzen aller lebenden Wesen. Die Inschriften sind in ihrer Art unter den Inschriften des Altertums geradezu einzig.

Asokas Regierung umfaßt volle 40 Jahre; daraus ergibt sich, daß er ziemlich jung den Thron bestieg. Vor seiner Thronbesteigung verwaltete er vorübergehend als Vizekönig zuerst das Pandschab mit der Hauptstadt Taxila, später das westliche Indien mit der Hauptstadt Ujjain. Von den elf ersten Regierungsjahren ist nichts bekannt, außer dem feierlichen Krönungsfeste, das im dritten Jahre der Thronbesteigung abgehalten wurde. Im zwölften Jahre begann Asoka seine großen Eroberungszüge, die sich nach und nach bis tief in den Süden des Dekan erstreckten. Blutig war der Krieg gegen Kalinga, das heutige Gebiet von Orissa. Der Sieger spricht von 150000 Personen, die in die Gefangenschaft geschleppt, von 100000, die erschlagen wurden. Das Bild dieses furchtbaren Jammers rief in König Asoka Gewissensbisse wach. Der Schmerz über das Elend, das er über so viele Tausende von Leben heraufbeschworen, ebnete dem Einfluß jener Mönchsgemeinde die Bahn, die es sich zur Aufgabe gestellt, den Weg der Erlösung durch Schonung alles Lebenden zu zeigen. Wie es den buddhistischen Mönchen gelang, den König für ihre Lehre zu gewinnen, entzieht sich unserer Kenntnis. Eines nur steht fest: Vier Jahre nach der Eroberung Kalingas bekennt er in einer Inschrift, „daß der Verlust von Hunderttausenden von Menschenleben, die teils in Kalinga erschlagen teils in die Gefangenschaft geführt wurden, für seine Majestät ein Gegenstand tiefer Trauer sei".

Von jetzt an trat ein Umschwung in seinem Leben ein; er wurde ein begeisterter Freund und Förderer der buddhistischen Gemeinde. Ohne den andern religiösen Gemeinschaften seine Huld zu versagen, wandte er doch seine Gunst in erster Linie den Jüngern Buddhas zu. „Die erhabenste Eroberung", so erklärt er, „ist jene, die mit Hilfe des heiligen Gesetzes gemacht wird." Er bittet seine Nachfolger, sich doch von der Vorstellung loszureißen, daß die Eroberung von Königreichen die Hauptaufgabe der Könige ist. Im sechzehnten Regierungsjahre verkündete er in einem Zyklus von 14 Edikten die Grundprinzipien seiner auf das heilige Gesetz Buddhas gegründeten neuen Verwaltung. Diese Edikte wurden bis an die äußersten Punkte des Reiches in Felsen eingegraben. Wir finden sie hoch oben im Norden an der Grenze Afghanistans in Shâbâzgarhi, 56 km nordöstlich von der alten Hauptstadt des Königreiches Kabul, in Mansêra im Fünfströmeland, an den Abhängen des Himalaja in Kâlsi und in der Umgebung von Mussoorie, auf der Halbinsel Gudscherat in den Felsen des heiligen Berges von Girnar, in Sopârâ, nicht weit von Bombay, und am entgegengesetzten Ende der Halbinsel in Dauli nahe bei Cuttak in Orissa, in Jaugada im Süden, in der heutigen Provinz Madras. Die Felseninschriften in den von König Asoka eroberten

Grenzländern umspannen Entfernungen, die von Madrid bis St Petersburg, von Stockholm bis Neapel reichen. Damit nicht zufrieden, ließ er seine Edikte auf Säulen eingraben, die an verschiedenen Punkten im Innern des Reiches aufgerichtet wurden. Diese Säuleninschriften ergänzen die Felseninschriften. Die berühmtesten sind die beiden Säulen, welche heute in Dehli und im Hofe des Forts von Allahabad sich befinden. Daneben hat man aber noch eine Reihe kleiner Inschriften entdeckt, drei Höhleninschriften in Barābar, zwei Pfeilerinschriften an der Geburtsstätte Buddhas, und vor allem das königliche Edikt von Bābrā. Dieses Dokument fand sich in einem einsamen Kloster in dem Hügellande von Radschputana und bildet eine Klasse für sich. Asoka war buddhistischer Mönch geworden. Zwar blieb er noch im Besitze der königlichen Würde, aber er hatte das Mönchsgewand angelegt und folgte den Vorschriften der Mönche, während er die Leitung der Regierungsgeschäfte andern überließ. Das Edikt wendet sich an die Mönche, an die Schüler und Schülerinnen der buddhistischen Gemeinde und empfiehlt ihrer Aufmerksamkeit vor allem sieben Stellen der heiligen Bücher. Sie sollen sich eifrig der Betrachtung und dem Studium der Worte Buddhas widmen und dabei festhalten, daß alles, was der ehrwürdige Buddha gesagt hat, gut gesagt ist.

Die Persönlichkeit, welche in diesen Inschriften sich ausspricht, war unstreitig eine hervorragende Herrschergestalt. Sieht man auch ganz von dem Legendenkranz ab, der Asoka in der späteren Überlieferung umgibt, so genügt ein flüchtiger Blick über das von ihm geschaffene Reich, um die Bedeutung Asokas als Herrscher zu erkennen. Er begründete ein indisches Reich, so groß, wie es nach ihm von keinem Hindufürsten mehr geschaffen worden ist. Erst unter den Mogulkaisern erstand wiederum eine Herrschaft in diesem gigantischen Umfange.

Aber noch bezeichnender tritt die Herrschergröße in seiner Stellung zum religiösen Leben der unterworfenen Völker hervor. Ohne sich ganz von dem brahmanischen Leben loszusagen, glaubte er doch in der buddhistischen Mönchsgemeinde eine Einrichtung gefunden zu haben, auf die er die größten Hoffnungen für die Wohlfahrt des Reiches setzte, und so begann er denn in jeder Weise die aszetische Verbrüderung zu fördern und vor allen andern zu bevorzugen. Er zog die buddhistische Klostergemeinde aus dem Halbdunkel, das sie immer noch umgab, hervor und wies ihr die Wege an, auf denen sie sich ausbreiten konnte. Darin liegt Asokas weltgeschichtliche Bedeutung. Von ihm leitet sich die schnelle Entwicklung und Ausbreitung des Buddhismus über Ostasien her. Wenn die einfache Mönchsgemeinde sich zu einer das halbe Asien beherrschenden religiösen Gemeinde entfaltet hat, so ist dies auf Asoka zurückzuführen. Er war es, der ihr den mächtigen Stoß vorwärts gab. Jetzt beginnen die Wanderungen der buddhistischen

Prediger hoch hinauf bis in den Himalaja und tief hinab bis nach Ceylon. Asokas eigener Sohn verpflanzt die buddhistische Gemeinde nach Ceylon, seine besten Freunde predigen die Lehre in den Tälern des Himalaja.

Kein Ereignis im Leben Buddhas war so wichtig wie diese Erleuchtung unter dem Baume der Erkenntnis. Darum wandte Asoka dem Orte, auf dem sich die Erleuchtung vollzog, die größte Verehrung zu. Man kann mit voller Sicherheit annehmen, daß die Stätte, mit der nachweislich seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. dieses Ereignis verbunden wird, wirklich der Ort ist, wo Buddha glaubte, am Ziele der Erkenntnis angelangt zu sein. Asoka ließ die Stätte mit einem, aus mächtigen Quadern zusammengesetzten, mit Medaillons geschmückten Steinzaun umgeben. Die Stelle, wo Buddha sich zu der erlösenden Betrachtung niedergelassen hatte, wurde in eine erhöhte Terrasse umgewandelt, in deren Unterbau allerlei Kostbarkeiten, Perlen, Goldblättchen, Edelsteine niedergelegt wurden. Von diesem Steinzaun sowohl wie von der Terrasse sind noch Teile erhalten. Wenn sie auch künstlerisch von geringer Bedeutung sind, so bilden sie doch religionsgeschichtlich eines der allerhervorragendsten Denkmäler Asiens, und wenn man sich im Angesichte des zerfallenen Bauwerkes das gewaltige Völkerleben vor Augen hält, das unter dem Einfluß jener vorgeblichen mystischen Erleuchtung steht, die Gotama zur Buddhawürde erhob, dann kann man sich auch heute noch der Macht des Eindruckes nicht entziehen, den diese Stätte wachruft. Der seltsame Erlösungsgedanke, der hier verwirklicht wurde, hat sich das halbe Asien erobert. Aber mit welchen Mitteln?

Die Schule, welche Buddha begründete, war ursprünglich eine philosophische Schule. Erst allmählich erweiterte sie sich zu einer religiösen und volkstümlichen Gemeinde. Diese volkstümliche Gemeinde bedurfte aber eines sinnenfälligen Zeichens der Andacht, eines greifbaren Unterpfands der durch Buddha erreichbaren Erlösung. Es liegt nun einmal tief in der menschlichen Natur begründet, daß sie für ihr religiöses Sinnen und Denken einen sinnenfälligen Ausdruck sucht. Sie greift nach äußeren, durch den Kultus geweihten Gegenständen, um darin eine Stütze ihres Strebens und Hoffens zu finden.

Eine solche Stütze bot sich der jungen buddhistischen Gemeinde in dem längst bestehenden altindischen Brauche, die Asche großer und heiliger Männer in der Form von Grabheiligtümern und Reliquienschreinen zu verehren. Der Reliquienkultus wurde das älteste und wichtigste Mittel der buddhistischen Propaganda. Erst viel später gesellte sich dazu unter einem von außen kommenden fremden Einfluß der Bilderkultus. Auf den Ursprung und das Alter des Kultus von Buddha-Reliquien wirft ein Fund, der vor beiläufig zehn Jahren in der Heimat Buddhas gemacht wurde, ein helles Licht. Ich hatte diesen Fund bereits bei meinem ersten Besuche des Indian Museum

in Kalkutta zu sehen Gelegenheit gehabt. Die Rückkehr nach der Hauptstadt gab mir die Muse, die bedeutsamen Reste des ältesten Buddha-Kultus eingehender zu prüfen. Sie sind um so interessanter, als sie fern den Ufern des Ganges auf den Voralpen des Himalaja im heutigen Nepal entdeckt wurden.

19. Dezember 1904.

Nepal ist ein durch seine geographische Lage wie durch seine volkstümliche Entwicklung gleich bemerkenswertes indisches Fürstentum. Tief in die Spalten und Falten des Himalaja hineinragend, umfaßt das Land im Norden die höchsten Kolosse der Welt. Nach Süden sich in dem Maße abstufend, als es sich der Gangesebene nähert, teilt es sich in weite Täler mit üppigem Waldwuchs und Weidegrund. In einem dieser Täler liegen dicht beieinander die drei bedeutendsten Städte Nepals, die den Kern des Fürstentums bilden: Kathmandu, Patan, Bhatgaon. In ihnen hat sich ein ganz eigenartiges indisches Leben entwickelt, eine Mischung von brahmanischem und buddhistischem Kultus, ein Durcheinander von schiwaitischen und wischnuitischen, von lamaistischen und tibetanischen Elementen. Dieses wunderliche Gemisch prägt sich malerisch in dem Tempelschmuck aus. Gerade in ihrem seltsamen Durcheinander von allerlei Stilarten entfalten die drei vornehmsten Städte von Nepal ein Bild, wie es sich an keinem andern Orte Indiens findet. Man mag den Stil barbarisch nennen, aber die Größe der Bauten, die Mannigfaltigkeit der Umrisse, der Reichtum der Schnitzarbeiten, die Pracht der Farben, das alles wirkt zusammen, um diesen Städten einen höchst phantasievollen Ausdruck zu geben. Alle möglichen Formen finden sich hier zusammen: mächtige Glockentürme, bei deren Anblick man sich nach Birma und Siam, zwischen die Glockenpyramiden von Pagan oder von Bangkok versetzt glaubt, schiwaitische Tempeltürme, die den Reisenden nach Benares zurücktragen, schlanke, in drei und fünf Stockwerken emporsteigende Pagoden, daß man China vor sich zu sehen glaubt. Ein in seiner Art großartiger Tempel ist das dem Paçupati geweihte Heiligtum von Patan. Die vielen großen und kleinen Pyramidendächer, die sich hier zusammendrängen, rufen ein so eigenartig fremdes, groteskes Bild hervor, wie es sich nur in diesen Tälern des Himalaja scheint entfalten zu können. Mit Patan wetteifert an Tempelpracht die Stadt Bhatgaon. Auch hier waltet die in vielen Stockwerken sich emportürmende Pyramide vor. Daneben erscheint der phantastische Turm des bengalischen Tempels, und nicht weit davon tritt eine riesige Glocke hervor, die uns sofort in die buddhistische Welt hinein versetzt. Wenn man den Blick über dieses Vielerlei der wunderlichen Gestalten schweifen läßt, dann begreift man wohl den Einfluß, den der in jenen Schöpfungen versinnlichte Kultus auf die halbzivilisierte Bevölkerung machen muß.

Bild 142. Patan. Palast und Tempel. (S. 294.)

Bild 143. **Patan. Buddhatempel.** (S. 294.)

Bild 144. **Bhatgaon. Hindutempel.** (S. 294.)

An den südlichen Abhängen dieses Gebirgslandes liegt das alte Kapilavastu. Es ist die gefeierte Heimat des Stifters der buddhistischen Religion. Dort wurde jener merkwürdige Fund gemacht, der heute zu den kostbarsten Schätzen des Indian Museum von Kalkutta zählt. Unterhalb Palpa breitet sich ein wunderschönes Stück Erde aus, reich an Bildern echter Hochgebirgsnatur. Wildwüchsige Wälder und frische Matten wechseln mit Felsen und Schluchten, zwischen denen der tosende Bergstrom seinen Weg zur Gangesebene sucht. In weiter Ferne ragen die mächtigen Zentralstöcke des Himalaja empor. Während noch das Auge die schwellende Fülle einer halbtropischen Zone genießt, leuchtet der ewige Schnee in blendender Weiße zu ihm herüber. Aber einen ungleich höheren Reiz empfängt dieses Bild landschaftlicher Schönheit durch den Schmuck eines historischen Denkmals, das in seinen Trümmern seltsam von der Umgebung absticht. In der Nähe von Palpa liegt der kleine Ort Rumin-dei. Rings um denselben zieht sich ein Ruinenfeld in einer Länge von 9 km. Es bewahrt unter seinem Schutte die Erinnerung an eine bedeutsame Epoche des indischen Geisteslebens. Die Kultur, die hier blühte, ist erstarrt, und wenn wir auf das die Höhen bewohnende Volkstum der Gegenwart blicken, so glauben wir uns erst auf den Vorhöhen der Zivilisation zu befinden. In den derben und gedrückten Gesichtern der Volksgruppen verrät sich kein Zug des feinen arischen Profils, aus dem die hohe geistige Entwicklung widerleuchtet. Und doch hat sich hier wieder einmal eine alte Überlieferung glänzend bewährt.

Die Legende berichtet, daß Buddhas Geschlecht zu den kampfeslustigen Wald-Radschputen gehörte, die das nepalesische Alpenland beherrschten. Es waren nicht halbzivilisierte Stämme, wie sie heute die Täler und Höhen bevölkern. Aus den Niederungen war arische Kultur friedlich erobernd emporgestiegen; das heilige Feuer des brahmanischen Opfers war entzündet und verkündete von Berg zu Berg den Triumph des brahmanischen Ideals von Religion und Recht. Aus der Mitte dieses Kulturlebens ging Gotama als Sprößling eines jener vielen kleinen Fürstengeschlechter hervor, welche sich in die Herrschaft der Vorlande teilten. Und in den Ruinen, die sich zwischen den Hütten von Rumin-dei ausbreiten, bewahrt die Gegenwart das Andenken der glanzvollen Zeit auf, während welcher Könige hier hinauf wallten, um die Geburtsstätte Buddhas zu verehren. Hier wurde der Begründer der neuen Religion als Sohn des Fürsten Suddhodana geboren; die Geburtsstadt führt in der Legende den Namen Kapilavastu. Lange Zeit war Kapilavastu in einer Örtlichkeit am Flusse Rawai, nördlich von Nagar Khas, gesucht worden. Daß der einst so hochgefeierte Geburtsort in den Voralpen des Himalaja unter einer halbzivilisierten Bevölkerung zu suchen sei, schien kaum wahrscheinlich. Da wurden vor beiläufig einem Jahrzehnt in den Trümmern des Örtchens die Reste einer Säule gefunden. Seit

mehr als 1000 Jahren liegt sie in Stücke gebrochen, unter den Ruinen; der obere Teil mit dem Kapitäl fehlt, der untere aber bewahrt eine merkwürdige Inschrift in den alten Schriftzügen des 3. Jahrhunderts v. Chr. Sie verkündet, daß der göttergeliebte König Pijadasi, nachdem er 20 Jahre gesalbt war, selbst kam und anbetete, indem er sprach: „Hier ist Buddha, der Sakja-Aszet, geboren."

König Asoka selbst also war es — denn damit ist Pijadasi gemeint —, der die Steinsäule aufrichtete und ihr die Inschrift gab: „Hier ist der Verehrungswürdige geboren." Der Legende zufolge kam Buddha in einem Lumbini genannten königlichen Haine zur Welt. Unschwer erkennt der Forscher in dem verwitterten Gepräge von Rumin-dei dieses alte Lumbini wieder, den Park, der die Geburtsstätte des Verkünders der neuen Erlösungslehre überschattete. Aus der Geburtsstätte war eine Wallfahrtsstätte geworden, und zahlreiche Heiligtümer erhoben sich rings um den durch die Tradition geweihten Ort.

An dieser Geburtsstätte Buddhas nun wurde der Fund gemacht, der die Entwicklung des Buddhakultus in ein ganz neues Licht rückt. Seit längerer Zeit hatten in der Umgebung die glockenförmigen Grabbauten die Aufmerksamkeit geweckt. Den Forschern sind sie als Reliquienheiligtum bekannt unter dem Namen Stūpa. Seit uralter Zeit wurden in Indien die Überreste verehrungswürdiger Männer in diesen meistens aus Backsteinen aufgeschichteten Hügeln begraben, und zwar so, daß die Überreste zusammen mit wertvollen kleineren Gegenständen: Goldblättchen, Perlen, Kristallen, in ein Gefäß verschlossen wurden. Dieses Gefäß wurde alsdann in einem größeren Behälter niedergelegt und darüber ein kegelförmiger Grabhügel errichtet. Eine Modifikation bestand darin, daß die eigentliche Reliquie in ein kleines Kristallglas oder in ein winziges Goldgefäß, gesondert von den übrigen vorschriftsmäßigen Teilen, gelegt und dieses Gefäß in einem größeren Behälter geborgen wurde. Auf diese Weise erhielt die Reliquie eine dreifache Hülle.

Einen Fund solcher Reliquien machte man an der Geburtsstätte Buddhas, und die Gefäße, die dort entdeckt wurden, sind es, die im Indian Museum von Kalkutta das höchste Interesse beanspruchen. Sind es wirklich Überreste des Religionsstifters, die in den Reliquienbehältern zusammen mit vielen andern Kostbarkeiten entdeckt wurden? Seit langer Zeit hatten die indischen Schatzgräber in den Grabhügeln gewühlt, ohne auf bemerkenswerte Funde zu stoßen. Anstatt der gehofften Goldschätze fand man jene Gefäße, in denen menschliche Überreste vermischt mit Perlen und Goldblättchen enthalten waren. Einer dieser Erdhügel, dicht bei der Ortschaft Piprahva gelegen, erregte vor allen andern durch seine Größe die Neugierde eines Landbesitzers der Umgebung, Mr Peppe. Dieser Herr

begann sich für das Denkmal zu interessieren und ließ nachgraben, indem er einen 3 m tiefen und $3^1/_2$ m breiten Graben quer durch den Erdhügel zog. Es wurde zunächst festgestellt, daß der ganze kegelförmige Erdhügel aus gut gearbeiteten großen Backsteinen aufgeschichtet war. Bald darauf konnte Mr Vincent Smith, einer unserer tüchtigsten indischen Archäologen, den Beweis erbringen, daß man einen buddhistischen Grabhügel, und zwar einen sehr alten, entdeckt hatte. Unter diesen Umständen kam es vor allem darauf an, ins Innere des Grabhügels einzudringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte sich in Übereinstimmung mit andern buddhistischen Grabhügeln im Zentrum eine Reliquienkammer befinden. So begannen denn die Ausgrabungen von neuem. Man öffnete einen Schacht und stieß zunächst auf eine kleine, zerbrochene Vase, bei der man einige Perlen, Kristallkugeln und Goldblättchen fand. Die Ausschachtung wurde fortgesetzt; etwa 3 m tiefer zeigte sich eine mit Erde gefüllte Röhre aus Backstein, die 34 cm Durchmesser hatte. Indem man dem Laufe der Röhre folgte, kam man auf eine schwere Sandsteinplatte, und es ergab sich bald, daß die Platte eine massive Truhe aus Sandstein verschloß. Die Deckplatte war infolge des auf ihr lastenden Gewichtes in vier Teile gespalten, aber trotzdem nicht zusammengebrochen. Als die Teile hinweggeräumt wurden, fand man das Innere in gut erhaltenem Zustand und den Inhalt der Truhe unberührt. Es wurden fünf Gefäße entdeckt; vier davon waren aus einer Tonmasse geformt, eines war aus Kristall. Die vier Tongefäße aus Seifenstein verrieten eine treffliche Technik. Von höchstem Interesse aber war das Kristallgefäß. Der Griff, mit dem der Deckel abgehoben wurde, hatte nämlich die Gestalt eines Fisches; die ganze Kristallfläche war außerordentlich fein geschliffen. Alle diese Gefäße ließen auf den ersten Blick erkennen, daß sie zur Aufbewahrung geweihter Überreste bestimmt, also Reliquiengefäße waren. Mit den Resten von Gebeinen fanden sich vermischt Goldblättchen in den verschiedensten Figuren: Löwe, Elefant, Kreuze, Sterne, Lotusblüten, dann Perlen, Amethyst, Topas, Kornelian, Korallen, Kristalle. Aber der kostbarste Fund war eine kurze Inschrift in den ältesten Schriftzügen, die rings um den halbkugelförmigen Deckel des kleineren Gefäßes eingeritzt war. Bühler deutete dieselbe folgendermaßen: „Dieser Reliquienbehälter (sarīra nidhāna) des erhabenen Buddha (ist die Schenkung) der berühmten Sakjabrüder zusammen mit ihren Schwestern, Söhnen und Frauen."

War die Reliquie echt? Der alten Legende zufolge wurden die Überreste Buddhas in acht Teile zerlegt und unter die vornehmsten Könige verteilt; ein Teil der Reliquien verblieb den Sakjabrüdern, d. h. den Stammesgenossen Sakja-Munis. Ist es dieser Anteil des kleinen Fürstentums, der in den gefundenen Reliquien erhalten geblieben ist? Rhys Davids hat jene Ansicht mit guten Gründen verfochten, und Mr Vincent Smith ist bereit,

der Annahme zuzustimmen, daß der Grabhügel, welchen Mr Peppe öffnete, in der Tat die Überreste enthält, welche von den Sakja kurz nach dem Hinscheiden Buddhas feierlich bestattet wurden. Unter dieser Voraussetzung wäre der Fund von Piprahva wirklich einer der kostbarsten Funde, die im Laufe der letzten Jahrzehnte gemacht wurden. Wir hätten dann tatsächlich einen Teil der sterblichen Überreste jenes merkwürdigen Mannes, zu dessen Lehre sich die Hälfte der asiatischen Menschheit bekennt. Daß die Inschrift sich auf geweihte Reste bezieht, die mit Buddha in Verbindung stehen, ist gewiß. Ist die Inschrift so zu deuten, wie sie zuerst Bühler und nach ihm Pischel mit einigen Verbesserungen gelesen hat, dann kann über die Echtheit des überlieferten Restes kein Zweifel bestehen. Denn aus der Art, in der die Reliquie aufbewahrt wurde, ergibt sich, daß sie bis zum Tage, da sie aus dem Dunkel der unterirdischen Kammer ans Licht trat, unberührt geblieben ist. Keine fremde Hand war vorher eingedrungen, hatte die Truhe geöffnet, die Gefäße ausgeplündert.

Es ist nun für den Religions- und Kunstforscher von hohem Interesse, festzustellen, daß spätestens im 4. Jahrhundert v. Chr. eine Sitte bestand, wie sie später an allen heiligen Orten des Buddhismus beobachtet wurde. Die Heiligtümer an der Geburtsstätte Buddhas unterscheiden sich weder in der Anordnung noch in dem Aufbau von den späteren Wallfahrtsorten des Buddhismus. Es handelt sich also um eine ununterbrochene Linie der Entwicklung in der Geschichte des buddhistischen Reliquienkultus. Um die Bedeutung dieser Grabkuppeln zu würdigen, muß man die buddhistischen Länder in ihrem so charakteristischen Gepräge kennen gelernt haben.

Noch schwebt mir lebhaft das Bild vor Augen, in dem sich die buddhistische Kulturwelt von China bis Birma, von der weitausschauenden Glockenpyramide im kaiserlichen Park von Peking bis zur Riesenglocke der Schwai Dagun-Pagode in Rangun darbietet. So viele und so grundverschiedene Völker und Länder liegen dazwischen; aber wo immer den Wanderer seine Fahrten hinführten, ob an die Ufer des Jangtsekiang oder des Mekong, stets trat ihm diese eigentümliche Glockenform entgegen als Ausdruck des Kultus, den die buddhistische Gemeinde pflegt. Wenn wir die großen Wallfahrtsorte in Birma, Mandale, Pegu, Rangun besuchen, so überrascht uns die massenhafte Anhäufung dieser Glockentürme und Türmchen rings um die Riesenpyramide. Wir sind einen Augenblick geneigt, diesen Gebrauch auf die ins Phantastische hinüberschweifende, an grotesken Kultusformen sich erfreuende Phantasie der buddhistischen Völker zurückzuführen.

Dies trifft nicht zu. Das Bild, das dem Besucher dieser hinterindischen Länder so wunderlich vorkommt, führt ihn in die älteste Epoche des Buddhismus, an die Geburtsstätte des buddhistischen Kultus zurück. Ganz so wie heutigestags die gläubigen Buddhisten Siams, Birmas, Kambodschas ihre

Bild 145. **Reliquiengefäße von Piprâvâ** (S. 297.)
× Gefäß mit Überresten von Buddha und Widmung in Asokas Schrift.

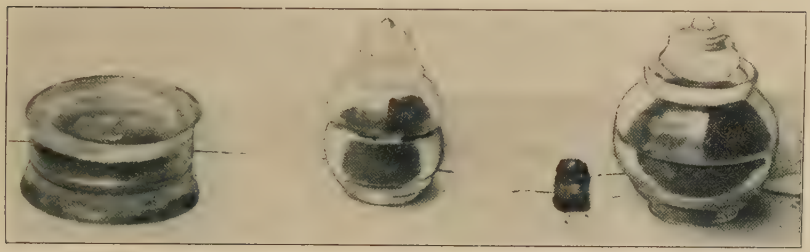

Bild 146. **Kristallgefäße mit Reliquien von Bhattiprolu.** (S. 299.)

Bild 148. **Reliquiengefäß von Bhattiprolu.** (S. 299.)

Bild 147. **Metallplättchen von Bhattiprolu.** (S. 299.)

Bild 149. **Kristallzylinder von Bhattiprolu.** (S. 299.)

Bild 150. Kupfergefäß von Manikyala mit Widmung in Gandharaschrift. (S. 301.)

Bild 151. Fundstücke aus Manikyala. (S. 302.)

Bild 152. Silbernes Reliquiengefäß von Manikyala. (S. 302.)

Bild 153. Goldenes Reliquiengefäß von Manikyala. (S. 302.)

Bild 154—158. Kleine Fundstücke von Manikyala. (S. 301.)

Bild 159. Goldenes Reliquiengefäß von Manikyala. (S. 302.)

Bild 162. Verehrung des Reliquienschreins. Relief aus Barhut. (S. 304.)

Bild 160. Kaiser Shotoku Taishi, Reliquien verehrend. (S. 304.)

Bild 161. Japanisches Reliquiarium in Bronze. (S. 304.)

Bild 163. Inschrift Kanischkas aus dem Pandschab. (S. 303.)

Glockenpyramiden stiften, so baute schon die älteste Gemeinde Buddhas Reliquienschreine. Der erste Reliquienschrein, der entdeckt wurde, ist allem Anschein nach die Grabkammer, auf welche Jonathan Duncan 1794 bei seinen Nachforschungen in dem großen Grabhügel von Sarnath bei Benares stieß. Die Reliquienkammer fand sich in einer Tiefe von etwa 9 m und enthielt nach des Entdeckers Angaben ein Marmorgefäß, in dem sich Reste menschlicher Gebeine, Perlen, Goldblättchen und Spuren kostbarer Steine fanden. Der Inhalt entsprach also genau den Vorschriften, die für die Aufbewahrung geweihter Überreste gegeben werden.

Eine schöne Sammlung solcher Reliquienbehälter sah ich im Indian Museum. Es sind meistens Tongefäße. Der Rand des Halses ist gewöhnlich mit einem Lotusmuster geschmückt, dem Deckel des Gefäßes wird mit Vorliebe die Glockenform gegeben, um dadurch auf den Zweck desselben als Reliquienbehälter hinzuweisen. Die beiden nordindischen Zentren des Kultus, Taxila im Pandschab und Mathura, haben besonders schöne Reliquienbehälter geliefert. Ein interessantes Stück, das an letzterem Ort gefunden wurde, ist eine winzig kleine goldene Dose, die einer Pillenbüchse ähnlich sieht. Ein anderes Gefäß aus Mathura trägt die Inschrift: „Darin findet sich eine Reliquie zu Ehren aller Buddhas." Einen wertvollen Reliquienfund machte Mr Boswell in einem Grabhügel von Gudiwāda in Südindien. Als man die prächtigen Steinmassen der Grabkuppel für den Ausbau einer Straße benutzte, stießen die Arbeiter auf eine Reliquienkammer, in deren vier Ecken je ein Gefäß zur Aufbewahrung heiliger Überreste stand. Unter einer Platte von schwarzem Granit, 64 cm im Durchmesser, fand sich ein Behälter aus weißem Marmor, in welchem ein zweiter, kleinerer Behälter, ebenfalls aus weißem Marmor, steckte. Dieser zweite Behälter enthielt ein weißes Marmorkästchen, in dem sich eine verschlossene Kristallbüchse als eigentlicher Reliquienbehälter befand. Man entdeckte darin eine Anzahl Gold- und Silberblümchen, einige Perlen und Korallen. Von noch größerem Werte sind die Funde von Bhattiprolu, drei mit Weiheinschriften geschmückte Behälter, die uns in die Zeit Asokas, also in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. zurückführen.

Bhattiprolu ist ein Dorf in der Präsidentschaft Madras, südlich vom Krischnafluß. Dort entdeckte man vor nahezu 40 Jahren einen buddhistischen Stūpa. Aber wie es bei den meisten ähnlichen Bauwerken geschah, so hatte man auch hier die mächtige, aus Ziegelsteinen aufgeschichtete Steinkuppel als Steinbruch für die Anlage von Häusern und Straßen benutzt. Bei weiteren Nachgrabungen stieß man nun in der Tiefe auf einen aus sechs Platten zusammengesetzten Behälter, der ein Tongefäß barg, in welchem sich eine mit Perlen, Goldblättchen und etwas Asche gefüllte Kristallbüchse befand. Dieser ältere Fund regte Anfang der 1890er Jahre zu neuen Nachforschungen

an und führte zur Entdeckung von drei Reliquienbehältern, die zu den besten zählen, die jemals aufgefunden wurden. Der erste jener Behälter war ein ausgehöhlter Stein. In der Höhlung befand sich ein kugelförmiges Gefäß, dessen gewölbter Deckel abgehoben werden konnte. Als derselbe entfernt wurde, entdeckte man ein längliches, hexagonales Kristallgefäß, dessen Flächen mit einer Inschrift geschmückt waren; daneben lagen ein Kupferring und einige Perlen. Das Kristallgefäß enthielt die Reliquie zusammen mit den gebräuchlichen Weiheartikeln: Goldblätter, Perlen und Korallen.

Bei weiterem Nachgraben stieß man auf einen zweiten Reliquienschrein. In der Höhlung des Steines befand sich ein fein gearbeitetes Kristallgefäß, dessen Deckel die Gestalt einer spitz zulaufenden Glocke hatte. Drinnen lagen nicht weniger als 164 Goldblättchen in verschiedener Größe und außerdem eine Anzahl Perlen. Merkwürdigerweise aber fand man keine Spur einer Reliquie. In noch tieferer Lage kam man einem dritten Reliquienbehälter auf die Spur. In der Steinhöhlung fand sich ein der zweiten Reliquie ähnliches Kristallgefäß, nur etwas größer. Darin eingeschlossen entdeckte man einen Beryll, aus dem eine winzig kleine Dose als eigentlicher Behälter der Reliquie kunstvoll herausgearbeitet war; rings um die Dose lagen Goldblättchen und Perlen.

Die Inschriften, deren Schriftzüge in das 3. Jahrhundert v. Chr. zurückweisen, geben uns, soweit sie erhalten sind, einen interessanten Einblick in das buddhistische Leben jener Epoche. Auf dem ersten Reliquienkästchen heißt es, daß „von dem Vater des Kura, der Mutter des Kura und von Kura selbst in Verbindung mit Siwa ein Reliquiengefäß und ein Kristallglas gewidmet wurden zur Aufbewahrung von Reliquien Buddhas". Aus den Resten der zweiten und dritten Inschrift läßt sich noch erkennen, daß es sich um die Weihegabe einer ganzen Gilde handelt. Die gemeinsame Stiftung einer Gilde künden auch die achte und neunte Inschrift an; die sechste spricht von einer Familiengabe. Ähnlich wie in den Inschriften der nordwestlichen Felsentempel erscheinen hier im Süden neben den Familien besonders die Zünfte als Stifterinnen von Reliquienschreinen.

Zu den wertvollsten und interessantesten Reliquienfunden gehören jene, welche im Fünfströmeland gemacht wurden. Bereits in den ersten Dezennien des letzten Jahrhunderts stieß man auf merkwürdige Reliquienschreine in der Umgebung des alten Taxila, der Hauptstadt des von Alexander d. Gr. besiegten König Porus. In einem kleinen Erdhügel fand Mr Westropp einen kreisförmigen Behälter aus Stein, der mit feinem Geschmack bearbeitet war. Als er den Deckel aus Sandstein abhob, zeigte sich eine kleine ausgehöhlte Kristallfigur in Gestalt eines Flamingo. Sie enthielt ein dünnes Goldplättchen, auf dem eine Weiheinschrift eingegraben war, aus der hervorgeht, daß der Schrein angeblich über einer Reliquie von Buddha errichtet worden

war. In einem andern Kegel wurde eine Kupferplatte gefunden, deren Inschrift besagt, daß ein Verehrer Buddhas eine „Reliquie des erhabenen Sakja-Muni und ein Kloster zu Ehren aller Buddhas und zu Ehren der Eltern stiftete". Von besonderem Interesse ist die buddhistische Stiftungsformel „zu Ehren des Vaters und der Mutter". Sie kehrt in verschiedenen Schenkungsurkunden wieder. So heißt es in der Inschrift aus der Regierungszeit des Königs Gundapharna (zwischen 20—50 n. Chr.): „Im 26. Jahre des großen Königs Guduphara, im 103. Jahre der geltenden Zeitrechnung . . . zu Ehren seines Vaters und seiner Mutter."

Eine der herrlichsten Gruppen von Grabheiligtümern findet sich in der Umgebung des Dorfes Manikyāla zwischen Hydaspes und Indus. Es wurden hier 15 Stūpa entdeckt, unter denen ein großer Grabhügel hervorragt, den man schlechthin den Stūpa von Manikyāla genannt hat. Es ist ein Riesenkoloß, und wenn er auch vielleicht an Umfang ein wenig hinter den größten Stūpa von Ceylon zurücksteht, so übertrifft er doch durch seine Größe alle Reliquienheiligtümer des indischen Festlandes und zählt zu den bemerkenswertesten Denkmälern des Kultus und der Kunst des Buddhismus.

Das Denkmal erhebt sich in Gestalt einer majestätischen halbkreisförmigen Kuppel mit einem Durchmesser von 42 m und einem Umfang von 133 m zu einer Höhe von 87 m. Ein breiter Prozessionspfad zieht sich rings um die Kuppel, zu deren Terrasse vier Stufenanlagen emporführen. Die Wandfläche des Unterbaues, auf dem der Prozessionspfad angelegt ist, wird durch einen Säulenkranz harmonisch gegliedert.

Seine größte Bedeutung hat der Stūpa von Manikyāla durch den berühmten Reliquienfund erhalten, den General Ventura hier machte. In bestimmten Abständen fanden sich drei Niederlagen von Reliquien, jede tiefer gelegene wertvoller als die vorausgehende. Die Ausgrabungen begannen am 27. April 1830 auf der Südseite, und zwar am Fuße der Kuppel. Als Ventura von dort aus nur auf loses Steinmaterial stieß, wurde am nächsten Tage die Spitze der Kuppel angebohrt. Das erste, was gefunden wurde, waren sechs Münzen. Am 1. Mai stieß man in einer Tiefe von 4 m auf eine rechteckige Steinmasse, die zunächst eine Anzahl von Silber- und Kupfermünzen ergab. Am 8. Mai fanden die Arbeiter einen Behälter aus Kupfer; er wurde geöffnet und darin ein kleines Gefäß aus reinem Gold mit einer kunstvoll gearbeiteten Spitze entdeckt. Das Goldgefäß enthielt eine Gold- und zwei Silbermünzen und einen Goldring mit einem Saphir als Einlage. Der Fund ermutigte; es wurde tiefer gegraben. Viele Mühe kostete es, den Schacht senkrecht in die Kuppel hineinzutreiben. Am 25. Mai stieß man auf einen zweiten rechteckigen, aus Steinplatten gebildeten Behälter. Darin fand sich ein Kupfergefäß, dessen Deckel verwittert war. Den Hauptinhalt des Kupfergefäßes bildete ein kleines, goldenes

zylinderförmiges Reliquiar. Nun beeilte sich Ventura, noch tiefer zu kommen. Zunächst wurde eine Kupfermünze gefunden, und am 31. Mai belohnte der Hauptfund die Anstrengungen des Forschers. Eine große Steinplatte deckte eine weite Höhlung. Mit großer Mühe wurde sie entfernt, und man fand eine kleine, in den Stein gehauene Kammer, die mit Sand und Steingebröckel gefüllt war. Sorgfältig wurden Sand und Steine entfernt, und nun lag der Hauptreliquienschatz vor aller Augen. Das erste, was der glückliche Entdecker sah, war ein Kupfergefäß. Als er dasselbe öffnete, fand er ein kleineres Gefäß aus Messing, ausgezeichnet erhalten, worin ein zylinderförmiges Goldgefäß steckte. Als der Deckel gereinigt wurde, traten die Schriftzüge einer Widmung hervor. Neben dem Goldgefäß lagen Gold-, Silber- und Kupfermünzen.

Die Art, in der hier der heilige Schatz geborgen wird, beleuchtet in einem der schönsten Beispiele den indischen Brauch der Reliquienaufbewahrung.

Das Seitenstück zu dem glänzenden Fund des Generals Ventura ist derjenige des Generals Court. Letzterer stieß bei seinen Ausgrabungen zunächst auf eine Steinplatte, auf der vier Kupfermünzen lagen. Sie wurde weggeräumt; es kostete viele Mühe, um die darunter liegenden Steinblöcke herauszuheben. Als dies gelungen, erreichte man die Reliquienkammer, die aus massiven Steinplatten gebildet war. Die Steinplatte, welche als Deckel diente, wurde abgehoben, und nun bot sich ein merkwürdiges Bild. In der Mitte der Kammer stand ein Kupfergefäß; rings um das Kupfergefäß lagen symmetrisch geordnet acht Kupfermünzen. Die Urne war in ein Tuch gehüllt, das auseinander fiel, als man die Urne zu öffnen suchte. Dieses Kupfergefäß enthielt in einer braunen Masse eingebettet ein Silbergefäß, und in dem Silbergefäß steckte eine ganz kleine Golddose. Wie die Kupferurne Kupfermünzen enthielt, so entdeckte der General in der Silberurne Silbermünzen und in der Golddose Goldmünzen. Außerdem fanden sich in der letzteren zwei kostbare Steine und vier Perlen. Die vier Goldmünzen gehören alle dem großen Patron des Buddhismus, dem indoskythischen König Kanischka (zwischen 100—150 n. Chr.) an, die sieben Silbermünzen hingegen sind römische Silberdenare aus den letzten Jahren der Republik, die acht Kupfermünzen aber stammen von den beiden unmittelbaren Vorgängern Kanischkas, nämlich dem Hema-Kadphises und dem Kuzolo-Kadphises.

Kleiner, aber darum nicht weniger interessant ist ein Fund, der in dem Stūpa von Sonāla Pind gemacht wurde. Zunächst fand man eine Kupfermünze des indisch-parthischen Königs Zeionises. Unmittelbar darunter stieß man auf eine breite Steinplatte, die, wie sich bald ergab, eine Öffnung deckte, die mit Lehm gefüllt war; darin lag eingebettet ein Miniaturstūpa, der als Reliquienbehälter diente. Man fand nämlich im Innern eine kleine

Kristallbüchse, welche ein Stückchen Knochen zusammen mit Goldblättchen, Silber- und Kupfermünzen und kleinen Perlen enthielt.

Ein bemerkenswertes Grabheiligtum ist das von Bimaran; es hat einen Umfang von 42 m. Auch hier wurde ein wertvoller Reliquienfund gemacht. Im Zentrum der Halbkugel entdeckte Cunningham eine kleine, wie gewöhnlich aus Steinplatten zusammengefügte Kammer. Bald zeigte sich als Reliquienbehälter eine gut gearbeitete Tonvase, die mit einer in mehreren Zeilen laufenden Inschrift bedeckt war. Im Innern stand ein kleines, zylinderförmiges Gefäß aus purem Gold; ringsum lagen Perlen und Kristallkörner. Dieses Goldgefäß verriet eine äußerst feine Arbeit. Die Zylinderfläche war durch Säulen, welche einen Bogen trugen, in acht Felder eingeteilt; in jedem Felde stand eine Figur, über welcher je zwei Adler mit ausgebreiteten Flügeln schwebten. Dieses merkwürdige, kunstvoll gearbeitete Goldgefäß ist wohl das schönste buddhistische Reliquiar, das je in Indien gefunden wurde. Auf dem Boden des Reliquiars lagen Korallen, Achat- und Saphirperlen, vermischt mit einigen Münzen. Trügen die Figuren nicht deutlich das Gepräge des Hindu, so könnte man geneigt sein, in dem Reliquiar ein Erzeugnis syrischer oder byzantinischer Kunst zu suchen. Die Figuren stellen Buddha im Kreise seiner Schüler und Schülerinnen dar. Man bewundert die Eleganz der Arbeit. Die Inschrift, welche das Hauptgefäß trägt, erhöht den Wert des Reliquienfundes. Sie besagt, „daß sich darin eine Reliquie des Heiligen befinde, das Geschenk eines gewissen Siwa Racchita, des Sohnes von Kamidhana, zur Ehre aller Buddhas und seiner Eltern".

Vergleichen wir die Münzen untereinander, so legt sich sofort die Vermutung nahe, daß diese Reliquienheiligtümer von dem begeisterten Freund des Buddhismus selbst, von Kanischka, erbaut wurden. Die Hauptmünzen, nämlich die Goldstücke neben dem eigentlichen Depositum, gehören ausschließlich diesem Fürsten an, die übrigen Münzen stammen aus der vorausgehenden Zeit. Nicht eine einzige Münze der Nachfolger Kanischkas, nämlich des Huwischka oder Wasudeva, findet sich. Die Vermutung wird zur Gewißheit durch die Inschrift, welche mitteilt, daß das Denkmal im achtzehnten Jahre der Regierung König Kanischkas errichtet wurde und diesen den „Mehrer des Kuschâna-Stammes" nennt. Weiterhin spricht diese von einer Stätte der „Selbstopferung". Es handelt sich um eine Klosteranlage, die zu Ehren des sich selbst opfernden Buddha erbaut wurde. Kloster und Grabheiligtum gehören enge zusammen. In der dort gefundenen Inschrift aber liegt eine religiöse Stiftungsurkunde vor, die Zeugnis gibt von der Begeisterung und Freigebigkeit, welche unter jenem großen Herrscher dem Buddhismus in seiner neuen Gestalt zum Sieg über die alte Form verhalf. Sie lautet:

„Nach der besondern Absicht meines Bruders Svarabuddhi: Im Jahre 18 des Fürsten der Spatra, des Großkönigs Kanischka, stiftet der

General Laladoda, der die Macht des Stammes der Kuschana vermehrt hat, hier in dem Kloster Alpanāga des Satrapen Vespasi . . . diesen Stūpa zu Ehren der verschiedenen erhabenen Buddhas zusammen mit den drei Mitstiftern Vespasi, Khudasi, Burita und unter dem Beistand des Chefs des Klosters und seiner Umgebung. Möge durch die Gnade dieses frommen Werkes die Wahrheit überall herrschen durch die Buddhas und die Vorsteher der religiösen Gemeinschaften." . . .

Diese Reliquienfunde umfassen einen Zeitraum von 500 Jahren. Aus dem Tieflande des Ganges führen sie uns hoch in den Norden an die Ufer des Indus. Große Veränderungen waren mittlerweile innerhalb des Buddhismus vor sich gegangen. Der Einfluß der römischen Welt hatte sich weithin fühlbar gemacht; er drang in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung bis ins innerste Heiligtum des Buddhismus. Vereint mit indoiranischen Münzen fand man eine Silbermünze von Julius Cäsar und eine solche von Antonius aus der Zeit, da er zum Triumvirat gehörte. Es ist das eine Tatsache, die uns so recht vor Augen führt, welchen Umlauf römisches Geld im Industale gewonnen hatte. Alle jene Reliquienschreine zeigen zwar eine große Gleichförmigkeit in ihrer Anlage, aber die Masse der im Indus- und Kabultale entdeckten Grabheiligtümer gibt uns eine Vorstellung von der Bedeutung, welche der Reliquienkultus mittlerweile für die Ausbreitung des Buddhismus gewonnen hatte.

Der Tourist wird an diesen kleinen, äußerlich wenig hervortretenden Gegenständen mit einem flüchtigen Blick vorübereilen, und doch könnten ihm jene aus den verschiedensten Teilen Indiens gesammelten „Reliquien"-Schätze vom geistigen Leben der ostasiatischen Völkerwelt mehr erzählen als so manche andere prunkvolle Erscheinung, die sein Auge fesselt. Denn gerade der Kultus der Reliquien ist es, durch den sich die buddhistische Gemeinde China und Japan erobert hat. Auf die Ausbreitung dieses Kultus richtete sich von Anfang an das Bemühen der Schüler Buddhas, und wo immer sie sich niederließen, da wandte sich ihre erste Sorge der Errichtung des Reliquienschreines in Gestalt eines Grabhügels oder Stūpa zu, unter dessen Wölbung Überbleibsel des „Erleuchteten" aufbewahrt wurden. Diese Überbleibsel, wirkliche oder gefälschte, waren das Kostbarste, das jene kahlgeschorenen, gelbgewandeten Mönche aus der Heimat Buddhas mitbrachten, wenn sie einem Volke die von dem „Erleuchteten" verkündete Erlösungslehre brachten. Die Reliquie wurde der Talisman der Erlösung. So geschah es in China, so später in Japan. Wer den Tempelschatz des alten Heiligtums von Horiuji in Japan gesehen, wird sich beim Anblick der Reliquiengefäße des Indian Museum mit besonderem Interesse des Reliquienschreines erinnern, der dort seit 1300 Jahren aufbewahrt wird. Die äußere Umhüllung ist ein Prachtstück chinesischer Schnitzarbeit, der Behälter selbst aber,

in dem die erste nach Japan gebrachte Reliquie aufbewahrt wird, trägt die unverkennbaren Spuren indischer Herkunft. Durch den Buddhismus hat sich dieser altindische Reliquienkultus über ganz China und Japan ausgebreitet, und bis zur Stunde bildet er ein wichtiges Element im Kultusleben der ostasiatischen Völker. Denn diese Art der Verehrung blieb nicht auf Buddha beschränkt. Von ihm ging sie auf alle über, in denen seine Persönlichkeit fortlebte, und entwickelte sich zu seltsamen Abarten. Auf eine der merkwürdigsten Formen bin ich in China gestoßen, als ich den großen buddhistischen Wallfahrtsort auf dem Berge der „Neun Drachen" besuchte. In einer der zahlreichen Pagoden weckte inmitten der vielen Götzengestalten, bei denen das Übermenschliche durch das Unmenschliche ersetzt wird, ein ganz in Gold strahlendes Bild meine besondere Aufmerksamkeit. Es war eine sitzende Gestalt, die sich durch die sprechend menschlichen Züge und durch die ganze Form und Haltung des Oberkörpers und der Arme von den unnatürlichen Gestaltungen der übrigen Bilder unterschied. Die Augen waren geschlossen, der Mund ein wenig geöffnet. Die Züge des Antlitzes ähnelten denen eines Toten. Was war das? Mein Befremden wurde bald aufgeklärt durch die Bemerkung des Bonzenvorstehers, das vermeintliche Bild sei die leibhaftige Gestalt eines mumifizierten Bonzen! Der Bonze sei in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Alter von 120 Jahren hier gestorben. Um die Gestalt des in hoher Verehrung stehenden Bonzen zu erhalten, habe man den Toten mit einer dicken Lackschicht überdeckt und an einem geschützten Ort aufbewahrt. Als die Leiche ganz eingetrocknet war, wurde der Lack vergoldet, so daß die in sitzender Stellung ruhende Büste des Bonzen wie ein goldenes Götzenbild erscheint. Jetzt erst begann ich mir das Bild genauer zu betrachten. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß es sich um ein mumifiziertes menschliches Wesen handelte, das mit einer dicken Lack- und Goldschicht überkleidet war. Der nackte Körper trug einen leichten, seidenen Überwurf, der sich nur ganz lose an die Arme anschloß. Das kahle goldene Haupt war mit der Bonzenkrone geschmückt. Vor dem Bilde wurde unausgesetzt Räucherwerk verbrannt.

Da der Führer mein ungläubiges Staunen am Anfang bemerkte, so fügte er gleich bei, diese Bonzenmumien seien durchaus nichts Seltenes. In der Pagode hoch oben auf dem Kamme des Berges sei eine zweite zu sehen. Eine andere Mumie befinde sich in der Pagode nahe dem „ersten Himmelstore". Das Ding war mir so interessant, daß ich trotz des ungünstigen Lichtes den Versuch machte, die Bonzenmumie zu photographieren. Ob es möglich ist, den Leichnam in der vom Bonzen angegebenen Weise zu konservieren, oder ob sich die Kameraden nicht noch anderer geheimer Mittel dazu bedienen, mag die zuständige Wissenschaft entscheiden.

Von jener Pagode begab ich mich zur Besichtigung der andern Mumie auf die Höhe des heiligen Berges. Auch hier trat die Echtheit des menschlichen Körpers trotz der Goldschicht unzweideutig zutage. Merkwürdigerweise waren die Arme in die Höhe gebogen, während die Hände geschlossen blieben. Das Ganze machte den Eindruck einer unnatürlichen Verrenkung, und tatsächlich handelte es sich auch um eine solche. Ein Brand war in der Pagode ausgebrochen, und infolge der Hitze zogen sich die Glieder zusammen. Die Mumienbüste war zwar vom Feuer verschont geblieben, aber es war nicht mehr möglich, alle Glieder in ihre ursprüngliche Lage zurückzubringen. Um die Büste zu schonen, ließ man die emporgerenkten Arme in ihrer neuen Lage.

Zu diesem merkwürdigen Reliquienkultus schweifte die Erinnerung zurück beim Anblick jenes sārīranidhānam (Reliquienniederlage), durch das die Inschrift den Inhalt als Überreste Buddhas charakterisiert. Denn in dem Worte shē-li-la, dessen sich der Bonze jener chinesischen Pagode bediente, um uns die Mumie als Reliquie zu erklären, steckt eben jenes sā-rī-ra (Reliquie), das uns in den Schriftzügen des 4. Jahrhunderts v. Chr. auf der an Buddhas Geburtsstätte gefundenen Vase entgegentritt.

Gerne hätte ich einen Ausflug nach Buddhas Geburtsstätte auf den Pfaden des chinesischen Pilgers Hiuen-Thsang unternommen, um Nepal, das Heimatland Buddhas, selbst kennen zu lernen. Das geheimnisvolle Land ist an der Grenze gesperrt, sein Besuch nur unter recht erschwerenden Bedingungen möglich. Einen Ersatz für den Ausfall von Nepal bot der Ausflug in das britische Sikkim nach Dardschiling. Sikkim ist ein kleines Nepal. Berühmt wegen seiner landschaftlichen Reize, die den Ausblick auf die beiden größten Riesen der Bergwelt eröffnen, bietet es zugleich Gelegenheit, jenen buddhistischen Kultus, der seine erste Heimat in Nepal hat, in seiner letzten und entartetsten Entwicklung, dem Lamaismus, kennen zu lernen, und zwar auf dessen Mutterboden selbst. Tibet ist das dritte Heimatland des Buddhismus, und Sikkim ist ein Stück von Tibet, der am meisten vorgeschobene Posten des „Landes des Eises".

16. An der Schwelle Tibets.

2. Januar 1905.

Am 28. Dezember verließ ich Kalkutta, um mich nach Dardschiling zu begeben. Aus dem schwülen Tieflande des Gangesdelta sollte mich die Bahn in 20 Stunden hoch hinauf in die nächste Umgebung des ewigen Schnees tragen. Bald liegt die Umgebung der Stadt mit ihren Fabriken und Lagerhäusern hinter uns, das Bild eines Weltstapelplatzes, der den mächtigsten Zentren des ostasiatischen Handels ebenbürtig zur Seite steht. Diese Szenerie wird schnell von der großen, wohlbebauten Ebene abgelöst, die sich zwischen Kalkutta und dem Ganges hinzieht. Obschon sie dem Auge längst vertraut geworden, so fesselt und erfreut doch ihre tropische Baumpracht immer von neuem.

Es war stockdunkle Nacht, als wir am Ufer des Ganges anlangten. Alles muß aussteigen. Man wundert sich, keine Brücke zu finden, die den Zug über den Strom trägt, wie in Benares. Ist der „heilige" Strom mittlerweile so unduldsam geworden, daß er das eiserne Joch, das man seinen Fluten aufbürden möchte, abschüttelt? Fast scheint es so. Man setzt über den Strom in einer Dampffähre. Früher diente dazu ein Fahrzeug, welches das Mißgeschick hatte, gewöhnlich einmal im Schlamme stecken zu bleiben. Dieses Schicksal wurde uns erspart. Die Fähre ist ein geräumiger Dampfer. In einem Viertelstündchen befindet sich die ganze Reisegesellschaft an Bord. Bald setzt sich der Dampfer in Bewegung, und für eine kurze Weile genießen wir in nächtlicher Stunde eine Fahrt auf den Fluten des heiligen Stromes. Es mochte etwa 11 Uhr sein, als wir Sara Ghat erreichten. Nur wenige Minuten braucht es zur Station, und wir befinden uns in dem Zuge, der uns dem Himalaja entgegenträgt. Als der Morgen graute, traten die Vorketten der großartigen Gebirgsmasse aus dem Dämmerlicht hervor. Welch ein erhebender Anblick! Mit Ehrfurcht schaut das Auge zu den Riesen empor, die in weiter Ferne mit ihren höchsten Spitzen sichtbar werden. Die Szenerie in der herrlichen Morgenluft war unbeschreiblich. Weder Worte noch Zeichnung und Farbe können den Eindruck wiedergeben, den der erste Blick auf die Majestät der Bergkolosse hervorruft, und doch hat man die Herrlichkeit des Riesenpanoramas in seiner vollen Größe noch gar nicht vor sich, während man sich dem Fuße der Vor-

alpen nähert. Nur einzelne Spitzen zeichnen ihre von der Sonne beleuchteten Schneemassen am Horizont ab. Wir sind in Siliguri, der Endstation. Hier erwartet uns die Gebirgsbahn, welche in Wirklichkeit nichts anderes ist als ein leicht und luftig angelegter Dampftram. Nach einem halben Stündchen beginnt der Aufstieg in die Regionen des Himalaja. Die Bahnstrecke ist ein Meisterstück der Technik. In sanfter Steigung sich immer höher emporwindend, führt sie uns bald durch dichten Wald bald durch breite Lichtungen, die während der ersten Zeit der Fahrt einen wunderbaren Blick auf die Gangesebene eröffnen. Eine ungeheure graugelbe Fläche, von zwei mächtigen Silberstreifen durchzogen, den Nebenflüssen des Ganges und des Brahmaputra, rollt sich vor uns auf. Ein eigenartiger Typus landschaftlicher Schönheit prägt sich in dieser unbegrenzten Landmasse aus. Nach einer Stunde entschwindet die Ebene, und während die Bahn keuchend und ächzend sich emporarbeitet, dringen wir immer tiefer in die Alpenszenerie der vorlagernden Höhen des Himalaja ein. Es ist eine bilderreiche Bergfahrt. In vielen Schlangenwindungen zieht sich die Bahn an senkrecht abfallenden Felsmauern vorbei, gleitet an gähnenden Abgründen vorüber, beschreibt kühne Kurven so verwegen, daß einem angst und bange werden könnte. Die Abhänge sind durchweg mit dichtem Gestrüpp bedeckt. Mit ihrer reichen Pracht von Schluchten, Felsen, Wäldern gewährt die Landschaft einen großartigen Anblick. Je mehr wir uns erheben, desto frischer wird die Luft. Es ist nicht mehr die schwüle, drückende Atmosphäre der Gangesebene, sondern die leichte, elastische Bergluft der Alpen.

Gegen Mittag erreichten wir Kurseong. Es liegt bereits 1520 m über dem Meere. Aus einer kleinen Gruppe von Teeplantagen hat sich hier binnen kurzer Zeit ein größeres Gemeindewesen entwickelt. In Kurseong besitzt die katholische Mission von Bengalen in schöner, gesunder Lage ihre theologische Studienanstalt. Hier fand ich im Kreise meiner Mitbrüder gastliche Aufnahme. Lebhaft rief mir das Bild dieser emporblühenden, mit ausgezeichneten Lehrkräften besetzten theologischen Fakultät die Erinnerung an mein liebes Zikawei im fernen China wach. Äußerlich bieten die beiden Schöpfungen zwar die größten Gegensätze: Zikawei an den Ufern des Jangtsekiang, Kurseong auf den Vorhöhen des Himalaja, jenes ein Zentrum der chinesischen, dieses ein Mittelpunkt der indischen Mission. Und doch ist es das gleiche Ziel, das in beiden erstrebt, das gleiche Ideal, das von beiden verwirklicht wird. Hier wie dort bietet die katholische Mission alle Kräfte auf, um diejenigen, die dereinst berufen sind, an der Weltmission der Kirche Gottes mitzuarbeiten, mit dem ganzen Rüstzeug wissenschaftlicher Kenntnisse auszustatten, das diese erhabene Aufgabe fordert. Kein Hindernis, keine indische und keine chinesische Mauer vermag diesem Streben Einhalt zu gebieten, und so kommt es, daß im Angesichte der Gletscherwelt des

Himalaja eine theologische Pflanzstätte emporgewachsen ist, die keine Opfer scheut, in ihren Leistungen mit den großen, altberühmten Mittelpunkten theologischen Unterrichtes des Abendlandes zu wetteifern.

St Mary's Seminary — so heißt die Pflanzstätte, die für den Nachwuchs der Mission von Bengalen bestimmt ist — beherrscht in schöner Lage weithin das Tal von Kurseong. Ein großartiges, über jede Beschreibung erhabenes Landschaftsbild eröffnet sich dem Blick in den Schluchten und Tälern, in den Bergmassen und Felsmauern. Darüber breitet sich das tropische Licht aus, das die schroffen Umrisse der Klippen und Bergeszinnen mildert, die Schatten verstärkt, die Lichter magisch hebt und ringsum in dem Grün der Vegetation den reizendsten Farbenwechsel hervorruft. Die Felspyramiden des eigentlichen Himalaja sind durch die Vorhöhen noch verdeckt; nur an einer Stelle hebt sich schroff von dem dunkeln Wald, der die Höhen verschleiert, eine ungeheure, zerklüftete weiße Masse ab. Ein grandioser Koloß, von Schnee und Eisfeldern überdeckt, starrt zwischen hochgetürmten Bergesmauern empor. Eingehüllt in das schneeweiße Gewand, schaut er über den dunkelgrünen Kamm wie ein gefahrdrohendes, riesiges Gespenst zu uns herüber. Das ist der Kantschindschinga, der zweithöchste Gipfel des Himalaja. Mit seinen 8585 m bleibt er nicht einmal 300 m hinter dem benachbarten Mount Everest (8840 m) zurück. Es war mir eine Genugtuung, gleich am ersten Tage mich dieser glänzenden Bergvision erfreuen zu können. Gar viele sind schon nach Dardschiling gefahren und haben 14 Tage im Nebel zugebracht; niemals würdigte sie der stolze Riese der Urwelt, den Schleier zu lüften und sein erhabenes Antlitz zu zeigen. Doch auch das, was ich zu sehen bekam, war nur ein Stück der riesigen Eiswand. Der eigentliche Eisring wird durch die umgebenden Höhen dem Blick entzogen. Erst Dardschiling sollte die volle Pracht erschließen.

Dorthin begab ich mich nach zwei Tagen liebenswürdiger Pflege im Kreise meiner belgischen Mitbrüder.

Wiederum beginnt das Ächzen und Schnaufen der Bergbahn. Es gilt noch 700 m höher emporzuklimmen. Von den Fittichen der Dampfkraft getragen, schweben wir, in vielen Windungen die Höhen umkreisend, dem Paradies von Dardschiling zu. Dieser Ort bildete bis zum Jahre 1835 einen Teil des kleinen tibetanischen Staates Sikkim. Das Fürstentum schiebt sich zwischen Nepal im Westen und Bhutan im Osten vor. In einer Falte des Himalaja verborgen und in einem der entlegensten Erdwinkel versteckt, bedeutet Sikkim eine kleine Welt für sich. Sie wird von einem lamaistischen Fürsten beherrscht, der in der hochgelegenen Berghauptstadt Tamlang residiert. Die natürlichen Grenzwälle, die sich ringsum in der Gestalt der Bergkolosse des Himalaja erheben, vermochten den vordringenden Einfluß des anglo-indischen Reiches nicht zurückzudrängen. Die nach dem Herzen Tibets und nach der

Residenz des Dalailama führenden drei Paßhöhen waren für die britische Weltmachtstellung in Asien zu wichtig, um unabhängig in den Händen eines dem religiösen und politischen Haupte Tibets ergebenen Fürsten zu verbleiben. Das Fürstentum Sikkim wurde ein „Schutzstaat", der Radscha ein Pensionär des Vizekönigs von Indien, während das südlichste Stück Land abgetreten und unter dem Namen Dardschiling britisches Territorium wurde. Das Flußbett des wilden Bergstromes Randschit scheidet heute das britische und tibetanische Sikkim.

Wir sind bereits nahe bei Dardschiling, ohne es zu ahnen. Da öffnet sich auf einmal das enge Hochtal, Gärten und Villen kommen plötzlich zum Vorschein, und bald wird Dardschiling in seiner wundervollen Schönheit im herrlichsten Sonnenglanze sichtbar, rings von einem Kranze anmutiger Tee- und Kaffeepflanzungen und Cinchonagärten umgürtet, während im Hintergrunde die Aussicht auf die Bergriesen des Himalaja sich öffnet. Terrassenförmig steigt die Stadt in ihren zierlichen Häusern und Gartenanlagen am Rande einer Schlucht empor, klettert die umliegenden Höhen hinauf und breitet sich langgestreckt über den Kamm eines Höhenzuges aus, dessen höchster Punkt die 2180 m über dem Meere gelegene Gesundheitsstation Dschalapahar ist. Es ist ein merkwürdiges Bild. Unter den Augen der gewaltigsten Riesen baut sich hier eine Stadt im Glanze des modernsten Luxus auf, ausgerüstet mit allem Komfort, den die Ufer der Themse zu bieten vermögen, ein indisches Märchenbild, das von britischer Tatkraft in die grauenvolle Eiswelt des Himalaja sozusagen hineingezaubert wurde. Trefflich gehaltene Fahrwege und Reitpfade schlängeln sich den Vorsprüngen und Einschnitten des Berges entlang. Der Hauptweg führte mich von der Endstation durch die vornehmste und am meisten bevölkerte Partie Dardschilings nach Nordpoint an einer Reihe schöner, großangelegter Bauten vorbei. Es ist der Wohnsitz der Macht, der Eleganz und des Reichtums. Die hohen Beamten, Richter, die Spitzen der Handelswelt schlagen in den heißen Monaten hier ihr Zelt auf. In den hübschen Häusern, Cottages, Villen, mit denen die Höhen bedeckt sind, findet sich die offizielle Welt der Präsidentschaft Bengalen, der Leutnant-Gouverneur an der Spitze, zusammen, während gleichzeitig der Vizekönig mit dem Stabe, seinen Chefs und Unterchefs der Zentralverwaltung, nach dem bevorzugten Simla im westlichen Himalaja übersiedelt.

Am Nordpoint erhebt sich in prachtvoller Lage am Rande eines weiten, mit Gebüsch und Wald bedeckten Tales das St Josephs-Kolleg, eine der vornehmsten Unterrichtsanstalten von ganz Indien. Ich hätte kein angenehmeres und glücklicheres Plätzchen in Dardschiling finden können, um während mehrerer Tage die Schönheit des Panoramas der Himalajakette stunden- und stundenlang zu genießen. Als ich ankam, fand es zwar der König unter allen

jenen Bergriesen für gut, um sein Haupt einen dichten Wolkenschleier zu legen. Nur ab und zu, wenn der Wind die Wolken auseinanderscheuchte, blitzte die Eiswand, vom Sonnenstrahl erleuchtet, hell auf. Aber ebenso schnell trieb der Sturm die nebeligen Massen wieder zusammen und alle Herrlichkeit erblaßte zu einem fahlen, winterlichen Leichentuch.

3. Januar 1905.

Bereits in früher Morgenstunde weckte mich ein Ruf: „Der Riese ist sichtbar!" Die ersten Schimmer des Dämmerlichtes huschten eben über die östlichen Bergkämme, als ich heraustrat. Es war bitterlich kalt; aber man vergißt alle kalten Schauer, sobald man den Blick gegen Norden wendet. Im Halbkreis öffnet sich amphitheatralisch das stolzeste Gebirge der Welt, gigantisch wie ein Bild aus den Tagen der Urzeit. Obwohl ich schon durch Beschreibungen darauf gespannt war, übertraf die Aussicht doch alle Erwartungen. Ein weiter Bogen der gewaltigsten Gipfel umspannt den Horizont in einer Höhe, daß man zuerst glaubt, es seien keine Bergspitzen, sondern phantastische Wolkenbildungen, die sich hoch in den Lüften gebildet haben. Allmählich hat das Auge die richtige Sehweite gewonnen. Im Zwielichte der Dämmerung beginnen die Umrisse der Riesenkette sich in den scharfen Zinnen und prächtigen Pyramiden immer überwältigender auszuprägen. In endloser Reihe steigen die zerrissenen Gipfel nebeneinander auf, hier in einer schroffen Felspyramide abschließend, dort in einer wild zerklüfteten Felsenmauer sich gigantisch zum Himmel emportürmend, dann wieder in scharfen Zinnen sich abwärts neigend und in ödem Felssturze steil abfallend. Klippen und Riffe, Schluchten und Hänge gehen wirr durcheinander, und über die ganze wuchtige Masse breitet sich die helle Eisdecke aus, hier einzelne Gipfel wie ein Wall umgürtend, dort zwischen den steilen Abfällen bald in breiten Feldern bald in langgestreckten Strömen sich hindurchschiebend. Es ist ein Titanenbild, aus dem in majestätischer Hoheit der Kantschindschinga hervorragt.

Das Auge hatte sich eben einigermaßen mit der Bergmasse vertraut gemacht, als die ersten Strahlen der Sonne über dem gegenüberliegenden Höhenzug aufblitzten. Es dauerte nur wenige Augenblicke, und das ganze riesige Eismeer war von einer goldenen Lichtflut übergossen. Die Schneemassen, die im Zwielicht grau und fahl schienen, glitzerten und schimmerten im reinsten Glanze. Strahlend wie ein Spiegel der ewigen, unwandelbaren, alles belebenden Schönheit des Allmächtigen erschien das Schneepanorama, und als regte sich in den zu Eis erstarrten Gigantengestalten Leben und Bewegung, so begann sich unter unsern Augen das Bild immer reicher im wachsenden Lichte zu entfalten. Zum Himmel emporblickend, schienen diese Gipfel ihr Morgengebet zu dem mächtigen Herrn und Ordner hinaufzusenden,

in dessen Hand die Bergkolosse nur Marksteine seines kühnen Schaffens sind, Erinnerungszeichen seiner Macht, Weisheit und Liebe. Man fühlt sich entsetzlich klein unter diesen erhabenen Gestalten. Sie scheinen zu groß für gewöhnliche Sterbliche, nur Riesen können sich da behaglich fühlen, und doch atmet die Seele auf. In diesem urweltlichen Bilde leuchtet ihr überwältigend das Werk des Allmächtigen entgegen. Das Herz erhebt und stärkt sich in ihrem Anblick. Den Niederungen entrückt, fühlt sich die Seele dem Unendlichen näher, der spielend diese Riesenmassen aufgetürmt. Benedicite montes et colles Domino, benedicite glacies et nives Domino, so schien es durch die feierliche Morgenstille zu tönen. In ihrer Kühnheit und Größe sind diese Riesen eine in Stein verkörperte Poesie der Psalmen, das erhabenste Gotteslob, das je gesungen wurde.

5. Januar 1905.

Gestern unternahm ich einen Ausflug nach dem Tale des Randschit. Früh am Morgen brach ich auf. Der Riese Kantschindschinga strahlte in unvergleichlicher Pracht. Alle Bilder, die ich gestern geschaut, schienen in der herrlichen Morgenluft neuen Reiz zu gewinnen; die Szenen kamen mir immer großartiger vor. In königlicher Hoheit reckten sich überall die Titanen empor, und der Schnee, von rosigem Licht übergossen, legte sich wie ein Purpurgewand um ihre Schultern.

Ein trefflicher Pfad führt uns ohne starke Neigung in die Tiefe. Zunächst windet er sich durch die Teepflanzungen, die sich zu beiden Seiten wie Gärten über die Hänge ausbreiten. Lieblich treten aus dem Grün die weißen Bungalows der Pflanzer hervor. Wohl zwei Stunden halten uns diese Teegärten fest, dann ändert sich allmählich die Szenerie. Spalten und vorspringende Klippen unterbrechen die Einförmigkeit und künden die Bergschlucht an, in deren Grunde der Randschit rauscht. An Felsgeländen schlängelt sich der Weg vorbei und gönnt uns über das niedere Dickicht hinweg einen Blick in das Labyrinth von Tälern und Schluchten, das sich nach allen Seiten aufschließt. An der Ostseite steigen die Berge fast unmittelbar aus dem Talboden empor; jetzt dreht sich der Weg gegen Norden und führt durch eine herrliche Gebirgsschlucht. Inmitten der Schlucht stürzt sich ein Wasserfall, im Sturze zerstäubend, in ein Wasserbecken herab. Der Bambus bildet hier dichte Gebüsche. Eine der größten Arten dieser merkwürdigen Baumgräser gleicht mit ihren feinen, lichtgrünen, überhängenden Laubmassen einer Gruppe von wallenden Straußenfedern. Das Auge entdeckt überall stimmungsvolle Szenerien, die uns die großartigen Reize der Umgebung empfinden lassen, zackige, möglichst abenteuerliche Felsformen, von Gebüsch umrahmt, im Hintergrunde prachtvolle Kastanienwälder, dazu die malerische Staffage der Berge, die immer näher zu rücken scheinen, jähe Abhänge, über die weiß schäumend ein Bergbach hinabtost. Indem wir

Bild 164. Der Kautschindschinga von Darbschiling aus. (S. 311.)

Bild 165. **Lepschas im Winterkleid.** (S. 313.)

Bild 166. **Lama-Bonzen im Ornat.** (S. 314.)

den Weg abkürzend über einen mit Strauchwerk bestandenen Abhang hinabklettern, kommen wir plötzlich auf eine öde Geröllhalde, auf der uns Felsblöcke den Pfad verlegen wollen. Den Eindruck der unheimlichen Felsenwüste besiegt jedoch bald das Bild einer großartigen, von reicher Vegetation bedeckten und von Bächen durchrauschten Schlucht, in die wir eintreten. Das Auge wird überrascht durch die hellgrauen Trachytwände, die wie Ruinen alter Burgen aus dem Waldesgrün hervorragen. Mit den zahlreichen Wendungen des Pfades wechselt das Bild bei jedem Schritt. Rückblickend genießt man eine herrliche Aussicht in die schöne Gebirgslandschaft. Jetzt geht es tief in das Waldesdunkel hinein, und für längere Zeit ist uns jeder Ausblick auf die Berglandschaft entzogen. Die nächste Umgebung sieht einem wilden Urwald ähnlich mit Dickicht und zierlichen Baumfarnen zwischen den Stämmen der hohen Laubbäume, an denen Lianen in dichtem Gewirr emporklettern. Moose und Farne drängen sich überall hervor. Die Farnkräuter erregen ganz besonders mit ihren kolossalen Wedeln unsere Bewunderung. Dazwischen blitzen schäumende, mit starkem Gefäll abstürzende Wasserfälle auf. Das Auge findet keine Ruhe inmitten dieses stets wechselnden Bildes. Der Abstieg erinnerte mich lebhaft an die schönsten Partien der Berglandschaft von Nikko in Japan. In die Alpenwelt des Himalaja eingedrungen, glaubte ich mich einen Augenblick in jenen Paradiesesgarten landschaftlicher Schönheit zurückversetzt, dessen Japan sich rühmt. Aber schon bald weckt mich aus diesem japanischen Traum das mächtige Rauschen eines Bergstromes. Es ist der kleine Randschit. Wir setzen kühn hinüber und beeilen uns, zu dem „großen" Randschit zu gelangen. Aber es vergeht doch noch ein gutes Stündchen bis zum rechten Ufer des Grenzstromes. Ein Alpental tut sich vor uns auf; mitten hindurch strömen, von bewaldeten Ufern eingesäumt, die klaren Fluten des Randschit. Wir schreiten über die Brücke und finden uns in Sikkim, auf tibetanischem Boden. Da das Land des Dalailama dem chinesischen Reiche eingegliedert ist, so bereitete mir der Ausflug ins Tal des Randschit hinab ein ganz besonderes Vergnügen in dem Gedanken, daß es nur weniger Stunden bedarf, um aus dem indischen Kaiserreich in das anscheinend Tausende von Kilometern fern gelegene chinesische Kaiserreich zu kommen. Eigenartig berührt es, gewissermaßen mit einem einzigen Sprunge wiederum von Indien nach China gelangt zu sein.

Wir stehen zwar jetzt auf dem Boden eines anglo-indischen Schutzstaates; aber dieses Sikkim, das zu den Herrschern in Kalkutta in ein Schutzverhältnis getreten ist, hat nach wie vor das Gepräge bewahrt, das ihm in der Verbindung mit Peking aufgedrückt worden ist. Das merkt man schnell, sobald man ein wenig Umschau hält unter der am linken Ufer wohnenden Bevölkerung. Das ist nicht mehr das fein geschnittene Hindugesicht mit dem leuchtenden Auge. Aus der indischen Welt, die uns am

Fuße des Vorgebirges des Himalaja umgibt, haben uns die Höhen mitten unter jene Volksmassen versetzt, die ich hart vor den Toren Pekings kennen gelernt. Alle Merkmale des Mongolen: mittlerer Wuchs, schwarzes Haupthaar, hellgelbliche bis braune Farbe, schwarze Augen, eckiges Gesicht, flache Stirn, stumpfe Nase, dicke Lippen, vorspringendes Kinn, begegnen uns im Bilde der Bewohner. Es sind alte Bekannte von der chinesischen Mauer. Hoch oben im Norden Chinas sind mir diese breiten Gesichter mit dem fast von einem Ohre zum andern reichenden Munde und den fleischigen Wulstlippen bereits begegnet, echte Mongolenköpfe, Tatarengestalten, und die ausgesprochen chinesische Tracht vervollständigt den Eindruck, daß wir uns im Bereiche Pekings befinden trotz Schutzstaat und indischer Rupie. Wenn man längere Zeit in China geweilt hat und nun von einem ganz andern Punkte Asiens aus, nachdem man längst dem Reiche der Mitte Lebewohl gesagt, plötzlich wieder auf dasselbe stößt, dann wird man sich erst ganz der beherrschenden Stellung bewußt, die der Chinese im Völkerleben Asiens einnimmt.

Aber ein anderes Bild fesselte noch weit lebhafter meine Aufmerksamkeit, indem es Eindrücke wachrief, die meine Erinnerung an einen der sehenswürdigsten Punkte in der Umgebung der alten Kaiserstadt Peking zurückführten. Es ist kaum ein Jahr her, daß ich von Peking aus einen Ausflug nach dem fünf Tagereisen entfernten Dschehol unternahm. Hier hat Kaiser Kienlung die Residenz des Dalailama, bekannt unter dem Namen Putala, in einem großartig angelegten Block von Klosterbauten nachgeahmt. Es ist ein Lhasa im kleinen, eine wahre Hochburg des Lamaismus. Der Haupttempel, das eigentliche Buddhalaja (Buddhas Wohnort), krönt eine mäßig ansteigende Bodenerhebung in Gestalt eines riesigen Burgvierecks, das in elf Stockwerken emporsteigt. Etwas tiefer erscheinen andere mächtige Tempelgebäude, die kaum weniger die Aufmerksamkeit fesseln, Nachbildungen von Heiligtümern Lhasas. Da ist Ta-fo-se, „der Tempel des großen Buddha", Hsü-mi-fu-shou-miao, „der Tempel des bergegleichen Glückes und hohen Alters". Dazwischen treten kleinere Tempel hervor, alle in demselben Festungsstil aufgeführt; teils sind es Heiligtümer teils Grabdenkmäler. Einen besonders charakteristischen Schmuck tragen die flachen Dächer in den kegelförmigen Turmspitzen. Das ganze Bild war für das Auge, das nur an die pavillonartigen Bauten Chinas mit ihren phantastisch geschnörkelten Dächern gewöhnt war, so fremdartig überraschend, daß ich mich in eine ganz andere religiöse Welt versetzt glaubte. Und so war es ja auch. Tibet stand im Bilde vor mir, jene religiöse Welt, die sich zu dem Lamaismus entwickelt hat. Und das Sanctum Sanctorum des Lamaismus, die Stätte, wo der leibhaftige Buddha wohnt, Putala, war aus dem Herzen Tibets hoch hinauf in den Norden in die Nähe der chinesischen Mauer verpflanzt worden. Ich gestehe,

niemals fühlte ich mich auf meinen Wanderungen durch die buddhistische Kulturwelt dem Zentrum jener religiösen Grundmacht so nahe gerückt als damals, wo ich durch die Höfe von Putala streifte und die Einrichtungen sah, welche die Residenz des Dalailama nachahmten: die goldene Kapelle mit der Kolossalfigur der drei Buddhas, die Opfergefäße, manche mit prachtvollem Email geschmückt, die Bilderrollen mit den „Heiligen" des Lamaismus, die Leuchter, Räucherbecken, der Thron für den Dalailama, die Ehrenplätze, die den Lamahäuptern vorbehalten bleiben. Und doch war das wirkliche Tibet, der Mutterboden jenes Kultus, damals Tausende von Kilometern entfernt. An die Schwelle dieses geheimnisvollen Landes hat mich in diesem Augenblicke die Brücke über den Randschit geführt. Ich stand auf tibetanischem Boden, und es bereitete mir Vergnügen, wenigstens für kurze Zeit inmitten einer tibetanischen, dem Lamaismus ergebenen Bevölkerung verweilt zu haben. Alles deutet darauf hin, daß wir in die religiöse Sphäre des lamaistischen Kultus eingetreten sind: die Klöster auf den Höhen der Berge, die glockenförmigen Pyramiden am Wege, die braungelben Lamas, welche die Straße entlang ziehen. Das Bild der interessanten Volksgruppen, auf die ich in Randschit Basar stieß, verband sich mit den dichten Scharen der Lama, die ich in den Prachttempeln Pekings und Putalas gesehen hatte, zu einem Gesamtbilde jenes lamaistischen Bonzentums, in dem die buddhistische Mönchsgemeinde ihren größten Triumph erlebt hat. In keiner Gestalt hat sich die Macht des buddhistischen Mönchtums trotziger erwiesen als in jener, die es in den Tälern des Himalaja als Lamaismus annahm. Das Lamatum ist ein Gebilde ganz eigener Art. Obschon in seiner Grundrichtung mit der Erlösungslehre, wie sie sich im Buddhismus entwickelt hat, übereinstimmend, hat es sich doch in seiner äußeren Form so seltsam gestaltet, daß man diesen Zweig des buddhistischen Mönchtums fast für ein ganz selbständiges Gebilde nehmen könnte. Der Lamaismus stellt die entartetste Phase in den Wandlungen der von Buddha begründeten Gemeinde dar.

Es mag merkwürdig erscheinen, daß gerade die Hochgebirgswelt des Himalaja die Geburtsstätte dieser neuen Erscheinung geworden ist. Das Befremden schwindet, wenn wir erfahren, daß gerade die Täler des Tarai, d. h. jener Voralpen des Himalaja von Kaschmir bis nach Bhutan, das klassische Land der Zauberei und Hexerei im indischen Altertum waren. Die Fürstentümer, welche die südlichen Abhänge der Riesenkette einsäumten, waren der fruchtbare Boden jener ausschweifenden Zauberliteratur, die bekannt ist unter dem Namen Tantra. Mit dem Zauberwesen, das an jenen Tantra gelehrt wurde, hatte sich allmählich das buddhistische Mönchtum der Himalajaregionen gemischt, und aus dieser Mischung ging das Lamatum als ein religiös und genossenschaftlich organisierter Zauberkultus hervor. Inmitten der unheimlichen Landschaft Tibets, unter den Gletschern und Eisbergen

fand die neue Form des buddhistischen Kultus ihre eigentliche Heimat. Die legendenhafte Geschichte der ältesten Könige Tibets erzählt, daß unter dem König Lha-tʻo-tʻo-ri vier wunderbare Gegenstände vom Himmel auf den Altan des Königspalastes sich herabsenkten: ein goldener Reliquienschrein, ein Kästchen mit einem Wunderedelstein, zwei gefaltete Hände und ein indisches Buch. Da der König die Bedeutung dieser Gegenstände nicht verstand, ließ er sie in seiner Schatzkammer aufheben. Der Nachfolger des Königs wandte sich im Jahre 629 nach Indien und erbat sich von dort buddhistische Lehrer und Bücher. Bei seinem Werke der Zivilisierung nach buddhistischem Muster sollen ihn seine beiden Gemahlinnen — die eine war die Tochter des Königs von Nepal, die andere eine chinesische Prinzessin — unterstützt haben. Unter seinen unmittelbaren Nachfolgern schien der Buddhismus nach seinem ersten Aufschwung keine besondern Fortschritte mehr zu machen. Erst etwa zwei Menschenalter später faßte er festen Fuß im Lande, und zwar durch eine Persönlichkeit, welche uns merkwürdigerweise nicht einmal mit ihrem eigentlichen Namen bekannt ist. Es ist Padmasambhawa, „der aus dem Lotus Geborene". Mit ihm beginnt die Herbeischaffung mystischer, bis dahin unbekannter oder unverstandener Bücher. Padmasambhawa behauptete, seine Bücher von den Berggottheiten, welche die mystischen Schätze in unzugänglichen Schluchten bewahrten, in einer fremden, unbekannten Sprache erhalten zu haben. So wurde Tibet das Land der buddhistischen Zaubermystik. Indem es alles in sich aufnahm, was die Mystik des brahmanischen Büßertums an phantastischen Vorstellungen und Zaubergebräuchen hervorgebracht hatte, wurde das Land des Eises der Ausgangspunkt jenes wahrhaft dämonischen Zauberwesens, das seinen Einfluß vom Himalaja aus bis nach Peking geltend macht.

Durch dieses Zauberwesen ergoß sich die buddhistische Gemeinde in einem neuen Strom über das östliche Asien, und die Klöster, die sie von Lhasa bis nach Peking aufbaute, wurden ebensoviele Zitadellen des alles beherrschenden Einflusses der im indischen Büßer und Zauberer verkörperten Mystik. Die nächsten Tage sollten mir Gelegenheit geben, ein Stück des wirklichen und leibhaftigen Lamatums kennen zu lernen.

7.—10. Januar 1905.

Dardschiling ladet zu prächtigen Ausflügen nach den näherliegenden Berghöhen ein. Eine der anziehendsten Partien ist der Aufstieg zu der 3422 m hohen Tongluspitze. Das ganze große Eispanorama — ein wahres Titanentheater, von Schnee und Eis starrend — bietet sich von hier aus dem Blick in einem neuen herrlichen Rundbilde dar. Was mir aber gerade diesen Ausflug so interessant machte, das war die große Lamapagode, welche die Exkursion auf dem Wege zur Spitze berührt. Auf einer Vorhöhe der

Bild 167. **Klosterbau Putala in Dschehol.** Gesamtansicht. (S. 314.)

Bild 168. **Klosterbau Putala in Dschehol.** Hauptbau. (S. 314.)

Bild 169. Lama-Bonzen im Ornat. (S. 315.)

Bild 170. Lama-Bonzen im Ornat. (S. 315.)

Tongluspitze, etwa 2800 m über dem Meere gelegen, beherrscht sie mit ihren in mehreren Absätzen pyramidenartig aufsteigenden Türmen weithin die Umgebung. Es ist ein echter Typus einer Lamapagode. Der Außenbau zeigt in seiner einfachen Holzkonstruktion nichts von jener phantastisch spielenden Dekoration des Hinduheiligtums, um so zügelloser jedoch entfaltet sich der innere Schmuck.

Auf den ersten Blick erkennt man zwar den durch und durch indischen Charakter des Bilderschmuckes, aber diese Bilder haben das Wesen des indischen Vorbildes überall zu einer grauenerregenden Gestalt verzerrt. Es ist ein Element eingedrungen, das in dem üppigen Charakter der indischen Kunst den schreckhaften Zug besonders scharf hervortreten läßt. In diesem äußeren künstlerischen Wandel — wenn das Wort künstlerisch überhaupt noch am Platze ist — spiegelt sich der innere religiös-sittliche Wandel wider, den die Erlösungslehre Buddhas im Lamaismus durchgemacht hat. Aus der Religion der Versöhnung ist eine Religion des Schreckens geworden. Während der Buddhismus in seiner ursprünglichen Richtung darauf bedacht ist, durch eine milde, versöhnende Lehre den Weg aus dem Strudel der Leiden zu eröffnen, sucht er in der Form, die er auf dem Boden Tibets angenommen hat, durch Furcht und Schrecken den religiösen Sinn der Bevölkerung zu beherrschen. Man braucht nur einen flüchtigen Rundgang durch das tibetanische Pantheon zu machen, um mit einem Gefühl des Ekels, des Abscheues und Entsetzens erfüllt zu werden. Aus einem Kultus, der im Gegensatz zum Brahmanismus alle Götter verschmähte, ist der götzenreichste Kultus, aus dem entleerten Götterhimmel das gewaltigste Pantheon der Welt geworden. Der Gegensatz, der zwischen dem ersten und letzten Stadium des Buddhismus in der lebendigen Wirklichkeit zutage tritt, beleuchtet besser als alle theoretische Darlegung das innerste Wesen jener Erlösungslehre, deren Aufgabe es sein sollte, den Menschen durch sich selbst sittlich zu machen und ihm das Unterpfand der Erlösung zu geben. Den Kultus der von Buddha begründeten Mönchsgemeinde, wie er in der Verehrung des heiligen Baumes der Erkenntnis dem Blick entgegentritt, erkennt man in den unheimlich düstern Hallen einer tibetanischen Pagode kaum mehr wieder. Die alte Gemeinde lehnte jeden Kultus der Persönlichkeit Buddhas ab. Nirgendwo erscheint die Gestalt des Erleuchteten. Hier schimmert und glitzert diese Figur dem Auge in allen Formen, bald in Bronze, Holz oder Stein, bald als gemaltes Bild in den Tapeten und Seidenstreifen entgegen, mit welchen die Wände behangen sind. Die Darstellung beschränkt sich nicht auf eine einzelne Erscheinungsform; man sollte meinen, die Kunst des Meißels oder Pinsels könne sich nicht genugtun in der phantastischsten Ausgestaltung des Buddhatypus. Ja inmitten der überwuchernden Fülle von Buddhafiguren verschwindet der eigentliche Buddha fast ganz. Um so buntfarbiger treten die

dem Zauberkultus angehörigen, fast endlosen Weiterbildungen der betrachtenden Buddhas auf. Mit ihnen teilen sich die Schutzgottheiten und Lokalgeister, die Göttinnen und Zauberkräfte in den Raum des Tempels. Es sieht fast aus, als hätten die lamaistischen Zauberer alle dämonischen Geister, mit denen ihre Phantasie die unzugänglichen Schluchten und Höhlen der tibetanischen Bergwelt bevölkert, hervorgelockt, um mit ihrem Bilde die Heiligtümer Buddhas zu schmücken und dem Ganzen einen möglichst schreckhaften Ausdruck zu geben.

Buddhas Gestalt ist eine wunderliche Erscheinung geworden. Man betrachte die auf einem Lotuskissen sitzende Figur des meditierenden „Heiligen". Die rechte Schulter entblößt, die Hände entweder gefaltet oder die eine Hand zur Belehrung erhoben, so kehrt der Typus unzähligemal wieder. Und in dem Wandel dieses Typus ziehen alle jene mythischen Vorgänger des Buddha, die in den großen Weltzeiten erschienen sind, an dem Auge des Betenden vorüber. Da sehen wir Buddha als Arzt auf einem Bilde; die Körperfarbe ist blau, die linke Hand hält die Almosenschale, die rechte eine Blume. Neben ihm erscheinen seine Begleiter, gleich ihm in sitzender Stellung, die Hand zur Belehrung erhoben, echte Typen des Bonzentums, das die Klöster Siams, Birmas und Ceylons bevölkert. Ihm gegenüber lenkt eine andere Buddhagestalt die Aufmerksamkeit des Betenden auf sich. Die Hautfarbe ist rot, das Mönchsgewand dunkelrot; in den auf dem Schoße liegenden Händen hält er eine blaue Almosenschale; über dem langen Haar, das bis auf die Schultern herabhängt, trägt er eine Krone. Es ist der Buddha Amitābha, die beliebteste und verbreitetste Buddhafigur des nördlichen Buddhismus, ein alter Bekannter, der mir unzähligemal in den Tempeln Chinas und Japans begegnet ist.

Aber noch grotesker entwickelt sich der lamaistische Bilderkultus in der Darstellung jener Wesen, welche durch eine besondere Heilstat mit dem ausgesprochenen Wunsche, Buddha zu werden, die Qualifikation zur Buddhawürde erlangt haben. Es sind die unter dem Namen Bodhisatwa bekannten göttlichen Wesen. Da stehen auf dem Altar einige merkwürdige Bronzefiguren in aufrechter Haltung. Alle sind mit Schmuck überladen: auf der Stirn ein Diadem, um den Hals schwere Perlbänder, um die nackten Arme kostbare Ringe, um die Hüften breite Gürtel; die ganze Darstellung weist auf eine königliche Erscheinung hin. Sie stellen Maitreya, den künftigen Buddha und Heiland der Welt dar. Neben ihm erscheint eine andere königliche Gestalt; über der linken Schulter trägt sie eine Antilopenhaut, in der rechten Hand ein Fläschchen, in der linken Hand eine Lotusblume. Das ist Buddha Awalokiteçwara, der Spiritus rector des lamaistischen Buddhismus, der Buddha, der sich im Dalailama verkörpert. An keinem Buddha hat sich die lamaistische Phantastik so reich versucht wie an ihm; aber man merkt

sofort, daß diese künstlerische Phantastik hier ganz unter dem Einfluß der brahmanischen Kunst Indiens steht. Die zügellose Phantasie des wischnuitischen und schiwaitischen Künstlers ist in den Dienst des lamaistischen Kultus getreten. Die Gestalten könnten ebensogut einen Wischnu oder Schiwa oder Brahma vorstellen. Und nun gar, wenn die Buddhas vier- oder sechsarmig erscheinen, jede Hand mit irgend einem Kultusgegenstand bewehrt, mit Gebetschnur, Dreizack, Lotus, Almosennapf, Miniaturreliquienschrein. Der Eindruck der Bilder ist so ausgesprochen brahmanisch, daß wir uns aus dem tibetanischen Lamatempel in ein brahmanisches Heiligtum am Ganges versetzt glauben. Aber gerade diese Verwandtschaft mit dem wischnuitischen und schiwaitischen Götzenkultus des brahmanischen Indien zeigt die lamaistische Form des Buddhismus in ihrem eigensten Wesen. Jener Buddha, der unter dem Baume der Erkenntnis zur höchsten Erleuchtung gelangt war, wollte das Streben nach Erlösung von allen Fesseln des Götterkultus befreien, wie er sich in der Verehrung des Wischnu und Schiwa ausgebildet hatte. Das Ende des von ihm erschlossenen Erlösungsweges, das letzte Stadium der mit seinem Namen verbundenen religiösen Entwicklung führt wiederum in das Babel des brahmanischen Götterhimmels, in das wilde Durcheinander der religiösen Urwaldvegetation zurück, die sich unter der tropischen Sonne des brahmanischen Mystizismus entwickelt hatte. Wir stehen mitten im Hindupantheon, umgeben von allen erschreckenden Formen der dämonischen Bilder. Man betrachte die unheimliche Erscheinung jenes Götzen in der Ecke des Saales: ein Wesen mit fünf Dämonenköpfen, deren jeder ein Diadem aus Totenschädeln trägt. Höllische Wut grinst aus den Augen; mit unzähligen Armen ist die Gestalt bewehrt, und die verzehnfachten Füße drücken schwer auf einen Haufen menschlicher Körper. Niemand würde darin einen Buddha vermuten, und doch ist diese Schreckensgestalt eine der bekanntesten Offenbarungen des beliebten Bodhisatwa Manjuçrī.

Noch packender tritt dieser dämonische Zug des Lamaismus in den weiblichen Gottheiten hervor, mit welchen der Lamaismus seinen Kultus ausgestattet hat. Buddha hat in der Göttin Tārā ein weibliches Gegenstück erhalten, das den Inbegriff aller mystischen Kräfte darstellt. Jeder künftige Buddha verkörpert in einer solchen weiblichen Gottheit das innerste Wesen seiner Zauberkräfte. Wie nun Awalokiteçwara der beliebteste und verehrteste unter allen künftigen Buddhas ist, so bildet auch dessen weibliche Verkörperung die hervorragendste Erscheinung unter allen weiblichen Gottheiten. Ihr Bild nimmt im lamaistischen Heiligtum eine bevorzugte Stelle ein; sie erscheint in der ganzen lasziven Üppigkeit einer brahmanischen Göttin. Meistens besitzt sie sechs oder noch mehr Arme, und diese Vielarmigkeit läßt in der nackten Gestalt erst recht den abstoßenden Charakter ihres Wesens hervortreten. Man weiß in der Tat kaum mehr, was den Buddhismus vom

brahmanischen Kultus noch unterscheidet. Im Lamaismus schwelgt die buddhistische Kunst in allen Orgien jener ausschweifenden Phantastik des Hinduismus, von der Buddha die Erlösungslehre befreien wollte. Am unheimlichsten aber entfaltet sich der dämonenhafte Charakter des Lamaismus in den sog. „Beschützern der Religion". Unter diesem Namen hat der tibetanische Buddhismus in sein System ein Reihe von Hindu-Gottheiten aufgenommen, welche geschworen haben, die Religion des Buddha gegen die Dämonen ihrer Machtsphäre zu verteidigen. Diese brahmanischen Gestalten führen den buddhistischen Kultus so sehr in die Bahn des Hinduismus zurück, daß es einem jener armen Hindupilger, der sich heute vor den Schreckensgestalten seiner Tempel von Benares und Madura ehrfurchtsvoll beugt, nicht schwer fallen würde, sich sofort in einem lamaistischen Tempel zurecht zu finden. Ich zweifle sogar, ob der Hindu des gemeinen Volkes irgend welchen greifbaren Unterschied wahrnehmen würde. Es ist alles so indisch, daß es ebensogut den Tempel des Schiwa in der heiligen Stadt Puri in Orissa oder den großen Wallfahrtsort des Wischnu in Srirangam in Südindien schmücken könnte wie ein tibetanisches Kloster am Himalaja. Die „Hüter der Religion" werden alle in der den Hindugöttern eigenen schrecklichen Form dargestellt: mit kurzen, dicken Gliedmaßen, dreiäugig, mit großem, dickem Kopf, struppigem Haar, umgeben von einer Masse lodernder Flammen oder dunklem Rauch, in ausschreitender, kampfbereiter Stellung, dunkelfarbig, blau oder rot gemalt. Ein solches Schreckbild ist der „Gott" Vajrapani, „der mit dem Donnerkeil bewehrte". Er hat den echten dämonischen Typus eines Hindu-Götzenfratzen, ist von dunkelblauer Hautfarbe, trägt eine Schädelkrone, einen Schurz aus Tigerfell und schwingt in der Rechten den Donnerkeil. Besonders schreckhaft ist die dreiköpfige, mit sechs Armen bewehrte Gestalt des Gottes. Um diesen „Erzdämon" scharen sich als Hüter der Religion die „Acht Furchtbaren". Unter ihnen sticht der den Tibetanern unter dem Namen Beg-tse bekannte Dharmapāla hervor. Der Gott schreitet, völlig gepanzert, in der Rechten ein goldenes Schwert schwingend, mit der Linken ein menschliches Herz zum Munde führend, einher, indem sein rechter Fuß ein blaues Schwert, sein linker einen nackten Menschen zu Boden tritt. Der Kopf hat einen zornigen Ausdruck; ein Schädeldiadem sitzt auf der Stirne, unter der drei Feueraugen hervorblitzen; aus dem flammenden Haupthaar windet sich eine Schlange hervor. Vom Gürtel hängt ein Tigerfell herab, ein Kranz abgehauener Köpfe fällt von den Schultern; an den linken Ellenbogen lehnt sich ein Speer mit roter Fahne. Ihm zur Rechten reitet ein behelmter, gepanzerter, dreiäugiger Dämon von braunroter Hautfarbe auf einem dunkelbraunen Wolf; seine Rechte hält einen Speer, die Linke eine Fangschnur. Zur Linken reitet auf einem Löwen ein nacktes Weib mit einem Messer in der Rechten. Man kann sich kaum etwas Häßlicheres und Gemeineres denken; aber gerade

in diesen Bildern versucht die „Kunst“ des Lamaismus ihr Höchstes. Die Erfindungsgabe ist hier geradezu erstaunlich. Die Einbildungskraft schwelgt in der Variation der grauenerregenden Züge und Symbole, als habe die religiöse Andacht in der Verehrung dieser Schreckbilder so recht ihren heimischen Boden gefunden. Nirgendwo scheint sich der Künstler so zu Hause zu fühlen. Man betrachte jene wilde Gestalt zu Pferde, geschmückt mit einem tief herabhängenden Kranz von Schädeln, begleitet von zwei Frauengestalten mit Tierköpfen. Es hat keinen Zweck, diesen Erzeugnissen der ungezügeltsten Phantasien eine eingehendere Schilderung zu widmen; aber es ist sehr lehrreich, den ganzen Heerbann jener Schreckensgestalten in einem tibetanischen Tempel beisammen gesehen zu haben. Nur so ist man im stande, sich einigermaßen ein Bild zu machen von dem Charakter des im Lamaismus entwickelten Buddhismus.

Was muß das für eine Religion sein, die zu rituell anerkannten „Schutzherren“ eine solche Gesellschaft von Greuelgestalten hat! Und doch, der Schutz dieser saubern Gesellschaft genügt noch nicht. Ihnen tritt eine andere Gruppe offizieller Schutzgottheiten zur Seite. Jeder Lama wählt sich nämlich einen besondern Schutzherrn, welchem er einen bevorzugten Kultus widmet und nach dessen Namen man ihn nicht fragen darf. Ab und zu erscheint die Schutzgottheit ihrem Schützling und teilt ihm Enthüllungen mit. Die vornehmsten Schutzgottheiten sind die mystischen Buddhas, jene Gottheiten, die bestimmt sind, als Buddha zu einer besondern Heilstat auf Erden zu erscheinen. Es sind ihrer im gegenwärtigen Zeitalter fünf. Sie werden aber nicht allein verehrt, sondern in enger Vereinigung mit dem entsprechenden weiblichen Element, in welchem sich ihre unterscheidende mystische Energie verkörpert. Dieser engen Vereinigung entsprechend wird die weibliche Gottheit stets im Schoße der mystischen Buddhas ruhend dargestellt. Jeder der fünf Buddhas erscheint in einer besondern Gestalt. Bezeichnend ist es, daß gerade deren weibliche Verkörperungen die Mordinstrumente tragen, die ihrer Wirksamkeit eigentümlich sind: Messer, Donnerkeil, Dolch in Verbindung mit der Schädelschale, welche das Blut des abgeschlachteten Opfers aufnehmen soll. Die furchtbarste Schutzgottheit aber bleibt der Todesgott.

Eine würdige Ergänzung dieser Sippe sind die Gottheiten der einzelnen Orte. In jedem Winkel, jedem Baum, Fels, Wasserfall, See haust eine besondere Gottheit. An solchen Gottheiten besaß bereits das brahmanische Pantheon eine unerschöpfliche Fülle. Der Lamaismus hat diesen Schatz ergiebig ausgebeutet, aber in welcher Gestalt! Will man die ganze religiös-sittliche Verkommenheit des lamaistischen Buddhismus kennen lernen, so genügt eigentlich schon ein Blick auf diese wüsten Zerrbilder religiöser Verehrung. Alles Erschreckende, Abstoßende, Widerwärtige wird hier zusammengetan, um auf das Gemüt des Betenden zu wirken. Der Buddhismus

sucht in der Gestalt, die ihm der Lamaismus gegeben, alles zu übertrumpfen, was der Brahmanismus an Häßlichkeit in seinem Durga- und Schiwakultus besitzt.

Es hat darum nichts Überraschendes, wenn wir sehen, welche Rolle im lamaistischen Kultus die Teufelsmasken und Maskentänze spielen. Man glaubt diese in den wildesten Formen auftretenden Götzenfratzen nicht besser verehren zu können als dadurch, daß man sich ihnen in Masken naht, die so recht den phantastischen Charakter der Gottheiten zum Ausdruck bringen. Die Maskentänze bilden eine der bevorzugtesten Kultusformen des Lamaismus. Die Dämonen, die in Stein und Holz als regungslose Gestalten erscheinen, werden in den maskierten Lamas lebendig und führen vor den Augen der Gläubigen die gröbsten Tänze auf.

Und diese Religion beherrscht von Lhasa bis nach Peking weite Gebiete des chinesischen Reiches. In der Hauptstadt des chinesischen Reiches war ich zum erstenmal mit dem Lamatum in Berührung gekommen. Einer meiner ersten Ausflüge hatte einer der berühmtesten Lamapagoden der chinesischen Kaiserstadt gegolten. Sie heißt Yunghokung. Die Pagode weckte von vornherein mein besonderes Interesse; denn sie beherbergte in ihren Mauern nichts Geringeres als den einen der zwei lebenden Buddhas. Bekanntlich behaupten die Buddhisten, welche dem tibetanischen oder lamaistischen Ritus folgen, daß sich Buddha allemal in einem menschlichen Wesen verkörpere und offenbare. Früher gab es immer nur eine einzige Verkörperung dieses Buddha. Das war der Dalailama in Lhasa. Aber Lhasa war mit seinem Dalailama zu weit von den Machthabern Pekings entfernt. Die Politik verlangte eine Verkörperung Buddhas im Schatten des kaiserlichen Palastes. Und diese Verkörperung stellte sich rechtzeitig ein, als sie den politischen Machthabern notwendig erschien. Der Dalailama teilte seine Verkörperung Buddhas einem vom „Sohne des Himmels" auserkorenen Lama mit. Und so besitzt heute Peking so gut wie Lhasa seinen Houo-Fo oder „lebenden Buddha". In dieser Doppelverkörperung des Buddha aber bilden Peking und Lhasa eine religiöse Einheit, in der sich die politische Verbindung Tibets mit China zu einem unlösbaren Ganzen befestigt hat.

Die Pagode hat einen gewaltigen Umfang; nicht weniger als sechs große Tempelpavillons folgen sich in gerader Linie, getrennt durch ebenso viele weite Vorhöfe. Der Tempel diente ursprünglich als Palais dem Prinzen Yungtscheng, bevor er als Kaiser dem großen Kang-hsi in der Herrschaft folgte. Kienlung, der Nachfolger Yungtschengs, ließ den Palast seines Vaters in einen glänzenden Lamatempel umwandeln; 3000 Lama sollten auf Kosten des Kaisers hier den lamaistischen Dienst vollziehen. Der Glanz dieses einst so reich ausgestatteten Tempels ist indessen schon längst verblichen und die 3000 Lama sind auf 300 zusammengeschmolzen. Alles trägt die

Spuren des Verfalles und jener abstoßenden Unreinlichkeit, die vom chinesischen Buddhismus untrennbar ist. Einen um so seltsameren Eindruck macht es, mitten in diesem Verfall auf kostbare Emailvasen zu stoßen, die als echte Emailarbeit der kaiserlichen Fabrik einen ganz ungeheuren Wert darstellen. Die kaiserlichen Schriftzeichen weisen darauf hin, daß diese 1 m hohen Emailstücke Schenkungen Kienlungs sind. Im letzten Tempelpavillon befindet sich eine Riesenstatue Buddhas aus Holz. Buddha ist in aufrechter Stellung dargestellt und ein reicher Goldschmuck über dem farbenreichen Gewand ausgebreitet. Die Höhe der Statue erreicht die Kleinigkeit von 23 m; sie ist, wenn ich meinem lamaistischen Begleiter glauben darf, aus einem einzigen Baumstamm geschnitzt. Unwahrscheinlich wäre es nicht, daß Kienlung, der große Freund des lamaistischen Buddhismus in Peking, diesen seltenen und herrlichen Baum dem Idol des Buddhismus geweiht hätte. Doch noch interessanter als dieser hölzerne Buddha war für mich in diesem Augenblick der „lebende" Buddha.

Gerade als wir am vierten Tempelpavillon standen, zogen in langem Zuge die Lamas an uns vorüber; alle trugen über dem karmesinroten Oberkleid einen weiten gelben, bis zu den Füßen reichenden Mantel. Hinter ihnen, durch einen kleinen Abstand getrennt, kam eine hohe Gestalt, wie die übrigen Lamas gekleidet, aber auf dem Haupte einen hohen gelben, nach vorn und hinten zugespitzten Hut tragend. Das war der „lebende" Buddha. Er war von dem hohen Rate der Lamagemeinde und einer Anzahl junger Lamas, die gewissermaßen als Ministranten dienten, umgeben. Der „lebende" Buddha schaute sehr menschlich drein, ein echter Asiate, und er fühlte sich wohl ebenso menschlich wie seine Umgebung, denn sie schritten gerade zum Mittagsmahl. Wir sahen aus den vielen Vorbereitungen, die nebenan der „Küchengott" für den „lebenden" Buddha traf, daß letzterer noch nicht in den siebten buddhistischen Himmel, noch weniger ins Nirwana eingezogen war; die dienenden Geister waren recht schmutzige Gesellen. Der „lebende" Buddha pflegte früher nur einmal im Jahre sein Heim im Tempel von Yunghokung zu verlassen. Am achten Tage des ersten Monats besuchte er die große Pagode von Tschantanse, um daselbst eine wahre Teufelszeremonie abzuhalten. Die Zeremonie wird mit einem langen lamaistischen Gesang eröffnet, der abwechselnd von den 300 Lamas der Pagode vorgetragen wird, die zwei Chöre zu beiden Seiten des Buddha bilden. Der „lebende" Buddha sitzt auf einem Throne. Vor ihm brennt eine Lampe, deren Gefäß aus einem menschlichen Schädel hergestellt ist. Ist der Gesang vorüber, so legt der Buddha den großen Zeremonienmantel an und setzt sich eine Krone auf. Währenddessen entwickelt sich in dem Vorhof eine geradezu dämonische Szene. Mitten in den Volksmassen, welche dichtgedrängt den Vorhof füllen, dringen an die 200 Individuen, die alle Teufelsmasken tragen. Als Tiger,

Bären, Löwen, Panther verkleidet, vollführen sie einen höllischen Lärm und schreien wie Besessene. Da erhebt sich majestätisch der „lebende" Buddha, um in den Tempel einzuziehen, der das eigentliche Heiligtum dieser Pagode bildet. In diesem Augenblicke beginnt eine Bewegung unter den als Teufel verkleideten Individuen. Sie gebärden sich wie Rasende, stoßen Wutgeschrei aus, vollführen einen wilden Tanz, und die Wut und Raserei erfaßt das ganze Volk, das der Zeremonie beiwohnt. Man beginnt sich gegenseitig zu stoßen und zu treten. Aber plötzlich verstummt alles; wie auf ein Zeichen verschwinden die Masken. Dann heißt es, die „Teufel" seien durch das Gebet des Buddha in die Flucht gejagt worden. Ruhe tritt ein. Der „lebende" Buddha besteigt seine gelbe Sänfte, und gefolgt von zahlreichen Lamas hoch zu Roß kehrt er in seine Residenz zurück.

Das ist der Lamaismus, wie er leibt und lebt von den Bergwällen des Himalaja bis zur chinesischen Mauer. Wie in so vielen andern Dingen, so ist es auch hier die treuherzige Erzählung des ersten Wanderers durch die ostasiatische Kulturwelt, des großen Venezianers Marco Polo, die uns von dem Lama und seinem Zauberkultus das erste zuverlässige Bild entworfen hat. Er spricht von „Zauberern, die Tebet und Kesimur genannt werden". „Was immer sie tun, geschieht mit des Teufels Hilfe; aber sie machen das Volk glauben, das sei dem Einfluß ihrer eigenen Heiligkeit und der Hilfe Gottes zuzuschreiben. Sie gehen überall in einem Zustande des Schmutzes und der Unreinlichkeit einher, ohne Achtung vor ihrer eigenen Person oder der Person jener, die sie sehen, ungewaschen, ungekämmt, mit Kot bedeckt." Marco Polo nennt diese Zauberlamas „Bakši". Es ist der alte indische Name „Bhikšhu" (Bettler), mit dem man schon vor Buddhas Zeit die bettelnden Aszeten bezeichnete. Mit den buddhistischen Bettelmönchen trat der Name die Wanderung durch ganz Asien an. Von diesen Bakši erzählt der Venezianer Wunderdinge aller Art, wie sie es z. B. verstehen, Trinkgefäße frei sich bewegen zu lassen. Die gleichen Dinge erwähnt Fra Odorico da Pordenone in seinem wertvollen Bericht über das Land Tibet. Mit ihm stimmt ein anderer Franziskanermissionär, Fra Ricoldo, überein: „Es gibt da gewisse Männer, welche von den Tataren über alles geehrt werden; sie heißen Baxitae; es sind eine Art Götzenpriester. Diese Männer kommen von Indien und verstehen sich gewöhnlich auf Zauberkünste, die sie mit des Satans Rat und Hilfe üben." Marco Polo spricht von „gewaltigen Kirchen und Abteien, manche so groß wie eine kleine Stadt, in denen 2000 und mehr Mönche beisammen wohnen". Er hatte die großen Lamaklöster gesehen, die sich durch das nördliche und nordwestliche China in einer langen Kette hinziehen. Nirgendwo jedoch erreichen diese Klosterburgen eine so große Bevölkerung wie in Tibet und namentlich in der Umgebung von Lhasa. Eine Zahl von 4000 bis 5000 Mönchen, die eine Lamagemeinde bilden, ist

durchaus nichts Seltenes. Die Lamasereien sind Städte in des Wortes eigentlichem Sinne, umfassende Gruppen von Bauten, die mit ihren hohen Mauern einen festungsartigen Charakter tragen. Zu diesem kriegerischen Charakter des massiven Klosterblockes, der sich mit Vorliebe auf beherrschenden Höhen erhebt, stimmt der unternehmende, trotzige Gesichtsausdruck der Lamas. Je mehr die Forschungsreisen der letzten drei Jahrzehnte die lamaistische Klosterwelt aus dem Dunkel hervortreten lassen, das die Erzählungen Marco Polos und der großen Franziskanermissionäre zum erstenmal erhellt haben, desto deutlicher gibt sich die religiöse Macht Tibets im Kreise der von China beherrschten oder mit ihm eng verbundenen Völker und Stämme des nordöstlichen Asien zu erkennen.

Lange hielt mich das Lamaheiligtum an der Schwelle Tibets mit seinem Kultus fest. Alles gewinnt Interesse und Bedeutung im Zusammenhang mit dem großen Problem der religiösen Zukunft des fernen Ostens. In der Entartung des Lamaismus kommen nur die widerspruchsvollen und zersetzenden Elemente zum Durchbruch, die von Anfang an der durch Buddha angeblich reformierten brahmanischen Erlösungslehre innewohnten. Zwischen den Szenen auf den Fluten des Ganges und denen in einem lamaistischen Tempel besteht der engste Zusammenhang. Aus dem Schoße des Brahmanismus ging der dämonische Zauberkultus hervor, der in dem „Lande des Eises" seine höchsten Triumphe gefeiert hat.

Als ich aus dem Halbdunkel der Pagode heraustrat, lag wiederum die grandiose Alpennatur vor dem Auge ausgebreitet. Sie schien mir herrlicher und erhabener geworden zu sein. Des Menschen Wahn hat das Göttliche in jenem Tempel verzerrt und die menschliche Würde entweiht. Aber keine Hand darf es wagen, freventlich jenes Riesendenkmal zu entstellen, das sich Gottes Allmacht und Weisheit in den Pyramiden des Himalaja aufgebaut hat.

Von der Höhe wandte sich der Blick nach einer Bergfalte im Nordosten. Dort arbeitet mein lieber P. Desgodins an der Spitze einer kleinen Gruppe katholischer Glaubensboten. Vor zwei Jahren hatte ein glücklicher Zufall es gewollt, daß ich ihm auf der Fahrt nach China in Hongkong begegnete, nachdem er mir durch seine wissenschaftlichen Arbeiten zur Erforschung Tibets längst bekannt geworden. Eine ganz besondere Freude war mir das Zusammentreffen mit dem ehrwürdigen Apostolischen Präfekten von Tibet. Sein ganzes Missionsleben, nahezu 50 Jahre, hat er Tibet gewidmet. Es war von höchstem Interesse, aus dem Munde des ehrwürdigen Greises selbst zu vernehmen, mit welch unsäglicher Geduld dieses Jahrzehnte hindurch ganz unfruchtbare Missionsfeld bebaut werden mußte, um zu den Erfolgen zu gelangen, die jetzt langsam in der wachsenden Zahl der Neubekehrten zu reifen beginnen. Aber noch aus einem andern Grunde wird mir die Be-

gegnung mit dem liebenswürdigen Greise eine angenehme Erinnerung bleiben. P. Desgodins, ein ausgezeichneter Kenner des Tibetanischen, hat der Sprachforschung das beste tibetanische Wörterbuch geschenkt. Letztes Jahr ist dieses mit unendlicher Mühe ausgearbeitete große Lebenswerk des Verfassers fertig geworden. Und wenn es den Namen P. Desgodins in der Sprachkunde des fernen Ostens für immer lebendig erhalten wird, so hat das Werk zugleich den Beweis geliefert, daß den Verdiensten, welche die alte Mission sich um die Sprachwissenschaft erworben hat, jene der neuen Mission sich ebenbürtig anschließen. Den deutschen Leser aber dürfte es ebenso angenehm berühren wie den Schreiber dieser Zeilen, zu erfahren, daß in keinem Lande das Werk eine so günstige Aufnahme, eine so weite Verbreitung fand wie in Deutschland. Zahlreiche Exemplare, so sagte mir der Verfasser, sind nach Deutschland, nur wenige nach Frankreich gegangen. Die Typen sind unter Aufsicht des Paters selbst von Chinesen gegossen, der Satz ist ebenfalls ganz von ihm besorgt worden. Es war mir daher sehr interessant, diesem Pionier des Apostolates und der Sprachwissenschaft gerade in der Druckerei zu begegnen, aus welcher das Werk hervorgegangen ist.

Der Leser möge diesen kleinen Ausflug nach dem trockenen Felsboden der Sprachwissenschaft verzeihen. Indessen auch „die Sprachwissenschaft im Dienste der katholischen Mission" gehört als ein sehr charakteristischer Zug in das Bild, das die Mission der Kirche Ostasiens immer herrlicher entfaltet. Einen stillen Gruß sandte ich auf dem Wege „drahtloser Telegraphie" zu dem wackern Vorkämpfer der tibetanischen Mission hinüber, der mittlerweile an jenen Vorposten des katholischen Apostolates zurückgekehrt war.

Es war bereits finster, als wir die Höhe von Dardschiling wieder erreichten. Die Felsenwände erschienen wie Gigantenfestungen, die Schluchten wie Höhlen von Gespenstern, die Klippen und Riffe, die Spitzen und Zacken gestalteten sich zu Schreckgebilden, während hoch oben die Schneefelder im traumhaften Lichte flimmerten. Mächtig traten die Umrisse des Kantschindschinga hervor, und die Eindrücke, welche die düstere Macht des Lamaismus geweckt, verwoben sich mit dem geheimnisvollen Bilde jener Massen. Über die Bergkolosse hinweg schwebte der Blick zum sternbesäten Firmament empor. Wie funkelte doch die Sternenwelt so lieblich klar auf dem dunkeln Grunde des majestätischen Domes, der über den Riesensäulen des Himalaja emporstieg. Sie schien eine ganz andere Sprache zu reden. „Siehe, wir haben seinen Stern im Osten gesehen." So betet die Kirche in diesen weihevollen Tagen, indem sie das Wort der Erstlinge der Heidenwelt wiederholt, die ein Stern aus dem fernen Osten an die Geburtsstätte des Erlösers, des wahren Heilandes der Welt, berufen hat. Das Wort geht von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Auch in den Tälern des Himalaja, im Angesichte der mächtigen Wälle des Heimatlandes des Buddhismus,

hat es sein Echo gefunden, und der frohbeglückende Glaube, der darin sich ausspricht, beginnt immer sieghafter seine Macht hier zur Geltung zu bringen.

12. Januar 1905.

Die Schneefelder des Himalaja erstrahlten wie zum Abschiedsgruß, als ich gegen Mittag Dardschiling Lebewohl sagte. Noch ein letzter Blick zurück nach den Riesen der Urwelt, und hinab geht es in die Ebene. Es war bereits dunkel, als wir Siliguri erreichten. Der Nachtzug trug uns wiederum dem Ganges zu. Als das Morgenlicht dämmerte, lag der Strom vor uns. Noch einmal war es mir während einer kurzen Zeit vergönnt, eine Fahrt auf seinen Fluten zu genießen. Wie viele Bilder drängten sich beim Anblick der rauschenden Wogenmassen zusammen! Zu einem Riesenstrome sind die Fluten in dem Einfluß angeschwollen, der in der religiösen Überlieferung Indiens sich über Asien ausgebreitet hat.

Um die Mittagsstunde kehrte ich nach Kalkutta zurück.

17. Gwalior.

20. Januar 1905.

Gestern nahm ich von dem gastlichen Kalkutta Abschied. Ich befinde mich auf der Fahrt nach Bombay. Eine angenehme Unterbrechung soll mir Gwalior, die Hauptstadt des gleichnamigen, in Zentralindien gelegenen einheimischen Fürstentums, bieten. Es ist die Residenzstadt des Sindhia, eines der reichsten Fürsten von Indien. Von dort aus werde ich in Santschi das große und am besten erhaltene Heiligtum des indischen Buddhismus besuchen.

Eine eiserne Brücke trägt uns über den Tschambal, und bald befinden wir uns im Staate Gwalior. Das unbegrenzte, flache, wenig fruchtbare Land ändert allmählich sein Antlitz. Die eintönige Ebene wird von einzelstehenden Höhen und Hügeln unterbrochen; es sind Felsenmassen, die ziemlich unvermittelt aus der Ebene emporsteigen und der Gegend ein ganz trotziges Aussehen geben. Fast möchte man meinen, dieses Aussehen wolle den trotzigen, selbstherrlichen Charakter des Marathenfürsten, dem Gwalior gehört, zum Ausdruck bringen.

Nach beiläufig einer Stunde taucht im Vordergrund aus der Ebene eine langgestreckte Felsmasse ganz isoliert hervor. Je näher wir kommen, desto deutlicher heben sich vom Horizont Mauern und Türme ab. Es ist die alte Feste Gwalior, eine der prachtvollsten Felsenfestungen Indiens. Das zentrale Indien besitzt für sich allein wohl nicht weniger als 30 großartige Palastanlagen, und es würde mehrerer Monate bedürfen, wollte man jeder einzelnen dieser Königsburgen das eingehende Studium zuwenden, das die Pracht ihrer Architektur und der Reichtum ihres Ornamentes beanspruchen darf; denn es handelt sich dabei nicht lediglich um ein einzelnes Bauwerk. Die Königsschlösser sind im wahren Sinne Palaststädte, wo ein Bau sich an den andern drängt und jeder den andern durch die Schönheit seines Schmuckes zu überbieten sucht. Aber auch der eifrigste Wanderer muß sich hier Schranken auflegen. Er steht einer solchen Fülle ratlos gegenüber und sinnt und sucht, welchem Bauwerk er wohl den Vorzug geben soll. Zuletzt möchte er doch gerne von allen wieder wenigstens einen flüchtigen Blick genießen. Nur so wird man sich der grandiosen und wohl einzig dastehenden Bautätigkeit bewußt, welche der Hindu im Zeitalter der Mogul entfaltet

hat. Die dem Hindu angeborene Neigung zu glänzenden Bauten hatte sich steigend durch die Jahrhunderte entwickelt, und das gigantische Schaffen der sarazenischen Eroberer rief die architektonischen Kräfte des Hinduismus erst recht wach. Zu keiner Zeit regte sich des Hindu Bauluft mächtiger als in den Tagen, wo der Islam in der Pracht seiner Denkmäler über den Hinduismus zu triumphieren schien.

Wie eine Insel mit steil emporstrebenden Felswänden steigt der gewaltige Felsblock von Gwalior in einer Länge von 3 km und in einer durchschnittlichen Breite von 0,5 km aus der Ebene hervor. Er erreicht eine Höhe von 100 m. Nach allen Seiten fällt der Block in einer senkrechten Felswand in die Tiefe ab. Der Blick aus der Ferne auf die wuchtige Steinmasse war imposant, während der Zug in weitem Bogen die Höhe umkreiste, um Laschkar zu erreichen.

Der angenehmste Aufenthalt erwartete mich im gastlichen Heim von Sir Michael Filose, dem Diwan des Fürsten von Gwalior. Seit mehr denn 100 Jahren ist der Name der Filose mit dem Fürstenhause von Gwalior verbunden. In der Stellung eines Diwans steht Sir Michael dem jungen Erben der Sindhia-Fürsten als erster Ratgeber zur Seite. Auf der Schwelle ihrer Wohnung in Laschkar begrüßten mich Sir Michael und Lady Filose mit jener herzlichen Zuvorkommenheit, die einen so liebenswürdigen Zug im Leben der anglo-indischen Gesellschaft bildet. Laschkar umfaßt die Neustadt von Gwalior. In seinem Namen lebt noch der Ursprung der Stadt aus dem Zeltlager Daulat Rão Sindhias fort. Als der Ahnherr des jetzigen Fürstenhauses zu Anfang des letzten Jahrhunderts mit Gwalior belehnt wurde, schlug er hier auf freiem Feld im Angesichte der Burg sein Lager auf. Die Zelte verschwanden bald, und eine neue Stadt erhob sich an Stelle des Zeltlagers, die zum Unterschied von der alten Stadt Gwalior den Namen „Lager" (Laschkar) beibehielt. Nur ein paar Stunden verblieb ich hier. Am Abend fuhren wir gemeinsam nach Morar, dem etwa 5 km von Gwalior entfernten Landsitz Sir Michaels. Dort sollte ich im Kreise meines liebenswürdigen Gastherrn und seiner Gemahlin drei der schönsten Tage in Indien verleben.

Wir fahren durch eine lange Straße, deren Häuser zum Teil prächtige, mit fein durchbrochenem Steinwerk geschmückte Fassaden zeigen. Andere Häuser sind bald weiß bald violett-rot getüncht und mit Arabesken bemalt. Das Ganze trägt einen entschieden indischen Charakter. Der farbige Anstrich der Häuser und das Weiß und Rot der Gewänder des Volkes verleihen dem Bild einen festlich frohen Zug. Auf der Straße herrscht großes Leben; bei jedem Schritt wechselt die Szene. Die Schwierigkeit, in der volkerfüllten Hauptstraße weiter zu kommen, gibt reichlich Muße, das prachtvolle Schauspiel zu genießen. Alles schreit und gestikuliert; man sieht viel Volk mit

rotem Pulver zu Ehren der blutigen Göttin Durga bestreut; vornehmere Personen tragen weiße Gewänder von einem Gewebe, das die Blutflecken nachahmt. Unsere Pferde brechen sich Bahn durch den Knäuel von Menschen, während ein Hochzeitszug ins Stocken gebracht wird. Das Geschrei, die Gesänge, der schrille Ton der Pfeifen, die dudelsackähnlichen Laute vereinen sich zu einem heillosen Lärm. Endlich sind wir außerhalb der Stadt, und nun geht es in sausendem Galopp nach Morar. Die Sonne wirft ihre letzten Strahlen über die Ebene. Es war bereits tief dunkel, als ich das Landhaus meines Gastfreundes erreichte.

21. Januar 1905.

Der Stolz Gwaliors ist sein Fort. Es bietet wohl kein Palast Zentralindiens ein so außerordentlich geschichtliches Interesse wie die majestätische Burg, die das Plateau des Felsens schmückt. Die Felsmasse ist so eigenartig in ihrer Bildung und durch ihre natürliche Lage so stark, daß sie seit den ältesten Zeiten von den Herren des Landes zu einem Felsenschloß ausgebaut wurde. Mit der Natur verband sich die Kunst, um den Felsen in eine der stärksten Felsenfestungen von ganz Indien umzuwandeln. Der Fels schien geradezu uneinnehmbar geworden, bis sich Kaiser Mahmud Ghori im Jahre 1196 seiner im Sturm bemächtigte. Von diesem Zeitpunkt an blieb die Festung in den Händen der sarazenischen Eroberer bis zum Falle des Mogulreiches. Ein bedeutendes Stück indischer Geschichte hat sich mit der Burg verwoben; sie wurde später Staatsgefängnis. Aber nicht geringer ist die religiöse Bedeutung des Felsens geworden. Wie von selbst lud die wuchtige Masse zur Anlage von Heiligtümern auf dieser bemerkenswerten Höhe ein. Die steil abfallenden Felswände lenkten frühzeitig die Aufmerksamkeit der indischen Büßer auf sich. Einsiedler fanden in den Höhlen Zuflucht, und während die Kunst die natürlichen Höhlen in eine dem Kultus geweihte Stätte umschuf, errichtete religiöse Begeisterung auf der Höhe des Felsens zwei ihrer bedeutendsten Denkmäler. So übt der stolze Felsen nach jeder Seite hin seine Anziehungskraft auf den Besucher aus.

In der Morgenstunde fuhr ich von Morar nach dem Fort. Sir Michael hatte in freundlicher Zuvorkommenheit mir eine Überraschung bereitet. Einer der schönen Elefanten des Sindhia von Gwalior sollte mich zur Höhe emportragen. Das sah nach so vielen Eisenbahnfahrten endlich einmal ganz indisch aus. Auf einem königlichen Elefanten, hoch oben im Pavillon thronend, zu einer der herrlichsten Burgen Indiens emporzusteigen und, umgeben von der Dienerschaft eines der glänzendsten indischen Fürstenhöfe, sich an dem Bild einer längst entschwundenen Herrlichkeit in den prachtvollen Denkmälern der Vergangenheit erfreuen: da fühlte man sich umweht von einem Hauch des wirklichen alten Indien und genoß um so lebendiger die eigenartige Schönheit der stummen Zeugen vergangener Geschlechter.

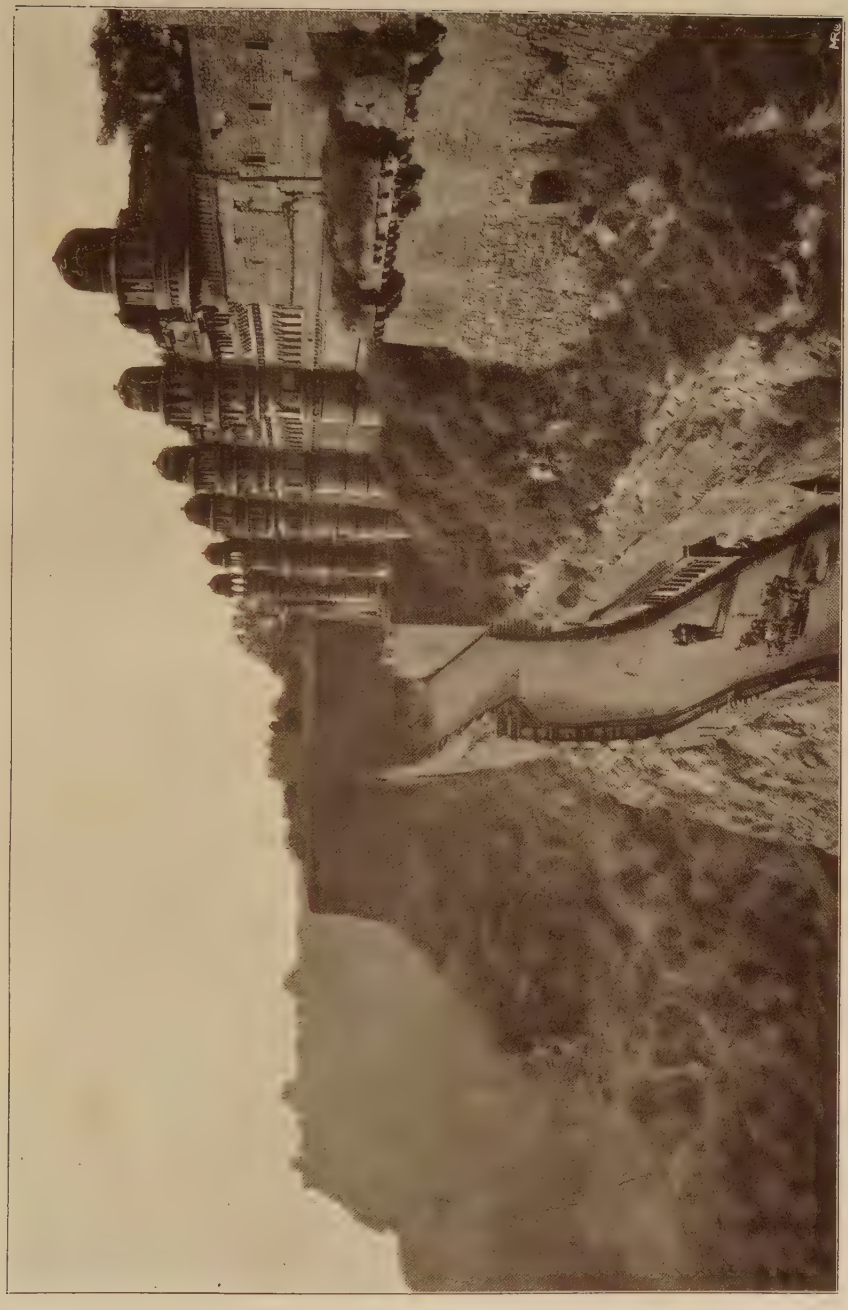

Bild 171. Gwalior. Aufſtieg zur Felſenburg. (S. 330.)

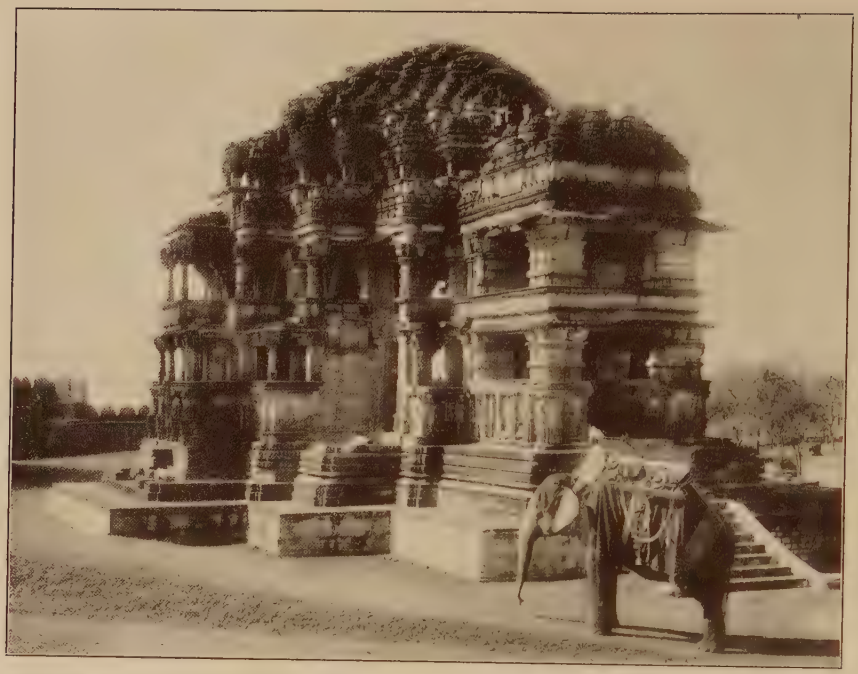

Bild 172. Gwalior. Sās-bāhu-Tempel mit Reitelefanten im Vordergrund. (S. 333.)

Bild 173. Gwalior. Palast des Sindhja. (S. 335.)

Der Aufstieg zum Plateau ist in zwei breiten, vortrefflichen Fahrwegen der Ost- und Westseite entlang in den Felsen gehauen. Diese dem Felsen abgetrotzten Pfade sind wahre Meisterstücke in der Sicherheit und Kühnheit der Anlage. Obschon ziemlich steil im Zickzack ansteigend, sind sie doch so gebaut, daß ein fürstliches Geleite von Elefanten bequem des Weges ziehen könnte. Mit majestätischem Schritt trägt uns des Radscha Elefant die Höhe empor. Fünf monumentale Torwege teilen den Aufstieg in ebensoviele Abschnitte, prächtige Werke, die in ihrem reichen, künstlerischen Schmuck wie Vorhallen zur hochragenden Burg erscheinen; die Felswand ist an vielen Stellen geglättet, und gigantische Figuren treten aus dem Stein hervor. Es sind Kolossalbilder der Jainaheiligen, bald in sitzender bald in stehender Haltung, der Lehre entsprechend vollständig nackt. Gleich dem Buddhismus leitet sich der Ursprung der Jainareligion auf einen Fürstensohn namens Vardhamāna oder Mahāvīra zurück, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. in der Gegend des heutigen Patna geboren wurde. Er schloß sich zuerst den wandernden Aszeten an. Wie Gotama, so fand Mahāvīra hier keine Befriedigung seines Erlösungsdurstes. Er sagte sich von den vedischen Überlieferungen los und, indem er sich zur Würde des Jina oder „Siegreichen" erhob, gründete er eine neue Mönchsgemeinde, deren Mitglieder zum Zeichen, daß sie als Erlöste oder Siegreiche alles Zeitliche abgestreift hatten, völlig nackt gehen sollten. Diese neue Gemeinde breitete sich mit ganz besonderem Erfolg unter den Kaufleuten aus. Mit dem Buddhismus stimmt die Jainareligion in dem gemeinsamen Ziel der Erlösung überein; aber während das buddhistische Nirwāna sich in ein Nichts verflüchtigt, faßt der Jainamönch in seinem Nirwāna alle Genüsse des Götterhimmels zusammen und stellt sich die Vollendung im Bilde des immer in abstoßender Nacktheit dargestellten Jina (Siegreichen) vor. Im Gegensatze zur Buddhagemeinde, die jede bildliche Verherrlichung ihres Stifters ursprünglich ausschloß, wurde der „Vollendete" im Kreise der Jaina von vornherein in den Kolossalbildern verehrt, die heute ihre Tempel schmücken. Im 3. Jahrhundert v. Chr. zweigte sich von der ersten Gemeinde eine Sekte unter dem Namen der „Weißgekleideten" ab. Die Glieder dieser Sekte gingen nicht nackt, sondern erschienen in dem alten Mönchsgewande, das zum Unterschied des gelben Gewandes der Buddhisten weiß war, daher der Name Svetambara (weißgekleidet). Durch den Kaufmannsstand wurde die Jainareligion über Zentralindien ausgebreitet und fand auf den isolierten Bergeshöhen eine bevorzugte Pflege. Während der Buddhismus seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. aus Indien verschwindet, entfaltet sich die Jainagemeinde immer glänzender in ihren Heiligtümern.

Die Felsenskulpturen von Gwalior stehen sowohl in ihrer Zahl wie in ihrer Größe einzig da unter den Denkmälern Nordindiens. Alle Figuren

sind aus den jäh abfallenden Felsen herausgehauen, eine großartige Leistung, wenn man erwägt, zu welcher Höhe sich die Gestalten erheben. Die meisten Figuren erreichen stehend oder sitzend eine Höhe von 8 m, einzelne gehen darüber hinaus. Vor uns öffnet sich die Urwahihöhle; sie zählt nicht weniger als 22 Figuren. Die Kolossalstatue des ersten Heiligen der Jaina, Adinatha, beginnt die Reihe, Neminatha, der zweiundzwanzigste Heilige, schließt sie; letzterer mißt in sitzender Stellung 9,2 m. Doch die bedeutendste Figur ist der Koloß in der Mitte; seine Höhe beträgt 17,3 m, die Länge eines jeden der beiden Füße 2,7 m. Mit dieser Gruppe wetteifert die südöstliche Gruppe; sie besitzt 18 Kolossalstatuen zwischen 7—10 m und ebensoviele kleinere Statuen zwischen 3—5 m. Alle diese Riesengestalten entstanden zwischen 1440—1470. Die Tomarafürsten, welche damals Gwalior besaßen, bemühten sich, dem alten Jainaheiligtum seinen Glanz zurückzugeben. Wirksamer hätte das in den Augen des Hindu nicht geschehen können als durch diese Kolosse, deren Gestalt dem harten Felsen abgerungen wurden. Der leidenschaftlich religiöse Drang, der den Hindu charakterisiert, sucht sich überall im Kampfe mit der Wucht des Felsens zu versinnlichen. So abstoßend diese Figuren wirken, so ruht doch ein Zug des Gigantischen über ihnen. Es ist eine religiöse Gedankenwelt ganz geheimnisvoller Art, die daraus spricht.

Wir nähern uns der Umwallung des Schlosses. Die mächtigen, mit Türmen und Erkern geschmückten Mauermassen werden in ihrer reichen ornamentalen Anlage immer deutlicher sichtbar. Die Zitadelle bedeckt in einer Länge von 122 m und in einer Breite von 48 m die Fläche des Tafelberges. Seinen höchsten Schmuck entfaltet der Bau in der äußeren Umwallung. Der Unterbau steigt in dem malerischen Wechsel von Mauerbändern, die bald aus dem Stein ausgehauen, bald in blauen und gelben Porzellanstreifen in die Wand eingewoben sind, und von Blendarkaden, mit anmutigen Girlandenbogen geschmückt, machtvoll empor. Darüber erheben sich die aus der Mauer hervorspringenden Rundtürme, von luftigen Pavillons bekrönt, deren Bogenkranz seinen Abschluß in einer Kuppel findet. Die reichliche Anwendung des farbigen Emails in den schönsten Mustern führt zu einer glänzenden Dekoration der Flächen. Der Eindruck dieser gediegenen Pracht ist wahrhaft fürstlich. Wenn man durch die stolzen Torwege endlich zum eigentlichen Burgtor gelangt ist, dann ist der Eintretende vorbereitet, um den Reichtum dieser Palastherrlichkeit in der richtigen Stimmung zu genießen. Wir steigen von unserem stolzen, königlichen Reittier herab, um uns im Innern des Palastes umzusehen. Die Burg setzt sich aus nicht weniger als sechs Palästen zusammen, die verschiedenen Zeiten angehören. Von den *älteren* Hindubauten, deren Ursprung bis ins 7. Jahrhundert zurückreicht, ist so gut wie nichts erhalten.

Nachdem Mahmud Ghori das Fort erobert, bemächtigte sich die sarazenische Kunst des Platzes. In der Folge erstanden die herrlichen Bauten, die auch in ihren Trümmern noch den Genius ihrer Schöpfer ausprägen. Das bedeutendste Werk der älteren Epoche ist der Palast Man-Singhs. Der Künstler hat hier dem Porzellanemail die glänzendste Verwendung in dem Schmuck der breit angelegten Wände gegeben. In wunderbarer Pracht gießt sich das Blau, Gelb, Grün und Rot über die dunkelgrauen Flächen in fein stilisierten Mustern aus, die der Tier- und Pflanzenwelt entlehnt sind. Der Hauptreiz dieses Ornamentes besteht in der geschmackvollen Zusammenfügung der Farben, welche im Email ihre Frische und Lebendigkeit durch alle Jahrhunderte bis zur Stunde so vollkommen bewahrt haben, daß man meinen könnte, das zunehmende Alter habe die lichte Schönheit des Farbenschmelzes nur gesteigert. Eine später kaum übertroffene Feinheit des Kolorits wird in der Glasur erreicht. Dieser Palast war es, der das Entzücken des Mogulkaisers Baber weckte. Seine Nachfolger Akbar und Schah Jehan erweiterten den Palast durch neue Bauten. Vieles davon ist zerstört oder verfallen, nur eines ist unverändert geblieben, der unvergleichliche Ausblick, der sich von den Türmen und Balkonen des Palastes aus auf die Umgebung eröffnet. Wir betreten einen über dem Abgrund schwebenden Balkon. Die senkrechten Abhänge der Felsenterrasse, welche das Schloß trägt, entziehen sich dem Blicke, während das Auge von Geschoß zu Geschoß gleitet und sich in einem Labyrinth von Balustraden, Rampen, Bogengängen und Mauern verirrt. Tief unter uns gewahren wir das Häusermeer von Laschkar. Ein grünes Band umspannt die Stadt; darüber hinaus erscheint der unermeßliche Horizont der grau und gelb gefärbten Ebene. Im Hintergrunde gegen Süden vermischen sich die dunkeln Töne einer Gebirgskette mit dem bläulichen Lichte des Firmaments.

Ist uns aus der älteren Epoche der Hindufürsten in den Palästen nichts Bemerkenswertes mehr erhalten, so lebt diese Zeit um so anschaulicher und glänzender in den religiösen Denkmälern fort, die hier errichtet wurden. Das Plateau besaß ursprünglich nicht weniger als elf Hindutempel, ein bezeichnendes Beispiel des religiösen Enthusiasmus, der den Hindu seit uralter Zeit zu den größten und verschwenderischsten Bauten veranlaßt hat.

Mein besonderes Interesse weckte der Sās-bāhu-Tempel, „das Heiligtum der tausendarmigen Göttin“. Ich kannte die eleganten Formen des Baues bereits aus den Photographien, aber die Wirklichkeit übertraf doch jede Erwartung durch den Reichtum des Säulenschmuckes, der diesem Bau sofort das Gepräge jener herrlichen Jainaheiligtümer aufdrückt, die wir namentlich in Gudscherat bewundern. Die imposante Steinmasse erhebt sich auf einem Vorsprung des östlichen Abhanges. Das eigentliche Sanktuarium ist zwar verschwunden, nur die Vorhalle ist erhalten; aber gerade diese mag in ihrer Art als ein Meisterstück der Jaina-Architektur betrachtet werden. Das Ge-

heimnis dieser Architektur beruht auf der reichen Verwendung eleganter Säulen. Die nordindische Kunst liebt weite, geschlossene Flächen, um über sie die ganze Pracht des Ornamentes in verschwenderischer Fülle auszugießen. Die Jaina-Architektur löst alle Flächen in eine feinsinnige Säulengruppierung auf und bringt in dem leicht emporschwebenden Aufbau der Pfeiler eine überraschend schöne harmonische Gliederung hervor. Die Säulenhalle, in Kreuzgestalt angelegt, steigt in drei Stockwerken über einem massiven Unterbau zur krönenden Kuppel empor. Die Kuppel ist leider eingestürzt, und die ornamentale Umkleidung des Unterbaues hat von dem Vandalismus einer noch nicht weit zurückliegenden Epoche schwer gelitten. Um so prunkvoller entfaltet sich die architektonische Schönheit in den drei einander überragenden Säulenhallen, von denen jede für sich betrachtet ein Werk von auserlesener Feinheit und Anmut des Ornamentes ist. Meisterhaft verstand sich der Baumeister auf die Anlage und Verteilung der Säulen und Pfeiler. Die einzelnen Säulen sind in glänzender Pracht durchgeführt. Mit ihnen verbindet sich der reiche Schmuck der die Säulengruppen umgürtenden Balustrade. Einen besondern Genuß gewährt dem Auge die innere Ausstattung durch die Fülle plastischen Details, die sich filigranartig über alle Teile erstreckt. Am herrlichsten offenbart sich die Gewandheit des Meißels in der Deckenskulptur. Dieser kranzförmige Schmuck, der die Masse des überdeckenden Gesteins in unzählige Blumen und luftige Gebilde auflöst, ist von auserlesener Schönheit. Um so mehr ist es zu bedauern, daß das eigentliche Heiligtum, dem dieser Säulenbau als Vorhalle diente, im Schutte liegt. Ein anderes Heiligtum von echt künstlerischer Pracht ist der unter dem Namen Teli-ka-Mandir bekannte „Ölhändlerstempel". Er erhebt sich als phantastisch ausgeschmückter Pyramidenturm im Mittelpunkte des Forts und beherrscht weithin das Plateau. Auf einem wuchtigen Unterbau ragt in Gestalt eines Sechzehneckes die Steinmasse empor, die den Kern des Heiligtums bildet. Darüber türmt sich in fünf Abstufungen die Pyramide. Reich geschmückte Bänder, Friese und Blendfenster durchbrechen die Flächen, aber es fehlt die Freiheit und Kühnheit jenes architektonischen Schwunges, der so ansprechend in der Säulenhalle des Jaina auf das Auge wirkt. Unzweifelhaft kommt hier ein Gegensatz der religiösen Auffassung zum Ausdruck. Der „Ölhändlerstempel" war als wischnuitisches Heiligtum gebaut, später ging er in den Dienst des Schiwaismus über; aber ob wischnuitisch oder schiwaitisch, immer spiegelt der Tempel den unheimlichen Charakter des Brahmanismus in dem Kultus seiner Sekten wider. Eine grauenerregende Macht verkörpert sich in den übermenschlichen Gestalten eines Wischnu und Schiwa, und diesen Gestalten entspricht die Mauermasse, die sie umgibt. Umgekehrt pflegt der Jainismus einen im Vergleich zum Brahmanismus durchweg edleren, menschenwürdigeren Kultus. So viele

abstoßende Zerrbilder des religiösen Lebens uns auch darin begegnen mögen, so hält er sich doch von der zügellosen Brutalität des wischnuitischen und schiwaitischen Kultus fern. Diese edlere Kultusform blieb nicht ohne Einfluß auf die künstlerische Form. Der ausgesprochene Gegensatz des Stiles ist um so bemerkenswerter, als beide Tempel dicht beieinander um die gleiche Zeit entstanden, so daß es fast den Anschein erhält, als habe Jainismus und Schiwaismus um diesen herrlichen Felsen gestritten. Der Jainismus blieb Sieger. So enthüllt die Felsenburg in ihrer beherrschenden Lage ein ganz bedeutendes Stück aus dem religiösen und künstlerischen Leben Altindiens.

Wir bestiegen unser königliches Reittier von neuem, und während wir hoch zu „Elefant" eine Promenade in der ganzen Länge des Forts unternahmen, genossen wir noch einmal diese indischen Bilder mit jener Lebendigkeit und Frische, die nur eine echt indische Umgebung mitzuteilen vermag. Der verworrene Knäuel von Befestigungen und Gängen, von hohen, steilen Treppen, von Höfen und Palästen versinnlicht uns im Bilde der indisch-mohammedanischen Architektur die Entwicklung und den Verfall der wechselnden Macht von Hinduismus und Islam. Die Komposition des Bildes ist phantastisch, das Kolorit heiter und festlich. Der blendende Glanz des direkten Lichtes und der sanfte Schimmer des zurückgeworfenen Lichtes bringt in dem Spiel der Farben, das die ganze Stufenleiter durchläuft, eine prachtvolle Wirkung hervor.

22. Januar 1905.

Gwalior bot mir zum erstenmal Gelegenheit, einen Blick in die Herrlichkeit eines indischen Fürstenhofes zu werfen.

Mein liebenswürdiger Gastherr hatte die Freundlichkeit, mich dem Fürsten von Gwalior, dem Mahārāja Mādhava Rāo Sindhia vorzustellen. Der junge Fürst steht im 28. Lebensjahre. Er empfing mich in seinem Arbeitskabinett.

Nachdem mich im Laufe der Jahre meine literarischen Wanderungen durch das alte Indien an so manchen indischen Fürstenhof geführt haben und so viele von der Dichtung verklärte Bilder höfischen Lebens dem geistigen Auge nahe gerückt wurden, machte es einen seltsamen Eindruck, als ich auf einmal einem leibhaftigen Hindufürsten gegenüberstand, einem Radscha, in dessen Familie die Erinnerung an eine noch nicht weit zurückliegende Epoche glänzender Kämpfe um Indiens Selbständigkeit fortlebt.

Als im Laufe des 18. Jahrhunderts die Macht der Mogulkaiser immer mehr geschwächt wurde, war es die Unternehmungslust eines kühnen Reiterführers der Marathen, der binnen kurzer Zeit ein Reich begründete, das größer war als das heutige Deutsche Reich. Dieser Mann war Mādhava Rāo Sindhia, gleich ausgezeichnet als Staatsmann wie als Soldat. Aus

bescheidenen Verhältnissen emporgewachsen — sein Vater war ein armer Dorfschulze gewesen —, war er in den Dienst des Beherrschers der kriegerischen Marathen getreten und hatte es schnell zum Kommandanten der Leibgarde gebracht. An der Spitze dieser auserlesenen Truppe unternahm er kühne Streifzüge vom Ufer der Narmada bis nach dem Ganges, und es dauerte nicht lange, da stand er vor den Toren des Palastes von Dehli, um dem Großmogul einen Bündnisvertrag aufzuzwingen. Von diesem Manne leitet sich die heute noch regierende Sindhia-Familie her. Wenngleich der Territorialbesitz dieser Familie nur mehr 65100 qkm umfaßt, so verfügt sie doch über eines der reichsten Vermögen. Ihr Reichtum spiegelt sich in der Pracht des Palastes wider. Es ist allerdings nicht mehr der Glanz eines jener indischen Märchenpaläste, welche die alten Dichter zu den glühenden Schilderungen indischen Lebens begeisterten. Wir sehen uns einem vornehmen Renaissancepalast gegenüber, der einen mit schönen europäischen Gartenanlagen geschmückten, ausgedehnten Hofraum nach jeder Seite mit einem Doppelkranz luftiger Galerien umgibt. Alles atmet den Glanz eines europäischen Fürstenhofes, so daß man einen Augenblick Indien ganz vergißt.

Lebhafter als alle Baupracht fesselte mich die Erscheinung des jungen Fürsten. Als ich eintrat, stand er eben an seinem Telephon und erteilte dem Sekretär der Abteilung für Ackerbau und Forstwirtschaft in englischer Sprache seine Weisungen. Ein Erbe des auf dem heiligen Gesetzbuche des Manu beruhenden brahmanischen Königtums durch das Telephon mit seinen Beamten verkehren zu sehen: dieses Bild war zu köstlich! Der Fürst hat eine offene Physiognomie, vornehme Züge. Er zeichnet sich durch ein artiges Benehmen und eine ruhige, würdige Haltung aus. Seine Kleidung bestand aus dem leichten weißen Tropenanzug, wie ihn die Europäer tragen. Der junge Herrscher ist der vollendete Typus eines in europäischer Schule feingebildeten einheimischen Fürsten. Um so auffälliger ist das rötliche Sektenabzeichen auf der breiten Stirne. Mādhava Rāo Sindhia, geboren 1877, war noch nicht großjährig, als er seinem Vater Bājr Rāo Sindhia 1886 folgte. Während die Regierung in den Händen eines Regentschaftsrates ruhte, genoß der Erbe der Krone einen vorzüglichen Unterricht, zuerst in Kalkutta, später in Gwalior. Im Jahre 1894 übernahm der Fürst die Staatsgeschäfte, und seit dieser Zeit hat er sich mit unermüdlichem Eifer und steigendem Erfolge der persönlichen Verwaltung des Staates und der Durchführung der Reformen zugewandt. Lord Curzon konnte Gwalior den Musterstaat unter allen Eingeborenenstaaten Indiens nennen. Welch regen Anteil der Fürst auch an den äußeren politischen Ereignissen nimmt, zeigt die Bereitwilligkeit, mit der er 1900 auf eigene Kosten ein Lazarettschiff ausrüstete. An Bord desselben fuhr er selbst nach China zur Unterstützung der anglo-indischen Truppen im Kampfe gegen die Boxer.

Bild 174. Gwalior. Inneres des Jaina-Tempels Teli-ka-Mandir. (S. 334.)

Bild 175. Sonagir. Tempelstadt der Jaina. (S. 347.)

Während der Fürst mir von den mancherlei Eindrücken erzählte, die er in China gewonnen, führte unsere Unterhaltung ganz ungezwungen zu dem Gegensatze des indischen und chinesischen Staatslebens hinüber. Einem jungen, für alles Große seines eigenen Volkes begeisterten Hindufürsten mußte es von besonders anziehendem Interesse sein, die Eigenart des indischen Volkstums mit derjenigen des Chinesen zu vergleichen. Da überraschte es mich denn, mit welcher Sicherheit der junge Herrscher den tiefsten Grund des Gegensatzes gepackt hatte. Er faßte ganz richtig alle Verschiedenheit in dem Gegensatze des brahmanischen und konfuzianischen Gelehrten zusammen, und es fesselte ihn naturgemäß vor allem die Frage: Was gab dem konfuzianischen Gelehrten jenen überlegenen Einfluß, durch den sich das chinesische Staats- und Gesellschaftsleben in so strammer politischer Einheit zu erhalten vermochte, während die indische Staatseinheit trotz der starren brahmanischen Geschlossenheit der Kaste niemals dauernd möglich wurde?

Die Unterhaltung, die sich an diese Frage knüpfte, rechne ich zu den belehrendsten Stunden meiner indischen Fahrten. Im Angesicht eines leibhaftigen und dazu noch eines der reichsten und angesehensten Hindufürsten, während ich noch ganz unter den mächtigen Eindrücken stand, welche der zweijährige Aufenthalt in China zurückgelassen, traten mir selbst die Gegensätze des indischen und chinesischen Geisteslebens mit einer ungleich anschaulicheren und packenderen Unmittelbarkeit nahe.

Wer von China aus Indien zum erstenmal kennen lernt, dem wird sich auf Schritt und Tritt der Vergleich mit dem Lande nahelegen, das er eben erst verlassen hat. Im staatlichen und gesellschaftlichen, im religiösen und künstlerischen Leben, überall drängt sich ihm die vergleichende Gegenüberstellung Indiens und Chinas auf. Die Parallelen und Gegensätze, auf die das Auge stößt, sind zu verlockend, um nicht immer wieder den Blick auf das merkwürdige Land zurückzulenken, das in seiner langlebigen Entwicklung so viel Geheimnisvolles, Rätselhaftes birgt. Der Ethnograph liebt es ja, durch Parallelen oder Gegensätze zu charakterisieren. Es liegt dies sowohl in dem geschichtlichen Entwicklungsgang der Volkskunde begründet, die durch die Erkenntnis fremder Gegensätze zum inneren Leben des Volkes, zu seiner unterscheidenden Eigenart vordringt, wie auch in dem Gang, welchen jeder Volksforscher persönlich einschlagen muß. Nur wer in der Fremde gewesen ist, vermag das den einzelnen Völkern eigentümliche Wesen in seinem wahren und vollen Wert zu erfassen. Die Volkskunde ist ihrer Natur nach *vergleichend*, aus der vergleichenden Beobachtung entwickelt sie ihre Gesetze. Durch die Vergleichung wird sie inhaltreicher im Stoffe, freier und tiefer in der Entwicklung des Volksorganismus. Das ganze religiöse, politische, gesellschaftliche, künstlerische, wissenschaftliche Leben erschauen wir von der Höhe der *vergleichenden* Volksforschung in einem neuen Lichte, das auch

den längst gemachten, fast trivial gewordenen Beobachtungen ein jugendliches und frisches Gesicht verleiht.

Wenn man den Einfluß überschaut, den der Brahmane auf das Leben seines Volkes ausgeübt hat, legt sich wie von selbst der Vergleich mit dem konfuzianischen Gelehrten nahe. Was der Brahmane für die Entwicklung des geistigen Lebens der Hindu bis jetzt gewesen, das ist der konfuzianische Gelehrte für China: Hüter der geistigen Güter seiner Nation, Lehrer seines Volkes. In beiden verkörpert sich der Grundgedanke ihres Volkstums. Im Brahmanen ist es eine ganz auf der religiösen Überlieferung gegründete Macht, im konfuzianischen Gelehrten ein ganz auf dem Studium der alten Literatur aufgebauter Einfluß. Der indische Gelehrte stellt einen religiösen, der chinesische einen literarischen Adel dar. Nun unterliegt es ja keinem Zweifel, daß der im Brahmanen verkörperte religiöse Adel in einer Weise das Leben des indischen Volkes beherrscht, daß er wirklich dessen Seele genannt werden muß, und doch hat er mit dem ganzen Aufgebot seiner erdrückenden Macht nicht das zu stande gebracht, was in China der literarische Adel erreicht hat. Der letztere wurzelt im Studium des Altertums und seiner Literatur. Das Altertum, wie es sich in den Denkmälern der Vergangenheit widerspiegelt, bildet dessen Grundlage. Dadurch gewinnt das literarische Altertum eine einzigartige Stellung im staatlichen und gesellschaftlichen Leben Chinas. Dieses Leben baut sich auf einem bis zu den kleinsten Funktionen gegliederten Beamtenstand auf, dieser aber bildet sich im literarischen Studium zur Übernahme der Staatsämter heran. Die Literatur begründet die Basis des zu den Staatsämtern befähigenden Unterrichtes. Und sie ist dies deswegen, weil sich in ihr die staatlichen und gesellschaftlichen Ideale der Vergangenheit fortpflanzen. Das nationale Element verbindet sich mit dem literarischen. So kommt es, daß literarisches Studium und Beamtentum sich in China aufs innigste durchdringen. Sie sind zu einer geschlossenen politischen und sozialen Macht verwachsen, die ihre granitene Unterlage nicht wie bei den Hindu in religiösen, sondern in echt nationalen Überlieferungen hat. Aus den Schätzen der Literatur erfüllt sich das gebildete China mit den Idealen seiner Vergangenheit. Als Kenner des Altertums sind die Literaten befähigt, zu den höchsten Staatswürden emporzusteigen. Dadurch hat sich der chinesische Gelehrtenstand einen Einfluß auf das gesamte Leben des Volkes erobert, vor dem die Stellung des Brahmanen weit zurücktritt. Was aber diesem Einfluß erst seine volle Bedeutung gibt, das ist sein durch und durch einheitlicher Charakter in allen Teilen des Reiches. Es ist ein einziges Gelehrtentum, das in Hunderttausenden von Individuen das immense Gebiet von den kalten Steppen der Mongolei bis zu den glühenden Tälern Kwangtungs durchdringt, eine einzige literarische Überlieferung vertretend, einer einzigen literarischen Sprache sich als Bildungs-

mittel bedienend. Dieses Gelehrtentum bildet keine Kaste wie die Brahmanen, und doch ist seine in der Einheit der literarischen Bildung begründete Organisation stärker als jedes Kastensystem. Das in den literarischen Denkmälern der Vergangenheit wurzelnde Gelehrtentum hält in dem Riesenkörper den Geist der Vergangenheit wach, indem es bis in den letzten Winkel des immensen Reiches das Volksleben mit der Ideenwelt des Kongfutse durchdringt. Wir sind nur zu leicht geneigt, über dieses verknöcherte, hochmütige Literatentum der Chinesen zu spotten. Es amüsiert uns zu sehen, wie dieses stolze Geschlecht auf seinen Kongfutse schwört, als habe sich in diesem Manne eine politische Weisheit erschlossen, die auch von dem blendenden Glanze des Jahrhunderts der Elektrizität nicht überstrahlt wird. Aber während uns dieser lächerliche Wahn erheitert, übersehen wir ganz, wie durch jene, welche seine Lehrsätze ausbreiteten, der Chinese ein großes, reiches Volk geworden ist. Nach mehr als 2000 Jahren steht das politische, soziale, sittliche Leben noch ganz unter dem Zepter jener nationalen Vergangenheit, welche einst dem Kongfutse vorschwebte, als er die Schätze des chinesischen Altertums zu sammeln begann, um in den dort niedergelegten Überlieferungen seinem Volke die Richtschnur seines Sinnens und Denkens, seines Strebens und Ringens vorzuführen. Die Pietät für das Altertum war schon in weit zurückliegender Zeit eine treibende Kraft des geistigen Lebens gewesen. Sie tritt am bezeichnendsten in dem früh und lebhaft erwachten historischen Sinne hervor. Durch diesen Sinn für Geschichte unterscheidet sich der Chinese sehr charakteristisch von dem ihm fast gleichalterigen Hindu. Der Hindu besitzt eine glänzende epische Literatur. Das von einem religiösen Zuge getragene Heldengedicht entspricht so ganz seinem schwärmerischen, in die Welt der Phantasie hinausschweifenden Sinne. Dagegen fehlt jede Spur einer geschichtlichen Auffassung der Ereignisse. Ohne eine Vergangenheit, deren Gedächtnis in treuer Überlieferung fortgelebt hätte, träumt man die phantasievollen Träume einer sinnlich glühenden Dichtung. Die Wirklichkeit, der Realismus der geschichtlichen Ereignisse schwindet vor seinem Blicke wie ein Schatten.

Das gerade Gegenbild zeigt der Chinese. Diesem literarisch so hoch veranlagten Volke scheint jeder Sinn für Epik abzugehen. Eine Epopöe, welche die große Vergangenheit der Helden und Weisen dichterisch verklärt hätte, hat sich nie bei ihm entwickelt. So manche tief empfundenen Lieder des Schiking lassen ahnen, welche poetische Kraft in den Adern dieses Volkes floß, eine Kraft, die ein unvergängliches Denkmal epischer Kunst hätte schaffen können, wenn nicht schon so frühe der dichterische Zauber, welcher über der Jugend des Volkes ruhte, vor der nüchternen Realität eines festgegliederten Staatswesens und früh entwickelten politischen Lebens ganz zurückgetreten wäre. Um so glänzender gibt sich der historische Sinn des

chinesischen Volkes in einem geradezu unerschöpflichen Reichtum von Chroniken, Annalen, Denkwürdigkeiten kund. Die Stelle des epischen Dichters nimmt der Chronist ein, der die Verordnungen des Herrschers niederschreibt, dann der Historiograph, der die Ereignisse des Reiches zusammenstellt. Die Chroniken sind im nüchternsten Stil abgefaßt. Wenn aber ihre Nüchternheit uns auch oft ermüdet, so müssen wir doch anerkennen, daß die Denkwürdigkeiten schon in alter Zeit jene Eigenschaften der Genauigkeit und Klarheit besitzen, die einen Vorzug der chinesischen Historiographie bilden.

Diese alten literarischen Denkmäler waren es, deren Erforschung sich Kongfutse in einer Zeit der politischen Zerrissenheit und sozialen Zerrüttung des Landes zuwandte, um in der Vergangenheit die Ideale zu finden, durch die das Volk sich erneuern sollte. Er wurde Historiker, um Staatsmann zu werden. In dem Axiom: „Ich schaffe nichts Neues; ich nehme, was das Altertum enthält und überliefere es zur Nachahmung den künftigen Geschlechtern", kommt die Richtschnur zum Ausdruck, welche sein ganzes Streben beherrschte. Was ihn bei seinen historischen Forschungen leitete, war nicht das bloße theoretische Interesse des Historikers, sondern das praktische des Staatsmannes. Vor seinen Augen erhob sich über dem Elend der Gegenwart das leuchtende Bild einer ehrwürdigen Vergangenheit. Er selbst sagt: „Ich bin ein Herold der alten und kein Schöpfer neuer Institutionen." In diesen Worten liegt der Schlüssel für den Charakter der machtvollen Persönlichkeit und für das Geheimnis seines umfassenden und andauernden Einflusses. „Rückkehr zum Altertum" war die Parole, welche Kongfutse ausgab; „Festhalten am Altertum" wurde das Schlagwort, durch das sich der Schülerkreis, der sich um den Meister gebildet hatte, immer weiter ausbreitete. Indem die von ihm begründete Schule das Studium der literarischen Vergangenheit immer tiefer in das Volksleben hineintrug, trat Kongfutse mehr und mehr als Herold der Vergangenheit in den Vordergrund des geistigen Lebens. Der Chinese begann in ihm den Hüter der Schätze des Altertums und den Dolmetsch der Ideale der Vergangenheit zu verehren. Durch den Anschluß an ihn wurde die in den literarischen Schätzen des Altertums wurzelnde Bildung nunmehr eine streng einheitliche. Überall, von der untersten Dorfschule bis hinauf zur kaiserlichen Akademie der „Gelehrten des großen Studiums", herrscht Kongfutse als Lehrer des Altertums und Lehrmeister des Volkes. Während zweier Jahrtausende bieten seine Bücher die ersten Schrift- und Leseproben dem Knaben, wenn er zum erstenmal den Pinsel in die Hand bekommt, um die rätselhaften Zeichen zu schreiben. Aus den klassischen Textbüchern schöpft der Kandidat der Staatslaufbahn das Wissen, das ihn befähigt, die großen Staatsprüfungen mit Erfolg zu bestehen. Alle sind Schüler des Kongfutse.

In diesem engen Anschluß an den einen Kongfutse wuchs die literarische Bildung zu jener einheitlichen geschlossenen Macht empor, die das Staats- und Gesellschaftsleben Chinas fest umklammert hält. Die auf dem literarischen Leben der Vergangenheit ruhende Bildung und Erziehung wurde im wahren Sinne die Basis jener nationalen Einheit, die für jeden, der mit China in engere Berührung kommt, etwas Überraschendes hat. Durch einen eigentümlich verschlungenen Prozeß der Entwicklung sind staatliches Leben und literarische Bildung so enge miteinander verflochten worden, daß sich in der Einheit der Sprache der alle Stürme überdauernde feste Zusammenhalt des chinesischen Staatswesens widerspiegelt. Eine Dialektliteratur in unserem Sinne gibt es in China nicht. So ungleich die Länderstriche sind, aus denen sich das chinesische Reich zusammensetzt, so verschiedenartig sind auch Ausdruck und Aussprache der Umgangssprache. Aber über dieser Verschiedenheit steht die *eine* klassische Sprache der Literatur als Trägerin der nationalen Überlieferung. Diese Schriftsprache ist ein dem ganzen China und allen Chinesen im Lande und außerhalb desselben gemeinsames einheitliches Verständigungsmittel. Was auf Chinesisch geschrieben oder gedruckt ist, ist mit ganz geringfügigen Ausnahmen jedem gebildeten Chinesen verständlich. Aber noch mehr: diese Allgemeinverständlichkeit reicht um mehrere Jahrtausende zurück. Wie viele von uns sind im stande, die Sprache eines Notker oder gar eines Wulfila zu lesen? Dem Chinesen aber sind Werke, die an Ehrwürdigkeit des Alters alles übertreffen, was wir besitzen, ohne weiteres verständlich, sobald er der einen Schriftsprache kundig ist. Denn mit Ausnahme der archaistischen Sprache in einigen wenigen Werken der ältesten Literatur ist es eben im wesentlichen nicht eine Verschiedenheit der Sprache, sondern nur des Stiles, um die es sich für den Chinesen handelt. Kein Riß hat die ruhige Weiterentwicklung des chinesischen Schriftentums unterbrochen. Als ein einheitliches Ganzes repräsentiert sich die chinesische Sprache im Wechsel der Zeiten und hält in den Überlieferungen, deren Trägerin sie ist, das *gesamte* chinesische Volk in lebendiger Kontinuität mit dem in Kongfutse verkörperten Altertum. Der Zentralismus des im Kaiser gipfelnden Staatswesens hat auf diese Weise in dem Zentralismus der literarischen Bildung die festeste Stütze erhalten. Die zwei sind aufs engste zu einer Doppelmacht verwachsen, welche in starrer Bindung das Riesenreich zusammenhält. Wer diesen unlösbaren, durch unzählige Generationen gefesteten Zusammenhang des politischen und literarischen Lebens im Auge behält, dem enthüllt sich hier der Hauptgrund der unverwüstlichen Dauer, in der sich China *im Gegensatz zu Indien* als staatlicher und gesellschaftlicher Organismus erhalten hat.

Die enge Verbindung des staatlichen Lebens und des literarischen Studiums gibt sich am deutlichsten in dem Einfluß des Staates auf die

literarischen Prüfungen zu erkennen. Die Staatsgewalt hat diese Prüfungen so vollständig in der Hand, daß niemand zur Ablegung derselben zugelassen wird ohne ihre Einwilligung. Von der untersten Prüfung hinauf bis zur höchsten ist es der Staat, der das literarische Avancement beherrscht. Man weiß ja allerdings viele interessante Dinge von diesen Staatsexamina zu erzählen, von den Kandidaten, wie sie herdenweise in die kleinen Zellen, oder besser gesagt Ställe, hineingepfercht werden, von den wunderlichen Themata, die ihnen vorgelegt werden, aber man denkt kaum daran, welchen immensen Einfluß dieses System der Examina auf den inneren Verband des Reiches ausübt.

Durch die Prüfungen hält der Staat die Bildung und Erziehung vollständig in seinen Händen; durch die zahlreichen von ihm allein bestellten Examinatoren fordert er Rechenschaft von der Ideenwelt, in der sich die Jünger des literarischen Fortschrittes bewegen, im weitesten Bereiche seines Einflusses. Es gibt keinen Fleck Landes, keine Provinz, keine Stadt, wo nicht dieselben Grundsätze angewandt werden müssen für die Beurteilung der Prüfungsarbeiten. Im ganzen Reiche besteht dieselbe Grundlage, dieselbe Ordnung und Form der Examina.

Wenn der Staat auch nur nach der formellen Seite hin seinen Einfluß in so unbedingter Weise zur Geltung bringen könnte, so wäre das schon ein sehr bedeutsamer, ob auch äußerer und materieller Einfluß. Aber die Einwirkung des Staates dringt viel tiefer, insofern er es ist, der den Inhalt der Prüfungen bestimmt. Dieser Inhalt kann nur den klassischen Büchern entlehnt werden, und so gibt es nur ein Mittel, um sich Erfolg in den Prüfungen zu sichern, das ist sich ganz in den Gedankenkreis des Kongfutse, ganz in den Geist und die Sprache der Schriftsteller, die den Sinn des Meisters erklärt haben, hineinzuleben. Geist und Sprache dieser Schriften müssen genau erfaßt werden. Denken und Schreiben ist darum so sehr in die Bahn der klassischen Schriftsteller hineingezwängt, daß es für den nach literarischen Ehren strebenden Kandidaten ein Verhängnis wäre, über die Grenzmarken hinauszutreten, welche ihm in dem Gedankenkreis der klassischen Bücher gezogen sind. Der Staat hält sie festgebannt in diesem Zwange, jeder muß sich vor demselben beugen. Wer sich ihm entzieht, darf von vornherein sicher sein, daß er nicht zum Ziele gelangen wird. Daher die wunderliche Erscheinung, daß selbst dort, wo jede Beziehung zu Kongfutse ausgeschlossen scheint, diese Beziehung gesucht und natürlich auch gefunden wird. Vornehmstes Ziel des literarischen Studiums ist das Verständnis und die Nachahmung der alten Vorbilder klassischer Sprache. Daß es schon früh solche Muster sprachlichen Ausdruckes gab, beweisen uns Chinas alte Prosaschriftsteller. Es sind elegante Stilisten, wahrhafte Meister des sprachlichen Ausdruckes. Ihre Sprache ist trotz der scheinbaren Sprödigkeit so

reich und bildsam wie die heilige Sprache Indiens. Sie bewegt sich ebensoleicht und spielend in der ungebundenen Form des Romans wie in dem gemessenen Ausdruck des Historikers. Sie entwickelt die knappe, dem Lapidarstil vergleichbare Form des Chronisten und die buntfarbige Sprache anregender Unterhaltung. An Klarheit und Schärfe steht sie nicht hinter der Sprache Latiums, an Fülle und Mannigfaltigkeit nicht hinter der Sprache von Hellas zurück. Wenn die Sprache eine solche Vollendung des Ausdruckes zeigt, so hat dies seinen Grund in der frühen, die mannigfachsten Gebiete umfassenden Entwicklung des literarischen Lebens. Das größte Kulturvolk Asiens ist zugleich von alters her eines der schreib- und leselustigsten gewesen. Seine Sprache wurde darum früher als die meisten andern Trägerin der mannigfaltigsten Geisteserzeugnisse und sie zählt, durch Jahrtausende geschult, zu den höchstentwickelten Sprachen unserer Erde. Der Stil dieser Sprache hat unter den Augen des Staates eine so feste Durchbildung erhalten, daß von seinen Formen ebensowenig abgegangen werden darf wie von dem Inhalt, den er zum Ausdruck bringt. Dadurch wird eine Einheit des geistigen Lebens erzielt, die in ihrer Wirkung auf das gesamte Volk schwer zu beschreiben ist. Man denke sich ein Reich, das nicht etliche 1000 qkm mißt, sondern so groß ist wie Europa. Überall, hoch im Norden, wo die Kälte durch Monate alles in Schnee und Eis gebannt hält, und tief im Süden, wo die herrliche Tropenlandschaft ihre Fruchtbarkeit unter einer glühenden Sonne entfaltet, von Sutcheou-fu am Meere, wo das feinste chinesische Leben blüht, bis an die Grenzen Turkestans, wo das Reich die Region der Steppen und Wüsten berührt, wird mit unbedingter Strenge an denselben Forderungen festgehalten. Dadurch kommt innerhalb der Gelehrtenwelt eine Einheitlichkeit zu stande, wie sie niemals durch die strengste brahmanische Kastenordnung erzielt werden konnte. In der Art, wie es gelungen ist, durch die Examina die konfuzianischen Überlieferungen zur unbedingten Herrschaft zu bringen, darin hat China etwas erreicht, was kein anderes Volk zu stande gebracht hat. Die in jenen Überlieferungen wurzelnde Gelehrtenwelt stellt eine geschlossene Körperschaft dar, die zu Hunderttausenden über jede Provinz, zu Millionen über das ganze Reich verteilt ist. Wenn es auch immer nur eine kleine Zahl von Bevorzugten ist, welche die höheren Prüfungen bestehen, so ist doch die Zahl derer, die in jeder Provinz sich, wenn auch umsonst, auf die Examina vorbereiten, Legion. Hält man die Tatsache im Auge, daß diese zentralistische Zwingherrschaft der literarischen Prüfungen seit zwei Jahrtausenden besteht, dann kann man sich vorstellen, wie kompakt und einheitlich dieses Gelehrtentum das Reich durchdringt.

Die Entwicklung, in der das römische Weltreich aus kleinen Anfängen zu einer solchen Riesenmacht anwuchs, steht als eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte vor uns. Die Macht des staatsmännischen

Genius verband sich mit der Siegessicherheit des Schwertes, um das stolzeste Reich zu begründen, das jemals die Welt gesehen. Mit dieser staatsmännischen Größe Roms läßt sich diejenige Chinas zwar nicht vergleichen, und doch liegt etwas Großartiges in der Jahrtausende überdauernden einheitlichen Macht des Gelehrtentums und in deren Einfluß auf die innere Geschlossenheit des Reiches. Durch jenen lebendigen Zusammenhang mit den Überlieferungen der Vergangenheit gewann die Einheit des Volkes eine viel festere Grundlage als durch die brahmanische Überlieferung in Indien. Wenn es auch kein nationales Empfinden in unserem Sinne in China gibt, so beherrscht doch ganz China das Empfinden einer Zusammengehörigkeit, das an Stärke hinter dem nationalen Empfinden nicht zurücksteht. Kaum hinreichend ist diese innere Geschlossenheit und Festigkeit gewürdigt worden, und ich muß selbst eingestehen, erst die Berührung mit der an sich so gewaltigen Macht des brahmanischen Kastenwesens hat mir die Überlegenheit der chinesischen, in Kongfutse begründeten Staats- und Gesellschaftsordnung voll zum Bewußtsein gebracht.

Die Begegnung mit dem jungen Fürsten von Gwalior bot in der Unmittelbarkeit der Gegensätze Gelegenheit, die vergleichenden Beobachtungen, die sich im Laufe der Jahre bald hier bald dort von selbst ergeben, zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen.

Dankbar werde ich der anregenden Unterhaltung in dem fürstlichen Palast mit ihrem literarischen Streifzug nach China stets gedenken.

Später begleitete mich der Chef seines Militärkabinetts, Sir Clement Filose, durch die Prachtsäle des Palastes. Von ganz besonderer Eleganz ist der Thronsaal. Gleichwohl muß ich gestehen, so reich und vornehm alles nach europäischem Vorbild eingerichtet ist, so hätte ich mir doch etwas mehr von der Pracht der dem Hindu eigenen Kunst am Hofe eines Hindufürsten gewünscht. In dem Bestreben, sich äußerlich so weit wie möglich den künstlerischen Reizen europäischer Bauart anzupassen, verblaßt der eigentümliche Zauber indischer Prachtbauten. Wenn eine Gruppe indischer Denkmäler auch inmitten des aufstrebenden Glanzes abendländischer Kunst ihre Daseinsberechtigung nicht verloren hat, so ist es die Palastarchitektur der Hindufürsten. Selbst das ungeübteste Auge muß überrascht sein durch die Individualität jener Bauten. Die Grundelemente sind überall hohe, gezinnte Mauern, Kioske, deren Kuppeldächer von schlanken Säulen getragen werden; übereinander angebrachte Balkone, alle versehen mit einem auf kleinen Säulen ruhenden Schutzdache, das Ganze rings von Terrassen umgeben, zu welchen breite Steintreppen emporführen. Einen eigentümlichen Zauber übt der Gegensatz zwischen den massiven Mauern und den gänzlich freistehenden Kiosken aus. Ein Gemisch mittelalterlicher Burgen und mohammedanischer Moscheen steht vor uns, ein „Märchen aus alten Zeiten", das niemals mehr

aus dem Sinn kommt, wenn man seine wundervollen Reize einmal genossen hat. Diese indische Romantik fehlt den neuen Palästen von Gwalior; sie sind zu modern. Man vergleiche damit die Majestät, welche die herrliche Gruppe von Bauten zum Ausdruck bringt, mit der die Fürsten des benachbarten Staates Urcha ihre Residenz geschmückt haben. Die Steinmassen, in denen sich das Schloß aufbaut, scheinen, aus der Ferne betrachtet, mehr einer Kyklopenburg als einem Fürstenpalast zu gleichen; aber je näher man kommt, um so lebendiger lösen sich die Mauern in reich gegliederte, anmutig geschmückte Flächen auf, an denen sich der Reichtum der indischen Plastik entfaltet. Über dem Rand der Terrasse steigen Marmorkuppeln zwischen niedlichen Kiosken in phantasievollem Schwung empor, als wollten sie mit der schlanken Schönheit der Fächerpalmen um den Preis ringen. Das ist echt indisch, ein königliches Prunkwerk, das sich harmonisch in den landschaftlichen Rahmen des Tropenbildes einfügt. Von dem Schloß wendet sich der Blick nach dem Tempel. In einem neuen Reiz zeigt sich hier die architektonische Schönheit eines Hinduheiligtums. In vier Stockwerken emporsteigend, von Pyramidentürmen bekrönt, entfalten die breiten, von weiten Bogen durchbrochenen Mauerflächen den ganzen Zauber eines Meisterstückes der indisch-sarazenischen Kunst. So eindrucksvoll Schloß und Tempel dem Auge entgegentreten, so empfängt das baukünstlerische Bild erst seine Vollendung in den majestätischen Grabbauten. Ein jedes dieser im Rechteck aufgebauten, von Türmen eingerahmten, von Kuppeln und Pyramiden bekrönten Mausoleen stellt ein großes, würdevolles Heiligtum dar. Es sind Grabdenkmäler, die der größten Herrscher Indiens nicht unwürdig wären, und doch waren es nur die Beherrscher eines mäßig großen Hindustaates, die diese Schönheit in Stein geschaffen haben. Es ist zu bedauern, daß die echte indische Palastarchitektur mehr und mehr einer europäischen Kunstrichtung weicht. Dadurch verliert das indische Panorama einen seiner vornehmsten und bestechendsten Reize. Aber mit welchem Aufwand von Pracht auch heute noch indische Fürsten zu bauen vermögen, davon geben die Residenzen zweier benachbarten kleineren Radschas ein sprechendes Bild. Ein reizendes, malerisch ausgeschmücktes Schloß ziert die Hauptstadt des Radscha von Chatrapur in Bundelkhand. In dem schmucken indisch-sarazenischen Stil des 17. Jahrhunderts ausgeführt, entfaltet der Palast in seinen Balustraden und Rampen, Bogengängen und Kiosken, Blenden und Fenstern noch die ganze traumhafte Poesie der indischen Kunst. Keine Feder vermag den märchenhaften Eindruck des Bildes wiederzugeben. Die Architektur verrät echt indisches Leben. Dieses Leben zeigt sich in einer Form, die unsere Neugierde immer lebhafter reizt, je mehr sich das Auge in die Betrachtung des einzelnen versenkt.

In einer ganz andern Gestalt bietet sich das Schloß des Radscha von Panna dem Blicke dar. Panna, die „Diamantenstadt", liegt nur 30 km

südlich von Chatrapur. Das fürstliche Schloß und der anliegende Tempel sind in Gestalt eines länglichen Rechteckes angelegt. Das indische Gepräge scheint verschwunden zu sein. Man glaubt sich einem Renaissancebau gegenüber, wenn man den Blick auf die durch korinthische Säulen unterbrochenen Wandflächen richtet. Aber Kuppeln und Kioske führen uns bald wiederum in den Bereich des indischen Kunstlebens zurück und lassen die Prachtliebe ihrer indischen Erbauer eindrucksvoll in dem strahlenden Lichte hervortreten, das über die weißen Marmormassen ausgegossen ist.

Gerne hätte ich von Gwalior aus den Kreis meiner Ausflüge ins Gebiet von Bundelkhand ausgedehnt. Gewaltsam mußte ich mich der Liebenswürdigkeit des gastfreundlichen Heimes entziehen, das mir so genußreiche Tage in dem Studium von Land und Leuten gebracht hatte.

Aber ich darf das Haus meines edlen Gastfreundes nicht verlassen, ohne wenigstens im Vorübergehen eines Mannes zu gedenken, dessen Hand auch heute noch segnend über Gwalior und seiner kleinen katholischen Gemeinde zu ruhen scheint. Es ist der ehrwürdige Bischof Hartmann O. C. Gwalior war der erste Wirkungskreis dieses heiligmäßigen Mannes. Recht schlecht stand es in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts um die dortige Gemeinde. Selbst an ärgerniserregenden Unordnungen fehlte es nicht. Da wurde der 1844 von Europa angekommene junge P. Anastasius Hartmann nach Gwalior entsandt. Der eifrige Glaubensbote nahm das Werk der geistlichen Erneuerung frisch und kräftig in die Hand. Man riet unserem Missionär, aus Klugheit ein Auge zuzudrücken und zu den Unordnungen stillzuschweigen. Aber der eifrige Kapuziner vertraute auf Gott, und er hatte sich nicht getäuscht. Sein Mut und seine Ausdauer wurden reichlich belohnt. Das Ärgernis verschwand, ein herrliches christliches Leben erblühte und pflanzt sich bis zur Stunde in der Gemeinde fort. Ich selbst konnte Zeuge der Andacht sein, mit welcher ihre Glieder die Feier der heiligen Geheimnisse umgaben. Unvergeßlich wird es mir bleiben, wie es sich mein würdiger Gastherr selbst nicht nehmen ließ, mir bei der Darbringung des heiligen Meßopfers die Dienste des Ministranten zu leisten, während der Kreis der Familienangehörigen den Altar umschloß — eine liebliche Oase des Glaubens inmitten des brahmanischen Kultus! In diesem weihevollen Augenblicke glaubte ich etwas von dem Geiste jenes selbstlosen Mannes zu verspüren, der in seinem Werke stärkend und heiligend bis zur Stunde fortlebt. Während P. Hartmann in Gwalior den Arbeiten seines Berufes mit hingebender Liebe oblag, bereitete ihm die göttliche Vorsehung einen neuen und ausgedehnteren Schauplatz für seinen Eifer. Von dem bischöflichen Stuhl der Gangesstadt Patna aus eröffnete sich ihm das dornenvolle Arbeitsfeld eines Apostolischen Vikariates, das sich von den Ufern des Indus bis tief nach Bengalen erstreckte.

Einen bescheidenen Ersatz für den Verzicht auf so manchen andern schönen Ausflug bot auf der Fahrt nach Santschi ein von Datia aus unternommener Abstecher nach dem heiligen Hügel von Sonagir.

24. Januar 1905.

Wie treu sich allem Wechsel zum Trotz auf religiösem Boden die alte künstlerische Überlieferung des Hindu fortpflanzt, davon legt Sonagir ein glänzendes Zeugnis ab. Den Hügel hat die religiöse Begeisterung des Jaina in eine imposante Tempelstadt umgewandelt. Der „Goldhügel" ist eine nach allen Seiten mit Heiligtümern der Jainareligion bedeckte Anhöhe, ein Wallfahrtsort allergrößten Stils, zu dem jährlich Tausende von Pilgern ziehen, um ihre Gaben den Jainagötzen darzubringen. In mächtigen, ornamental reich ausgestatteten Steinbauten drängt sich hier ein Tempel neben den andern, steigt ein Turm hinter dem andern empor. Das Ganze bietet einen phantastischen Anblick in der mystisch-träumerischen Physiognomie, welche die Pyramidentürme der landschaftlichen Umgebung aufdrücken. Die Architektur dieser Tempel ist gewiß nicht das Höchste, dessen die Kunst fähig ist. Man gewahrt schöne Einzelheiten, aber wenig Sinn für Verhältnisse und wenig Einklang der Teile untereinander. Allenthalben macht sich ein verschwenderischer Reichtum an Basreliefs bemerkbar. Die Zeichnung ist zwar zart, die Ausführung vollendet, aber als Komposition ist das Ornament bizarr. Es sind Meisterstücke technischer Fertigkeit und Findigkeit, Kunstwerke sind es gewiß nicht. Gleichwohl ist der Gesamteindruck überwältigend. Beim Anblick des gewaltigen, religiösen Enthusiasmus, der sich in diesen tausend Formen verkörpert, verstummt alle Kritik. Man fühlt sich in eine andere Welt versetzt und findet sich in Gegenwart eines rätselhaften Wesens. Ein geheimnisvoller Schleier breitet sich über jenes Wesen aus, und wir sind unvermögend, ihn zu lüften. Im Halbdunkel des Heiligtums thront Jina, der Gott mit verschränkten Armen und unterschlagenen Beinen. Gläsern stiert das Kristallauge den Pilger an, der sich vor jenem Bilde ewiger Langeweile andachtsvoll niederwirft und um Erlösung aus den Banden der Wiedergeburt fleht. Ist das nicht eher eine Szenerie aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. als aus dem 20. Jahrhundert n. Chr., ein Reflex des Kultuslebens aus jenen Tagen, wo der Buddhismus im Wettbewerb mit der Jainareligion die Pilgerscharen nach Santschi führte?

18. Santschi.

26. Januar 1905.

Wir eilen dem Windhjagebirge zu. In scharfen Umrissen heben sich bereits einzelne Kämme der Gebirgskette am Horizont ab. Je näher wir kommen, um so lebhafter erinnert das Bild an die Vorketten der Alpen. Nach allen Seiten ziehen sich Ketten und Kämme über eine weite Hochfläche, meist nach einer Richtung geneigt, bisweilen muldenförmig vertieft. Kleine Berggruppen wechseln mit langgestreckten Hügelzügen. Kommt man näher, so treten abgerundete Kuppen hervor und bringen einigen Wechsel in das sonst ziemlich eintönige Bild. Es fehlen die wildromantischen Talbildungen der Voralpen des Himalaja. Nur ab und zu springen einzelne Felsgruppen heraus und erheben sich schroff über ihre Umgebung. Tiefe schmale Einsenkungen lösen die Hochfläche in viele kleinere Flächen auf, die dann gegen das Tiefland ziemlich steil abfallen. In diesen Einsenkungen breitet sich, den Abfällen des Geländes entlang, ein üppiger Baumwuchs aus, während die Hochflächen selbst mit einem so dichten Graswuchs bedeckt sind, daß die Bäume fast gänzlich verdrängt werden.

Je weniger Abwechslung sich dem Auge in kühnen Felsbildungen und wilden Bergschluchten darbietet, um so lebhafter drängen sich der Erinnerung die Bilder eines sagenumwobenen Zeitalters auf, das sich in der epischen Dichtung Indiens widerspiegelt. Hier spielt das Windhjagebirge eine nicht unbedeutende Rolle. Wie es die natürliche Wasserscheide zwischen Nord und Süd war, so schieden sich auch hier die großen Kulturzonen des altindischen Geisteslebens, die vom Ganges in seiner ganzen Ausdehnung beherrschte Nordzone, das eigentliche Hindustan, die Urheimat des Hinduismus, und die erst nach und nach dem Hinduismus unterworfene Südzone, das alte Dakschina oder heutige Dekan. Durch die Täler des Windhja ergoß sich im steten Kampf mit den Ureinwohnern Indiens der Strom brahmanischen Kulturlebens nach dem Süden. Daraus erklärt es sich, daß die Dichtung mit Vorliebe gerade die unheimlichen, unzugänglichen Gebirgszüge des Windhja mit den Unholden und Dämonen belebt, die den Zugang zum Süden wehrten. Doch alles, was epische Dichtung uns von den Schrecken des Windhja zu erzählen weiß, tritt vor einem Denkmal zurück, das jahrhundertelang das Ziel unzähliger Pilger war, um danach ganz vergessen

im Herzen dieser Gebirgslandschaft begraben zu liegen, bis die Forschung es dem Dunkel entriß. Ein elendes Hindudorf gibt ihm heute den Namen. Santschi ist das Ziel unserer Fahrt. Ist es wirklich der Mühe wert, den Ort zu besuchen? Wer möchte sich noch lange im Angesicht eines von wildem Gestrüpp überzogenen Grabhügels der „Bewunderung" etlicher Überbleibsel einer auf halbem Wege stehen gebliebenen Kunst hingeben, nachdem sein Auge sich an der wunderbaren Pracht erfreut, welche die Kunst der Mogulkaiser in Dehli und Agra aus dem blendend weißen Marmor oder aus dem roten Sandstein hervorgezaubert hat? Und doch kommt diesem durch Jahrhunderte verlorenen und vergessenen Grabhügel mit seinem immerhin recht bescheidenen Bilderschmuck eine Bedeutung zu, durch die er allen Einfluß überflügelt, den jemals Dehlis oder Agras unvergleichliche Schöpfungen erzielt haben. Man muß den Wanderungen und Wandlungen jenes Kultus, der von Indien aus sich über das weite Völkerleben Ostasiens ausgebreitet hat, Schritt für Schritt nachgegangen sein, um den Einfluß zu ermessen, den der in jenen Stein- und Ziegelmassen verkörperte religiöse Gedanke sich im Laufe der Jahrhunderte bis zum fernsten Osten erobert hat.

Im Laufe des Nachmittags erreichte ich Bhilsa. Durch die Zuvorkommenheit meines edeln Gastherrn von Gwalior hatte ich bald ein freundliches Heim gefunden. Von Bhilsa aus wollte ich am nächsten Morgen mit dem Besuche der denkwürdigen Stätten beginnen. Eine ansprechende Einleitung zu diesem Besuche war der Aufstieg zur Feste Lohangir.

Bhilsa selbst, ein kleines unbedeutendes Städtchen, bietet wenig. Um so anziehender wirkt die große, in Gestalt eines Vierecks scharf geschnittene Felsenmasse, die sich hoch über die Stadt erhebt und ähnlich wie die Feste Gwalior weithin die Hochfläche beherrscht. Man möchte die Felsenmasse für das Mausoleum eines Titanen der Vorzeit halten, wenn nicht die Festung, die darauf gebaut ist, mit ihrer zinnenbekrönten Umwallung eine andere Bestimmung verriete. Das ist Lohangir, „die Feste aus Eisen". Der Weg zur Zitadelle war schmal, aber die Höhe lohnte die Mühe mit einem herrlichen Ausblick auf das rings von Bergen umkränzte Tal der Betwa. Der Blick umfaßte eine echt historische Stätte des alten Buddhismus. Da liegt nur wenige Meilen gegen Norden entfernt das alte Wessanagar, eine Lieblingsstadt des großen Schirmherrn des Buddhismus, Asoka. Was heute nur ein aus kleinen, halbzerfallenen Hütten bestehendes Hindudorf ist, war damals eine bedeutende Stadt auf der großen Handelsstraße zwischen den beiden Hauptstädten des östlichen und westlichen Indien Ujjain und Pälibothra. Die Stadt erstreckte sich von der Mündung der Betwa in die Besali bis zu den Felsen von Udayagiri. Die letzteren waren wie geschaffen zu Höhlentempeln für die buddhistischen Einsiedler. Die ehrwürdigen Stätten sind längst das Erbe der Verehrer Wischnus und Schiwas geworden.

Mit Genuß weilt der Blick bei den Höhenzügen, die von allen Seiten aus der Hochfläche auftauchen. Die schichtenähnliche Gestaltung der Sandsteinmassen wirkt auf das Auge wie der natürliche Unterbau, auf der sich die zahlreichen großen und kleinen Heiligtümer erheben, die über diesen Fleck altbuddhistischer Erde ausgestreut sind.

27. Januar 1905.

In früher Stunde breche ich auf. Um zu dem buddhistischen Heiligtum zu gelangen, muß man sich den Weg durch die Ruinen von Tempeln suchen, die in späterer Zeit der siegreiche Kultus des Schiwa und Wischnu im Wettbewerb mit der Jainareligion errichtet haben. Auch diese brahmanischen Heiligtümer sehen bereits mehr einem Trümmerfeld ähnlich. Im Dorfe Gharispur machen wir einen Augenblick Halt. Die vielen Überreste von Skulpturen, Statuen, Reliefs, die mit Bildwerk geschmückten Pfeiler und Säulen dienen den Dorfbewohnern zum Aufbau und zur Ausbesserung ihrer armseligen Hütten. Überall zeigen sich die Überbleibsel einer längst entschwundenen Pracht. Die Ruine eines herrlichen Jainatempels fesselt besonders die Aufmerksamkeit. Die Säulen, welche die Kuppel tragen, sind wie mit einer Girlande des feinsten Schnitzwerkes umkränzt. Ein Fries mit kunstvoll ausgearbeiteten Reliefs schlingt sich rings um die Kuppel. Ganz in der Nähe kommt aus dem Buschwerk ein anderes Jainaheiligtum zum Vorschein. Säulen tragen eine zierliche Kuppel als Vorhalle zum eigentlichen Tempel, der in seinem Schmuck die Feinheit und Eleganz jenes den Jaina eigentümlichen Stiles entfaltet, der sich wie ein bis ins kleinste ausgearbeitetes Teppichmuster über die Wände und in den Nischen ausbreitet.

Doch all diese Pracht einer großen brahmanischen Kunstepoche vermag in diesem Augenblick das Auge nicht zu fesseln. Nachdem wir das Wasser der Betwa durchschritten, befinden wir uns bald dem Höhenzuge gegenüber, mit dem sich die Erinnerung an eines der ältesten und ehrwürdigsten Denkmäler des Buddhismus verbindet. Wir lassen uns im Schatten einer Banyangruppe einen Augenblick nieder, um von diesen Resten eines alten Tempelhaines den ersten Blick auf den „Berg der Heiligtümer" — Chaityagiri — zu genießen. Vor uns erhebt sich in Abstufungen aus rötlichem Sandstein eine breite, vom Ufer der Betwa durch die Talmulde getrennte Felsmasse, wie sie so charakteristisch für diesen Teil des Windhjagebirges ist. Während der westliche Abhang sich in sanfter Böschung senkt, bauen sich von der Mulde her vier Flächen wie Terrassen übereinander. Jede Terrasse ist von einer natürlichen Mauer aus Felsblöcken umgürtet; die oberste Terrasse beherrscht in einer Höhe von 182 m die ganze Talfläche.

Schnell steigen wir den engen Pfad hinan, der zur ersten Terrasse führt. Wir befinden uns im Angesichte des bedeutendsten Denkmals aus Indiens buddhistischer Vorzeit.

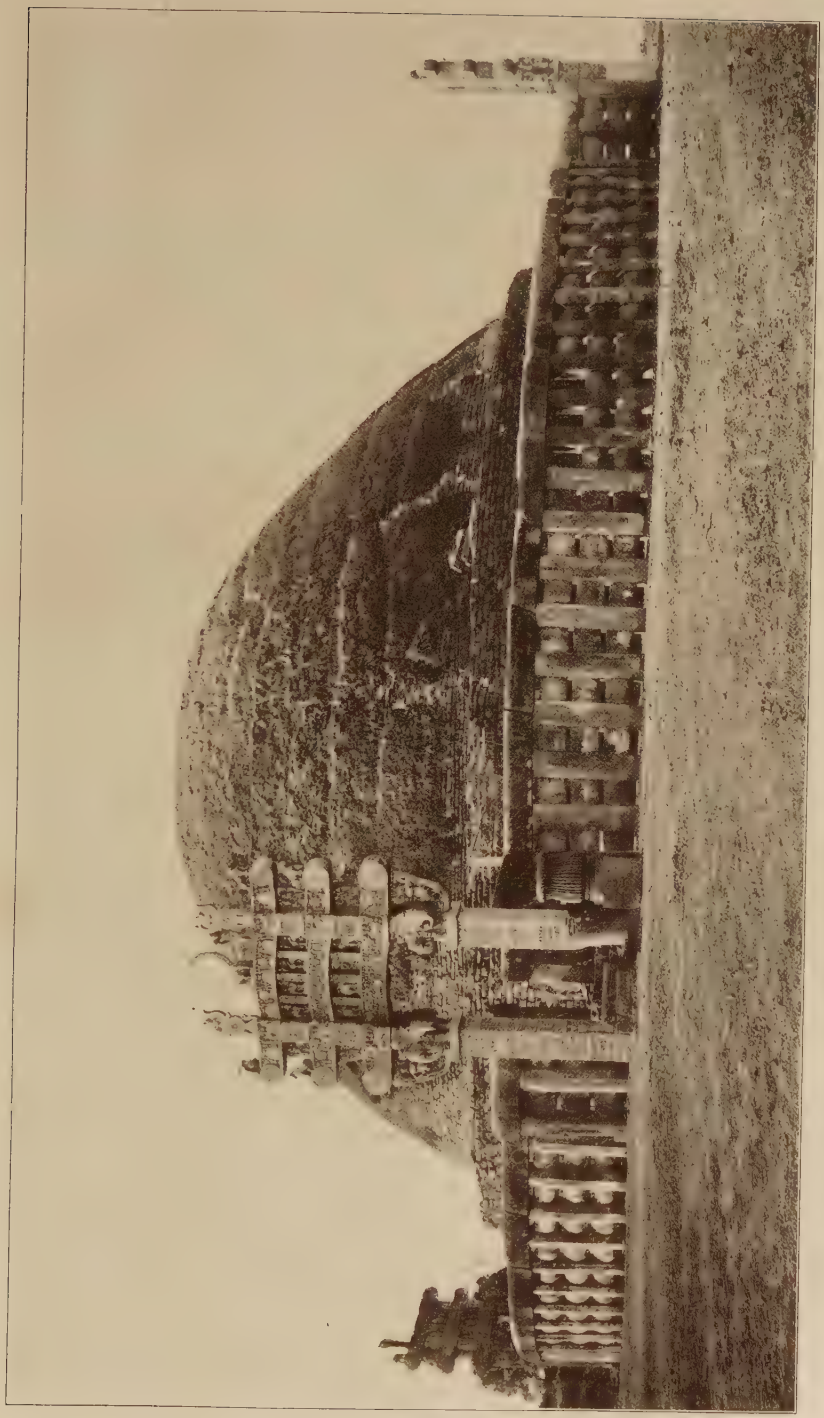

Bild 176. Santschi. Der große Stupa. (S. 351.)

Bild 177. Santschi. Westtor des großen Stupa. (S. 353.)

Es ist schwer, den Eindruck wiederzugeben, den diese imposante kugelförmige Steinmasse macht, die sich vor uns zu einer Höhe von 97 m emporwölbt, ringsum eingeschlossen von einer Steinbrüstung aus wuchtigen Monolithen, über die sich die reich geschmückten Torbogen auf mächtigen Quadern erheben. Das Auge sieht sich Formen gegenüber, an die es bis jetzt nicht gewohnt war, stumme Zeugen einer längst entschwundenen Zeit, die nur in sagenhaften Erzählungen zu uns redet.

Es fehlt dem Forscher eine treu verbürgte Kunde der buddhistischen Vorzeit, sobald er sich lediglich den sog. heiligen Büchern des Buddhismus, den Sutta und Vinaya als Führern anvertraut. Nirgendwo zeigt sich der feste Boden unumstößlich beglaubigter Tatsachen; überall drängt sich phantastisches Beiwerk dazwischen. Hier aber stehen wir auf wirklich geschichtlichem Grund; und das Empfinden, daß wir einen echten Zeugen des buddhistischen Indien vor uns haben, ein unverfälschtes Bild des Volkes in seinem Suchen und Streben nach den höchsten Gütern, Indien selbst ganz so, wie es sich in seinen religiösen Festen und in seinem künstlerischen Schaffen aussprach, dieses Empfinden trägt vielleicht mehr dazu bei, den Eindruck des Ganzen zu erhöhen, als die künstlerische Schönheit, die dem Werke eigen sein mag. Alle die Steinblöcke, aus denen sich die Umgürtung des Heiligtums aufbaut, die hohen, im Glanze eines ausgesuchten Schmuckes prunkenden Pfeiler wissen uns etwas von der Geschichte des Buddhismus zu erzählen. Das Heiligtum ist erst allmählich entstanden, und die Geschlechter, die daran bauten, die Pilger, die zum Schmucke beitrugen, haben ihre Namen auf den Pfeilern und Reliefs, die sie spendeten, in jenen charakteristischen Schriftzügen verewigt, die zu den ältesten Zeugen der indischen Schrift überhaupt zählen. Die Inschriften versetzen den Besucher mitten in das buddhistische Leben zwischen dem 3. und 1. Jahrhundert v. Chr. In den vielerlei Schenkungen, von denen sie berichten, gibt sich die große Begeisterung jener Zeit für die buddhistische Religion zu erkennen. Wir erhalten darin ein Bild des regen Anteils, den alle Klassen und Gruppen der Bevölkerung an dem Aufbau des Heiligtums durch mehrere Jahrhunderte nahmen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dessen Ruf die Pilger von weit entlegenen Gegenden herzog. Es werden Pilger aus Gandhāra und Kambodscha, also aus dem hoch im Norden liegenden Gebiet von Afghanistan, in den Schenkungswidmungen erwähnt. Seitdem König Asoka der Stätte seine besondere Gunst zuwandte, entwickelte sich dieselbe zu einem besonders bevorzugten Heiligtume. Des Königs bekannte Schriftzüge stehen an der Spitze aller Inschriften auf dem Pfeiler des Südportals. Nur im Bruchstück ist die Schenkung erhalten. Asoka richtet darin an den Statthalter von Malwa den Befehl, daß er in besonderer Weise für alle Mitglieder der buddhistischen Mönchsgemeinde, die nach Santschi pilgern, Sorge trage:

„Die Mönche und Nonnen sollen Speise erhalten. Laß es dir angelegen sein, daß stets weiße Tücher für sie ausgebreitet werden. Es ist mein Wunsch, daß der Pfad für das Kloster immer gut im Stande gehalten werde."

Asokas Nachfolger brachten dem Heiligtume dieselbe Verehrung dar. Eine Widmung führt uns den ersten Herrscher aus der Dynastie der Andhrabhritya vor Augen. Geistliche und Laien, Familien und Korporationen beteiligen sich gleichmäßig an den mehr als 300 Stiftungen, die uns hier erhalten sind. Unter den frommen Stiftern werden 54 Mönche, 37 Nonnen, 138 Laienglieder der buddhistischen Gemeinde erwähnt. Aus der besondern Beschäftigung, die sich die Mönche in den Urkunden beilegen, indem sie sich hier Sutātikinī, dort Dhammakathika, an einer andern Stelle Pachanekāyika nennen, erfahren wir, daß die einen dem Studium des heiligen Buches der fünf Nikāya, andere dem Suttanta oder Dhamma oblagen. Die verschiedensten sozialen Klassen wetteifern miteinander; reiche Landbesitzer, Kaufleute, Beamte erscheinen neben einfachen Handwerkern und Bauern, und unter den Handwerkern sind wiederum mancherlei Gruppen besonders zahlreich vertreten. Zehn Inschriften erwähnen Schenkungen von korporativen Gemeinschaften. Die Gilde der Elfenbeinschnitzer zeichnet sich besonders aus. Einen besondern Wert besitzen die Weiheinschriften ganzer Städte und Dörfer, die durch die einflußreichsten Mitglieder des Panch oder „Gemeinderates" sich an dem Ausbau des Heiligtums beteiligten. Wie trefflich bereits um jene Zeit die Verwaltung religiöser Stiftungen organisiert war, ergibt sich aus der Erwähnung der Bodhagothi. Es war dies ein aus Vertrauenspersonen bestehendes Kuratorium zur Verwaltung buddhistischen Tempelgutes. Mitten unter den Stiftern, die aus den verschiedensten Teilen des westlichen und nördlichen Indien, bald mit ihrem Namen bald bloß nach der Gegend oder der Stadt, aus der sie hergepilgert kamen, genannt werden, erscheint auf einmal ein Yavana, ein „Grieche". Griechische Kaufleute waren seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. keine Seltenheit mehr an der Westküste Indiens. Von dort zogen sie auf der großen Straße, die durch Santschi führte, nach dem mächtigen Pātaliputra hoch oben am Ganges. Es ist darum von besonderem Interesse, einen dieser griechischen Kaufleute unter den Stiftern des Heiligtums von Santschi zu finden.

So geben uns die Steine und Skulpturen des Denkmals ein Bild ihrer eigenen Geschichte, und in dieser Geschichte des Entstehens eines so bedeutenden Heiligtums spiegelt sich ein wirkliches Stück von der innersten Geschichte jenes Kultus wider, dem halb Asien als Beute zufallen sollte. Als ein bedeutender Markstein des religiösen Lebens der Inder ragt die imposante Kuppel aus dem Dunkel des buddhistischen Altertums hervor. Sie stellt unter dem Namen Stūpa die beste Form der älteren buddhistischen Grab-

und Reliquienbauten dar. Der Stūpa ist die in Steinmaterial ausgeführte monumentale Gestaltung des primitiven Grabhügels. Mit der ungeheuern Masse von Backsteinen umschließt hier der halbkugelförmig aufsteigende Bau nichts als eine kleine Grabkammer aus solidem Mauerwerk; aber ein Blick auf die ganze Anlage des Baues läßt erkennen, daß hier bereits die Ergebnisse einer langen Entwicklung in der bewundernswerten Sicherheit der Technik zur Geltung kommen. Die Kuppel, deren Durchmesser 44,3 m beträgt, ruht auf einem kreisrunden, 4,2 m hohen Unterbau, der in einer Breite von 1,8 m über den Rand der Kuppel hinausragend einen Freigang läßt, zu dem Stufen emporführen.

In einem Abstand von 3,3 m umgürtet die Steinbalustrade das Heiligtum. Sie ist zusammengesetzt aus gut verarbeiteten und geglätteten Monolithen. Diese Monolithen sind in des Wortes wahrem Sinne Steinbalken, 3,6 m hoch, 76 cm breit, aus einem einzigen Block mit außerordentlichem Geschick zu achtkantigen Pfeilern herausgehauen. In einem Abstand von etwa 1 m sind diese Steinbalken wie Pfähle in den Boden gesenkt. Sie werden untereinander durch je drei in ebener Lage übereinander gelegte Monolithen verbunden und tragen als bekrönenden Abschluß einen kräftigen Architrav. Jeder der massiven Steinbalken, aus denen sich der Architrav zusammensetzt, hat eine Länge von 2,40 m. Alle diese gewaltigen Felsstücke sind wie Holzbalken ineinander gefügt. Auf den ersten Blick erkennt man in dem Aufbau die Nachahmung einer Holzumzäunung in Stein. Aber so schlicht und anspruchslos diese Nachahmung erscheint, so gibt sich doch der beachtenswerte Fortschritt in der sichern Meißelführung zu erkennen. Um den kyklopenhaften Aufbau der Felsblöcke künstlerisch zu beleben, wurden an der Stelle, wo sich die senkrechten Pfeiler mit den Querbalken kreuzen, anmutig gemeißelte Medaillons angebracht, nach oben und nach unten halbkreisförmig, in der Mitte kreisförmig.

Das Bild dieser Steinumgürtung mit allen Zeichen bewußter Nachahmung einer Holzkonstruktion führt dem Beschauer die Kunst des alten Indien in einem ihrer bezeichnendsten Züge vor Augen, nämlich in dem Bestreben, alle Einzelheiten des Holzverbandes in ängstlich treuer Nachahmung so genau hervortreten zu lassen, daß man in Stein umgewandelte Holzbauten vor sich zu haben glaubt. So arbeitete man noch in einer Zeit, wo der Meißel bereits die schönsten Triumphe seiner Fertigkeit feierte. Wie glücklich sich die Plastik in dem Relief entwickelt hatte, bezeugen die Torbogen, welche die Balustrade nach den vier Himmelsrichtungen hin unterbrechen. Diese hoch empor ragenden Bogen beanspruchten vor allem meine Aufmerksamkeit. Dem Besucher des South-Kensington-Museums in London und des Museums für Völkerkunde in Berlin sind dieselben zwar nicht mehr fremd. Beide Museen besitzen eine treue Nachbildung in natürlicher

Größe; aber erst die Wirklichkeit der umgebenden Denkmäler läßt das reichgeschmückte Portal in der Eigenart seines Aufbaues ganz hervortreten. Die Tore tragen den Charakter von Ehrenpforten; durch sie strömten die Pilgerzüge, die von nah und fern kamen, in den inneren Raum ein, um im feierlichen Rundgang um das Heiligtum Blumen und Räucherwerk dem kostbaren Kleinod zu opfern, über dem sich die Kuppel ernst und majestätisch wölbte.

In ihrem architektonischen Aufbau allerdings lassen diese Ehrenpforten alles vermissen, was einen höheren Aufschwung künstlerischer Auffassung verrät. Man möchte das Ganze für ein plumpes, versteinertes Holzgerüst halten, dem jede symmetrische Schönheit fehlt. Die Basis der Tragpfeiler wird durch zwei Monolithen gebildet, die tief in den Boden gesenkt sind; die beiden Pfeiler finden ihren Abschluß in einem Kapitäl, das bald aus Löwen bald aus Elefanten gebildet wird. Über den beiden Kapitälen setzen sich die Pfeiler in einer etwas verjüngten Gestalt so fort, daß sie zugleich als Tragpfeiler den Querbalken dienen, welche sich in drei Lagen wie Architrave innerhalb kurzer Abstände übereinander lagern. Die Pfeiler und Architrave sind gleich der Steinbalustrade aus kräftigen Felsblöcken gehauen.

Die reichen plastischen Darstellungen, die den Schmuck der Ehrenpforten bilden, sind unstreitig das Beste, was die ältere Kunst Indiens hervorgebracht hat. Ein köstlicher Einblick in das Leben des indischen Volkes öffnet sich hier. Treu und lebendig ziehen die mannigfaltigen Szenen an dem Auge vorüber, Kriegsbilder und Friedensszenen, Prunkszenen des königlichen Palastes und schlichte Szenen des alltäglichen Lebens. Man sieht Züge Bewaffneter, die Anführer zu Roß, andere auf Elefanten reitend, daneben Fußvolk mit Schilden, Lanzen und Bogen. Mit großer Anschaulichkeit wird die Belagerung einer Stadt geschildert. Die Angreifer haben sich vor den Mauern versammelt und suchen sich zu decken. Hinter den Zinnen der übereinander in mehreren Kreisen sich erhebenden Mauern zeigen sich die Belagerten, Steine und Felsblöcke auf die Angreifer niederschleudernd. Auch in den gedeckten Pavillons hochragender Türme sieht man Gestalten der Belagerten. Der historische und realistische Geist dieser Darstellungen überrascht, wenn man sich erinnert, wie wenig Sinn für treue geschichtliche Überlieferung der Inder in seiner Literatur zeigt. Die Kriegsbilder lösen sich mit Umzügen, mit königlichen Festlichkeiten, mit Tanz und allerlei Spiel ab. Ein Funken echt geschichtlichen Lebens erwärmt diese Reliefs. Die Kunstgebilde erfreuen durch einen kräftigen und naiven Ausdruck der Wirklichkeit. Ein milder, fast liebenswürdiger Zug der Harmlosigkeit ruht auf manchen dieser Gestalten. Die Köpfe zeigen den indischen Typus in bestimmter und klarer Ausprägung. Die natürliche Lebendigkeit des Ausdrucks, die individuelle Frische des Kopfes ist bezeichnend. Überall zeigt

sich eine bewundernswerte Feinheit in der Linienführung. Was uns aber bei diesen ausgedehnten Flachreliefs am meisten überrascht, das ist der Reichtum der Figuren, die Vielseitigkeit der Gestalten, die in den Rahmen der Einzelbilder hineingedrängt werden. In mäßig erhabenem Umriß weiß der Künstler ein solches Vielerlei von Einzelbildern aus dem glatt gemeißelten Untergrund herauszuhauen, wie es nur dort möglich ist, wo der Meißel von einem geübten künstlerischen Auge geleitet wird. Die Plastik zeigt ein feines Verständnis für die Gruppierung. Was der Blick sicher erfaßt, das weiß die Hand mit seltener Gewandtheit wiederzugeben und sauber und scharf herauszubilden. Mit der Frische und Lebendigkeit der Auffassung verbindet sich Sorgfalt und Zierlichkeit der Durchbildung. Von diesem Gesichtspunkt aus bereitet es einen wahren Genuß, sich in die Einzelheiten der Bilder zu vertiefen. Mit epischer Ausführlichkeit schildert der Künstler das wirkliche Leben, wie es ihm in der wechselnden Mannigfaltigkeit der Szenen Tag um Tag entgegentritt. Was besonders wohltuend im Gegensatz zu der Phantastik einer späteren Zeit in diesen Darbietungen berührt, das ist der Reiz natürlicher Anmut, der durchweg darüber ausgegossen ist.

Erregt dieses Denkmal von rein künstlerischem Standpunkte aus das lebhafteste Interesse, so trifft dies noch weit mehr für die religiöse Seite zu.

Es muß sofort auffallen, daß gewissen Symbolen eine so außerordentliche Bedeutung beigelegt wird. Wir sehen das Rad, den Baum, die Kuppel immer und immer wiederkehren, und der Kultus, der in den Darstellungen dem Blicke der Frommen vorgeführt wird, wendet sich nicht etwa einer menschlichen oder göttlichen Gestalt zu, die im Mittelpunkt erscheint, sondern eben *diesen* Gegenständen.

Schon aus der Art, wie die älteste buddhistische Kunst diese drei Sinnbilder unter Ausschluß eines göttlichen Wesens behandelt, ergibt sich, daß die buddhistische Lehre damit etwas ganz Besonderes bezweckte. Rad, Baum, Kuppel bedeuten ihr mehr als ein einfaches religiöses Symbol.

Sowohl der Baum als das Rad sind in ihrer symbolischen Verwendung älteren brahmanischen Ursprungs; aber die buddhistische Gemeinde gab ihnen eine ganz neue Verwertung, indem sie die beiden Sinnbilder mit einem dritten, der Kuppel, verband und alle drei in den Mittelpunkt rückte, um durch sie das innerste Wesen ihrer *eigenen* Erlösungslehre auszudrücken. Die drei Symbole stellen den Inbegriff dessen dar, was Buddha in seiner Lehre geben wollte. Die erleuchtende, umgestaltende, vollendende Kraft des neuen Heilsweges wird darin zum Ausdruck gebracht.

Wenngleich daher die Symbole dem älteren brahmanischen Inventar entlehnt sind, so trat der Buddhismus in der Art, wie er die Symbole verwertet, in schroffen Gegensatz zur brahmanischen Erlösungslehre.

Wir wandten uns der Betrachtung der einzelnen Bilder zu.

Auf den Reliefs der großen Tore von Santschi erscheinen Darstellungen von ganz verschiedenem Charakter. Viele davon sind rein dekorativ, andere stellen offensichtlich ganz bestimmte historische Ereignisse dar. Die erste Gruppe umfaßt Prozessionen zu heiligen Orten, heiligen Bäumen, zu Stūpas und Chaityas. Es handelt sich dabei in erster Linie um die Empfehlung des Kultus der drei großen buddhistischen Symbole: des Baumes der Erkenntnis, des Rades des Gesetzes und des Reliquienschreines. Auffällig ist der bevorzugte Anteil, der der Tierwelt bei der Verehrung der buddhistischen Symbole gegeben wird. Die heiligen Orte werden von Tieren aller Art umgeben. Neben naturwahr dargestellten Tieren drängen sich auch die Wundergeschöpfe der Mythologie heran. Sie wollen den Stätten, wo ein „Vollendeter" geweilt hat, Verehrung darbringen, um eine bessere Wiedergeburt zu erlangen. Die Nebeneinanderstellung mythischer und wirklicher Tiere wirkt höchst überraschend; es macht den Eindruck, als ob die ungemein lebendig und charakteristisch dargestellte wirkliche Tierwelt den daneben abgebildeten Phantasiewesen erst eine größere Wahrscheinlichkeit der Existenz geben sollte.

Ein besonders charakteristischer Schmuck sind die beflügelten Wesen. Der untere Teil des Leibes ist ein Vogelkörper mit Flügeln, welche an der Hüfte des menschlichen Leibes sitzen; ein reich gebuschter Schweif, welcher als Pfauenschweif gedacht ist, wird ornamental ausgebildet. Auf den Reliefs fliegen sie von beiden Seiten an die heiligen Orte, Reliquienschreine und heiligen Bäume heran und behängen diese Kultobjekte mit Opfergaben, Blumen, Perlgehängen. Häufig stehen sie Göttern und Menschen zur Seite, wenn diese sich verehrend dem Symbol nahen.

Unsere Aufmerksamkeit fesseln die mit Flügeln ausgerüsteten Reittiere vornehmer Gottheiten. Es sind die Garudas. Die Vorstellung von einem Vogel Garuda ist in Indien uralt. Der indische Volksglaube kennt den Garuda als den König der Vogelwelt; er ist der Todfeind der Schlangen.

Die ganze Tierwelt naht sich zur Verehrung des Baumes der Erkenntnis: indische Büffel und zierliche Antilopen, löwenähnliche Wesen mit Hundeköpfen, Löwen mit greifähnlichen Köpfen, Vögel und Schlangen, alles bunt durcheinander. Die Verbindung des menschlichen Körpers mit tierischen Elementen wird bevorzugt. Daraus entwickeln sich jene phantastischen Figuren, die der buddhistischen Kunst ein so charakteristisches Gepräge geben. Sie setzen sich fort in dem chinesischen Buddhismus und fesseln hier sowohl die Kunstfertigkeit des Holzschnitzers wie die Phantasie des Malers. Besonders aber fand der Japaner an ihnen seine helle Freude. In der Art, wie die Japaner diese Mischbildungen für Ritualzwecke und Karikaturen zu variieren wissen, hat sich eine meisterhafte Verbindung des Groteske-Komischen mit dem unheimlichen Element der Tiernatur kundgegeben. Überall wirkt in ihren Darbietungen dasselbe indische Element fort, das

bereits in Santschi erscheint und später in Gandhāra zu dämonischem Gesichtsausdruck sich steigert.

Eine sehr beliebte Figur ist der Meer-Elefant, Makara genannt, ein Wesen, das zusammengesetzt ist aus dem Vorderteil eines Elefanten und dem Mittelteil und Schwanz eines Fisches. Daneben erscheint auch ein geflügelter Elefant.

Der indische Volksglaube hat neben Dämonen aller Art auch eine besondere, vielverehrte Klasse der Schlangengötter, die Nāgas. Neben der Götter- und Menschenwelt gibt es eine eigene Schlangenwelt, deren Insassen die Fähigkeit haben, menschliche Gestalt anzunehmen. Sie bilden einen eigenen Staat; man spricht von Königen der Nāgas. Besonders charakteristisch für sie ist ihre innige Verehrung für Buddha; dieselbe beschämt sogar die Menschen. Die wunderbare Almosenschale des Buddha ist der Legende zufolge ein Geschenk dieser Halbgötter. Mehr wie einmal drängten sie sich in Menschengestalt in die Nähe des Meisters, so daß sogar in das Ritual zur Aufnahme in den Orden die Frage aufgenommen wurde, ob der zu Weihende nicht ein Nāga, ein Schlangengott sei. Besonderes Interesse weckt das Mittelstück des ersten Architravs. In der Mitte sieht man einen großen Feigenbaum, umgeben von einem Steinzaun. Eine große, feierliche Prozession zieht um ihn herum. Rechts auf dem Relief steigt ein königlich geschmückter Mann von seinem Elefanten ab, gestützt von einem Zwerg, von Frauen bedient; Wagen mit Kriegern, Elefanten mit Bogenschützen, Musiker füllen den Hintergrund. Links zieht eine große Prozession heran, Girlanden und Fahnen tragend; eine große Musikbande mit Trommeln verschiedener Art, mit Flöten und Schneckenhörnern füllt den Rest des Reliefs aus.

Das Mittelrelief des zweiten Architravs zeigt in der Mitte einen kleinen Feigenbaum. Wiederum erscheint eine große Prozession, welche aus einer Stadt herauszieht. Die Fürsten sind abgesessen; ihre Pferde gehen mit im Zuge. Die rechte Seite des Reliefs zeigt einen König vor den Fußstapfen Buddhas kniend, umgeben von Dienern mit Opfergefäßen.

Nicht weniger schön ausgearbeitet ist die Darstellung einer andern Prozession, welche aus einer reich bevölkerten Stadt herauskommt. Das Stadttor ist von derselben Form wie die Tore des Steinzaunes von Santschi. Die Häuser der Stadt sind mit offenen Galerien versehen, über welche die Bewohner, Männer und Frauen, herabblicken; die Festfreude der Bewohner der Stadt, welche den Prozessionen zusehen, soll dadurch zur Darstellung gebracht werden. Viel wichtiger als diese erste Gruppe von Bildern ist die zweite Gruppe, welche Szenen aus dem Leben des Stifters der Religion oder aus seinen früheren Existenzen darstellt, wie sie die Vorgeburtsgeschichten erzählen.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß schon frühzeitig die Persönlichkeit Buddhas von einem besondern Kultus umgeben war. Es war dies ganz

im Wesen der neuen Kultuserscheinung begründet. Gotama war der Begründer einer neuen Schule, der Schöpfer einer neuen Gemeinde. Die Neuheit verlangte ihre Begründung, und diese war einzig und allein in der Persönlichkeit Buddhas gegeben. Das, was der Lehre ihren Wert gab, war der Umstand, daß sie den Inbegriff der Erleuchtung darstellte, zu der Buddha gelangt war. Durch eine endlose Reihe von Vorgeburten hatte sich dieses Wesen zu der Erkenntnis des Weges der Erlösung durchgerungen und war im Augenblicke, wo diese Erkenntnis aufleuchtete, zur endgültigen Erlösung aus dem Kreislauf der Geburten gelangt.

So lag es von vornherein nahe, das Leben des Stifters mit einem Kranze von Erzählungen zu verweben, in denen der wunderbare Charakter hell hervorleuchtete. Damit war die neue Lehre auf die Bahn des persönlichen Kultus gedrängt, und den einzelnen Begebenheiten des Lebens wurde ein höheres Gepräge durch mancherlei übernatürliche Zeichen aufgedrückt. Darum hat es gar nichts Außerordentliches an sich, wenn bereits in den ersten Jahrhunderten nicht etwa bloß das Wanderleben des zur Erlösung gelangten lehrenden Buddha, sondern auch die der Erleuchtung vorausgehende Periode in ihren wichtigsten Begebenheiten Gegenstand ausschmückender Legendenbildung wird. Alles wird bedeutungsvoll an diesem Manne: Geburt, Kindheit, Jugendzeit, erstes Mannesalter, Loslösung von Haus und Hof, Büßerleben. Wenn wir den Berichten glauben dürfen, hatte Buddha selbst es von Anfang an verstanden, seine Jünger durch die Macht seiner Persönlichkeit zu begeistern. Und diese Begeisterung wuchs bei der Erinnerung an die wunderbaren Taten, die dem neuen Lehrer beigelegt wurden: er wandelt über das Wasser, bleibt vom Feuer unberührt, macht sich unsichtbar, fliegt durch die Lüfte, bezähmt Schlangen, bändigt Elefanten, nimmt übermenschliche Größe an, verkehrt mit den Göttern. Ein Mensch, dem solche Dinge beigelegt werden, mußte — so sollte man wenigstens meinen — eine Kultgestalt, ein Zentrum gläubiger Verehrung werden. Daß dies für die Legende von Buddha zutrifft, ergibt sich aus der Art, mit der hier Buddhas Persönlichkeit behandelt wird. Das sind nicht mehr Biographien einer geschichtlichen Persönlichkeit, das sind Idealisierungen, Apotheosen eines Menschen, der einmal auf Erden gewandelt, religiös-dichterische Verherrlichungen eines mehr göttlichen als menschlichen Wesens.

Diesem legendenhaften und mythischen Zug in der Entwicklung des Lebens von Buddha folgte die Kunst in der Darstellung der Begebnisse, wie sie uns in den Reliefs von Santschi geboten werden. Wenige der dargestellten Szenen sind so klar und einfach wie das Relief oben an der Innenseite des rechten Pfeilers des östlichen Tores. Es stellt unzweifelhaft den Traum der Māyā, der Mutter des Religionsstifters, dar. Über der schlafenden Frau sieht man den Elefanten vom Himmel herabsteigen, in

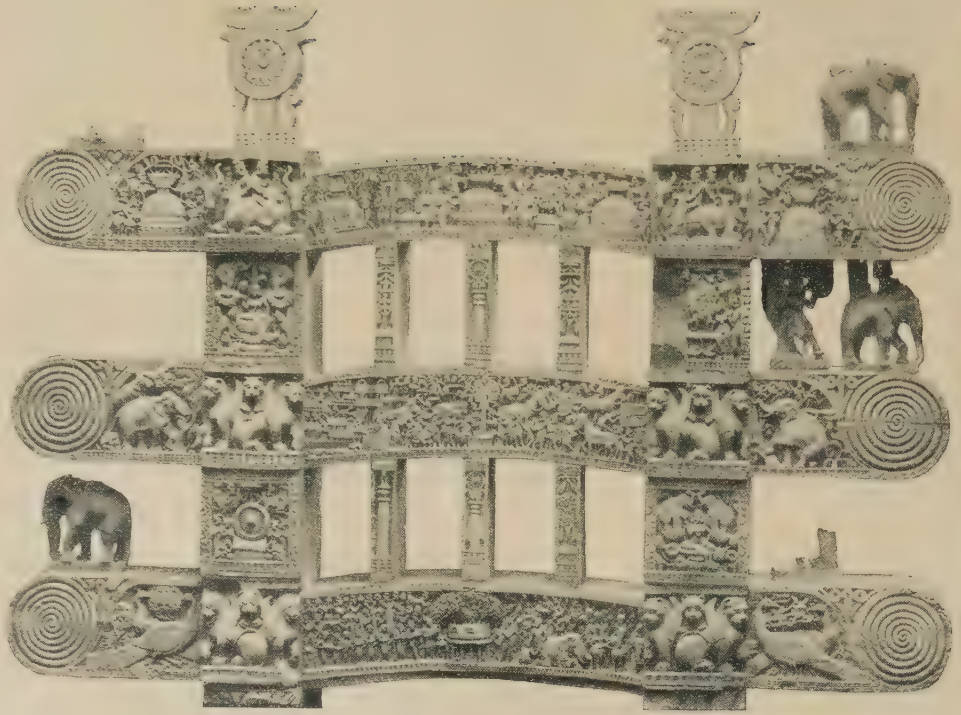

Bild 178. Santschi. Architrav des Osttors des großen Stupa. (S. 354.)

Bild 179—180. Santschi. Pfeiler vom Nordtor des großen Stupa mit Reliefs. (S. 354.)

Bild 182. **Vom Steinzaun zu Barhut.** (S. 361.)

Bild 183. **Relief mit Jetawana. Szene aus Barhut.** (S. 361.)

Bild 181. **Medaillon aus Barhut.** (S. 361.)

Bild 184. **Relief mit Bodhibaum aus Barhut.** (S. 361.)

dessen Gestalt der Legende zufolge Gotama in den Schoß der Mutter sich herabsenkte.

Die Vorderseite des Pfeilers füllt ein großes Relief aus, welches aus drei Doppeletagen, also sechs Stockwerken besteht. Jedes dieser Stockwerke ist durch Säulen in drei Abteilungen geteilt. In der mittleren Abteilung sitzt je eine Gottheit mit dem Donnerkeil und einer runden Flasche als Attribut. Der hinter der Gottheit befindliche Raum zeigt eine zweite, offenbar untergeordnete Gottheit und Göttermädchen mit Schirmen und Wedeln. In den Abteilungen vor der Hauptgottheit sieht man je eine Gruppe von tanzenden und musizierenden Mädchen. Den Hintergrund füllen Fruchtbäume aus. Die andern Gruppen zeigen ähnliche Bilder, alle sechs zusammen stellen die sog. Kāmavatchara-Himmel dar, die Götterwohnungen, in welchen das Gelüste noch wirksam ist. Es heißt nun, daß wenn ein Bodhisatwa, d. h. ein zukünftiger Buddha, im untersten Himmel angelangt ist, eine große Wehklage unter den Göttern ausbricht, weil sie das Ende einer Weltperiode befürchten; 1000 Jahre nachher verkündet der Ruf der Welthüter, daß ein Buddha auf Erden geboren wird. Darum sind die Götter der unteren Terrasse klagend dargestellt. Unten rechts sieht man einen bärtigen Mann mit turbanartig um den Kopf gewundenen Haarsträhnen. Die Knie der hockenden Gestalt werden von einem Bande zusammengehalten. Dieser Mann, nach seiner Tracht ein büßender Brahmane, sitzt auf der Türschwelle eines mit Blättern gedeckten Häuschens. Vor ihm ist ein Teich mit Wasservögeln; Lotusblumen blühen darauf. Ein Büffel und ein Elefant kommen zur Tränke. Ein bärtiger Aszet badet, ein anderer schöpft Wasser zum Übergießen des Körpers mit einem Gefäß von der Form der heute noch zu diesem Zwecke dienenden Lōtā. Das Ganze ist eine behaglich breite Schilderung einer heiligen Badestelle. Weiter erblickt man oben in der Mitte des Reliefs ein tempelähnliches Haus, vor welchem ein Feueraltar brennt; ein zweites Feuergefäß mit Zangen und Brennholz liegt weiter vorne. An der linken Seite kommen unbärtige Gestalten heran, welche Brennholz tragen; es handelt sich um das gewöhnliche Geschäft der Brahmanenschüler. Um den Tempel stehen in anbetender Stellung eine Reihe Brahmanen; den Hintergrund bilden Fruchtbäume, auf denen Affen herumspringen. An den vor dem Blätterhäuschen sitzenden Mann tritt von rechts her ein anderer Brahmane heran, um den Vorgang im Feuertempel zu melden; mitten im Tempel sitzt eine siebenhäuptige Schlange, während oben zu den Dachfenstern Flammen herausschlagen.

Das Relief stellt eine Szene aus der Bekehrungsgeschichte des Kāçyapa von Uruvilva, eines brahmanischen Aszeten dar. Die vor dem Blätterhäuschen sitzende Gestalt ist der Aszet, der bekehrt wird. Als Buddha wünschte, alle auf den rechten Weg zu führen, ging er nach Uruvilva und bat um Erlaubnis, im Feuertempel bleiben zu dürfen. Es ward ihm zu-

gestanden; doch warnte ihn Kâçyapa vor einer im Tempel hausenden mächtigen Schlange. Buddha fing sie in seinem Almosentopfe und ging aus den Feuerflammen, welche das Haus erfüllten, unbeschädigt hervor. Das Merkwürdigste an dem Bild aber ist der Umstand, daß Buddha selbst gar nicht unter den Figuren erscheint. Der Künstler hat die Szene mit vielen Personen belebt, die an und für sich überflüssig sind. Die das Brennholz tragenden Brahmanenschüler, der badende Aszet, kurz die ganze breite und idyllenartige Darstellung des Teiches ist überflüssiges Beiwerk; die Persönlichkeit aber, um die sich die ganze Erzählung dreht, fehlt. Noch merkwürdiger ist ein anderes, verwandtes Relief auf der Vorderseite des linken Pfeilers. Die Lokalität ist bestimmt durch sechs große Fruchtbäume. Auf einem dieser Bäume sitzen zwei Affen; einer ist damit beschäftigt, Früchte zu pflücken. Aber die Bäume stehen im Wasser; die Oberfläche des Wassers ist reich belebt, Wasservögel schwimmen umher, einer taucht mit dem Kopfe unter; ein Pelikan verschlingt einen Fisch. Die Wellen des Wassers treten im Relief hoch hervor. Lotusblumen mit lebhaft bewegten Blättern erscheinen auf dem Wasser, eine Schnecke wird hochgespült; oben in der Ecke erscheint ein Alligator. Das Wasser ist in voller Bewegung; die Wasservögel gebärden sich, wie wenn sie eben ins Wasser gekommen wären. Es handelt sich um eine Überschwemmung eines mit Fruchtbäumen bestandenen Platzes. In der Mitte dieses Landschaftsbildes fahren drei Männer in einem Schiffe. Der in der Mitte sitzende ist bärtig, hat wiederum die Haarflechten turbanartig um den Kopf gelegt; ein bärtiger, dem vorigen ähnlicher Mann und ein unbärtiger mit langen Haaren rudern das aus Brettern roh zusammengezimmerte Boot. Die ganze Szene führt ein anderes Buddhawunder vor Augen. Es wird erzählt, wie der Fluß Nairanjana sehr angeschwollen war und Buddha, als wäre kein Wasser da, über die überschwemmte Fläche wegging. Kâçyapa folgte ihm verwundert in einem Boote, bekehrte sich aber noch nicht. Auch hier weiß der Meißel mit behaglicher Breite zu schildern. Für alles hat der Künstler ein Auge, für Bäume und die darauf sitzenden Affen, für Wogen und Kahn, Lotus und Vogel. Nur der Wunder wirkende, das Wasser überschreitende Buddha, also die Hauptfigur, fehlt.

So gut die Künstler von Santschi Indra und andere Gottheiten im Bild auszuprägen vermochten, so leicht wäre es ihnen gewesen, in den Bilderkreis die Gestalt des Erleuchteten einzuführen. Warum geschah es nicht? Etwa weil sich in ihrer Vorstellung von dem „Meister" bereits ein so hohes Ideal der Schönheit entwickelt hatte, daß ihr Meißel vor der Wiedergabe zurückschrak? Das hätte die Künstler gewiß nicht abgehalten, sowenig es die Jaina abgehalten hat, ihren Jina im Bilde darzustellen. Die große Rivalin der buddhistischen Gemeinde, die mönchische Vereinigung der Jaina, hatte bereits begonnen, ihre Lehrer im Bilde der Verehrung darzubieten, als man

im Kultus der von Buddha sich herleitenden Gemeinde noch jede Darstellung der Persönlichkeit vermied. Wenn trotzdem die buddhistische Kunst starr an dem Ausschluß der Gestalt festhielt, so beruht diese Starrheit auf einem grundsätzlichen Widerstand gegen die Darstellung Buddhas. Niemals kommt ein Buddhabildnis vor, nur die Zeugen seiner Tätigkeit werden abgebildet: die Fußstapfen, welche er hinterlassen, oder der heilige Baum, unter dem er oder einer seiner mythischen Vorgänger die Erkenntnis erlangt hat, die Symbole der Wunder, wie Schlange und Feuer, die Gegenstände des Kultus.

Was flößt dem Künstler eine solche Scheu ein, daß er auf das Bildnis Buddhas verzichtet? Der Grund liegt ganz gewiß ebensowenig darin, „daß ein eigentlicher Kultus fehlte". Was Buddha gelehrt, war allerdings ursprünglich nur eine Philosophie gewesen, aber aus jener Philosophie war längst eine religiöse Gemeinschaft herausgewachsen, die einem fest ausgeprägten Kultus folgte. Dieser Kultus tritt aufs deutlichste in den Reliefs von Santschi hervor; es war ein Kultus, der sich eng an die brahmanische Götterwelt anlehnte. Man betrachte doch nur die Mittelplatte des linken Pfeilers. Wir finden hier einen großen Baum abgebildet, welcher von einer Kapelle so umbaut ist, daß die Hauptzweige aus den Fenstern herauswachsen. Reihen betender Männer umstehen ihn, in der Luft kommen Götter herangeflogen, um ihn zu bekränzen. Das ist der Kultus des Bodhibaumes.

In den Bildern von Santschi wird der bündigste Beweis erbracht, daß nicht bloß ein Kultus des Buddhismus bestand, sondern daß der Kultus bereits in Formen entwickelt war, welche das unterscheidende Wesen des späteren Buddhismus bilden: Reliquienkult und Baumkult. Nur der Bilderkult fehlt.

Mit dem Stūpa von Santschi stimmt jener von Barhut auf der großen Handelsstraße nach Pātaliputra überein. Der Stūpa selbst ist völlig vom Erdboden verschwunden, aber die Ruinen seines reich verzierten Steinzaunes und der Tore geben uns in den Reliefs, mit denen sie geschmückt sind, eine Vorstellung von der Kunst, in welcher der ältere Buddhismus seinen Kultus verherrlichte. Wertvoll sind die Skulpturen dadurch, daß sämtliche Darstellungen mit Inschriften versehen sind. Die im Zustande bedauernswerter Zerstörung aufgefundenen Reste stammen aus der Zeit um 200 v. Chr.

Höchst anziehend sind die vielen Bilder, in denen den Gläubigen das Vorleben Buddhas vor Augen geführt wird. Da gewahrt man die Erzählung von der Antilope, welcher die Jäger nachstellen. Die Waldszene mit dem Wild, das erschreckt von dannen flieht, während die Antilope in unbeweglicher Ruhe beharrt, ist prächtig wiedergegeben. In allen Bildern verrät sich eine ungemein frische Empfänglichkeit für die Natur, für Wald und Wild, Blumen und Bäume. Ein feines künstlerisches Verständnis beherrscht

die Komposition. Einzelne Figuren sind meisterhaft bearbeitet. Wenn auch noch die Freiheit und Gewandtheit in der Darstellung fehlt, so sieht man doch überall glückliche Versuche, den wesentlichen Inhalt der Vorgeburtserzählung in den engen Rahmen eines Medaillons scharf und anschaulich zusammenzudrängen. Welch köstliches Leben zeigt sich nicht in der trotzigen Gestalt der Elefanten, in der Bewegung der Vögel, in dem Kampfe der Büffel! Von noch größerer Bedeutung aber sind die Szenen aus dem historischen Leben Buddhas. Da die Bilder dem Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. angehören, so beweisen sie, daß schon damals das Leben des Religionsstifters Gegenstand der Verehrung geworden war. Vor allem ist es Buddhas wunderbare Geburt durch die Mitwirkung des Elefanten, die im Bilde verherrlicht wird. Ein wichtiges Ereignis in der Legende ist ferner die Stiftung des Jetawana-Klosters. Wir sehen sie dargestellt in einem andern Medaillon. Ein Wagen schafft das Gold herbei, mit dem der Boden bedeckt wird, der für die Errichtung des Klosters bestimmt ist. Der Besuch des Königs Ajâtraśatru bei Buddha spielt in der Legende eine wichtige Rolle. Darum kann es uns nicht überraschen, seiner Darstellung in Stein bereits hier zu begegnen. Aber die Szenen bleiben doch noch vereinzelt. Es fehlt der Zusammenhang eines geschlossenen Bilderzyklus.

Der Hauptwert der Skulpturen von Barhut besteht darin, daß sich in ihnen das ganze Leben des buddhistischen Kultus widerspiegelt. Gegenstand der Verehrung sind der Reliquienschrein, der heilige Baum, das Rad des Gesetzes, Buddhas Fußspur. Zu den kostbarsten Reliquien zählt Buddhas „Haarschmuck". Als der Prinz Siddhârtha das andere Ufer des Anauma-Stromes erreichte, schnitt er mit einem Streiche seines Schwertes sich das Haar ab, und Haar und Turban emporhaltend rief er: „Wenn ich bestimmt bin, Buddha zu werden, so mögen Haar und Turban in der Luft schweben." So geschah es. Die Reliquie wurde von einem der Götter ergriffen und in die Region der 33 Himmel getragen. Dort errichteten die Götter das Heiligtum der „Haar-Reliquie". Diese Reliquie wird auf dem Pfeiler des Westtores dargestellt. Rechts sieht man den Götterpalast, dem in der Inschrift der Name „Siegespalast" gegeben wird; daneben erhebt sich eine Kuppel; unter ihr wird, wie eine andere Inschrift sagt, „der Haarschmuck Buddhas in der heiligen Versammlung der Götter" aufbewahrt.

Sehr zahlreich sind die Bilder, in denen die Reliquienschreine dargestellt werden. Überall sind es Kuppelgebäude, die ein Baldachin überragt. Aus dem Schmucke, mit dem sie auf den Bildern ausgestattet werden, ergibt sich die große Sorgfalt, welche ihrem Aufbau zugewandt wurde. Kaum weniger zahlreich sind die Abbildungen des „Rades des Gesetzes". Dazu kommen Symbole der Lehre, das dreifache Kleinod, Buddhas Thron, Buddhas Fußspur und vor allem der heilige Baum der Erkenntnis. Letzterem wendet

sich mit besonderer Vorliebe der Künstler zu. War doch dieser Baum der Inbegriff der Weisheit, die dem Buddha unter dem Feigenbaum in Buddhagaja aufleuchtete.

So hatte sich der Kultus fest ausgebildet in einer Reihe von Symbolen, in denen die Buddhagläubigen den Schatz der heiligen Lehre verehrten. Nur eines fehlt überall: das Bild Buddhas selbst. Es ist, wie wenn die Persönlichkeit des Religionsstifters nicht vorhanden wäre. Nichts wäre natürlicher gewesen, als denjenigen, den der Mythus so sehr verherrlichte, daß er ihm die alten Attribute eines Licht- und Sonnenwesens beilegte, auch zur Sonne des Kultus zu machen, und der Kunst wäre nichts leichter gewesen, als diese Sonne des Kultus im Mittelpunkt ihrer Bilder leuchten zu lassen. Volle Absichtlichkeit ist es also, wenn diese „Sonne des Kultus" sich zur vollkommenen Unsichtbarkeit in Kultus und Kunst während der älteren Epoche verfinstert. Und warum geschieht das?

Es muß dieses so scharf hervortretende Bestreben auf die Grundrichtung der neuen, von Buddha ausgehenden Erlösungslehre zurückgeführt werden. Jene Erlösungslehre erstrebte gleich der brahmanischen das vollständige Erlöschen des persönlichen Seins; aber während in der brahmanischen Erlösungslehre der nach Erlösung Ringende in dem Augenblicke, wo sein persönliches Sein erlischt, in Brahma, dem einen und absoluten Sein als seinem und aller andern Wesen einzig wahrem Sein aufgeht, bleibt die buddhistische Erlösungslehre bei dem Erlöschen des „Ich" stehen. Ein einziges göttliches Wesen als die wahre, unbedingte, ewige und unwandelbare Wesenheit alles individuellen Seins, ein Brahma als das in der Unvergänglichkeit des reinen Seins und Denkens beharrende Zentrum der auf und nieder wogenden Erscheinungswelt gibt es im Buddhismus nicht. Hier ist der fundamentale Unterschied zwischen altbuddhistischer und brahmanischer Erlösungslehre zu suchen. Buddha ließ alle Arten von göttlichen Wesen zu, nur von dem göttlichen Wesen wollte er unter keinen Umständen etwas wissen, von jenem einzigen, absoluten Brahma, in dessen Schoß die Erlösung vollendet wird. Durch sich selbst erlöst sich der Mensch. Diese Vorstellung gab dem ursprünglichen Buddhismus jene Richtung, welche die Persönlichkeit des Buddha vollständig aus dem Kultus und der Kunst ausschloß. Wohl wird diese Persönlichkeit in den Legenden gefeiert, mit welchen die steigende Verehrung die Gestalt des Lehrers umwebt. Lehrer und Lehre sind aufs engste verflochten. In der Persönlichkeit des Lehrers ist das Unterpfand der heilbringenden Erlösungswahrheit gegeben. Aus einer Unsumme von Wesen hat sich dieses in der Person des Mönches Gotama erscheinende Wesen durch zahlreiche Geburten zur Buddhawürde hindurchgerungen, um der Herold des wahren Weges der Erlösung zu sein; 24 andere sind ihm in dieser Buddhawürde vorausgegangen; sie alle gehören zu den Lehrern der Mensch-

heit, die in Zwischenräumen auf der Erde erscheinen. Das System der Lehre, welches sie predigen, ist bei allen das gleiche. Bei jedem erfolgt erst eine Blütezeit, dann allmählicher Verfall und völliger Untergang, bis ein neuer Lehrer der Wahrheit kommt, der die verlorene Wahrheit wieder rein herstellt. Gotama Buddhas unmittelbare Vorgänger im Lehramt waren: Vipaçyi, Çikhi, Viçvabhū, Krakutschanda, Kanakamuni und Kāçyapa. Als Gotama erschien, war der Weg zur Erlösung wiederum verloren gegangen. Wie allen seinen Vorgängern, so ging auch ihm unter einem Feigenbaume die Erkenntnis des Weges der Erlösung auf. Er wird ein neuer Lehrer der Menschheit, aber nur ein *Lehrer, nicht ein Erlöser*. Der Buddhabegriff soll nicht etwa den Brahmabegriff ersetzen, Buddha nicht an die Stelle von Brahma treten. Es sollte eine Erlösung aus des Menschen innerstem Wesen heraus ohne jede andere Dazwischenkunft sein. Das begründet den tiefsten Gegensatz zu der auf Brahma sich aufbauenden Erlösungslehre. So erhaben das Wesen eines Buddha ist, so beruht dieses Wesen doch einzig und allein auf dem Berufe, *Lehrer der Wahrheit, Herold des Weges der Erlösung* zu sein. In der Erkenntnis und Verkündigung der Wahrheit der Erlösung liegt die Glorie des Buddhatums. Alle Legenden, soviel überirdische Eigenschaften sie Buddha beilegen, feiern immer nur diesen *Lehrer*. Buddha bleibt Mensch. Kein diesen Menschen vergöttlichender Kultus durfte daher entstehen, und um diesen Kultus vollständig auszuschließen, wurde und blieb die Gestalt Buddhas selbst aus den Denkmälern des Kultus unbedingt ausgeschlossen. Dieser Ausschluß entsprang also dem tiefsten Grunde der buddhistischen Erlösungslehre, jenem Gegensatz zur brahmanischen Erlösungslehre, den ich oben geschildert habe. Weil es sich bei dem Ausschluß des Buddhakultus um einen *fundamentalen* Gegensatz zur brahmanischen Erlösungslehre handelte, darum wurde die Buddhagestalt mit solch starrer, ans Lächerliche grenzender Konsequenz unterdrückt. Oder ist es nicht geradezu lächerlich, wenn z. B. in der Legende, welche Buddhas wunderbares Wandeln über das Wasser schildert, die *Gestalt des wandelnden* Buddha unterdrückt wird, während nebensächliche Gestalten mit epischer Breite vom Künstler ins Relief gebracht werden? Wie bei diesem „Wunder", so verfährt der Künstler bei allen andern Ereignissen des Lebens Buddhas. Niemals bekommt der Gläubige Buddhas Antlitz zu sehen, damit er nicht in die Bahn der brahmanischen Erlösungslehre gerate. Eine *unüberbrückbare Kluft* soll beide Richtungen voneinander trennen und jede Annäherung oder gar Verschmelzung verhüten. So blieb es im Herzen des buddhistischen Kultuslebens, bis im 1. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ein Einfluß von außen eindrang, der einen vollständigen Wandel bewirkte.

Sehr auffällig erscheint jene Unterdrückung der Gestalt Buddhas in einer Serie von Bildern, welche in Barhut den Baum der Erkenntnis dar-

stellen. Was dieser Serie einen ganz besondern Wert verleiht, ist der Umstand, daß sich ihre Bilder nicht auf einen einzigen Buddha beziehen, sondern daß auch die heiligen Bäume der vorausgegangenen Buddhas dargestellt werden. Es ergibt sich daraus, daß bereits in früher Zeit der Mythus von den verschiedenen Buddhas in den Kultus und die Kunst übergegangen war. Der älteste Buddha, dessen Baum der Erkenntnis abgebildet wird, heißt Vipaçyi. Vor dem Baum ist ein Thron angebracht, der die Stelle andeuten soll, auf welcher der Buddha zur Erkenntnis gelangte. Zwei Personen knien vor dem Thron, andere stehen aufrecht mit gefalteten Händen im Hintergrund. Ein besonders schönes Bild ist dem Baum und Thron der Erkenntnis des dritten Buddha gewidmet; auch ihn umgeben andächtige Personen. Interessant ist, daß jeder Buddha unter einer andern Baumart zur Erkenntnis gelangt. Mit großer Sorgfalt wird dies von dem Künstler zum Ausdruck gebracht. Am schönsten natürlich wird der Baum dargestellt, unter welchem Gotama, der letzte Buddha, die erlösende Erkenntnis empfängt. Die Krone des heiligen Baumes ragt über einem Rundbau empor, der aus einer von Säulen getragenen, mit Hufeisenbogen versehenen Galerie gebildet wird. Im Mittelpunkte steht der mit dem dreifachen Kleinod geschmückte Thron. Andächtige knien zu beiden Seiten und bringen Blumenkränze als Opfer dar. Wie wenig aber die Verehrung Buddhas sich auf die Menschen beschränkt, zeigt ein anderes Medaillon, auf dem man zur Rechten und Linken je zwei Elefanten sieht, die sich ehrfurchtsvoll vor dem Throne verbeugen.

Je lebendiger das Kultusbild ist, das sich in diesen Reliefs widerspiegelt, um so befremdender ist das Fernbleiben Buddhas gerade dort, wo es sich um die Reihenfolge der verschiedenen Buddhas handelt. Man sollte erwarten, daß kein Bild mehr Anspruch auf die Darstellung der Person Buddhas selbst erheben könnte als die Schilderung der einander folgenden Lehrer der Erlösung; aber die Person bleibt unsichtbar. Alle Verehrung wendet sich dem dreifachen Symbole Buddhas zu. Das hervorragendste unter allen Symbolen ist der Reliquienschrein als Sinnbild des Nirwâna, und das schönste Denkmal des in dem Reliquienkultus verherrlichten neuen Erlösungsweges ist der Stûpa von Santschi.

Aber dieser Stûpa ist nicht der einzige; in der Umgebung von Bhilsa finden sich zahlreiche andere Grabhügel. Ähnlich wie an der Geburtsstätte Buddhas, wurde der dem Religionsstifter geweihte Reliquienschrein mit Grabdenkmälern umgeben, in denen angebliche Überreste seiner Jünger und Nachfolger niedergelegt wurden. Die Eröffnung jener Stûpa ergab interessante Reliquienfunde. Cunningham leitete einen Schacht in den Mittelpunkt des dem Hauptheiligtum zunächst liegenden Grabhügels. Er stieß zuerst auf eine Steinplatte. Als man diese entfernte, öffnete sich eine enge Kammer, die

von sechs Steinplatten gebildet wurde. In dieser Kammer befand sich das Reliquiengefäß. Als es ans Tageslicht gefördert wurde, entdeckte man eine Inschrift mit den Namen: „Der ehrwürdige Kasyapa, Lehrer in allen Zweigen des Vinaya, Gotra, der Upadhyaya und Vaccha Suvijayata, Lehrer des Vinaya." Der Stūpa war also diesen „Heiligen" gemeinsam gewidmet. Im Innern fand man vier kleine Gefäße, deren jedes den Namen der heiligen Männer trug, von denen es Überreste enthielt. Auf der ersten Reliquienkapsel las man die Inschrift:' „Reliquie des zur Vollkommenheit gelangten Kasyapa Gotra, des Lehrers des ganzen Himalaja", ferner: „Reliquie des erlösten Häritiputra".

Die Inschrift des zweiten Gefäßes bezeichnet als „Geschenk des Käkanava Prabhāsana eine Reliquie des erlösten Vaccha Suvijayata, des Schülers von Gotra".

In der dritten Kapsel befand sich gemäß der Widmung eine „Reliquie des erlösten Mahavanaya und des erlösten Apagira" und „Überreste des erlösten Kohudinyaputra". In der vierten Kapsel wurden „Reliquien des Erlösten Kausikiputra" und „Reliquien des erlösten Mogalaputra" aufbewahrt.

Das war ein bedeutsamer Fund. Es waren Reliquien von nicht weniger als zehn hervorragenden Männern der buddhistischen Gemeinde aus der Zeit Asokas, d. h. aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. Ihre Namen stehen in enger Beziehung zu dem großen Generalkapitel der Mönche, das unter Asoka abgehalten wurde. Es wird ausdrücklich erzählt, daß von jenem Kapitel zwei Mönche zur Verkündigung der Lehre Buddhas in den Himalaja gesandt wurden. Es lag offenbar in der Absicht der Stifter, daß, im Gegensatz zum Hauptheiligtum, das ausschließlich dem Andenken Buddhas geweiht war, der zweite Stūpa die Überreste der großen Lehrer der buddhistischen Gemeinde umfassen sollte.

Nicht weniger bedeutsam erscheinen die Reliquienfunde, die in dem dritten Stūpa gemacht wurden; denn es handelte sich um nichts Geringeres als um Überreste der beiden großen Lieblingsjünger Buddhas: Sāriputra und Maudgalāyana. Als man ins Innere vordrang, fanden sich zwei Steintröge; der eine trug kurzweg die Inschrift: „Reliquien des Sāriputra", der andere: „Reliquien des großen Mogalāna". In dem einen Steintrog stand ein Gefäß, das Knochenreste mit Perlen untermischt enthielt.

Ähnliche Funde wurden in den Grabhügeln des nahegelegenen Sonāri gemacht. Die Stūpas erheben sich auf der Höhe einer Hügelkette, in die sich gegen Norden eine tiefe Schlucht hineinsenkt. In dem Hauptstūpa, der an Größe weit hinter dem Santschi-Stūpa zurücksteht, fand sich ein sehr interessanter Reliquienbehälter. Zunächst stieß man auf ein Gefäß in Zylinderform aus Sandstein, das mit einem Deckel verschlossen war. Beim Öffnen fand man ein kleineres zylinderförmiges Gefäß und darin eine kreisförmige

Kapsel. In der Kapsel aber steckte ein winzig kleines Kristalldöschen mit einer feinen Höhlung zum Aufbewahren der Reliquie.

Wertvoll waren auch die Funde im zweiten Sonâri-Stûpa. Der Schacht, den man in die Kuppel trieb, öffnete eine Reliquienkammer, in der sich ein großes Tongefäß befand, das reich mit dekorativen Mustern geschmückt war. Als man den Deckel abhob, fanden sich fünf kleinere Gefäße, jedes mit einer Inschrift versehen, welche den Namen des Bonzen angab, dessen Reliquie verehrt wurde. In den einzelnen Gefäßen steckte eine kleine Kristalldose. Eine Inschrift spricht von der Reliquie eines der größten buddhistischen Prediger aus den Tagen Asokas, nämlich des Gotiputra, der im Himalaja wirkte. Merkwürdigerweise enthalten auch das zweite und dritte Reliquiar Überreste von „Heiligen", die als Verkünder der neuen Lehre im Himalaja tätig waren.

In herrlicher Lage sind die Stûpa von Saddhâra am linken Ufer des Betwa angelegt. Der Hügel, auf dem sich die Denkmäler erheben, bildet nach dem Flusse zu einen steilen Felsabhang, dessen Fuß mit dichtem Baumwuchs bedeckt ist. Es ist ein prächtiges landschaftliches Bild: hoch oben auf dem Felsen die geheimnisvollen Ruinen der buddhistischen Heiligen, unten das klare, smaragdfunkelnde Wasser des Flüßchens, das unter tief herabhängenden Zweigen still dahinfließt.

Der größte Stûpa hat hier einen Durchmesser von 32,4 m. Die Kuppel ist zerfallen, der Steinzaun zusammengebrochen. Während sich hier keine Reliquien fanden, entdeckte man im zweiten Stûpa Inschriften, welche von Reliquien des Sâriputra und Maudgalâyana sprechen. Beide Jünger Buddhas standen offensichtlich in hoher Verehrung, und darum unterließ man es nicht, zu ihrer Verherrlichung an der Seite Buddhas Reliquienschreine aufzubauen.

Ich machte noch einen Abstecher nach dem Dorfe Bhojpur. Es finden sich dort nicht weniger als 20 Stûpas auf dem das Dorf überragenden Höhenzug. Die Hügelkette senkt sich in vier Terrassen hinab. Die einzelnen Terrassen sind von einer mauerartigen Brüstung aus Felsblöcken umgeben; roh gehauene Stufen führen zu den einzelnen Flächen empor.

Bei der Eröffnung des Hauptheiligtums machte man einen merkwürdigen Reliquienfund. In der Grabkammer stand ein Gefäß aus rotem Ton; darin befand sich ein Reliquienbehälter aus Kristall, dem die Form eines Miniaturreliquienschreines gegeben war. Es war ein prächtiges Stück Arbeit und zeigte, wie eng sich die Vorstellung von dem Stûpakultus mit der Kunst bereits verbunden hatte. Daneben fanden sich Goldblättchen, Kristalle und Perlen, genau nach den Vorschriften, wie sie später gegeben wurden. Auch der nebenan stehende Reliquienschrein enthielt eine fein gearbeitete Reliquienkapsel aus Kristall. Besonders lehrreich sind die Inschriften,

welche die einzelnen Schreine hier tragen: „Reliquie des erlösten Kâkanava Prabhâsana, des Sohnes von Goti aus dem Geschlecht der Kodini"; „Reliquie des erlösten Mogaliputra, des Jüngers von Gotiputra"; „Reliquie des erlösten Hâritiputra, ein Geschenk des Aswadeva".

Damit beschloß ich meinen Rundgang in den Ruinen des großen Heiligtums von Santschi. Ich habe die Unterbrechung der Fahrt nach Bombay nicht bereut. Der Besuch jener Grabdenkmäler und Reliquienschreine führte mich mitten in das Leben des alten Buddhismus und rückte dem Auge die Wirklichkeit seines Kultus und seiner Kunst näher, als es die besten Bilder vermocht hätten. Erst in der unmittelbaren Anschauung wird die richtige Grundlage zur Beurteilung des inneren Wesens und Wertes der ursprünglichen Form des Buddhismus gewonnen. Es fehlt der geistige Gehalt, der die Betrachtung aus den niederen Sphären zur Höhe des geistigen Lebens emporträgt. Wir vermissen alles, was diesem Werke den Charakter idealer Macht und Größe hätte aufdrücken können. Wohl feiert die Virtuosität des Meißels bereits ihre Triumphe, aber nicht im Dienste eines erhebenden und verklärenden göttlichen Ideals, sondern in der realistischen Wiedergabe dessen, was dem Sinne sich bietet. In dem Denkmal von Santschi kommt der Grundfehler nicht bloß des buddhistischen, sondern des indischen Kunstschaffens überhaupt zur deutlichen Erscheinung, der Mangel einer wahrhaft idealen Auffassung. Alle Pracht der Dekoration vermag diesen Mangel nicht zu verdecken. Wahre echte Kunst läßt sich von einer Ahnung der unsterblichen Schönheit zu ihren Schöpfungen begeistern. Ohne dieses Streben nach Verwirklichung einer unsterblichen, in höchster Vollendung leuchtenden Schönheit gibt es keine seelenvolle, geistatmende Kunst. Die Virtuosität sinkt zum geistlosen Handwerk herab. Unter diesem Gesichtspunkt ist Santschi überaus lehrreich. Die Kunst, die hier mit solcher Gewandtheit den Meißel führte, besaß alles Zeug zu einer großen Entwicklung. Die äußeren Bedingungen waren gegeben: Schärfe des Blickes, Lebhaftigkeit der Auffassung, Fertigkeit in der Behandlung der Steinmassen. Es fehlte nur eines, ein tieferer, religiöser Gehalt, und darum blieb es dieser Kunst versagt, in stetem Fortschritt dem höchsten Ideal des Schönen näher zu kommen. Wohl begegnen dem Wanderer auf seinen Streifzügen durch die buddhistische Welt an einzelnen Punkten prächtige Leistungen des Meißels und Stichels. Man denke nur an die Bilderzyklen von Java.

Und nun gar Japan! Wer wollte bestreiten, daß sich unter dem Einfluß des Buddhismus in Japan eine Kunstfertigkeit entwickelt hat, die Bewunderung wachzurufen geeignet ist? Die japanische Kunst ist zweifellos der Ausdruck des Schönsten, was die ostasiatische Kunst zu leisten im stande war. Als Japan im Jahre 1873 auf der Wiener Weltausstellung zum erstenmal die Mannigfaltigkeit, den Reichtum, die geschmackvolle Aus-

stattung der Erzeugnisse seines Kunstfleißes entfaltete, staunte nicht bloß der Laie, sondern mehr noch der sachverständige Preisrichter über diese ungeahnten Leistungen. Man mochte noch so sehr geneigt sein, über vieles Groteske und Bizarre in der Zeichnung den Kopf zu schütteln, neben diesen eigentümlichen Stilrichtungen machte sich ein so feiner Sinn für Form und Farbe geltend, zeigte sich eine so lebensfrische Empfänglichkeit für das Naturschöne, daß die japanischen Erzeugnisse in ihrer formenreichen und farbenprächtigen Durchbildung den besten Leistungen des europäischen Kunsthandwerkes an die Seite gestellt wurden. Seitdem hat sich die ungeahnte, dem fernsten Osten entstammende Kunst in den reichen Sammlungen der öffentlichen Institute und einzelner Liebhaber nach allen Seiten hin erschlossen. Hat es nun an und für sich schon etwas überaus Anziehendes, am äußersten Punkte Asiens auf einmal einer Kunst zu begegnen, die das Geheimnis besitzt, ihren Schöpfungen einen Hauch klassischer Anmut zu geben, so steigert sich diese Anziehungskraft, je mehr es möglich wird, den Wurzeln nachzuspüren, aus denen diese Kunst so herrlich emporwuchs, je klarer die Quellen offen gelegt werden, aus denen das Volk seine künstlerische Begeisterung schöpfte. Diese Quellen sind in dem Einfluß des Buddhismus zu suchen. Unter diesem Lehrmeister entfaltete sich das dem Japaner angeborene Talent der Nachahmung zu hoher Vollendung. Alles bildet und formt sich unter der geschickten Hand des Japaners zu einem lebensfrischen Naturgebilde. Es gibt keinen Stoff, in dessen Bearbeitung er nicht ganz Vorzügliches geleistet hätte: Edelmetalle, Kupfer, Bronze, Holz, Ton, Elfenbein, die verschiedenen Gewebestoffe, alles fügt sich seinen geschickten Händen, so verschieden die Stoffeigenschaften auch sein mögen. Der Künstler ist im wahren Sinne Herr des Stoffes. Er vermag auch dem härtesten Stoffe Leben und Bewegung mit wunderbarer Kraft einzuhauchen. Es wird alles so packend und ausdrucksvoll dargestellt, daß die künstlerische Wirkung nicht ausbleiben kann. Aber dieses Können versagt, wo es gilt, die höhere Welt des geistigen Lebens künstlerisch zu erfassen. So frisch und lebenswarm die Kunst des Japaners eine Blume und einen Vogel darzustellen vermag, so wenig Sinn und Verständnis hat sie für die ideale Welt; sie bleibt am Stoffe haften. Wir haben es mit einem vollendeten Naturalismus zu tun, der sein Gebiet mit Meisterschaft beherrscht. Der Künstler hat bewiesen, daß er überall, wo es auf das feine Erfassen und Nachbilden der Natur ankommt, der höchsten Leistungen fähig ist, aber sein Talent vermag sich niemals zu idealem Schwunge zu erheben. Der Genius erlahmt, das Gebilde wird zur Karikatur. Woher kommt das? Die japanische Kunst beweist, daß der vom Buddhismus ausgehende Kultus auch die Kräfte des geistig begabtesten Volkes nicht zur wahren und vollkommenen Entfaltung zu bringen vermochte. Er trieb die Entwicklung in eine einseitige Richtung. Nur wo die Kunst die Blüte eines vom göttlichen

Leben durchdrungenen Idealismus ist, kann sie des Volkes edelste Kräfte zur vollen harmonischen Entfaltung bringen. Mag die japanische Kunst als höchste Blüte des buddhistischen Kultus den Vergleich mit der abendländischen Kunst in der Feinheit der Empfindung für Naturschönheit nicht zu scheuen brauchen, in dem Mangel jedes höheren, über die Natur hinausreichenden idealen Gehaltes ist sie der sprechendste Beweis dafür, daß auch der feinste Natur- und Schönheitssinn das nicht zu ersetzen vermag, was einzig die göttlichen Ideale des Christentums in der Person desjenigen zu geben vermochten, in dem die Quelle aller Schönheit uns sichtbar geworden ist. Daran erinnert mich Santschi.

Vor meinen Augen steht eines der größten Denkmäler der buddhistischen Vorzeit. In ungeheurer Masse umschließt der Grabhügel als künstlich geformter Berg eine Grabkammer; es ist das Symbol des im Nirwāna vollendeten Herolds der Erlösung. Zwei Jahrtausende liegen zwischen der Grabkuppel von Santschi und den jüngsten Glockenpyramiden der buddhistischen Länder. Unzähligemal ist das Symbol wiederholt worden. Wo ist der Fortschritt? Unbefriedigt wendet sich der Blick von den gigantisch aufgetürmten Grabpyramiden zu einem andern Grabe hin, aus welchem mit einem in Schmach und Schande begrabenen Menschen die Menschheit zu neuer Lebenskraft auferstanden ist. Inmitten des Ostergartens steht ein neues, schönes Grab, von einem Frühling von Blumen umschlungen und umduftet. Es ist nicht mehr die versiegelte und stumme Zwingburg des Todes. Geöffnet ist es, und wie aus den Pforten des Paradieses dringt der Frühstrahl und Morgenduft des Lebens und der Unsterblichkeit durch die ganze Welt. Darüber aber schwebt, nicht mehr im Werkgewand des irdischen Lebens, sondern leicht und hell wie ein Strahl überirdischen Lebens der auferstandene Erlöser, um die Segnungen der im Tode vollendeten Erlösung auszugießen. Von dem Grabe aus nimmt die Erlösungsbotschaft ihren Weg durch die ganze Welt, und bald beginnt ein geheimnisvolles Verlangen, die junge Gemeinde der Gläubigen zu dem Grabe heranzuziehen, ein Vorbote des wunderbaren Zuges aller christlichen Herzen und Völker zum Grabe des Herrn, der sich im Laufe der Jahrhunderte so großartig ausgesprochen und betätigt hat.

Welche Gegensätze! Während in den Grabhügeln der buddhistischen Stūpas eine groß veranlagte Volkskraft begraben wurde, rankt sich bis zur Stunde der religiöse und künstlerische Geist der Völker am Stamme des Kreuzes lebenskräftig in den herrlichsten Blüten empor. Das Grab ist der Urquell eines nie versiegenden Lebens geworden.

19. Bombay.

30. Januar 1905.

Auf die Minute lief der Nordexpreß in Viktoria-Station ein, als die Uhr 1 Uhr 15 Minuten zeigte. Nach wenigen Augenblicken befand ich mich im Kreise meiner lieben deutschen Mitbrüder von St Xavier's College. Hatte ich auf meiner weiten Fahrt durch Ostasien überall ein gastliches Heim, brüderlich herzliche Aufnahme gefunden, so konnte ich doch hier inmitten von so vielen alten Bekannten, mit denen ich einst die Freuden und Leiden der Studien auf der holländischen Heide oder an den Ufern der Mersey „im schönen Lancashire" geteilt, zum erstenmal wieder vom „Daheim" reden. Waren wir ja alle Glieder der einen deutschen Ordensprovinz, die, ob auch nach Ost und West vom Sturme zerstreut, überall an den Ufern des Rio Grande in Brasilien und an den Gestaden Indiens eine gastliche Stätte für eine Wirksamkeit gefunden hatten, die ihnen auf deutschem Boden selbst versagt blieb.

Gerade 50 Jahre sind in diesen Tagen (Februar 1905) verflossen, daß die ersten deutschen Jesuiten den Boden Bombays betraten. Als sie, vom Hafen kommend, an der weit ausgedehnten „Esplanade" vorbeischritten, da öffnete sich ihnen noch nicht einladend jener stattliche Bau, der unter dem Namen „St Xavier's College" heute einen Schmuck der Umgebung bildet. In einen Winkel des „Fort" gedrängt, verbarg sich zwischen eng aneinander stoßenden, niedrigen, zum Teil recht verwahrlosten Häusern und „Shops" die Wohnung des Bischofs und seiner Missionäre. Das goldene Jubiläumsjahr, das mich in den Kreis meiner Mitbrüder nach Bombay führte, zeigt ein ganz anderes Bild. Etwas vom Glanze der stolzen „Königin des Arabischen Meeres" fällt auf die Schöpfung, welche die Männer, die vor 50 Jahren an den Ghats von Bombay landeten, mit unbeugsamer Tatkraft ins Leben riefen.

Vor dem Blicke des Eintretenden öffnet sich ein aus drei Flügeln bestehendes Rechteck, dessen vierte offene Seite, mit Gitterwerk eingefaßt, den Eingang zum Vorhof bildet. Fast ganz aus behauenen dunkeln Basaltsteinen im gotischen Stil aufgeführt, trägt der Bau einen ernsten, imposanten Charakter; seine Länge beträgt 61 m, seine Breite 50 m, seine Höhe 25 m. Über dem breit angelegten, prächtigen mittleren Flügel erhebt sich der Xaverius-

turm bis zu einer Höhe von 43 m vom Boden. Außer den vielen luftigen Schulsälen und eigentlichen Kollegsräumen, Wohnzimmern, Speisesaal, Bibliothek, Hauskapelle der Patres besitzt das Kolleg in seinem rechten Flügel zwei prachtvolle große Hallen. Die untere, auf schönen Steinsäulen ruhend, dient als kühler Spielplatz; die obere, mit herrlichen Holzpfeilern, Bogen und kunstreichem Schnitzwerk geziert, als Festhalle des Kollegs. Ausgezeichnet durch architektonische Schönheit und Dauerhaftigkeit seines Baues, durch seine günstige Lage auf der „Esplanade", dem vornehmsten Teile einer Stadt, die sich auf ihrem Wappen stolz die prima urbs Indiarum nennt, unweit vom Strande, von wo die gesunde reine Meeresluft weht, ragt das Xaverius-Kolleg mit seinen kreuzgekrönten Giebeln, seinen hohen, stattlichen Bogenfenstern und seinem weithin sichtbaren Turme, der das Standbild des Apostels von Indien, Franz Xaver, trägt, aus dem Häusermeer empor und repräsentiert mit seiner 1400 übersteigenden Schülerzahl wohl die größte katholische Erziehungsanstalt des östlichen Asien.

Die Gründung dieser großartigen Anstalt fällt in die Zeit der Wiedergeburt Indiens unmittelbar nach den Wirren des furchtbaren Sepoy-Aufstandes von 1857.

Seit der siegreichen Niederwerfung dieses Aufstandes wandte sich die anglo-indische Regierung mit gesteigertem Eifer der Förderung des Unterrichts zu. Weder Mühe noch Geld wurde gespart, um das europäische Unterrichtswesen in seinem ganzen Umfange von den obersten Universitätsstudien bis zu den untersten Elementarfächern in noch höherem Maße zu entwickeln, als dies bis jetzt der Fall gewesen. Die drei Hauptstädte des Kolonialreiches — Kalkutta im Osten, Bombay im Westen, Madras im Süden — waren in ihren bereits gegründeten Universitäten die natürlichen Mittelpunkte, von denen aus sich die Bewegung über die ihrem Verwaltungsbereich unterstehenden Gebiete Indiens wirksamer ausbreiten konnte.

Auch die katholische Mission mußte sich diesem Drange nach höherem Unterricht anschließen.

Während die europäische Bildung aus vollen Schleusen über Indien sich ergoß, besaß die katholische Mission Bombays so gut wie gar keine höheren Schulen, so daß ihre Kinder entweder auf einen höheren Unterricht verzichten oder ihn in den Staatsschulen suchen mußten. Mit dem neuen, religionslosen Schulsystem aber war der katholischen Kirche in Indien eine Gefahr erwachsen, die nicht nur die Verbreitung der christlichen Religion unter den Heiden, sondern auch die Entfaltung, ja den Bestand des Katholizismus selbst in Frage stellte. Das einzige Mittel, dieser Gefahr wirksam zu steuern, war die Gründung einer katholischen Zentralanstalt, in welcher der gesamte Unterricht im Anschluß an den Regierungsplan von den untersten bis zu den höchsten Universitätsstudien in christlichem Geiste gepflegt und

allen Klassen dieser großen asiatischen Handelsempore der zu neun Zehntel heidnischen Bevölkerung nicht weniger wie der katholischen zugänglich gemacht werden sollte. Die Rücksicht auf die vorwiegend indische Bevölkerung war schon deshalb notwendig, um gegen die Vorurteile der gebildeten und scharf beobachtenden Heiden anzukämpfen, welche damals mit Verachtung auf die katholische Kirche herabschauten. Es galt, sie zu zwingen, auch in ihr einen bedeutsamen Faktor der Kultur und Zivilisation Indiens anzuerkennen. Von seiten der englischen Regierung stand einem katholischen Mitbewerb kein Hindernis im Wege, da der echt liberale Sinn ihrer Verwaltung dem privaten Unternehmungsgeist auch auf dem Gebiete des Unterrichtswesens offene Bahn ließ und den konfessionellen Schulen, welche ja ihre Hauptabsicht ebensogut fördern konnten, unter gewissen Bedingungen die staatliche Unterstützung zusagte. Allein wo sollte die indische Mission die Kräfte, wo die Mittel hernehmen, um den Wettbewerb mit den reich dotierten Staatsschulen erfolgreich aufzunehmen?

An der Spitze der Mission von Bombay stand Bischof Hartmann O. C. Der weitblickende Oberhirte erkannte bald, daß Zahl und Kräfte der unter ihm wirkenden Missionäre dafür nicht ausreichten. Auf die dringenden Bitten des selbstlosen Mannes wurde also 1854 die Mission von Bombay vom Apostolischen Stuhle der Gesellschaft Jesu übertragen. Der General derselben aber sah die damals hoffnungsvoll emporblühende deutsche Ordensprovinz zur Verwirklichung der großen, vom apostolischen wie wissenschaftlichen Gesichtspunkte gleich bedeutsamen Aufgabe dazu aus. Es war kein geringes Opfer, das die damals noch nicht so große deutsche Ordensprovinz brachte, als sie den zwar ehrenvollen, aber hohe Ansprüche stellenden Auftrag übernahm. Auf deutschem Boden hatte sich eben erst ihrem priesterlichen Wirken in den Volksmissionen zur religiösen und sittlichen Erneuerung des katholischen Volkes ein so dankbares Arbeitsfeld erschlossen, daß es fast verwegen schien, von der noch verhältnismäßig kleinen Schar, deren Kräfte ganz in Anspruch genommen waren, noch einige tüchtige Arbeiter an das ferne Indien abzutreten. Aber diese Schar wäre nicht ein lebenskräftiger Sprößling jener Männer gewesen, in deren Namen und aus derem Herzen bereits 300 Jahre zuvor das erste Mitglied der Gesellschaft Jesu, das deutschen Boden betrat, der Bereitwilligkeit aller für die indische Mission einen so herrlichen Ausdruck gegeben, wenn sie nicht hochherzig dem Rufe entsprochen hätte.

Im Jahre 1537 hatte Petrus Faber den ersten Ruf nach Indien mit dem Worte erwidert: „Wenn der Papst uns dorthin schickt, wohlan ibimus gaudentes. Die weiten Entfernungen, die uns von Indien trennen, die Schwierigkeiten, welche die Erlernung der Sprache Indiens bereitet, erschrecken uns nicht.“

Mit der auf heimatlichem Boden zu neuem Leben erwachten deutschen Ordensprovinz war auch der Geist jenes alten Geschlechtes wach geworden, das bereits während des 17. und 18. Jahrhunderts so viele seiner besten Söhne hochherzig dem ostasiatischen Missionswerke geschenkt hatte. Verhältnismäßig spät zwar waren die ersten deutschen Jesuitenmissionäre in die Länder jenseits der Meere gezogen, in welchen seit den Tagen des hl. Franz Xaver so viele ihrer Ordensbrüder romanischer Zunge an der Heidenbekehrung wirkten. Die religiöse Not des eigenen Vaterlandes hielt sie vorläufig zurück. Aber auch in Deutschland hatten die herrlichen Briefe des Heiligen und seiner Nachfolger in „beiden Indien" einen mächtigen Widerhall gefunden und führten so manchen edeln Jüngling dem Orden zu. „Schon lange, und zwar sozusagen von der Wiege an", so schrieb am 2. Januar 1607 Friedrich von Spee als junger Ordensmann an seinen Ordensgeneral, „verzehrt mich ein geheimes Feuer, das trotz aller Erstickungsversuche immer wieder zur Flamme auflodert: Indien hat mein Herz verwundet." Dieser Gedanke habe ihm das Verlangen nach der Gesellschaft Jesu eingegeben und lasse ihm keine Ruhe mehr. „Auf den Knien schreibe ich dies und bitte bei der Liebe Christi um die Erlaubnis, dorthin zu gehen, wo mein Herz ist." Aber der Wunsch des edeln Mannes ging nicht in Erfüllung; im eigenen Vaterlande fand er sein „Indien", im Kampfe mit dem furchtbaren Hexenwahn. Erst allmählich wurden auch in Deutschland mehr Kräfte frei, und seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ziehen deutsche Jesuiten in rasch wachsender Zahl über das Meer und folgen den Fußspuren des großen Führers, dessen strahlendes Vorbild wie ein Stern ihnen vorleuchtet. Mit Ehren werden immer in der Geschichte des großen Zivilisationswerkes des Ostens Namen genannt werden wie Roth, Gabelsberger, Strobl, Tiefentaller in Indien, Schall, Kögler, Stumpf, Schreck, Hallerstein und so viele andere in China. Die Friedhöfe der alten Mission in den beiden Kaiserstädten des Ostens, Peking und Agra, legen in den Grabdenkmälern, welche noch heute dem Wanderer die Namen jener opferwilligen Männer verkünden, Zeugnis ab von dem heroischen Geiste, der jenes Geschlecht beseelte. Ein prächtiges Denkmal hat diesen edeln Männern vor wenigen Jahren die Feder des um die Missionsgeschichte hochverdienten Redakteurs der Zeitschrift „Katholische Missionen", P. Anton Huonder S. J., in seinem auf ausgezeichneten archivalischen Forschungen gegründeten Werke: „Die deutschen Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts", gesetzt. Man muß das Bild, das uns dieses Werk in dem allseitigen Schaffen der Missionäre vorführt, selbst vor Augen gehabt haben, um sich davon zu überzeugen, wieviel für die geistige Wiedergeburt des Ostens die deutschen Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts geleistet haben.

In ihre Fußstapfen traten die Erben des alten Namens. Hinter den deutschen Jesuitenmissionären des 18. Jahrhunderts wollten die des 19. nicht zurückstehen.

Das Jahr 1855 führte die ersten Patres in das neue indische Arbeitsfeld. Es war ein bedeutsames Jahr, bedeutsam nicht bloß für die junge deutsche Ordensprovinz, sondern für unser katholisches Deutschland überhaupt, wenn man erwägt, wie es damals um die Teilnahme der deutschen Katholiken am Missionswirken bestellt war. Das katholische Deutschland blickt heute mit Stolz auf die rege Teilnahme seiner Söhne am Weltapostolat der Kirche im fernen Osten. Hoffnungsvoll wachsen seit den 80er Jahren in unserer Mitte neue, dem Dienst in den Missionen geweihte Genossenschaften empor. Anders stand es um die Mitte der 50er Jahre. Wohl gab es kaum eine der alten, in Deutschland wiederum emporblühenden großen Ordensprovinzen, aus deren Mitte nicht einzelne ausgezeichnete Missionäre für Indien und China hervorgingen. Es sei nur an die Namen der beiden hervorragenden Kapuzinermissionäre, an die Bischöfe Hartmann und Zuber, erinnert, welche damals mit so außerordentlichem Erfolg in Indien wirkten. Aber als geschlossene Körperschaft mit einem fest abgegrenzten Arbeitsfeld hatte sich noch keine deutsche Ordensprovinz am Apostolat des fernen Ostens zu beteiligen vermocht. Der ehrenvolle Ruf Pius' IX. an die deutschen Jesuiten brach mit dieser Zurückhaltung. Die deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu war es, die als geschlossene Körperschaft die Anteilnahme des katholischen Deutschland an jener weltumspannenden Mission eröffnete, die Christus seiner Kirche in dem Worte anvertraut: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker." Wie fruchtbar der Missionsgedanke seitdem im Herzen unseres Vaterlandes gewirkt hat, beweist der Umfang, den die Arbeit deutscher Missionäre in allen Weltteilen gewonnen hat. Als Vorläuferin jener weltumspannenden Anteilnahme der deutschen Katholiken am Missionswerke, die damals noch gleich einer terra incognita in weiter Ferne zu liegen schien, begann die kleine Schar, die im Februar 1855 am Fuße der Ghats gelandet, ihre Arbeit. Den Weg zeigte ihr jener Mann, den die Vorsehung in dem Zeitalter, während dessen sich zum erstenmal der Osten von Indien bis nach Japan eröffnet, auserwählt hatte, um das Weltapostolat der Kirche inmitten der neuerschlossenen Völkerwelt zu begründen und zu organisieren. Sie begann ihr Werk im Geiste des hl. Franz Xaver, indem sie das Wort des Heilandes Docete in die Sprache des 19. Jahrhunderts übertrug: „Errichtet Kollegien, errichtet Universitäten!" Auf indischem Boden wollten die Pioniere des der deutschen Ordensprovinz erschlossenen Arbeitsfeldes das Ideal verwirklichen, das dem hl. Franz Xaver einst für Japan vorgeschwebt. Franz Xaver war es gewesen, der im japanischen Volke jene außerordentliche

Empfänglichkeit für eine höhere Zivilisation erkannt hatte. „Dieses Volk ist die Wonne meines Herzens", schrieb er von Japan aus nach Rom. Aus diesen Worten spricht nicht lediglich die edle Begeisterung eines Glaubensboten. Franz Xaver sah in dem Volke mehr als ein dem Missionär zugängliches Volkselement. Sein scharfer, durch die Berührung mit so vielerlei Völkern geübter Blick erkannte in ihm Eigenschaften, die eine große Zukunft zu versprechen schienen, und wie ein Ahnen ging es durch seine Seele, daß dieses Volk berufen sei, eine außerordentliche Rolle in dem Wechselverkehr von Ost und West zu spielen.

Es war darum keineswegs die schlichte Missionsarbeit, auf die sich das Wirken des Apostels beschränken wollte. Der gewaltige Geist Franz Xavers hatte für Japan einen großartigeren Plan ins Auge gefaßt, einen Plan, durch dessen Verwirklichung Japan seiner neuen, mit dem Jahre 1868 beginnenden Entwicklung um drei Jahrhunderte vorausgeeilt wäre. Von Japan richteten sich seine Blicke nach den Universitäten Europas. In der Verbindung des geistigen Lebens der abendländischen Welt mit Ostasien leuchtete ihm die religiöse und sittliche Wiedergeburt Japans. Ein Mittel dazu schien ihm eine engere Teilnahme der Universitäten Europas an jener geistigen Erschließung Japans, die mit der wirtschaftlichen Hand in Hand gehen sollte. Schon am 14. Januar 1549 schreibt Franz Xaver an Ignatius: „Sobald ich mich persönlich in Japan über alles unterrichtet habe, gedenke ich an die Universität von Paris zu schreiben, um durch ihre Vermittlung alle Universitäten Europas von den Verhältnissen zu unterrichten." Was dem Heiligen indessen im Augenblicke der Abreise nach Japan nur in allgemeinen und dunkeln Umrissen vor Augen stand, das wurde ihm klar, als er dort in engere Fühlung mit dem geistigen Leben selbst getreten. Je mehr er sich mit dem wissenschaftlichen Leben des Volkes zu beschäftigen beginnt, um so aufmerksamer richtet sich sein Auge auf die Vertreter dieses geistigen Lebens und auf die Zentren der Wissenschaft. Das Ideal, das den ehemaligen magister artium der Pariser Hochschule fesselte, die Wissenschaft, soll in den Dienst eines höheren Strebens treten. Der Hochschullehrer soll der Apostel eines in Christus zu neuem Leben erwachenden Volkes werden. Ein weites und dankbares Arbeitsfeld sah er dem Einfluß der christlichen Wissenschaft sich eröffnen. Dadurch, daß diese Wissenschaft das geistige Leben des Volkes durchdrang, sollte das Christentum selbst die Quelle des höchsten sittlichen und intellektuellen Fortschrittes werden. Durch die Schule wollte Franz Xaver das mit so hervorragenden natürlichen Anlagen ausgestattete Volk für die höchsten sittlichen Ideale erobern. Es war das herrlichste Missionsprogramm und das wirksamste Programm christlicher Zivilisation, das jemals ausgesonnen wurde, die treffendste Übertragung des welterobernden Wortes „Lehret alle Völker" auf neue Zeiten und neue Verhältnisse.

Bild 185. Bombay. St Franz Xavers-Kolleg. (S. 377.)

Bild 186. Bombay. Graduierte des St Franz Xavers-Kollegs mit ihren Lehrern. (S. 378.)

Bild 187. **Bombay. Elphinstone- und St Franz Xavers-Kolleg.** (S. 384.)

Bild 188. **Bombay. Universität.** (S. 381.)

Den großen Gedanken des hl. Franz Xaver wollte der neue Bischof von Bombay, Walter Steins S. J., zur Tat machen. Es ist das Verdienst dieses apostolischen Mannes, daß er trotz der schwierigen Verhältnisse den Plan einiger angesehenen Katholiken Bombays, mit einem kleinen Kolleg zu beginnen, verwarf und sofort mit der Gründung einer Anstalt ersten Ranges auf den Plan trat. Er selbst und nach seiner baldigen Versetzung nach Kalkutta sein Mitbruder und Nachfolger, der tatkräftige Bischof Meurin, hatten nichts Angelegentlicheres zu tun, als die Oberen der deutschen Ordensprovinz um tüchtige Lehrkräfte zu bitten, der Regierung die nötigen Garantien zu bieten und die Anerkennung der neu geplanten und bereits aus dem Boden steigenden Studienanstalt als ein der Universität von Bombay einverleibtes, mit allen Rechten einer solchen ausgestattetes Kolleg zu erhalten.

Alles wurde innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraumes erreicht. Der auf 250000 Mark geschätzte, in der schönsten Lage von Bombay gelegene Bauplatz wurde der Mission von der englischen Regierung in hochherziger Liberalität unentgeltlich überlassen. Überdies trug sie zu den Baukosten noch 150000 Mark bei. Einen weiteren Zuschuß von 200000 Mark brachten die öffentlichen Sammlungen, an denen sich Katholiken und Protestanten, Hindu, Parsi und Mohammedaner, kurz die Vertreter aller Klassen und Religionen Bombays beteiligten. Als sich nach einigen Jahren eine Erweiterung als notwendig erwies, schenkte die englische Regierung den Patres ein zweites, anliegendes Grundstück im Werte von 400000 Mark mit einem entsprechenden Beitrag zu den Baukosten. In kraftvoller Lebensäußerung entfaltete sich das Werk, und schon nach kaum einem Jahrzehnt durfte es einer der angesehensten Richter des High Court von Bombay wagen, vor aller Öffentlichkeit der Unterrichtsanstalt das Zeugnis auszustellen: „Worauf ich als alter Resident von Bombay besonders stolz bin, das ist diese großartige Anstalt, die fast wie ein Wunder in so kurzer Zeit aus dem Boden gewachsen und die sich so herrlich entwickelt hat, daß sie in ganz Indien ihresgleichen sucht." Ähnlichen Gefühlen gab bald darauf der Vizekönig von Indien, Lord Ripon, Ausdruck, als er in Bombay landete und die öffentliche Preisverteilung mit seiner Anwesenheit beehrte. Die Anstalt bereitete dem Vizekönig einen wahrhaft brillanten Empfang, an dem die ganze Elite Bombays, Europäer und Eingeborene, Hindu, Mohammedaner und Parsi sich mit Stolz und Freude beteiligten. Diejenigen, in deren Händen die Leitung der Anstalt ruhte, wollten in der erhabenen Persönlichkeit, der die glänzende Feier galt, den Repräsentanten der erlauchten Macht ehren, die ihrem apostolischen und wissenschaftlichen Wirken in so hochherziger Art am fernen Gestade ein Arbeitsfeld erschlossen und in so entgegenkommender Weise dieses Wirken auf dem Gebiete des Schulunterrichts unterstützt hatte. Gar manchem Mitgliede des Lehrkörpers traten in dem Augenblick, als der

Vizekönig sich an jeden einzelnen wandte und ihm unter Worten dankbarer Befriedigung die Hand reichte, die Tränen in die Augen. Hatten doch einige von ihnen eben erst den heimatlichen Boden verlassen müssen, um in der Fremde ein neues Heim zu suchen.

Es ist eine nicht hoch genug zu rühmende Tatsache, daß die englische Regierung hier in Indien nichts von dem engherzigen Standpunkte konfessioneller Voreingenommenheit und Parteilichkeit kennt. Keiner ihrer Statthalter von Bombay hat es versäumt, wenigstens einmal der Schlußfeier des Universitätsjahres durch seine Gegenwart besondern Glanz zu verleihen. Sie haben dem Wirken der verbannten deutschen Jesuiten das wärmste Lob gezollt und demselben auch durch großmütige Unterstützung wertvollen Nachdruck verliehen.

Wirksamer als durch äußeres Empfangsgepränge haben die deutschen Patres ihrem Dank durch die selbstlose unverdrossene Arbeit Ausdruck gegeben, mit der sie das Werk des intellektuellen und moralischen Fortschrittes in Indien unterstützten. Der intellektuelle Erfolg zeigt sich am greifbarsten in dem Ergebnis der Prüfungen. „Die St Xavier's High School", so schrieb 1896 der staatliche Oberschulinspektor Mr Kirkham, „ist die größte Englisch lehrende Schule des Zentralbezirkes und steht nach wie vor an der Spitze aller Schulen, auch in Bezug auf ihre Leistungen. Bei den letzten Matrikulationsprüfungen hatte die Anstalt einen ungewöhnlich glänzenden Erfolg, indem sie von 40 Kandidaten 33 durchbrachte. Bei meiner Inspektion fiel mir noch mehr wie sonst der echt wissenschaftliche Charakter der Lehrweise und der ausgezeichnete Ton auf, der in diesem großen Institute herrscht. Alles ist bis ins einzelne sorgfältig durchgearbeitet, und die Antworten der Schüler sowohl in den schriftlichen wie in den mündlichen Arbeiten zeigen, mit welchem Erfolg nicht bloß auf das Einstudieren des Lehrstoffes, sondern in noch höherem Maße auf die Schulung des Geistes Bedacht genommen wird."

Nicht geringer ist die moralische Einwirkung des Kollegs anzuschlagen. Seit 40 Jahren übt das Franz Xaver-Kolleg den segensreichsten Einfluß auf die Bevölkerung nicht bloß Bombays, sondern der ganzen „Presidency", deren Haupt Bombay ist, aus. Durch die vierzigjährige Erfahrung sind Hindu, Mohammedaner und Parsi sich der großen Vorteile bewußt geworden, die ihre Söhne in diesem Kolleg genießen. Sie wissen, wie strenge hier auf Sittlichkeit und freundliche Behandlung der Schüler gesehen, wie viel auf regelmäßigen Schulbesuch und fleißiges Studieren gehalten wird, wie sorgfältig alle Gefahren, denen die Schüler leicht ausgesetzt sind, fern gehalten werden, welch aufrichtige Freunde und Väter die Schüler an den Patres finden; darum bleiben sie ihnen noch im späteren Leben mit innigster Verehrung zugetan. Die rührendsten Beispiele der Anhänglichkeit ließen sich

hier aufzählen, wie z. B. ehemalige Schüler, Söhne der angesehensten mohammedanischen und Hindu- oder Parsifamilien, die im Lande herum Anstellung gefunden und hohe Posten bekleiden, bei einem gelegentlichen Besuch in Bombay ihre alten Lehrer aufsuchen; oder wie andere sich nicht schämen, auf öffentlicher Straße, auf der Eisenbahn, auf Dampfschiffen gleich direkt auf den schwarz gekleideten Jesuitenpater zuzueilen, ihm die Hand zu drücken, ihm ihre Freude über das Wiedersehen in herzlichen Worten kundzugeben, sich angelegentlich nach dem Kolleg zu erkundigen und ihren erstaunten Begleitern frei heraus zu erzählen, wieviel sie den Patres und dem Franz Xaver-Kolleg verdanken, und dies alles mit einer Wärme und Begeisterung, die bei dem gegen Europäer so zurückhaltenden, verschlossenen kühlen Wesen des Hindu oder Mohammedaners um so auffälliger ist. Seitdem ich in Bombay bin, bin ich wiederholt Zeuge solcher Begegnungen gewesen, und jeder, der nach Bombay kommt und in nähere Berührung zum Franz Xaver-Kolleg tritt, kann gelegentlich diese Beobachtung machen. Kardinal Agliardi, der als Apostolischer Delegat zweimal von Rom nach Bombay reiste, erzählte mit besonderer Freude, wie verschiedene Beamte auf seinem Dampfer und andere mitreisende Herren mit wahrem Stolze sich als Zöglinge des Kollegs ihm vorstellten. „Xaverians" nennen sich mit Vorliebe die alten Schüler des Kollegs. In rührender Weise zeigte sich die Dankbarkeit der „Xaverians" bei der Nachricht von der schweren Erkrankung des Erzbischofs Dalhoff S. J. Welche Verehrung auch die nichtchristlichen Schüler dem schlichten und liebenswürdigen Lehrer und Leiter des Kollegs bewahrten, davon legte eines der Hauptblätter der Parsi ein schönes Zeugnis ab. Dort heißt es: „Auch die nichtchristliche Bevölkerung wird sich eins fühlen mit den Gebeten, welche soeben den Katholiken Bombays für die Genesung ihres ehrwürdigen Oberhirten anempfohlen wurden. Der einheimischen Bevölkerung Bombays ist wohl in den letzten Jahrzehnten kein kirchlicher Würdenträger so vertraut und bekannt geworden wie Dr Dalhoff S. J. Viele von uns werden sich des schlichten und freundlichen ‚Pater Dalhoff' erinnern, so wie er uns allen Ende der 1870er Jahre bekannt war, als des gütigen, liebenswürdigen, nachsichtigen Lehrers der Jugend. Und es bereitete uns alten ‚Xaverianern' keine geringere Genugtuung, als es uns vergönnt war, unsern ehemaligen Lehrer die Stufen des erzbischöflichen Thrones emporsteigen zu sehen, um sich den Pflichten, die ihm das erhabene Amt im öffentlichen Leben Bombays auferlegte, mit ebensoviel Würde als Anspruchslosigkeit zu unterziehen. Dr Dalhoff hat sich durch seine hervorragenden Tugenden bei allen Klassen und Bekenntnissen der Bevölkerung Bombays die höchste Liebe und Achtung erworben. Alle ohne Unterschied des Glaubens werden für seine Genesung ihre Gebete aufopfern, niemand aber mit herzlicherer Teilnahme als die alten Schüler des Franz Xaver-Kollegs."

Die vorzügliche Haltung der Studenten ist von jeher ein besonderer Ruhm der Anstalt gewesen und ein Grund ihrer Anziehungskraft auch für die Hindu und Mohammedaner der besten Klassen, weil sie wissen, daß ihre Söhne hier nicht bloß unterrichtet, sondern auch zu edeln Menschen erzogen werden. Der hohe sittliche Ton, der im Franz Xaver-Kolleg herrscht, hat die staatlichen Inspektoren bei ihren offiziellen Besuchen stets freudig überrascht; es weht eben hier ein echt christlicher Geist.

Das ist das Kolleg des hl. Franz Xaver, a monument of the wonderful devotion, energy and determination of the Roman Catholic Clergy of this Presidency. Mit diesen Worten wird es ebenso bündig wie treffend in Macleans weit verbreitetem Guide to Bombay unter den Merkwürdigkeiten der Stadt hervorgehoben. Gewiß, „ein Denkmal der Hingabe und Tatkraft" ist es, aber auch — so möchten wir unserseits dankbaren Sinnes beifügen — ein Denkmal der wahrhaft hochsinnigen Liberalität und Munifizenz Englands gegenüber den selbstlosen Vorkämpfern christlicher Zivilisation inmitten einer durch so viele Bekenntnisse zerklüfteten Bevölkerung. Dank dieser weitherzigen Politik hat sich den deutschen Jesuiten, denen das Deutsche Reich seit 36 Jahren die Türe gewiesen, im fernen Osten ein schönes und fruchtbares Feld der Tätigkeit erschlossen, ohne daß der anglo-indische Staat sich dadurch in dem Frieden seiner so verschiedenartig zusammengesetzten Bevölkerung bedroht gefühlt hätte.

Wenn auch noch durch den Indischen Ozean und das Rote Meer, durch das Mittelländische Meer und die Alpen vom Mutterboden der Provinz getrennt, fühlte ich mich doch einmal wieder ganz auf heimatlichem Boden, fand mich wirklich zu Hause. Ein farbenprächtiges Bild entfaltet sich vor dem Blick, wenn sich am Schluß des Nachmittagsunterrichts der Strom der Schüler, Hindu, Parsi, Mohammedaner, die meisten in ihrer buntfarbigen Volkstracht, über den Hof des herrlichen Baues ergießt. Bombays mannigfaltige Bevölkerung spiegelt sich hier in den schönen jugendlichen Typen wider.

Eben schlägt es 5 Uhr. Die Schule wird geschlossen, die großen Tore des Vorhofes öffnen sich, und hinaus strömt die liebe Jugend Bombays. Welch farbenreiches Gemisch der verschiedensten Trachten!

31. Januar 1905.

Für die meisten Indienfahrer ist Bombay die erste indische Stadt, die sich der durch so viele Schilderungen geweckten Neugierde darbietet, und so hat denn alles den Reiz des Neuen, des noch nie Dagewesenen für ihr Auge. Eine Überraschung folgt der andern, ein Bild überholt das andere und hält die Aufmerksamkeit in reger Spannung. Man möchte tausend Augen besitzen, um die bewegten Massen, die vorüberziehen, die sonderbaren

Erscheinungen, die aus der Flut auftauchen, die fremdartigen Gestalten mit einem einzigen Blicke zu überschauen. Unzählige Bilder, schöne und häßliche, anziehende und abstoßende, fesseln das Auge.

So neu war nun zwar das indische Panorama Bombays für mich nicht mehr. Seitdem ich von Kalkutta aus in die geheimnisvolle Welt Indiens eingedrungen bin, ist der bestechende Reiz des Neuen ein wenig abgeblaßt. Man könnte im ersten Augenblicke sogar meinen, Bombay unterscheide sich in seiner Physiognomie wenig oder gar nicht von den übrigen Städten Indiens, am allerwenigsten von Kalkutta. Aber dieser erste Eindruck hält nicht lange an. Es bedarf nur eines Spaziergangs in die nächste Umgebung der Esplanade, und der Ankömmling sieht sich in dem Straßenbilde von einer ganz neuen Poesie aus Indiens Buch der Märchen umwoben. Die dichten Volksmassen, die prächtigen Gestalten, die glänzenden Trachten, die herrlichen Bauten vereinen sich zu einem Bilde, wie es in dieser eigenartigen Zusammensetzung wohl kein zweites selbst in Indien gibt. Kalkutta hat sich den stolzen Namen einer „Stadt der Paläste" erworben. Aber würde man alles, was die Hauptstadt des indischen Kaiserreiches an ansehnlichen Bauwerken besitzt, als einen Stadtteil Bombays neu erstehen lassen, so würde dieses Kalkutta-Viertel ganz ordinär gegenüber dem modernen Bombay dreinschauen. Es ist ein großartiges Bild monumentaler Pracht, in dem die Beherrscherin des Arabischen Meeres vor den Ankömmling hintritt. So etwas bekommt der Orientfahrer an keinem Punkte des Ostens zu sehen.

Die Stadt nimmt den südlichen Teil einer schmalen, länglich gestreckten Insel ein, die ein Damm mit der Insel Salsette im Norden verbindet. Im Westen von den Fluten des Arabischen Meeres, im Osten durch die Wogen eines spitz zulaufenden, von grünen Inselchen belebten Golfes bespült, entsendet die Insel, welcher Bombay den Namen gibt, zwei schmale Arme gegen Süden, einen kleineren westlichen, Malabar Hill genannt, und einen langgestreckten östlichen Arm, Kolaba. Indem beide Arme sich ein wenig nach innen krümmen, bilden sie die anmutige Bucht der Back Bay, um die sich das Häusermeer Bombays schlingt. Ihren höchsten Glanz entfaltet die Stadt im sog. Fort. Der Victoria Terminus, der mit seiner majestätischen Kuppel mehr einer herrlichen Kathedrale der Renaissance als einem Bahnhof gleicht, eröffnet die stolze Linie der Prachtschöpfungen. Staatssekretariat, Universität, Bibliothek, Oberster Gerichtshof, Glockenturm, Post, dazwischen Bank- und Geschäftshäuser, die Hotels, alles ist von einem hohen, künstlerischen, auf Gediegenheit und Schönheit hingerichteten Zug durchdrungen. So baute man in den besten Tagen von Florenz und Venedig. Die meerbeherrschende Größe der Lagunenstadt ist im strahlenden Gewande der Mediceerstadt nach Indien verpflanzt. Das Schönste, was die italienische Renaissance in den

Palastbauten hervorgebracht, scheint vorbildend bis zum Rande des Arabischen Meeres im fernen Osten zu wirken.

Aber der von der Sonne beleuchtete Menschenstrom, der durch die Straßen wogt, gibt der Stadt ihre indische Physiognomie zurück. Wir bemerken bald, daß wir trotz florentinischer Renaissance tief im indischen Zauberlande stecken, und erfreuen uns der Bilder, die uns an Kālidāsa erinnern, indem sie uns die dichterischen Gestalten seines Genius vorführen. Alle Kasten und Sekten Indiens sind hier vertreten, ganz so wie in Benares, allerdings nicht, um in die Fluten des Arabischen Meeres zum Baden und Beten niederzusteigen, sondern um an dem fieberhaften Handelsleben, dessen Mittelpunkt Bombay ist, seinen Anteil zu haben. Unter den Hindu-Kaufleuten ragen die Seths von Gudscherat hervor, Kapitalisten, die über enorme Reichtümer verfügen. Ihre Wohnhäuser sind Paläste von ausgesuchter Pracht. Man bewundert den Reichtum und den künstlerischen Geschmack an dem Schnitzwerk der Balkone. Mit Wonne haftet der Blick an den marmornen Spitzenschleiern, welche die Fenster verhüllen. Und als habe die nach den Gestaden Indiens hinüberstrahlende Größe des goldenen Zeitalters italienischer Architektur die Eifersucht der einheimischen Kunst der Inder wachgerufen, so hat letztere im Wettbewerb Tempel- und Palastbauten geschaffen, die nicht bloß durch ihre Zahl, sondern mehr noch durch ihre phantastische Pracht das fremde Kunstelement zu überbieten suchen.

Zu dem Hindu und Mohammedaner gesellt sich in Bombay noch ein anderes Element, nämlich der Parsi. Bombay ist das Eldorado jener persischen Flüchtlinge, die, um ihren Feuerkultus vor den andringenden Arabern zu retten, nach der Westküste Indiens zogen und im Laufe der Jahrhunderte einen Krösus-Reichtum hier erworben haben. Der Parsi ist leicht erkenntlich an seiner hohen Gestalt und an den scharf geschnittenen kaukasischen Gesichtszügen, aus denen ein ernster, durchdringender Blick funkelt. Es ist ein schöner Menschenschlag. Vornehm erscheint an seiner Seite die Parsifrau. In der bunten Menge, die uns umflutet, kennzeichnet sie sich durch den schlanken Wuchs und die feinen Züge. In weiße und rote Gewänder gehüllt, den zarten Schleier in künstlerischen Falten über das Haupt und um die Schultern geworfen, niemals ohne funkelnden Gold- oder Silberschmuck an den Armen und Händen, sieht man die Parsifrauen bald allein bald von einem lieblichen Kreis von Kindern umgeben durch die Straßen schreiten. Und nun nehme man dazu das Gedränge der feierlichen Umzüge, Hindugläubige, Männer und Frauen mit Kränzen und Blumensträußen, welche sich um die Eingänge der Tempel drängen, dann kann man sich einigermaßen eine Vorstellung von dem farbenreichen Leben machen, das die Straßen und Plätze Bombays zwischen Bykula im Norden und Kolaba im Süden bewegt.

Ganz verschieden davon erscheint Malabar Hill. Es ist ein tropischer Park, in dem unter der Fülle des Pflanzenwuchses die Villen der anglo-indischen Gesellschaft wie begraben liegen. Die Landzunge ist für die Beamten und reichen Kaufleute Bombays ein herrliches Sanssouci nach des Tages Glut, ein Stück Buitenzorg oder Weltevreden. Gleich jenen poesievollen Städten des holländischen Indien ist dieser Teil Bombays in einen Wald von Kokospalmen, Bananen- und indischen Feigenbäumen verwandelt, zwischen denen die Wohnhäuser angelegt sind. Vor der Fassade erstreckt sich ein weiter, mit reichem Blumenschmuck bestandener Rasenplatz; Garten und Park werden sorgfältig in stand gehalten. Von der Terrasse schweift das Auge über Stadt und Hafen, und es rollt sich vor dem überraschten Blick eines jener großartigen Bilder auf, wie es nur das Zusammenwirken von Land und Meer unter einer tropischen Sonne hervorzuzaubern vermag. Es ist eines der schönsten und dank der Vielseitigkeit seiner Elemente reichsten Panoramas, die ich auf meinen Wanderungen zwischen Japan und Indien gesehen. Ich dachte an Nagasaki und Hongkong, als ich den Blick über Stadt, Bucht und Meer schweifen ließ. Es schien mir, als habe Bombay etwas von der Schönheit aller dieser Häfen in sich aufgenommen, aber aus eigenem noch die ganze Glut der Tropen hinzugefügt und alle diese orientalischen Bestandteile dann mit der überwältigenden Hoheit abendländischer Architektur verbunden: dort die schimmernde Fläche der Bucht mit dem Walde von Masten, hier ein in Kokosbäume gehülltes Stadtviertel der Eingeborenen, darüber hinweg die stolz emporsteigenden Türme und Kuppeln des europäischen Viertels. Ist das wirklich das Arabische Meer, das zur Rechten den Fuß der Anhöhe bespült, auf der wir stehen?

Die meisten Besucher Bombays zieht aber noch ein anderes Bild nach Malabar Hill. Wer hat noch nichts von den „Türmen des Schweigens" gehört? Sie sind das Wahrzeichen des Parsismus geworden. Die Religion des Zoroaster verbietet, die Leiche einem unreinen Elemente zu überlassen; weder Feuer noch Luft, weder Wasser noch Erde dürfen den verwesenden Körper berühren. „Man würde das Feuer verunreinigen, wenn man die Leiche verbrennen, das Wasser, wenn man sie den Fluten übergeben würde; die Luft, wenn man gestattete, daß die Ausdünstung der vermodernden Körper sie verpestete; die Erde, wenn man sie in ihr begrübe." Darum überläßt man den Körper dem Fraße der Aasgeier. Da sitzen sie am Rande des runden, nach oben offenen, hohen Turmes! Dicht aneinander gedrängt bilden die scheußlichen Tiere einen schwarzen Kranz und erwarten die Ankunft einer Leiche. In der Umgebung herrscht tiefes Schweigen. Noch bevor der Leichenzug sichtbar wird, kündigt das Gekrächze eines ganzen Schwarmes von Aasgeiern aus dem nahen Gehölze das Kommen der neuen Beute an. Zwei weiß gekleidete Männer schieben die Leiche in den Turm. Mit Gier stürzen

sich die Geier auf ihr Aas. Der scheußliche Fraß entzieht sich zwar dem Blick, aber die Einwirkung auf die Einbildungskraft bleibt darum nicht weniger abstoßend als das Bild des auf der Leiche schwimmenden Aasgeiers in Benares, der vor aller Augen behaglich seinen Schmaus verzehrt. Man sollte meinen, die andauernde Berührung mit dem abendländischen und christlichen Elemente habe dem Parsi wenn nicht Abscheu, so doch ein Empfinden der Beschämung über eine solche Barbarensitte eingeflößt. Unter allen Bewohnern der Gangeshalbinsel steht, wie mit Recht betont wird, keiner durch Erziehung und Wissen dem Europäer so nahe wie der Parsi. Aber ob Hindu oder Parsi, die alten Götter herrschen noch. Christliche Zivilisation und heidnische Gesittung begegnen, durchkreuzen, bekämpfen sich, aber bis zur Stunde hat die erstere nicht vermocht, einen durchgreifenden Einfluß auf letztere zu gewinnen. Das ist die dunklere Seite an dem glänzenden Bilde von Bombay. Diese Schattenseite kann sich nicht lange dem Blicke des aufmerksamen Beobachters entziehen, wenn er den großartigen Unterrichtsgebäuden gegenübersteht, aus denen die moderne Hindu- und Parsiwelt heute hervorgeht. Gerade von Bombay ging im Jahre 1823 die Anregung aus, für einen höheren, auf europäischer Grundlage aufgebauten Unterricht der Eingeborenen Fürsorge zu treffen. Der damalige Gouverneur Mountstuart Elphinstone war es, der zuerst die Aufmerksamkeit der Zentralregierung auf diese Notwendigkeit hinlenkte. An jene Anregung knüpfte sich die Bewegung, welche nach und nach die Halbinsel vom südlichsten Punkte bis hoch hinauf in das Kabultal mit einem Netze trefflich organisierter Schulen überspannen hat. Mit Recht trägt die bedeutendste Schule Bombays, Gymnasium und Universität zusammenfassend, den Namen des Mannes, der diese Bewegung ins Leben rief. Niemand wird von Bombay scheiden, ohne dem herrlichen Bauwerk, in dem sich der Name Elphinstone verewigt, seine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Was dieser große Mann erstrebte, war nicht mehr und nicht weniger als der Educational Conquest of India. Nur zum Teil ist es gelungen, diesen geistigen Eroberungszug durchzuführen. Denn so seltsam es klingen mag, gerade in der Heimat der brahmanischen Philosophie, in jenem Volke, das in seiner geistigen Entwicklung ganz beherrscht wird von dem Träger der religiösen Überlieferung, hatte der Unterricht mit einem nicht unbedeutenden Hindernisse zu kämpfen. Vor der Ankunft der Engländer war Indien jahrhundertelang der Zankapfel von Dynastien gewesen, deren Hauptziel auf die Ausdehnung ihrer eigenen Macht gerichtet war. Für sie war die große Masse des Volkes nur eine Quelle, aus der sie bestrebt waren, möglichst viel Geld für sich, ihr Heer und ihren Hof zu schöpfen. Die Vorstellung von einer Herrscherpflicht, die es sich zur Aufgabe stellt, für die intellektuelle Erziehung des Volkes zu sorgen, war dem Hindu ebenso fremd wie dem Pathan und Mogul. Der Steuereinnehmer war das

einzige verknüpfende Band zwischen Herrscher und Untergebenen. Es kann darum nicht überraschen, daß die große Masse des Volkes trotz aller religiösen Überlieferung der Brahmanen in tiefster Unwissenheit versunken blieb. Der Unterricht blieb auf die obersten Kasten beschränkt, während die unteren Kasten, welche die eigentliche Volksmasse bilden, gewaltsam von den Quellen brahmanischer Erziehung ferngehalten wurden. Daraus erklärt sich die merkwürdige Erscheinung, daß im Lande der „Weisheit der Inder" den unteren Kasten die Wertschätzung eines Unterrichts, und gar eines höheren, fehlte. Diese Gleichgültigkeit machte sich denn auch sofort fühlbar, als man mit der Einführung von Schulen begann. Die unteren Kasten blieben fern, nur die höheren sandten ihre Kinder auf die Schulbank.

Im Kampfe mit dieser Gleichgültigkeit mußte sich der Unterricht seine Stellung in Indien erst erkämpfen, und bis zur Stunde liegt er damit noch im Kampfe. Wenn auch siegreich vordringend, wird er noch harte Arbeit aufbieten müssen, um Indien geistig zu erobern. Die Zahl derer, die lesen und schreiben können, beträgt 53 auf je 1000 Einwohner; jeder zehnte Mann und jede hundertvierundvierzigste Frau haben Schulunterricht genossen. Eine Tatsache, welche die letzte Volkszählung feststellte, ist dabei tröstlich; es hat sich herausgestellt, daß die christlichen Religionsgemeinschaften einen ganz bevorzugten Anteil an der Ausbreitung des Unterrichts haben. Wo immer sich christliche Gemeinden bilden, gewinnt der Unterricht sofort ein weites und dankbares Feld. Die katholische Mission zeichnet sich dabei in ganz außerordentlicher Weise namentlich in Chotanagpur und im südlichen Indien, wo sie die meisten Eroberungen macht, durch die Förderung des Unterrichts in den unteren, von den Brahmanen verachteten und vernachlässigten Volksschichten aus. Aber wie steht es umgekehrt mit dem Fortschritt des Christentums im Kreise jener, die sich seit Jahr und Tag der Segnungen einer christlichen Zivilisation durch die Vermittlung der höheren Schulen erfreuen? Das Christentum fördert den Unterricht. Fördert der Unterricht auch das Christentum?

Ein halbes Jahrhundert ist vorüber, seitdem sich der Educational Conquest mit Hilfe eines in der abendländischen Zivilisation wurzelnden Unterrichts über ganz Indien ausbreiten konnte. Was hat er vom christlichen Standpunkt aus erreicht? Bombay gibt in gewissem Sinne die Antwort für ganz Indien, und diese ist keineswegs eine sehr erfreuliche vom christlichen Gesichtspunkt aus. Wohl zerreißt die abendländische Wissenschaft bei manchen die Nebel des Aberglaubens, sie stürzt die falschen Götter, aber die allerwenigsten haben bis jetzt den Weg zur christlichen Gotteserkenntnis selbst gefunden. Im Herzen der meisten läßt der bloße Verzicht auf das Chaos von Göttern und Untergöttern, von Fleischwerdungen und Seelenwanderungen, von kindischen Fabeln und monströsen Doktrinen nur eine öde

Leere zurück. Im Gefühle des Unbehagens suchen sie diese Leere zwar durch neue Überzeugungen auszufüllen. Sie bemächtigen sich der hohlen Formeln einer mystisch-theosophischen Weisheit, wie sie eine Madame Blavatzky, eine Miß Beasant verkündet haben; aber es geschieht nur, um auf diesem modernen Wege zu den alten Göttern zurückzukehren. „Europäische Zivilisation", sagt ein feiner Beobachter und Kenner der indischen Welt, „kann die Oberfläche glätten. Mehr vermag sie — so will es scheinen — nicht. In ihrem Gemüt, in ihren geistigen Anschauungen bleiben Hindu und Parsi, was sie waren und was sie seit Jahrhunderten sind. Der Hindu kommt zur Welt, lebt und stirbt als Pantheist, der gemeine Mann ohne zu ahnen, der Gebildete mit vollkommenem Bewußtsein. Alles bleibt nach wie vor durchströmt und belebt durch jenen pantheistischen Gedanken, welcher die Grundlage des Hinduismus ist."

Dem aufmerksamen Beobachter drängt sich mit jedem Schritt, den er tiefer ins Land tut, die Empfindung auf, daß nach wie vor eine tiefe Kluft Indien vom Abendlande trennt. Es fehlt in diesem bestechenden Bilde des Fortschrittes etwas, dessen Mangel selbst die höchsten wirtschaftlichen Errungenschaften nicht zu ersetzen vermögen. Indien hat es verstanden, sich mit wunderbarem Geschick in die moderne Welt hineinzuarbeiten, aber aller Fortschritt macht Halt an der Schwelle des religiösen und sittlichen Lebens. Mag auch abendländisches Rechts- und Verfassungsleben in Indien Wurzel gefaßt haben, so reichen diese Wurzeln doch nicht bis zu den religiösen und sittlichen Grundlagen des Volkes. Während die materiellen Errungenschaften des Abendlandes einen bestrickenden Zauber ausübten, blieb alles das, worin sich für uns das höchste geistige Leben ausspricht, ohne Anziehungskraft auf die gebildeten Volksklassen. Woran liegt die Schuld?

Wenn die Förderung des materiellen Wohles der Völker die höchste Aufgabe einer Kolonialpolitik ist, dann hat England diese Aufgabe glänzender erfüllt als alle Vorgänger. Es hat Indien die materiellen und intellektuellen Güter der christlichen Zivilisation in reicherem Maße zugewandt als irgend eine Macht vor ihm, die beherrschenden Einfluß auf Indien ausübte. Nur eines fehlt in diesem Bilde der materiellen und intellektuellen Förderung, das Christentum selbst als die eigentliche Quelle jenes in der Geschichte der Zivilisation einzig dastehenden Fortschrittes. Obschon es auf dem ganzen Erdenrunde keine religiöseren Völker gibt als jene, welche die Gangeshalbinsel bewohnen, so ist doch die Religion als solche vollständig aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen.

Für den anglo-indischen Staat gibt es weder Evangelium noch Veda. Es ist zwar anzuerkennen, daß sich seit den Tagen der Ostindischen Gesellschaft ein bedeutender Umschwung zum Besseren vollzogen hat. So zurückgedrängt, ja verachtet wie damals ist das Christentum nicht mehr.

Die Schwierigkeiten waren allerdings ganz eigener Art, als die Ostindische Gesellschaft, indem sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre politische Macht erweiterte, auch zur Religion des Landes Stellung nehmen mußte. Denn in dem Augenblicke, wo sie dies tun sollte, trat sie nicht etwa bloß einem einzigen Kultus gegenüber, sondern unzähligen religiösen Sekten, die immer neu aus dem Boden hervorsproßten. Indien ist ja eine wahre officina religionum, eine Werkstätte von Schulen und Sekten, die so weit auseinander gehen, daß sie in den ersten Anforderungen der Sittlichkeit und des Rechts den widerspruchsvollsten Auffassungen huldigen.

Der einfachste Weg, um sich jeder Ungelegenheit zu entziehen, stand der Gesellschaft in dem unbedingten Ausschluß einer bevorzugenden Einmischung offen, und diesen Weg beschritt sie mit einem Erfolge, daß in ihrem Verkehr mit dem Hindu jede Spur einer Rücksichtsnahme auf das eigene christliche Bekenntnis vollständig verschwand. Sie kannte nur eine einzige Aufgabe: to do business. Während sie darum für sich das unbedingteste Monopol des materiellen Erwerbes in Anspruch nahm, war sie gleichzeitig äußerst besorgt um die weiteste gehende Freiheit auf religiösem Boden. So entwickelte sich die Überlieferung eines vollständigen Verzichtes auf jede Art religiöser und christlicher Politik. Die Gesellschaft kannte keine andern indischen Götter als jene, die in Fleisch und Blut vor ihr standen, die indischen Fürsten und Priester, deren Huld sie gewinnen mußte, um mit Erfolg auf der Bahn der wirtschaftlichen Eroberung Indiens voranzukommen. Die höchsten Beamten der Gesellschaft waren so sehr darum besorgt, jede politische Verbindung mit dem Christentum zu verleugnen, daß man ihnen nicht selten nachsagte, sie hätten überhaupt keine Religion. An dieser Politik hielt die Ostindische Gesellschaft auch fest, als sie vollständig Herrin der Geschicke Indiens geworden war und der Gunst einheimischer Fürsten und Priester nicht mehr bedurfte. Kein Geringerer als Sir Alfred Lyall, einer der angesehensten anglo-indischen Staatsmänner unserer Tage, hat das merkwürdige Bild in kräftigen Linien geschildert. „Ob auch zu beherrschender Machtstellung emporgestiegen, fuhren wir doch nach wie vor fort, allen Religionen gegenüber eine geradezu ängstliche Gleichgültigkeit an den Tag zu legen. Wir duldeten nicht bloß, nein wir beschützten mit peinlicher Sorgfalt jeden abergläubischen Brauch. Jede Einrichtung, jedes Privileg der Eingeborenen, das eine Beziehung zur Religion verriet, wurde mit dem Gehege eines ehrfurchtsvollen Noli me tangere umzäunt. Die Stiftungen wurden gewissenhaft gehütet, die Zuwendungen an Glieder der Sekte mit größter Genauigkeit ausgezahlt: kurz die Kompanie hatte alle Verpflichtungen ihrer Vorgänger übernommen und betrachtete sich als die Verwalterin aller religiösen Stiftungen im Namen und zum Nutzen einer jeden Sekte und eines jeden Kultus. Wir spendeten mit größter Unparteilich-

keit an Hindu, Muselmannen, Parsi, an die orthodoxen und heterodoxen Sekten des Hinduismus, zu Gunsten der blutigen Feste des Dschagannāthtempels und seines Götterwagens und zu Gunsten eines Mohammedaners, der im Kampfe gegen die ‚Ungläubigen', vielleicht gegen uns selbst, gefallen war."

Man mag dieses Verhalten klugberechnend nennen; aber war es einer christlichen Macht würdig, derart im öffentlichen Leben jede Beziehung zum Christentum abzuleugnen, daß sie ebensogut für nichtchristlich gelten konnte? Zum erstenmal hatte der Lauf der Ereignisse einer christlichen Macht die Geschicke Indiens in die Hand gegeben. Es war dies ein ganz außerordentliches Ereignis, ein Erfolg von weltgeschichtlicher Tragweite. Bisher waren nur kleine Gebietsteile der indischen und der muselmännischen Welt unter das Zepter einer christlichen Macht gekommen. Nirgendwo beugte sich ein Bekenner des Prophetenglaubens vor dem Träger eines christlichen Namens; aber in Indien wurden binnen eines halben Jahrhunderts so viel Muselmannen einem christlichen Zepter untertan, daß man damit viermal die mohammedanische Bevölkerung des ganzen türkischen Reiches ersetzen könnte, und so viel Hindu, daß sie der ganzen christlichen Bevölkerung Europas gleichkommen. Niemals ist einer christlichen Macht ein gleiches Los beschieden gewesen. Und was geschah? Während Hinduismus und Mohammedanismus sich aller materiellen Vorteile ihres Glaubens in den reichen Stiftungen in noch höherem Maße erfreuten als selbst unter den Hindufürsten oder unter den mohammedanischen Eroberern, ging das Christentum leer aus. „Zum erstenmal sah Indien den Reichtum der weiten Provinzen", bemerkt Sir Alfred Lyall, „von Herrschern verwaltet, welche nicht die geringste Neigung zeigten, einen Teil zu Gunsten der Religion zu verwenden, zu der sie sich selbst bekannten." Als nächste Folge bildete sich aus diesem Verhalten ein scharfer, befremdender Gegensatz zwischen der Lage der eingeborenen Christen und der Lage der großen religiösen Gemeinschaften Indiens aus. Der Gegensatz wirkte um so schroffer, weil alle weltliche Gewalt in der Hand derjenigen lag, die zu jener Religion gehörten, die von allen materiellen Vorteilen ausgeschlossen war, während der Rasse, der die Gewalt entrissen war, die reichen Quellen religiöser Stiftungen so ungeschmälert zuflossen, als wäre kein Wandel eingetreten. Dieses Verhalten hatte etwas tief Entwürdigendes für das christliche Bekenntnis, und es mußte selbst von denen, die sich der Vorteile jener unbedingten äußeren Absage an das Christentum erfreuten, d. h. von Hindu und Muselmannen, als eine Mißachtung des christlichen Bekenntnisses empfunden werden. Das steigerte nur die Verachtung des Christentums. Für diese merkwürdige Duldung konnte der Asiate kein Verständnis haben. Während es Christen waren, welche die höchsten Staatsämter bekleideten, war die christliche Religion selbst tatsächlich so arm

und unterdrückt wie in jenen Tagen, wo sie unter den heidnischen Machthabern des römischen Reiches um ihre Existenz kämpfte. Es gab namentlich im Süden Indiens nicht unbedeutende christliche Gemeinschaften. Innerhalb der Gebiete von Kotschin und Travankur bestanden gegen 1500 syrische Christengemeinden, und zur katholischen Kirche bekannte sich rund 1 Million. Wie verhielt sich diesen Christen gegenüber die Ostindische Gesellschaft? Sie beraubte die Christen aller politischen und sozialen Vorteile. Eingeborene Christen waren unfähig, irgend ein öffentliches Amt, sei es am Gericht, sei es in der Verwaltung, zu bekleiden. Selbst unter muselmännischen und Hindufürsten waren die Christen dieser Rechte nicht beraubt gewesen. Erst der Honourable East India Company blieb es vorbehalten, die Christen auf die Stufe des Paria herabzudrücken. Sie behandelte die Neubekehrten wie Outcasts, wie Auswürflinge. Hindu, die zum Christentum übertraten, gingen nicht bloß ihres Vermögens verlustig, sondern, so versichert uns ein ehemaliger Lieutenant Governor of the United Provinces, Sir Alfred Lyall, es wurden ihnen auch Frau und Kinder genommen:

„Alle Religionen, alle Kulte, die niedrigsten und unwürdigsten Gebräuche, selbst kannibalische Sitten wurden nicht bloß geduldet, sondern mit den reichen Hilfsquellen der religiösen Stiftungen gefördert. Bloß die Religion der Herren Indiens selbst, die christliche Religion, schien nicht geduldet; sie stand in gewissem Sinn unter Strafe. Der eingeborene Christ, der sich weigerte, an dem Götzenwagen bei festlichen Gelegenheiten mitzuziehen, wurde mit Stockhieben bestraft."

Es wurde darum als ein großes Entgegenkommen gefeiert, als im Jahre 1832 endlich ein Gesetz erlassen wurde, das Neubekehrte vor dem Verlust ihres Eigentums, ihrer Frauen und Kinder schützte. Aber diese eine Tatsache spricht lauter als alle Erörterungen für die schmachvolle Behandlung, die jene Generation dem eigenen Bekenntnis zu teil werden ließ; denn sie gab erst nach, als sie gezwungen wurde. Dem noblern Sinne derer, die im Mutterlande herrschten, gebührt das Verdienst, diese Paria-Schmach vom Christentum weggenommen zu haben. Aber es bedurfte noch weiterer 20 Jahre, bis den eingeborenen Christen dieselben Rechte zugestanden wurden, welche Hindu und Mohammedaner genossen. Erst im Jahre 1850 gelang es der Regierung des Mutterlandes, dem Parlament ein Gesetz vorzulegen, das alle Gesetze und Gebräuche aufhob, welche den eingeborenen Christen der bürgerlichen Rechte beraubte. Heute ist wenigstens das eine erreicht, daß das christliche Bekenntnis von dieser unbilligen Mißhandlung befreit ist, während dem Hinduismus und Mohammedanismus zum wenigsten seine früheren, das Christentum bedrückenden Privilegien entzogen sind. Aber das ist noch herzlich wenig. Dort, wo das Christentum am ehesten seinen läuternden und sittlich verjüngenden Ein-

fluß geltend machen könnte, auf dem Boden der Schule, ist und bleibt es ein Fremdling, der Eintritt bleibt ihm verweigert. Wohl gewährt der anglo-indische Staat zur Ausübung des Apostolates den Glaubensboten aller christlichen Bekenntnisse volle Freiheit, und den Organen des Staates gebührt die uneingeschränkte Anerkennung, daß sie dies stets und unter allen Umständen offenkundig und unparteiisch tun; doch das Christentum als solches hat in dem ungeheuern Verwaltungskörper keinen Platz. Der öffentliche Unterricht ist bekenntnislos; der religiöse Unterricht ist in den Staatsschulen vollkommen ausgeschlossen, ganz so, als wäre überhaupt kein Christentum in der Welt vorhanden.

In diesem unbedingten Ausschluß des Christentums aus dem indischen Zivilisationsprogramm tritt der schärfste Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit zutage. Ich sage „alter und neuer Zeit" überhaupt. So wenig dem Christentum in Indien ein Einfluß auf das öffentliche Leben eingeräumt wird, ebensowenig trifft dies an andern Punkten der ostasiatischen Weltstraße zu. Großartig ist zweifellos der Anblick eines Colombo und Singapur, eines Hongkong und Schanghai; alles, was die abendländische Welt an Errungenschaften eines materiellen und technischen Fortschrittes besitzt, bietet sich dem Auge in einem glänzenden Bilde dar. Aber es ist keine *christliche* Kulturwelt, die sich in diesen Schöpfungen verkörpert. Das, worauf des Abendlandes innerste Größe beruht, tritt hinter dem materiellen Aufschwung zurück. Man begegnet schönen, ja herrlichen Kirchen und kirchlichen Instituten; aber als religiöse *Macht*, als bewegender Mittelpunkt des geistigen Lebens schwindet das Christentum ganz und gar. Wie ganz anders, wenn man sich Macao oder Malakka nähert. Das Auge stößt zwar auf Trümmer einer längst verblichenen Herrlichkeit; aber auch in dem ruinenhaften Aussehen prägt sich ein Zug aus, durch den sich Portugals koloniale Mittelpunkte vor den glänzendsten modernen Kolonialschöpfungen auszeichnen. Schon von weitem künden sich diese Niederlassungen als Zentren christlichen Lebens an. Hier, wo die Pulsader des wirtschaftlichen Verkehrs zwischen Ost und West am mächtigsten schlug, nahm das Christentum im Angesichte der Volksmassen, die sich aus der umgebenden heidnischen Welt hindrängten, diejenige Stellung ein, die ihm in der abendländischen Zivilisation zukommt: die beherrschende Stellung der höchsten religiösen und sittlichen Macht. In dieser beherrschenden Stellung hob das Christentum das Volk, in dessen Händen das koloniale Zepter ruhte, auch *religiös* hoch über die angrenzende Welt eines in tiefster sittlicher Erniedrigung lebenden Heidentums. Eine solche Schöpfung christlichen Lebens bietet sich in Bombays nächster Umgebung. Es ist *Bassein*.

20. Bassein.

1. Februar 1905.

Es war ein herrlicher Morgen, als ich nach Bassein fuhr. Von Kolaba-Station führt der Zug eine kurze Strecke dem Strand entlang und läßt uns über die glitzernde Wasserfläche der Back Bay hinweg den Ausblick aufs Arabische Meer genießen. Ein Blick auf das Meer in früher Morgenstunde, sobald die Sonne ihr erstes Licht darüber ausgießt, bewahrt immer den Zauber, den das Meer ausübt, wenn es sich zum erstenmal dem Indienfahrer im Morgenglanze der Tropen darbietet. Tausende von Meilen zur See liegen hinter mir, achtundfünfzigmal ist die Sonne vor dem Auge aus der Flut emporgestiegen, aber das Bild ist immer neu und erhebend.

Doch bald schon wird der Blick auf eine andere Szenerie hingelenkt. Dem Strand entlang zieht sich die ausgedehnte Reihe der Pestbaracken. Es ist ein Gewirre von elenden Häuschen und Hütten, in das die einheimische Bevölkerung zu Tausenden getrieben wird, wenn ihre armselige, von der Pest durchseuchte Wohnung niedergerissen oder ausgebrannt ist. Männer, Frauen, Kinder, braune und dunkle Gestalten, vielfach nur dürftig mit Tuchfetzen bekleidet, treiben sich in diesem Wirrsal herum; trotzdem scheinen sie heiter und vergnügt, als wäre die Sorge um den nächsten Tag ihnen unbekannt. Wie manchen wird vielleicht bald die furchtbare Geißel hinwegraffen. Links zeigt sich die ausgedehnte Begräbnis- und Verbrennungsstätte der Hindu. Es ist Raum genug vorhanden, um den unglücklichen Opfern der Pest ein letztes Heim zu gewähren.

Wir eilen an Bandora vorbei. Die parkähnlichen, idyllisch schönen Anlagen mit der spiegelnden Wasserfläche im Hintergrunde, die dichten Gruppen von Bananenbäumen, über denen sich die stolzen Fächer der Kokospalme wiegen, vor uns die kleinen Seen und Teiche, die hübschen Landhäuser, die das Meer einsäumen, entschwinden zu schnell dem Blicke. Der Zug durchschneidet in gerader Linie die Insel Salsette. Ein Meerarm scheidet hier Insel und Festland. In dem Augenblicke, wo wir über die langgezogene Brücke fahren, die den Meeresarm überspannt, öffnet sich nach rechts ein Landschaftsbild, das an Schönheit seinesgleichen sucht. Leicht ansteigende Hügelketten, mit Kokoswäldern bewachsen, zeigen sich im Vordergrunde; dazwischen erscheint wie von zwei grünen Bändern umflochten der anmutig geformte,

in blendendem Weiß leuchtende Meeresarm. Aber noch mehr fesselt ein anderes Bild, das sich links dem Meere zu aufrollt. Man glaubt sich einer altehrwürdigen Stadt des Mittelalters mit ihren Kirchen und Klöstern nahegerückt. Das ist Bassein. Auf der Station Bassein Road verlassen wir den Zug. Die Reka, ein kleiner, hier gebräuchlicher Wagen, bringt uns in einer halben Stunde auf der einsamen, von Palmen überschatteten Straße zu einem halb verfallenen Portal. Wir stehen an der Schwelle von Ruinen, unter denen die Erinnerung an eine der reichsten Gründungen Portugals begraben liegt. In den Berichten taucht zum erstenmal der Name Bassein im Jahre 1532 auf. Zwei Jahrhunderte blieb die Stadt in den Händen der Portugiesen. Während dieser Zeit erhob sie sich zu einer Blüte, daß sie das Hoflager des nördlichen Indien genannt wurde. Der Reichtum seiner Hidalgos oder Edelleute war sprichwörtlich geworden. Dreizehn zum Teil bedeutende Kirchen umgaben in kurzen Abständen die dem hl. Joseph geweihte Kathedrale. Unter ihnen zeichneten sich die Kirchen der Franziskaner, Augustiner, Jesuiten aus. Was ist heute von all der Herrlichkeit übrig? Trümmer, nichts als Trümmer, wohin das Auge schaut. Wir folgen der alten breiten Umwallung, über deren Zinnen Palmen schlank emporsteigen. Die Vegetation breitet einen grünen Kranz niederen Buschwerks aus; überall tauchen mächtige Mauermassen, Portale, Gewölbe, Türme aus dem Pflanzenwuchs empor. Besonders anziehend wirken die in romanischem Stil ausgeführten Arkaden des Franziskanerklosters. Man kann sich keinen größeren Gegensatz wie zwischen Bassein und Bombay denken. Und doch wird jeder, der diesen Trümmerhaufen erblickt, sich fragen: Was verleiht jenen öden Plätzen, diesen Trümmern, die bisweilen ein undurchdringliches Dickicht bedeckt, einen so eigentümlichen Reiz, eine so geheimnisvolle Anziehungskraft? Aus den zerfallenen Kirchen, die zwischen Wald und Gestrüpp hervorschauen, den verwahrlosten Klöstern, die sich hinter Gruppen von Fächerpalmen verbergen, den halb eingestürzten Türmen, an denen sich jetzt die Stämme, Äste und Zweige einer unerschöpflichen Vegetation emporschwingen, spricht eine große, an Erfolgen reiche Vergangenheit zu uns. Man darf ruhig sagen, daß dieses kleine, tapfere Volk vom Tajo hier im fernen und fernsten Osten ein Werk unternahm, an dem sich heute der mächtigste, Indien umspannende und durchdringende zivilisatorische Einfluß noch immer vergebens abmüht. Wer heute den glänzenden Aufschwung vor sich sieht, durch den das Abendland seinen wirtschaftlichen Einfluß zur Geltung bringt, vergißt nur allzuleicht die Zeit, wo die indische Welt dem christlichen Abendlande erst erschlossen werden mußte. Diese Zeit liegt nicht allzuweit in der Ferne. Wir brauchen bloß bis zur Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts zurückzugehen. Bis dahin war es dem Abendland überhaupt versagt geblieben, sich dauernd eine Sphäre des geistigen und wirtschaftlichen Einflusses in-

Bild 189. Bassein. Tor der Zitadelle. (S. 392.)

Bild 190. Ansicht von Makao. (S. 394.)

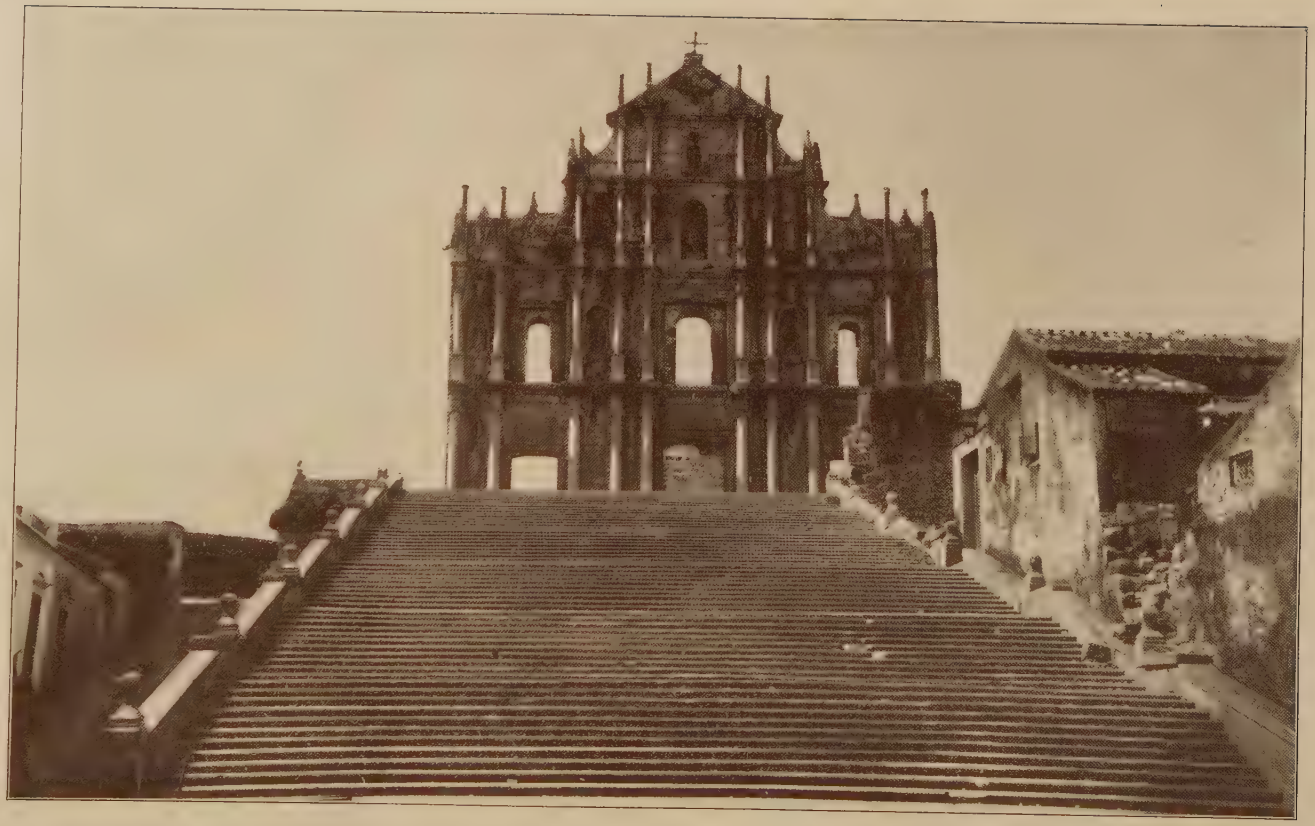

Bild 191. **Makao. Fassade der ehemaligen Jesuitenkirche.** (S. 394.)

mitten der indischen Welt zu erobern. Die islamitische Welt schob sich zwischen Osten und Westen ein. Alle Durchgangspunkte waren in den Händen des Arabers: Aden, Suez, Alexandrien, die großen Stapelplätze des Welthandels. Nur arabische Schiffe kreuzten zwischen dem Indischen Ozean und dem Roten Meere; mohammedanische Kaufleute vermittelten den Warenaustausch zwischen Indien und Europa. Der kleinen, aber kühn aufstrebenden Königsstadt am Tajo blieb es vorbehalten, den islamitischen Bannkreis zu durchbrechen.

Es war am 20. Mai des Jahres 1498, als Vasco da Gama vom Decke seines Admiralschiffes aus die Ghats von Indien sichtete. Vor ihm lag Kalikat, das stolze Emporium des indisch-arabischen Welthandels. Mit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien war der mohammedanischen Welt das Zepter über den Indischen Ozean entrissen.

Es entsprach nur der weltgeschichtlichen Tragweite dieses Ereignisses, als im Jahre 1898 sich die gesamte abendländische Welt mit der Königsstadt am Tajo vereinigte, um der 400jährigen Wiederkehr dieses Tages ehrend zu gedenken. Denn den Weg, den der kühne Seefahrer seiner stolz emporstrebenden Heimat nach dem fernen Osten erschlossen, hatte er für das gesamte christliche Abendland erschlossen. Darum wird die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien für alle Zeiten eines der denkwürdigsten Ereignisse der Weltgeschichte bleiben. Nur 20 Jahre verflossen seit dem Tage, da Vasco da Gama auf der Höhe von Kalikat erschienen, und von Indien bis nach China eröffneten sich die Tore der ostasiatischen Welt. Innerhalb dieser kurzen Zeit hatte eine in unbekannten Gewässern siegreich vordringende Flotte den Weg von Kalikat bis nach Kanton gefunden. Malabar, Malakka, Malaiischer Archipel bezeichnen die Etappen dieses Siegeszuges zur See. Es gibt wohl kaum eine glänzendere Epoche in der Geschichte der Wechselbeziehungen Europas und Asiens als diese kurze Spanne von zwei Jahrzehnten. Als Denkmäler jener Epoche erheben sich die großen portugiesischen Städte Goa, Kotschin, Malakka, Macao, groß selbst noch in ihren Ruinen. Zu diesen Denkmälern zählt auch Bassein.

Von der Rampe des Festungswalles, der Bassein umgürtet, schweifte der Blick über den von dichten Kokoswäldern bedeckten Ufersaum des Ghodbandarstromes bis zu seiner Mündung. Dort zeigte sich die Bucht, die einst den von portugiesischen Kauffahrern und Kriegsschiffen belebten Hafen bildete. Darüber hinaus dehnte sich weithin die sonnenglänzende Fläche des Arabischen Meeres aus. Das Bild war neu, und doch kam es mir bekannt vor. Eine verwandte Szenerie war mir bereits einmal auf meinen Wanderungen an irgend einem Punkte Asiens begegnet: prächtige Kirchen, Klöster, Bauten, die für Jahrtausende geschaffen schienen, Festungen, Umwallungen, aber alles in Trümmern, umsäumt von einer weiten Bucht, deren spiegelglatte Fläche von Fischerkähnen gekreuselt wird. Während sich das Auge

an dem malerischen Bilde Basseins erfreute, kehrte des Wanderers Erinnerung nach dem Gestade Chinas zurück. Dort fristet jenes Macao ein kümmerliches Dasein, das einst das stolze Emporium Portugals am äußersten Punkte der großen ostasiatischen Weltstraße war. Lebhaft erinnerte mich Basseins Umgebung an den Augenblick, als uns aus der Ferne das Fort São Francisco den ersten Gruß zuwinkte. Die Ruinen der einst so herrlichen Fassade der Kirche São Paulo wurden in ihrer die Stadt beherrschenden Lage sichtbar. Vor uns lag die Cidade do nome de Deos, die Stadt des Namens Gottes, wie die Schöpfer Macaos die Niederlassung nannten. Im Namen prägt sich der ganze Charakter des alten Macao aus; denn durch drei Jahrhunderte war die Cidade do nome de Deos wirklich der Brennpunkt, von dem die Strahlen jenes Namens, in dem allein den Völkern das Heil gegeben ist, sich nach Ost und Nord, nach China und Japan ausbreiteten.

Eine Cidade do nome de Deos war auch Bassein, und die ehrwürdigsten Erinnerungen verknüpfen ihre zerfallenen Steine mit der welterobernden Macht des Evangeliums. Innerhalb eines Jahrzehntes war es im wahren Sinne eine Pflanzstätte *christlicher* Zivilisation geworden. Aller Verderbtheit so mancher portugiesischen Kolonialhelden zum Trotz, die nach Indien kamen, um, wie der hl. Franz Xaver schreibt, „nur auf dem Wege des rapio, rapis zu wandern und mit wahrer Genialität dieses rapio, rapis durch neue tempora, modi, participia zu bereichern", erblühte hier in der herrlichsten Betätigung der religiösen und sittlichen Kräfte ein echt christliches Glaubensleben, bis der feindliche Einfluß rivalisierender Seemächte in den ostasiatischen Gewässern Portugals Weltmachtstellung erschütterte. Sein wirtschaftlicher Einfluß wurde gebrochen. Damit war auch das Schicksal seiner großen Städteschöpfungen besiegelt. Wehmütig geht der Wanderer heute durch diese Städte; über Gras und Gesträuch hinweg sucht er sich einen Pfad zu den leeren Kirchen, zu denen einst Tausende strömten. Überall Verlassenheit und Verfall, soweit das Auge blickt. Die Stille einer Einöde lagert über den Trümmern, und doch fühlt man sich beim Anblick all dieses Verfalls wiederum gehoben in der Betrachtung jenes wahrhaft edeln, welterobernden Glaubensgeistes, von dem diese Ruinen Zeugnis geben. Selbst in ihrem Zerfall haben die Ruinen etwas Großartiges als sichtbare Verkörperung des Gedankens, der einst das kleine Volk mit so jugendlicher Tatkraft beseelte, als es Bassein und Goa, Malakka und Macao schuf. Hält man dem Verhalten der Ostindischen Gesellschaft die religiöse Kolonialpolitik des so verachteten Portugal entgegen, so kann man keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, welche Politik einer *christlichen* Macht mehr Ehre machte, jene, welche das Christentum vor der Öffentlichkeit verleugnete, oder diejenige, die dem Christentum die Stellung einräumte, die es einzunehmen

berechtigt war und die alles aufbot, um dem christlichen Bekenntnis den Weg in das Herz des indischen Volkes zu erschließen.

Während der Blick über Wald und Wildnis schweifend zu den Türmen der heiligen Stätte emporschaute, gedachte ich nicht ohne tiefe Bewegung eines apostolischen Wanderers, der einst durch die Straßen Basseins gewandelt. Seit jenem Maitage, an dem Vasco da Gama zum erstenmal die lichtumflossenen Firne der Ghats von Indien begrüßte, waren 46 Jahre verflossen. Portugals Weltmachtstellung in Ostasien stand auf ihrer Höhe. Ein anderer Maitag leuchtete auf; da landete an demselben Gestade, im Angesichte derselben Ghats ein anspruchsloser Glaubensbote.

Dieser Mann war Franz Xaver. Den Sprößling des altbaskischen Rittergeschlechtes Xaver hatte die Vorsehung ausersehen, um die weltgeschichtliche Mission, die Christus seiner Kirche anvertraut hat, inmitten der neu erschlossenen Völkerwelt zu begründen und zu organisieren. In den Dienst der höchsten Ideale stellt sich hier ein ganz von der Größe des Apostolates erfülltes Leben, und in der Ausübung des Weltapostolates kommt die göttliche Mission, die Christus seiner Kirche im Leben der Völker anvertraut hat, in ihrer unvergänglichen Schönheit und Majestät auf dem Boden Ostasiens zum erstenmal zur vollen Erscheinung.

Franz Xaver ist eine überwältigende Erscheinung, ein weltgeschichtliches Charakterbild im edelsten und erhabensten Sinne.

„Der Apostel Indiens verdient es, den größten Männern zugezählt zu werden, die jemals nach Ostasien gekommen sind. Sein Leben, so reich an Tugenden und Verdiensten, kann niemand lesen, ohne von Bewunderung für diese selbstlose Größe hingerissen zu werden."

In diesen schönen, von edler Begeisterung eingegebenen Worten wies vor 80 Jahren der protestantische Staatsmann und Forscher John Crawford auf die überragende Stellung hin, welche der Apostel Indiens in der Geschichte des ostasiatischen Völkerlebens einnimmt. Kein Erforscher der asiatischen Kulturwelt wird Indien besuchen, ohne des Werkes jenes großen Sohnes der Pyrenäen zu gedenken.

Ob auch jedes äußeren Schimmers entbehrend, stellt dieses Werk doch alles in Schatten, was je zur Erschließung Ostasiens unternommen wurde. Es mag äußerlich in seiner Anspruchslosigkeit noch so sehr von dem Glanze abstechen, den die Schöpfungen eines kühn aufstrebenden wirtschaftlichen Verkehrs an der ostasiatischen Weltstraße dem Auge darbieten; in der schlichten Arbeit dieses Glaubensboten beginnen sich für eine unermeßliche Kulturwelt die anbetungswürdigen Pläne des Heilandes der Welt zu erfüllen. Und das welterobernde Wort des Erlösers: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker", wird gleichsam handgreiflich in einem Wirken verkörpert, das die drei gewaltigen Kulturländer des Ostens, Indien, Japan und China, umspannt.

Als schlichter Glaubensbote erscheint Franz Xaver auf dem Boden Indiens. Vor dem Bischofe von Goa, Fray Vincente Albuquerque, wirft er sich demütig nieder. Nur als bescheidener Mitarbeiter der Söhne des hl. Franziskus betrachtet er sich, um jenen heldenmütigen Männern zur Seite zu stehen, die bereits vor ihm alle Kräfte eingesetzt hatten, um die edeln Bestrebungen der Herrscher Portugals zur Ausbreitung des Christentums zu unterstützen. Der Apostel Indiens bringt kein anderes Programm mit als jenes, das in dem glühenden Wunsch enthalten ist, die Ehre der göttlichen Majestät in der Belebung des christlichen Wandels und in der Verkündigung des Evangeliums zu fördern. Aber aus diesem einen Wunsche heraus entwickelt sich ein Wirken, so klar und bestimmt in seinen Zielen, so sicher und glücklich in seinen Wegen, als wäre ihm von dem Augenblick an, wo er auf dem Boden Ostasiens stand, jede Bahn vorgezeichnet, jeder Zeitpunkt festgesetzt gewesen.

Im Wirken des Apostels lassen sich zwei Epochen unterscheiden. Man möchte sie kurz die indische und die japanisch-chinesische nennen. Die indische Epoche reicht bis zur Abfahrt nach Japan, die japanisch-chinesische bis zum Tode des Heiligen im Angesichte Chinas. Wenn nun zwar im Mittelpunkte der einen Epoche Indien, im Mittelpunkte der andern Japan steht, so verweben sich doch beide Wirkungssphären so eng, daß der indische Wirkungskreis sich wie von selbst zum japanisch-chinesischen erweitert.

Am 6. Mai 1542 hatte Franz Xaver den Boden Indiens betreten. Von diesem Tage an bis zum 27. November 1552 kennt sein Leben keine Rast und Ruhe mehr. Man braucht bloß die Orte aneinander zu reihen, an denen uns der Apostel während dieser Zeit begegnet, um wie im Umriß ein Bild der geradezu einzig dastehenden Wirksamkeit zu gewinnen, welche die kurze Spanne von zehn Jahren ausfüllt. Drei Monate nach seiner Ankunft in Goa sehen wir ihn schon in Tuticorin an der Südspitze Indiens, im Dezember wiederum in Goa, im Januar 1543 in Kotschin, im Februar in Punikale, im März in Tuticorin, im April in Livar, im Mai in Nar. Das Jahr 1544 findet ihn abwechselnd an der Küste von Malabar und in Tuticorin, das Jahr 1545 in Negapatam und St Thomé. Von dort erreicht er im September desselben Jahres die Halbinsel Malakka, und schon im Januar des nächsten Jahres ist er auf dem Wege nach den Molukken. Mehr als ein Jahr hält ihn der Indische Archipel fest. Erst im Juli 1547 kehrt er nach Malakka zurück. Im Januar 1548 ist er wiederum in Kotschin, Februar in Goa, März in Bassein, April in Goa, September am Kap Komorin, Januar 1549 in Kotschin, März in Goa, April in Kotschin, Juni in Malakka. Am 15. August desselben Jahres landet er in Japan. Im Staate Satsuma bleibt er bis November. Dann geht er nach dem Norden. Das Jahr 1550 findet ihn in

Firando, später in Jamagutschi. Im Anfang des Jahres 1551 unternimmt er die Reise nach Mijako. Im März ist er wiederum in Jamagutschi, von September bis November in Funai. Am 15. November tritt er die Rückreise nach Indien an. Im Dezember landet er in Malakka. Im Januar 1552 ist er bereits in Kotschin, im März in Goa. Am 14. April sagt er Goa Lebewohl, um nach China zu reisen. Im Mai erreicht er Malakka, im Juli Singapur, im Oktober die Insel Sancian, Kanton gegenüber. Dort stirbt er am 27. November 1552.

Alle diese Strecken befahren sich heute so leicht zu Wasser und zu Lande, mag es im Schnellzuge von Goa nach Tuticorin oder von Schimonoseki nach Kioto gehen, mag uns der Schnelldampfer von Ceylon nach der Malaiischen Halbinsel oder von China nach Japan tragen. Unvergeßlich wird es mir bleiben, als ich auf der Fahrt von Schimonoseki nach Kioto an demselben Wege vorbeieilte, auf dem einst Franz Xaver mit entblößten Füßen in kalter Winterzeit die Hauptstadt des Mikado aufsuchte. Was heute innerhalb 13 Stunden in einem mit allem Luxus ausgestatteten Schnellzug — der modernste Speise- und Schlafwagen fehlt nicht — erreicht wird, dazu bedurfte der Heilige 13 und mehr Tage unter den größten Beschwerden und Entbehrungen. Und als mich später in Indien der Schnellzug in sechzigstündiger, glühendheißer Fahrt von Bombay nach jenem Tuticorin brachte, das Franziskus so häufig besucht, da konnte ich nicht ohne tiefe Bewegung des apostolischen Wanderers gedenken, dessen Schritte den Boden geheiligt, den ich so ganz ohne Mühe betreten hatte.

Und doch selbst heute, wo die Dampfkraft wie im Flug alle jene Entfernungen überwindet, haben die Strecken noch keineswegs so ganz das Unheimliche verloren. Welchen Unternehmungsgeist aber forderte es zu einer Zeit, wo alle diese Strecken erst von wenigen befahren, wo die Gefährnisse kaum ausgekundet waren. Man muß den Pfaden nachgegangen sein, die Xaverius durch so viele Länder und Meere führte, um einigermaßen erfassen zu können, was dieser Mann für die ostasiatische Völkerwelt bedeutet. Und ich gestehe es gern: in den stillen Stunden der Fahrten von Indien bis nach Japan, während sich dem Auge alles darbot, was die ostasiatische Welt Großes und Schönes in der tropischen Fülle Ceylons und Javas und in dem klassischen Landschaftsbild des japanischen Inselreiches besitzt, mitten in dem vielfarbigen und vielgestaltigen Völkerbild, das in immer neuem Szenenwechsel an mir vorüberzog, hat nichts so sehr das Auge gefesselt als die stille Betrachtung des herrlichen Apostellebens, das im Angesicht eben jener Berge und Meere, Länder und Völker, mit dem es einst verwoben, Zug um Zug sichtbar zu werden schien. Vor dem Blicke lagen da die Wege ausgebreitet, auf denen einst der Apostel von einem Punkte des fernen Ostens zum andern geeilt, nie ermüdend und erlahmend, heute in Goa, morgen in

Bassein, von Kotschin nach Tuticorin, von Negapatam nach Malakka, von Singapur nach Kagoschima, von Jamagutschi nach Mijako, wie im Fluge diese immensen Seestrecken durchmessend, einzig von den Schwingen seines Seeleneifers getragen, in keiner Gefahr verzagend, von dem Jugendfeuer des ersten Tages durchglüht bis zu dem letzten Tage, wo er an der Küste Chinas einsam und verlassen zusammenbricht, dabei stets derselbe bescheidene und anspruchslose Arbeiter, dieses Lebensbild kann in seiner ergreifenden Größe mehr empfunden als ausgedrückt werden. Das ist etwas anderes als die Romantik eines wagefroh voranstürmenden Geistes.

Das Zeitalter, dem Franz angehört, liefert glänzende Bilder eines unternehmenden Sinnes, und die Romantik dieser Seemannsluft inmitten jener langsam aufdämmernden Völkerwelt hat etwas Bezauberndes. Aber im tiefsten Grunde lebt und webt dort nur allzuviel Laune des Augenblicks, die bald zu dieser bald zu jener Fahrt verlockt. Ganz anders ist es mit dem Wagemut Franz Xavers. Da waltet kein Spiel des Zufalles. Eine höhere Macht schwebt über diesen Kreuz- und Querzügen, die den Apostel von Malabar nach Malakka, von Kalikat nach Kanton, von dem Indischen Archipel nach dem japanischen Inselreich tragen. Während sich Xaverius dem Drange seines Herzens überläßt, Gottes Reich nach allen Seiten hin zu erweitern, webt eine unsichtbare Hand jene Fahrten zu einem in sich geschlossenen, planvoll geordneten Lebensprogramm zusammen. Und mehr noch als in den weiten Strecken, die der Apostel durcheilt, gibt sich in dem übernatürlichen Charakter dieses Lebensprogramms die Herrlichkeit seiner weltgeschichtlichen Mission zu erkennen.

Niemand hat jenen apostolischen Heldenmut schöner geschildert als ein edler deutscher Dichter, Friedrich v. Spee, in der dramatisch bewegten Ansprache, die er dem Heiligen in den Mund legt, als dieser sich mit unbezwingbarem Gottvertrauen einem elenden chinesischen Fahrzeug anvertraut, um nach Japan zu eilen:

Eja, stark und freche Wellen,
Eja, stark und stolze Wind',
Ihr mich nimmer sollet fällen,
Euch zu stehn ich bin gesinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben!
Sattlet euch nur, hölzen Ross'!
Ihr müßt über Wellen traben,
Nun, vom Ufer drücket los!

Seit sechzehn Jahrhunderten hatte es zwar an heroischen Versuchen nicht gefehlt, dem Evangelium bald an diesem bald an jenem Punkte Ostasiens die Tore zu öffnen. Aber diese Unternehmungen, so reich an Opfern edelster Hingebung sie sein mochten, blieben vereinzelt. Ohne jenen inneren Zusammenhang, der die Bewegung, die an dem einen Ort angesetzt, mit

Bild 192. Bassein. Fassade der Jesuitenkirche. (S. 392.)

Bild 193. Goa. Schrein des hl. Franz Xaver. (S. 401.)

Bild 194. Goa. Marianische Kongregation von Nachkommen der alten Bekehrten. (S. 402.)

den Erfolgen eines andern Punktes verband, mußte das Werk zerfallen, nachdem es vorübergehende Hoffnungen geweckt. Mit Xaverius wurde das anders. Nicht etwa bloß an diesem oder jenem Punkte der ostasiatischen Völkerwelt sollte dem Kreuze eine Stätte bereitet werden. Die gesamte Kulturwelt des Ostens von Indien bis nach Japan wurde in den Bann eines geschlossenen, alle Länder umspannenden Unternehmens gezogen, das von Kap Komorin bis nach Kagoschima reichte. Die von göttlicher Glut durchdrungene Tatkraft des Apostels faßte Indien, China und Japan zu einem großen Missionsfelde zusammen. Die Epoche des Suchens und Tastens war vorüber. Länder, die früher so weit auseinander zu liegen schienen, als wären es ganz fremde Kulturzonen, sind nahe aneinander gerückt. Entfernungen, so ausgedehnt, daß sie selbst den kühnsten Unternehmungsgeist mit Bangen erfüllen können, bedeuten für den welterobernden Genius des Apostels nichts mehr. Xaverius spielt sozusagen mit ihnen, als läge bereits das ganze östliche Asien mit seinen Inseln und Meeren wie die Karte des Seefahrers vor seinen Augen ausgebreitet. Wenn wir die Briefe durchblättern, in denen uns Xaverius seine Absichten und Pläne verrät, dann wird man überrascht von der Weite und Größe der Auffassung, der Entschlossenheit und Besonnenheit seines unternehmenden Geistes. Wo immer ihm eine neue Kunde zufliegt, da ist er unablässig bemüht, sich über die Möglichkeit eines apostolischen Unternehmens Gewißheit zu verschaffen, und mit einer geradezu wunderbaren Sicherheit richtet sich sein Blick auf die entscheidende Stelle.

Innerhalb eines Zeitraumes von sechs Jahren war auf indischem Boden und überall dort, wo Portugal seine Macht begründet, das Missionsfeld so glücklich organisiert, daß es der Ausgangspunkt einer weiteren, das ganze östliche Asien umfassenden Wirksamkeit werden konnte. Im Augenblicke, wo Xaverius die Wirksamkeit der indischen Epoche abschließt, gibt er selbst ein Bild dessen, was er im Bereiche Indiens erzielt. Am 14. Januar 1549 schreibt er an den hl. Ignatius:

„Mitglieder unserer Gesellschaft leben in diesem Augenblick auf allen Punkten Indiens, wo es Christen gibt. 4 befinden sich auf den Molukken, 2 zu Malakka, 6 am Kap Komorin, 2 zu Kotschin, 2 zu Bassein, 4 auf der Insel Sokotra. Jede Gruppe besitzt ihren Obern."

Wenige Zeilen! Aber in den wenigen Worten hat Xaverius selbst die große providentielle Aufgabe zusammengefaßt, die er für Indien geleistet. Soweit sich die portugiesische Weltmacht über Indien ausdehnte, von dem Eingangstore zum Indischen Ozean im Westen bis zu den letzten versprengten Inseln des Indischen Archipels im Osten, war die Ausbreitung des Glaubens organisiert, und *eine* Hand lenkte von der Insel Sokotra bis nach den Inseln Ternate und Timor, vom 50. Längengrad, der den

östlichsten Punkt Afrikas schneidet, bis zum 130., der die Gewürzinseln berührt, die mächtig sich entfaltende Bewegung.

Aber nicht bloß begründen und organisieren sollte Franziskus das ostasiatische Missionsfeld. In dem Organisator der Kirche Ostasiens sollte sich das Idealbild eines Glaubensboten verkörpern. Dadurch, daß Xaverius an der Schwelle eines neuen Zeitalters die weltgeschichtliche Mission der Kirche auf dem Boden einer terra incognita einleitete, wurde er zur Leuchte, die den ruhmreichen Scharen, die nach ihm kommen sollten, die Wege zeigte. Eines solchen Ideals bedurften jene Männer. Gott schenkte es ihnen in Franz Xaver. Alles, dessen der Glaubensbote bedarf, um im Geiste der göttlichen, von Christus ausgehenden Sendung an dem Weltapostolat der Kirche mitzuwirken, findet er im Leben des Apostels von Indien und Japan in den herrlichsten und erhebendsten Zügen vorgebildet: die unvergleichliche Erhabenheit des Weltapostolates auf der einen, die Aufgaben, die dieses Weltapostolat zu erfüllen hat, auf der andern Seite. Was es heißt, in alle Welt zu gehen und zu allen Völkern das Wort des Lebens zu tragen, dieses Charisma der apostolischen Sendung sollte mit allen Opfern, die es fordert, mit allen Entbehrungen, die es auferlegt, aber auch mit der siegreichen, weltbezwingenden Gnade, die es in sich trägt, zur glorreichen Entfaltung in Xaverius kommen. In dem ungetrübten Verkehr mit Gott, dessen Dienst das ganze Leben gewidmet war, verklärten sich die hohen natürlichen Anlagen des Geistes und Herzens zu dem übernatürlichen Genius eines Heiligen, und die schlichte Gestalt des Glaubensboten ragt in dieser übernatürlichen Größe hoch hinaus über die Schöpfer der portugiesischen Macht von Goa bis nach Macao. Die Kühnheit und Entschlossenheit der Almeida, die Weisheit und Tapferkeit der Albuquerque, die Begeisterung und Ausdauer der Mascarenhas und Sousa steigern sich in Xaverius zu einem von der glühendsten Gottesliebe und Menschenliebe getragenen Heroismus. Das ist Franz Xaver als Begründer und Organisator der ostasiatischen Mission. Er ist der edelste und selbstloseste, aber auch der größte und erfolgreichste aller Konquistadoren des Ostens. Der Ruf hatte sich erfüllt, der einst an ihn ergangen: „Ziehe aus deiner Heimat und aus deines Vaters Haus und komme in das Land, das ich dir zeigen werde. Deinen Namen will ich verherrlichen, und du sollst der Vater vieler Völker werden.“ Dem „Vater der Gläubigen“ vergleichbar war Franziskus auserwählt gewesen, der Vater des Glaubens einer neu erschlossenen Völkerwelt im fernsten Osten zu werden. Als er im Angesichte Chinas die Augen schloß, war die Aufgabe erfüllt, zu der die Vorsehung ihn berufen. Wie eine Karte lag das ostasiatische Missionsfeld in seinen Umrissen vor den Augen seiner Nachkommen aufgerollt da. Einsam ruhen die sterblichen Reste des Heiligen heute in Goa. Gleich Bassein ist die alte Metropole von

Portugiesisch-Indien zwar nur mehr eine Ruine. Wald und Gestrüpp dringen von allen Seiten ein; undurchdringliches Dickicht bedeckt die Trümmer, nur die Kirchen haben die allgemeine Zerstörung überlebt. Halb verstohlen zwischen prachtvollen Gruppen von Palmen emporragend, erzählen sie von der einstigen Hauptstadt des katholischen Indien. Das Kleinod unter diesen durchweg noch gut erhaltenen Gebäuden ist der Bom Jesus. Dort ruht unter einem vom Großherzog Ferdinand II. von Toskana errichteten Grabbaldachin der unverweste Leib des Apostels von Indien in einem aus massivem Silber getriebenen Sarge.

Blieb es mir auch versagt, an dieser geweihten Stätte niederzuknien, so konnte ich doch wenigstens von Bassein die Erinnerung mitnehmen, an einem Orte geweilt zu haben, den der Heilige durch seine Gegenwart geheiligt. Von hier aus hatte er mit der schlichten Waffe des Kreuzes eine Herrschaft des Friedens und der Gnade begründet, eine geistige Herrschaft, die alle Völker des Ostens, ob indischer oder malaiischer, ob chinesischer oder japanischer Abstammung, zu einer einzigen Gottesfamilie mit dem Abendlande vereinen sollte, eine Herrschaft, die keine Gegensätze des materiellen Wettbewerbes, keinen Widerstreit politischer Interessen kennt und nur ein einziges Ziel erstrebte, die Erkenntnis desjenigen, durch den der ostasiatischen Völkerwelt die höchsten sittlichen Güter zufließen sollten.

Die Hand, die einst die Pforten des Ostens der Botschaft des Evangeliums erschlossen hat, schwebt auch heute noch segnend über jenen Männern, die ihm folgen, um das von ihm entworfene Missionsprogramm zu verwirklichen. Aller Wildnis und aller Trauer zum Trotz, die über diesen Orten lagert, hat der Kreuzesbaum, der einst hier aufgepflanzt wurde, noch nichts von seiner Lebenskraft verloren. Portugals Macht ist sozusagen vollständig vom indischen Boden verschwunden. Goa und Diu sind nur Schattenbilder. Aber eines lebt fort, der Glaube, der einst dieses starke Geschlecht begeisterte. Dieser Glaube hat sich als ein lebendig fließender Born bewährt, der die Ausbreitung des Christentums befruchtete und bis zur Stunde befruchtet. Was wäre heute das Christentum in der unermeßlichen Welt des Ostens ohne jene einst so blühenden Zentren des christlichen Glaubenslebens!

Ein lebendiges Denkmal des Glaubenseifers jener großen Zeit sind die unter dem Namen „Goanesen" bekannten eingeborenen Christen, Nachkommen der alten, von den portugiesischen Glaubensboten bekehrten Hindu aus der Zeit, wo Goa die Westküste Indiens namentlich innerhalb des Konkanigebietes beherrschte. Sie bilden nicht bloß in Bombay, sondern in diesem Teile der Halbinsel überhaupt die überwiegende Mehrzahl der Christen. Und wenn sich das christliche Element an der Westküste zwischen Goa im Süden und Diu im Norden nicht so vollständig unter der Masse der Hindu-

bevölkerung verliert wie im Gangestale von Dehli bis nach Benares, so ist es den Abkömmlingen der unter Portugals Zepter christlich gewordenen Konkani-Hindu zu danken, die jene ganze Strecke entlang größere und kleinere, nahezu ausschließlich von eingeborenen Priestern besorgte Gemeinden bilden. Es finden sich unter ihnen nicht wenige Sprößlinge alter Brahmanenfamilien. Mit dem Christentume hat sich durch zwei, ja drei Jahrhunderte in mancher Familie brahmanisches Geblüt unvermischt erhalten. Alle tragen portugiesische Namen. Wer möchte hinter diesen Figueredo, Sousa, Almeida, d'Abreo Abkömmlinge des „göttergleichen Geschlechtes der Brahmanen" suchen? Der Name haftet ihnen aber nicht bloß äußerlich an. Obschon längst einem andern Zepter gehorchend, haben sie doch durch alle Wandlungen und Stürme eine warme Liebe zu jenem Portugal bewahrt, das ihren Vätern die Segnungen des christlichen Glaubens brachte. Das erscheint um so auffälliger, als mit dem Einzug des neuen Herrn in die alten Kolonialgründungen Goas sich die wirtschaftliche Lage und der Anteil am geistigen Leben für die „Goanesen" durchschnittlich günstiger gestaltet haben. Doch das alles vermochte nicht in ihrem Herzen die Anhänglichkeit an das alte Portugal zu zerstören. Aller Glanz ist längst von der Königsstadt am Tajo gewichen, und nur in Ruinen pflanzt sich das Andenken an ihre alte Größe auf dem Boden Indiens fort. Aber so klein und unbedeutend das Mutterland heute erscheint, in den Augen des Goanesen bewahrt es trotz aller Verwüstung noch etwas von der ehemaligen Herrlichkeit, die sich einst in Goa, dem indischen Rom, widerspiegelte. Der Grund liegt auf religiösem Boden. Dem Glauben, zu dem einst seine Väter bekehrt wurden, ist der Goanese mit einer Glut zugetan, die etwas Rührendes hat. Der Glaube durchdringt sein Sinnen und Denken, er ist sein kostbarer Schatz, und mit dem Glauben hat er dem Lande, das ihm den Schatz der höchsten religiösen und sittlichen Güter gebracht, jene treue Anhänglichkeit bewahrt, die den Goanesen in so merkwürdiger Weise auszeichnet. Inmitten der immer weiter um sich greifenden nationalen Bewegung, welche das aus den Staatsschulen hervorgegangene Jung-Indien erfaßt hat, ist die warme Liebe, welche jenes christliche Element der immensen Bevölkerung mit dem längst alles Glanzes beraubten ehemaligen Eroberer verbindet, eine im höchsten Maße bemerkenswerte Erscheinung. Es war unstreitig eine große und edle Kolonialpolitik, der Portugal in den goldenen Tagen seiner ostasiatischen Herrschaft folgte, als es die Ausbreitung des katholischen Glaubens förderte. Mag es in der Verfolgung dieses Zieles manchmal Wege eingeschlagen, nach Mitteln gegriffen haben, die unsere Billigung nicht finden können, das, was jene Politik erstrebte, war im edelsten Sinne des Wortes auf das Wohl der indischen Völker, auf das soziale Wohl nicht weniger wie auf das religiöse gerichtet. Sie sollte ihnen von Anfang an den Weg zur vollen intellektuellen und moralischen Ebenbürtigkeit erschließen.

Auch heute hat eine solche, vom christlichen Geiste durchdrungene Kolonialpolitik nichts von ihrer Bedeutung verloren, und mehr denn je ist die Weltmission, die Christus seiner Kirche anvertraut, berufen, an dem Aufschwung des Völkerlebens mitzuarbeiten. Zwischen dem Beginn des 16. und dem des 20. Jahrhunderts waltet eine unverkennbare Ähnlichkeit. Es ist mehr als Ähnlichkeit; ein innerer Zusammenhang verknüpft die nach Osten drängende Bewegung des einen und des andern Zeitalters. Was an der Schwelle des 16. Jahrhunderts in der ersten Phase seiner Entwicklung erscheint, ist an der Schwelle des 20. Jahrhunderts in die entscheidende und vielleicht abschließende Phase eines Prozesses eingetreten, der die Welt des Ostens mit einem neuen Geiste zu durchdringen sucht.

Während sich mir diese Betrachtungen bei meinen Wanderungen durch die Ruinen Basseins aufdrängten, erreichte ich wiederum die alte Zitadelle. Hier befindet sich ein von den Goanesen mit besonderer Vorliebe besuchter Wallfahrtsort. Es war gerade die Mittagsstunde; tiefe Stille lagerte ringsum, als plötzlich Glockengeläute die Schweigsamkeit der Umgebung unterbrach. Das Angelusläuten der Wallfahrtskirche lud uns ein, einen Augenblick der barmherzigen Liebe zu gedenken, die sich in dem Geheimnis der Menschwerdung den Völkern geoffenbart hat. „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt."

Im Angesichte der Verwüstung machte dieses lebendige Zeichen des Glaubens einen ergreifenden Eindruck. Das Kreuz des Glaubensboten hat das Schwert des Eroberers überlebt.

HINTERINDIEN UND M

Verlag von Herder in Freiburg.

…LAIISCHER ARCHIPEL.

Dahlmann, Indische Fahrten

19342